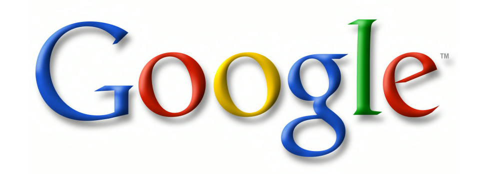
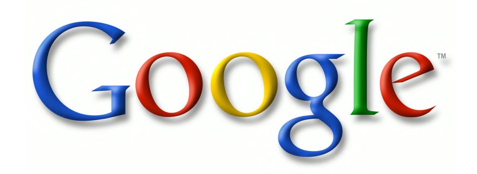
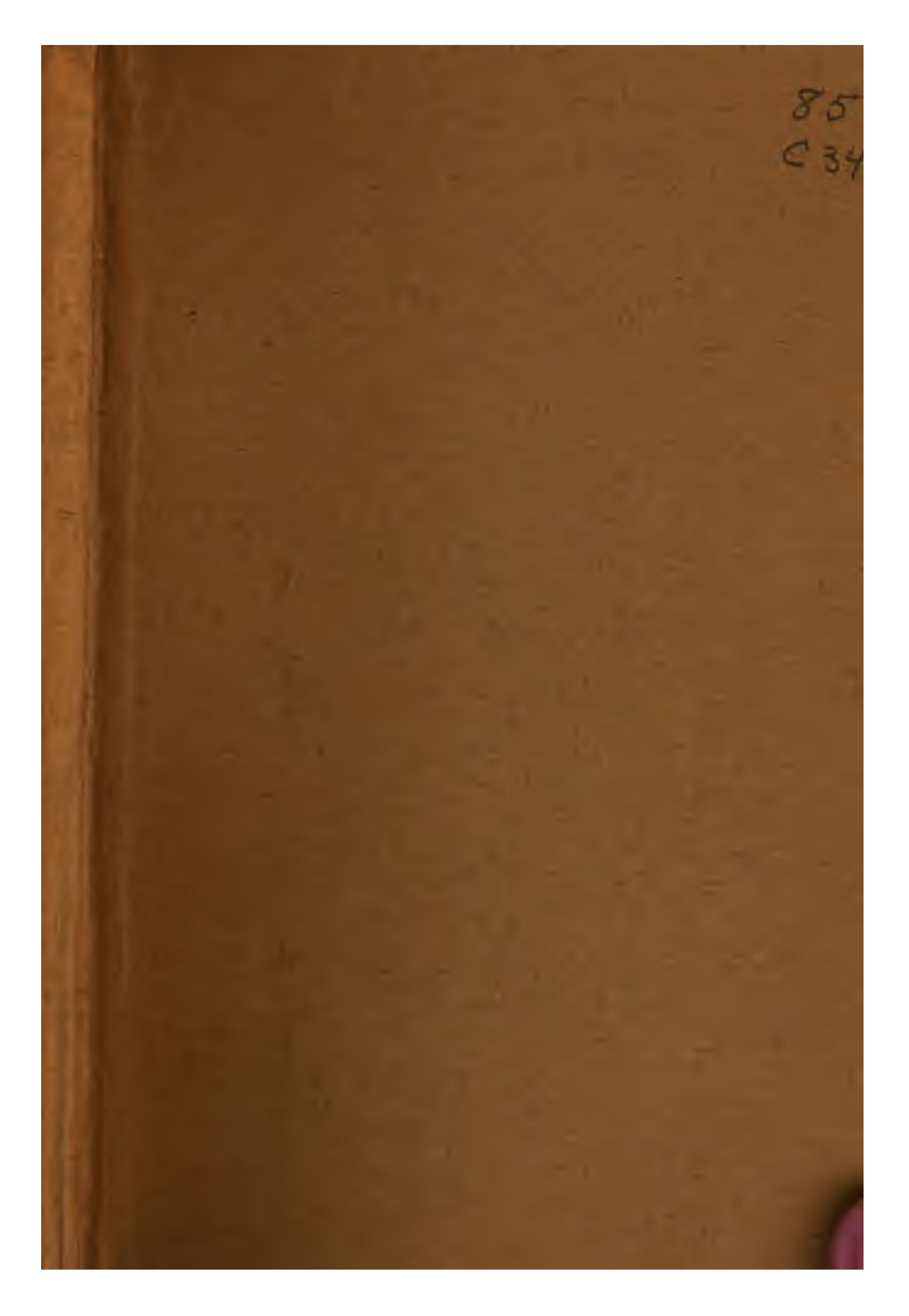

Google





Denkwürdigkeiten

von

Jakob Casanova

von Seingalt.





Denkwürdigkeiten

von

Jakob Casanova

von Seingalt.

Von ihm selbst geschrieben.

Nequidquam sapit qui sibi non sapit.

Herausgegeben

von

M. O. Herni.

Zweite Auflage.

Fünfter Theil.

Hamburg, 1856.
Institut für Literatur und Kunst
(**J. C. C. Lembcke**).

Druck von H. G. Voigt in Wandsbeck.

Dorsch lib. plate

Inhaltsverzeichniß des fünften Bandes.

Erstes Kapitel.

Zweites Kapitel.

Drittes Kapitel.

Seite

Zehntes Kapitel.

Eilftes Kapitel.



Seite

Viertes Kapitel.

Fünftes Kapitel.

Sechstes Kapitel.

Siebentes Kapitel.

Achtes Kapitel.

Neuntes Kapitel.



Erstes Kapitel.

Ich werde im Hause des Anführers der Sbirren beherbergt. — Ich verlebe daselbst eine köstliche Nacht und erlange meine ganze Kraft und meine Gesundheit wieder. — Ich gehe in die Messe; unangenehme Begegnung. — Gewaltsames Mittel, welches ich gebrauchen muß, um mir sechs Zechinen zu verschaffen. — Ich bin außer Gefahr. — Meine Ankunft in München. — Episode über Balbi. — Ich reise nach Paris. — Meine Ankunft in dieser Stadt. — Mordanfall auf Ludwig XV.

Sobald ich den Pater Balbi ziemlich fern sah, stand ich auf, und da ich in geringer Entfernung einen Schäfer bemerkte, welcher auf einem Hügel eine kleine Heerde hütete, so schritt ich auf ihn zu, um einige nöthige Erkundigungen einzuziehen. Mein Freund, sagte ich zu ihm, wie heißt dieses Dorf?

Baldepiadene, Herr. Ich war verwundert, denn ich war weiter gekommen, als ich glaubte. Ich fragte ihn sodann nach dem Namen der Besitzer von fünf oder sechs Häusern, welche ich im Umkreise sah, und zufälliger Weise waren alle die, welche er mir nannte, Personen meiner Bekanntschaft, die ich durch mein Erscheinen nicht in Unruhe versetzen wollte. Als ich ihn hierauf nach dem Namen eines Palastes fragte, welchen ich erblickte, nannte er mir die Familie Grimani, deren Aeltester damals Staats-Inquisitor war, und welcher in diesem Augenblicke dort sein mußte: ich mußte mich also sehr hüten, mich daselbst sehen zu lassen. Als ich ihn zuletzt noch fragte, wem ein rothes Haus, das ich in der Ferne erblickte, gehöre, sagte er, es gehöre dem sogenannten Land-Capitain, welcher Anführer der Sbirren war. Mein Erstaunen war sehr groß; ich sagte indeß dem guten Hirten Lebewohl und begann mecha-

nisch den Hügel hinabzusteigen; ich begreife noch nicht, welcher Instinkt mich auf dieses Haus zuführte, von dem die Furcht sowohl wie der Instinkt mich hätten fern halten müssen. Ich ging gerade darauf los, und ich kann wohl sagen, daß es nicht die Folge eines festen Entschlusses war. Wenn es wahr ist, daß wir Alle eine unsichtbare Vernunft, einen wohlthätigen Genius haben, der uns zum Glück treibt, wie es Socrates zuweilen begegnete, so muß ich dem meinigen den unwiderstehlichen Anstoß zuschreiben, der mich in das Haus des Individuums führte, dessen Gegenwart ich am meisten fürchten mußte. Wie dem aber auch sei, es war der kühnste Schritt, welchen ich in meinem ganzen Leben gethan.

Ohne Bedenken trat ich ein, sogar mit ganz freiem Benehmen, und als ich auf dem Hofe ein junges Kind sah, welches Kreisel spielte, näherte ich mich demselben und fragte es, wo sein Vater sei. Anstatt mir zu antworten, rief das Kind seine Mutter, und einen Augenblick darauf sah ich eine hübsche schwangere Frau erscheinen, welche mich sehr höflich fragte, was ich von ihrem Manne wolle und sich entschuldigte, daß er nicht da sei.

Ich bedaure, sagte ich, daß mein Gevatter nicht hier ist, wie ich mich andrerseits freue, seine schöne Gemahlin kennen zu lernen.

Ihr Gevatter? Ich spreche also mit Ihrer Excellenz Herrn Vetturi. Er hat mir gesagt, Sie wären so gütig gewesen, ihm zu versprechen, der Pathe des Kindes zu sein, mit dem ich schwanger bin. Ich freue mich, Sie kennen zu lernen, und mein Mann wird sehr bedauern, daß er nicht zu Hause gewesen ist.

Ich hoffe, daß er bald zurückkommen wird, denn ich will ihn um ein Nachtlager bitten. In dem Zustande, worin Sie mich sehen, wage ich nicht anderswohin zu gehen.

Sie sollen das beste Bett im Hause bekommen, und ich werde Ihnen ein ziemlich gutes Abendessen bereiten; mein Mann wird Ihrer Excellenz sogleich nach seiner Rückkehr für die Ehre danken, welche Sie uns anthun. Erst vor einer Stunde ist er mit allen seinen Leuten aufgebrochen, und ich sehe seiner Rückkehr erst in drei bis vier Tagen entgegen.

Warum, meine liebenswürdige Gevatterin, wird er so lange ausbleiben?

Sie wissen also nicht, daß zwei Gefangene aus den Bleidächern entsprungen sind? Der eine ist ein Patrizier, der andere ein Privatmann Namens Casanova. Mein Mann hat von Messer grande einen Brief bekommen, worin dieser ihm befiehlt, sie aufzusuchen; wenn er sie findet, muß er sie nach Venedig bringen; wo nicht, kehrt er hierher zurück, aber er wird sie wenigstens drei Tage suchen.

Ich bedaure, daß es sich so trifft, liebe Gevatterin, aber ich möchte Ihnen nicht gern zur Last fallen, um so weniger, als ich mich gleich zu Bette legen möchte.

Das soll augenblicklich geschehen, und meine Mutter wird Sie bedienen. Aber was haben Sie denn an den Knieen?

Ich bin auf der Jagd im Gebirge gefallen, ich habe mich sehr verletzt und Blut verloren, was mich sehr geschwächt hat.

O, Sie armer Herr! aber meine Mutter wird Sie heilen.

Sie rief ihre Mutter herbei, und nachdem ich ihr Alles, was ich brauchte, gesagt, entfernte sie sich. Diese hübsche Häscherfrau hatte nicht den Geist ihres Gewerbes, denn nichts sah einer Fabel so ähnlich, wie die Geschichte, welche ich ihr erzählt hatte. Mit weißen seidnen Strümpfen sollte ich einen Ritt gemacht haben! Mit einem Tafftrocke, ohne Mantel und ohne Bedienten sollte ich auf die Jagd gegangen sein! Wenn ihr Mann zurückkam, mußte er sich jedenfalls über sie lustig machen; aber möge Gott sie für ihr gutes Herz und ihre gutmüthige Unwissenheit belohnen! Ihre Mutter nahm sich meiner mit einer Höflichkeit an, wie ich sie nur bei sehr vornehmen Personen hätte erwarten dürfen. Die achtungswerthe und wohlwollende Frau nahm den Ton einer Mutter an, und während sie meine Wunden verband, nannte sie mich ihren Sohn. — Dieser Name klang mir süß und trug durch das köstliche Gefühl, was er in mir erregte, nicht wenig zu meiner Heilung bei. Wäre ich mit meiner Lage weniger beschäftigt gewesen, so würde ich ihre Pflege mit unzweideutigen Aeußerungen der Höflichkeit und Dankbarkeit belohnt haben, aber der Ort und die Rolle, welche ich spielte, beschäftigten mich ernstlich genug, um meine Gedanken ganz davon abzulenken.

Nachdem die gute Mutter meine Kniee und Hüften besichtigt, sagte sie mit wohlwollendem Tone, ich müsse mich

darein ergeben, etwas zu leiden, aber ich könne mich darauf verlassen, daß ich am folgenden Tage geheilt sein würde. Ich sollte nur nasse Servietten auf meine Wunden legen lassen, ruhig im Bette liegen bleiben und mich bis zum nächsten Tage nicht rühren. Ich versprach geduldig auszuharren und zu thun, was sie wolle.

Man setzte mir ein gutes Abendessen vor, und ich aß und trank mit gutem Appetit; sodann ließ ich mich von ihr verbinden und schlief unter ihren Händen ein. Wahrscheinlich entkleidete sie mich wie ein Kind, denn als ich erwachte, hatte ich keine Erinnerung; ich sprach weder noch dachte ich. Obwohl ich gut gegessen hatte, so hatte ich es doch nur gethan, weil ich das Bedürfniß fühlte, meinen Magen zu befriedigen und meine Kräfte zu stärken, und als ich einschlief, gab ich nur einer unwiderstehlichen Macht nach, denn meine physische Erschöpfung ließ mir nicht die Fähigkeit, über das, was ich that, irgendwie nachzudenken. Es war ein Uhr Nachts *), als ich zu Abend speiste, und als ich am folgenden Tage erwachte, hörte ich dreizehn Uhr **) schlagen. Ich glaubte bezaubert zu sein. Nachdem ich ordentlich erwacht war, und mich gesammelt hatte, entledige ich mich schnell aller Servietten und war erstaunt zu sehen, daß alle Verletzungen getrocknet waren, und daß ich keinen Schmerz mehr hatte. Ich ordne mein Haar, kleide mich in weniger als fünf Minuten an, und da ich die Thür meines Zimmers offen finde, steige ich die Treppe hinunter, gehe über den Hof und verlasse das Haus, so thuend, als ob ich zwei Individuen, welche an der Thür standen und nur Sbirren sein konnten, gar nicht bemerke. Ich entfernte mich schnell von diesem Orte, wo ich die wohlwollendste Gastfreundschaft, die offenste Höflichkeit, die großmüthigste Pflege, und, mehr als dies Alles, Gesundheit und die Wiederherstellung meiner Kräfte gefunden, und ich konnte nur mit dem Gefühle des Schreckens an die augenscheinliche Gefahr denken, welcher ich entgangen war. Ich schauderte unwillkürlich, und noch jetzt, nach so vielen Jahren schaudere ich bei dem Gedanken an die Gefahr, in welche ich mich so unbesonnener Weise

*) Etwa sechs Uhr Abends.
**) Sechs Uhr Morgens.

begeben hatte. Ich war erstaunt, daß ich in dies Haus hatte kommen und noch mehr, daß ich es hatte verlassen können. Es schien mir unmöglich, daß man mich nicht verfolge. Fünf Stunden wanderte ich durch Wälder und Berge, ohne Jemand anders als einigen Bauern zu begegnen, ohne je den Kopf umzudrehen.

Es war noch nicht Mittag, als ich meines Weges gehend, den Klang einer Glocke hörte. Ich stand auf einer Anhöhe; als ich nach der Seite hinblickte, von woher das Geläute ertönte, sah ich eine kleine Kirche im Hintergrunde und viele Menschen hineingehen, um die Messe zu hören; ich kam auf die Idee, sie ebenfalls zu hören; mein Herz empfand das Bedürfniß, seine Dankbarkeit auszusprechen für den ersichtlichen Schutz, welchen die Vorsehung mir hatte angedeihen lassen, und obwohl die ganze Natur mir einen des Schöpfers würdigen Tempel darbot, zog mich doch die Gewohnheit in die Kirche. Wenn der Mensch in Noth ist, erscheint ihm Alles, was ihm durch den Kopf fährt, als göttliche Eingebung. Es war das Fest aller Seelen. Ich steige die Anhöhe hinunter, trete in die Kirche und erblicke hier zu meinem großen Erstaunen Marc Anton Grimani, Neffen des Staats-Inquisitors mit Madame Maria Vesani, seiner Gemahlin. Sie waren nicht weniger verwundert als ich. Ich machte ihnen eine Verbeugung, welche sie erwiederten, und nachdem ich die Messe gehört, verließ ich die Kirche. Herr Grimani folgte mir allein. In einiger Entfernung redete er mich an und sagte: Was machen Sie hier, Casanova? Wo ist Ihr Gefährte?

Ich habe ihm das wenige Geld, was ich hatte, gegeben, damit er sich auf einem andern Wege rette, während ich mich in dieser Richtung in Sicherheit zu bringen suche, aber keinen Pfennig habe. Wenn Ew. Excellenz mir eine kleine Unterstützung gewähren wollte, würde ich mich leichter aus der Verlegenheit ziehen.

Ich kann Ihnen nichts geben; Sie werden indeß auf Ihrem Wege Einsiedler finden, welche Sie nicht Hungers sterben lassen werden. Aber erzählen Sie mir doch, wie Sie aus den Bleidächern haben ausbrechen können.

Die Erzählung ist interessant, aber lang; unterdeß könnten die Einsiedler sehr gut die Vorräthe aufessen, welche mich vor dem Hungertode schützen sollen.

Nachdem ich diese ironische Tirade beendet, machte ich ihm eine tiefe Verbeugung und ging weiter. Trotz meiner außerordentlichen Bedürftigkeit war mir diese abschlägige Antwort lieb. Ich fand, daß ich weit mehr Edelmann als Herr Grimani sei, welcher mich an die Barmherzigkeit der Einsiedler verwies. In Paris hörte ich später, daß seine Frau, welche die Sache erfahren, ihm Grobheiten gesagt und ihm die Härte seines Benehmens vorgeworfen habe. Es ist nicht zu bezweifeln, daß die Empfindungen des Wohlwollens und der Großmuth weit häufiger in den Herzen der Frauen als in den unsrigen wohnen.

Ich setzte meine Wanderung bis zum Sonnenuntergang fort. Müde, erschöpft und beinahe Hungers sterbend stehe ich vor einem einsamen Hause von hübschem Aussehen still. Ich erkläre, daß ich den Hausherrn zu sprechen wünsche; die Wirthschafterin erwiedert, derselbe sei nicht da, er sei zu einer Hochzeit jenseits des Flusses gegangen und werde erst in zwei Tagen wiederkommen, aber beim Abschiede habe er ihr den Befehl hinterlassen, seine Freunde gut aufzunehmen. Vorsehung! Glück! Zufall! wie man will.

Ich trete ein, man giebt mir ein gutes Abendessen und ein gutes Bett. Aus der Adresse mehrerer Briefe ersah ich, daß ich bei Rombenchi, Consul, ich weiß nicht mehr welcher Nation, war. Ich schrieb demselben einen Brief, welchen ich versiegelt hinterließ. Nachdem ich gut zu Abend gespeist und sehr gut geschlafen, stand ich auf; nachdem ich sodann eine sorfältige Toilette gemacht, ging ich weg, ohne der guten Wirthschafterin ein Zeichen meiner Dankbarkeit hinterlassen zu können, und ich schritt wie ein Spaziergänger über die Brücke, gelobend, bei meiner Rückkehr zu bezahlen. Nach einem fünfstündigen Marsche speiste ich in einem Kloster von Kapuzinern, die mir unter Umständen sehr nützliche Leute zu sein schienen. Nachdem ich mich erfrischt, machte ich mich auf den Weg frisch und munter, und wanderte rüstig bis 22 Uhr.*) Ich hielt bei einem Hause an, dessen Herr mein Freund war, wie ich von einem Bauer erfuhr. Ich trete ein und frage, ob der Herr zu Hause ist: man zeigte mir das Zimmer, wo er allein war,

*) Etwa drei Uhr Nachmittags.

beschäftigt mit Schreiben; ich gehe auf ihn zu, um ihn zu umarmen; als er mich aber erblickt, weicht er erschreckt zurück, sagt zu mir unter Beibringung ganz unstichhaltiger oder beleidigender Gründe, ich möge mich ohne den mindesten Aufenthalt entfernen. Ich stelle ihm meine Lage, meine Bedürftigkeit vor und bitte ihn, mir sechszig Zechinen auf eine Anweisung auf Herrn von Bragadin zu geben. Er antwortet, er könne mir nicht zu Hülfe kommen, mir nicht einmal ein Glas Wasser anbieten, da er fürchten müsse, sich durch meine Anwesenheit die Ungnade des Gerichts zuzuziehen. Es war ein Mann von sechszig Jahren, ein Wechselmakler, der große Verpflichtungen gegen mich hatte. Seine grausame Weigerung machte auf mich einen ganz andern Eindruck als die Herrn Grimani's. War es nun Zorn oder Unwille oder Wuth, oder Vernunft- und Naturrecht, ich faßte ihn beim Kragen, zeigte ihm mein Sponton und drohte ihm laut mit dem Tode. Zitternd zieht er einen Schlüssel aus der Tasche und sagt mir, indem er mir einen Secretair zeigt, dort liege Geld und ich solle nur nehmen, so viel ich wolle; ich sagte, er solle selbst aufschließen. Er gehorcht, und nachdem er ein Schubfach aufgezogen, worin Geld lag, sage ich, er solle mir sechs Zechinen geben.

Sie haben sechzig Zechinen gefordert.

Ja, als ich sie als ein freundschaftliches Darlehen betrachtete; aber da ich sie nur der Gewalt verdanken kann, will ich nur sechs und werde Dir keine Anweisung geben. Man wird sie Dir in Venedig wiedergeben, wo ich hinschreiben werde, wozu Du mich gezwungen hast, gemeiner Mensch, der nicht zu leben verdient.

Ich bitte Sie, nehmen Sie doch.

Nein, ich nehme nicht mehr. Ich gehe jetzt und rathe Dir, mich ruhig gehen zu lassen, oder fürchte, daß ich in meiner Verzweiflung zurückkehre und Dein Haus einäschere.

Ich entfernte mich und wanderte zwei Stunden, bis die Nacht und die Ermüdung mich zwangen, im Hause eines Bauern abzutreten. Ich speiste hier schlecht und schlief auf Stroh. Am Morgen kaufte ich einen alten Ueberrock, miethete einen Esel zur Fortsetzung meiner Reise, und bei Feltre kaufte ich ein Paar Stiefel. In diesem Aufzuge ritt ich durch das Nest, welches la Scala heißt. Es war daselbst eine Wache, welche mir nicht einmal die Ehre anthat, mich nach meinem

Namen zu fragen, und wie mein Leser sich wohl denken wird, wußte ich ihr Dank dafür. Hier nahm ich einen zweirädrigen Wagen und langte frühzeitig in Borgo di Valsugano an, wo ich Pater Balbi in dem ihm von mir angegebenen Gasthofe fand. Hätte er mich nicht angeredet, so würde ich ihn nicht erkannt haben. Ein weiter Ueberrock, ein Klapphut, welchen er über eine großen Baumwollenmütze gesetzt hatte, verkleideten ihn ganz vortrefflich. Er sagte mir, der Pächter habe ihm dies Alles für meinen Mantel gegeben, er sei ohne Hinderniß hierher gekommen und habe gut gegessen. Er machte mir das Compliment, mir zu versichern, daß er mich nicht erwartet habe, denn er habe nicht geglaubt, daß ich ihm ehrlich versprochen, ihn wieder aufzusuchen. Vielleicht hätte ich wohl gethan, sein Vertrauen zu täuschen.

Den folgenden Tag blieb ich in diesem Gasthofe, wo ich, ohne mein Bett zu verlassen, mehr als zwanzig Briefe nach Venedig schrieb, worunter zehn oder zwölf Circulare, worin ich berichtete, was ich hatte thun müssen, um mir die sechs Zechinen zu verschaffen.

Der Mönch schrieb dem Pater Barbarigo, seinem Superior, den Patriziern und seinen Brüdern unverschämte, und den Mägden, welche ihn ins Verderben gestürzt hatten, galante Briefe. Ich trennte von meinem Rocke die Treffen ab, verkaufte meinen Hut und entäußerte mich eines Luxus, welcher für meine Lage nicht paßte, weil er zu sehr die Aufmerksamkeit auf mich zog.

Am nächsten Tage schlief ich in Pergina, wo ein junger Graf Dalberg mich besuchte, als er, ich weiß nicht wie, erfahren, daß wir Flüchtlinge aus den venetianischen Staatsgefängnissen seien. Von Pergina begab ich mich nach Trient und von da nach Bolzano, wo ich, da ich Geld brauchte, um mich einzukleiden, Wäsche zu kaufen und meine Reise fortzusetzen, mich einem alten Banquier Namens Mensch vorstellte, der mir einen sichern Menschen gab, welchen ich mit einem Briefe an Herrn von Bragadin nach Venedig schickte. Der alte Banquier brachte mich in einen guten Gasthof, wo ich sechs Tage, welche der Bote brauchte, im Bette blieb. Er brachte mir hundert Zechinen, und ich kleidete zunächst meinen Gefährten ein, worauf ich mich ebenfalls bedachte. Dieser unglückliche Balbi gab mir jeden Tag neue Gründe, seine Ge-

sellschaft unerträglich zu finden. Er führte beständig im Munde, daß ich ohne ihn nie gerettet sein würde, und daß ich in Gemäßheit meines Versprechens verbunden sei, ihm die Hälfte alles dessen, was mir zufallen würde, abzugeben. Er war in alle Mägde verliebt, und da sein Wuchs und sein Wesen nicht der Art waren, daß er hätte Glück machen können, so wurde er von ihnen mit Ohrfeigen empfangen, welche er mit exemplarischer Geduld hinnahm, ohne daß er auch nur vierundzwanzig Stunden dadurch gebessert worden wäre. Ich belustigte mich daran, obwohl es mir unangenehm war, an ein Wesen von so gemeinem Charakter gebunden zu sein.

Wir nahmen die Post, und am dritten Tage langten wir in München an, wo ich im Gasthofe zum Hirsch abstieg. Ich fand hier zwei junge Venetianer aus der Familie Cantarini, welche sich seit einiger Zeit in Begleitung des Grafen Pompei, eines Veronesers, hier aufhielten; aber da ich ihnen nicht bekannt war, und nicht mehr Einsiedler aufzusuchen brauchte, um zu leben, so dachte ich nicht daran; ihnen meine Aufwartung zu machen. Anders war es mit der Gräfin Coronini, welche ich in Venedig im Kloster der heiligen Justine kennen gelernt hatte, und welche bei Hofe sehr gut stand.

Diese erlauchte Dame, welche damals siebenzig Jahre alt war, empfing mich sehr gut und versprach mir, mit dem Kurfürsten zu sprechen, um mir das Asylrecht zu verschaffen. Nachdem sie sich am folgenden Tage ihres Versprechens entledigt, sagte sie, der Kurfürst habe nichts gegen mich, was ihn hindern könnte, mir Sicherheit in seinen Staaten zu versprechen, aber für Balbi gäbe es keine Sicherheit in Baiern, weil derselbe als flüchtiger Somaske von den Münchenern Somasken reclamirt werden könne: Seine Durchlaucht wolle mit dem Mönche nichts zu schaffen haben. Die Gräfin rieth mir demgemäß, ihn sobald wie möglich aus der Stadt zu schaffen, um sich anderwärts in Sicherheit zu bringen und einem schlechten Streiche, welchen ihm seine ehrenwerthen Kollegen unfehlbar spielen würden, aus dem Wege zu gehen.

Da ich mich durch mein Gewissen gedrungen fühlte, mich dieses Unglücklichen anzunehmen, so ging ich zum Beichtvater des Kurfürsten, um denselben um eine Empfehlung für jenen nach einer schwäbischen Stadt zu ersuchen. Dieser Beichtvater, ein Jesuit, verläugnete das edle Benehmen seiner Brüder in Loyala nicht; er empfing mich aufs allerschlechteste. Er sagte

mir gesprächsweise, man kenne mich gründlich in München. Ich fragte ihn mit festem Tone, ob er mir dies als eine gute oder als eine schlechte Nachricht melde; er antwortete mir nicht und ließ mich stehen. Ein anderer Priester sagte mir, er sei ausgegangen, um die Wahrheit eines Wunders zu prüfen, wovon ganz München spräche. Was ist das für ein Wunder, mein Vater? fragte ich.

Die Kaiserin, Wittwe Karls VII., deren Leichnam noch im Saale dem Publikum ausgestellt ist, hat warme Füße, obwohl sie todt ist.

Vielleicht ist etwas da, was ihr die Füße wärmt.

Sie können sich selbst von diesem Wunder überzeugen.

Wunder sind nicht überall zu haben, und wenn ich eine solche Gelegenheit versäumt hätte, würde ich eine Gelegenheit, mich zu erbauen oder zu lachen verloren haben. Da ich mich wollte rühmen können, ein Wunder gesehen zu haben, und noch dazu ein höchst interessantes Wunder für mich, weil ich immer das Unglück gehabt, sehr kalte Füße zu haben, so eilte ich zu der erhabenen Todten, deren Füße in der That warm waren, aber ich sah, daß die Sache sehr einfach war, denn Ihre hochselige Majestät hatte die Füße einem glühenden Ofen zugewendet, der in sehr geringer Entfernung stand. Ein Tänzer, welcher mich kannte, und welchen die Neugierde ebenfalls herbeigezogen, näherte sich mir, machte mir ein Compliment über meine glückliche Flucht und sagte, die ganze Stadt spräche mit großer Theilnahme davon. Diese Nachricht war mir angenehm, denn es ist immer gut, die Theilnahme des Publikums zu erregen. Dieser Schüler Terpsichore's lud mich zum Mittagsessen ein, und ich nahm die Einladung mit Vergnügen an. Er hieß Michael dell' Agata, und seine Frau war die hübsche Gardela, welche ich vor sechszehn Jahren bei Herrn von Malipiero kennen gelernt, der mir eine Tracht Schläge aufgezählt, weil ich mit Theresen geschäkert hatte. Die Gardela, welche eine berühmte Tänzerin geworden und immer noch schön war, war erfreut, mich zu sehen und aus meinem Munde die Geschichte meiner mühseligen Flucht zu vernehmen. Sie interessirte sich für den Mönch und versprach mir ein Empfehlungsschreiben nach Augsburg an den Kanonikus Bassi, einen Bologneser, ihren Freund und Dechant des St. Moritz-Kapitels. Ich nahm es an, und sie schrieb augenblicklich und versicherte

mir, daß ich für den Mönch ferner nicht zu sorgen haben würde; denn sie war sicher, daß der Dechant sich seiner anzunehmen würde, und daß es demselben gelingen werde, ihn mit Venedig auszusöhnen.

Erfreut, denselben auf eine so anständige Art los zu werden, eile in den Gasthof, erzähle ihm die Sache und gebe ihm den Brief mit dem Versprechen, ihn nicht zu verlassen, falls der Dechant ihn nicht gut aufnehmen sollte. Nachdem ich ihm einen guten Wagen gesucht, ließ ich ihn am folgenden Tage mit Tagesanbruch abreisen. Vier Tage darauf schrieb mir Balbi, der Dechant habe ihn gut empfangen, ihn in seine Wohnung aufgenommen, ihn als Abbé gekleidet, ihn dem Fürst-Bischof von Darmstadt vorgestellt und ihm durch die städtischen Behörden Sicherheit versprechen lassen. Ueberdies hatte ihm der Dechant versprochen, ihn bei sich zu behalten, bis er von Rom aus seine Säcularisation und die Freiheit, nach Venedig zurückzukehren, erlangt hätte; denn wenn er nicht mehr Mönch war, hatte er auch dem Gerichte der Staats-Inquisitoren gegenüber keine Schuld mehr. Pater Balbi schloß seinen Brief, indem er mich bat, ihm einige Zechinen für seine kleinen Vergnügungen zu schicken, denn er sei zu edel, um den Dechant um Geld zu bitten, der, wie der Undankbare sagte, es nicht genug war, um es ihm anzubieten. Ich antwortete ihm nicht.

Da ich nun allein und in Ruhe war, dachte ich ernstlich an die Wiederherstellung meiner Gesundheit; denn Alles, was ich gelitten, hatte mir nervöse Zuckungen zugezogen, welche einen beunruhigenden Charakter annehmen konnten. Ich setzte mich auf Diät, und in drei Wochen war ich ganz gesund. Unterdeß kam Madame Rivière mit ihrem Sohne und ihren beiden Töchtern von Dresden; sie ging nach Paris, um die älteste zu verheirathen. Der Sohn hatte gute Studien gemacht und konnte für einen vollkommenen jungen Mann gelten. Die älteste Tochter, welche einen Schauspieler heirathen wollte, verband mit der hübschesten Figur, welche man sehen konnte, das Talent des Tanzes, spielte Clavier als Virtuosin und hatte gesellschaftlichen Takt, die höchste Anmuth und alle Reize der Jugend. Diese liebenswürdige Familie war sehr erfreut, mich wieder zu sehen, und ich schätzte mich glücklich, als Madame Rivière, meinem Wunsche zuvorkommend, mir zu ver-

stehen gab, daß ihr meine Gesellschaft bis Paris sehr angenehm sein würde. Von meinem Beitrage zu den Kosten war keine Rede; ich mußte das Geschenk ganz annehmen. Da ich den Plan hatte, mich in Paris niederzulassen, so ließ mich dieser Glücksfall vorhersehen, daß mich das Glück auf der Laufbahn als Abenteurer erwarte, welche ich in der einzigen Stadt der Welt betreten wollte, wo die blinde Göttin ihre Gaben an diejenigen vertheilt, die sich ihr anvertrauen und sie zu benutzen verstehen. Ich irrte mich nicht, wie der Leser zu seiner Zeit und an seinem Orte sehen wird; aber die Gunst des Glücks half mir nichts, denn durch mein thörichtes Benehmen mißbrauchte ich Alles. Der fünfzehnmonatliche Aufenthalt unter den Bleidächern machte mich mit allen Krankheiten meines Geistes bekannt; aber ich hätte länger dort bleiben müssen, um Grundsätze anzunehmen, welche mich hätten heilen können.

Madame Rivière wollte mich gern mitnehmen; aber sie konnte ihre Abreise nicht verschieben, und ich brauchte etwa noch acht Tage, um Briefe und Geld von Venedig zu erwarten. Sie versprach mir, acht Tage in Straßburg zu bleiben, und wir verabredeten, daß ich sie, wenn irgend möglich, dort aufsuchen solle. Sie verließ München am 18. December.

Zwei Tage nach ihrer Abreise bekam ich aus Venedig den Wechsel, welchen ich erwartete. Ich beeilte mich meine Schulden zu bezahlen und reiste sogleich nach Augsburg, weniger um Pater Balbi zu sehen, als um Gelegenheit zu erhalten, den liebenswürdigen Dechant kennen zu lernen, welcher mich von demselben befreit hatte. Ich traf sieben Stunden nach meiner Abreise von München in dieser Stadt ein und begab mich augenblicklich zu diesem edlen Geistlichen. Er war nicht zu Hause; aber ich fand Balbi als Abbé gekleidet, mit eigener Frisur, gepudert, was seiner Haut, welcher die Farbe indischer Kastanien hatte, eben nicht sehr vortheilhaft war. Balbi war noch nicht vierzig Jahre alt; aber er war häßlich, hatte eine von jenen Physiognomieen, in denen sich Gemeinheit, Feigheit, Frechheit und Bosheit ausspricht, und dazu noch einen Ton und ein Benehmen, welche geeignet waren, jedes wohlwollende Gefühl zu verscherzen. Er wohnte gut, hatte eine gute Aufwartung und gute Kleidung: er hatte Bücher und Alles, was zum Schreiben nöthig war. Ich gratulirte ihm zu seiner

Lage, nannte ihn einen Glücklichen und bezeichnete mich ebenfalls als einen solchen, weil ich ihm alle Vortheile, deren er sich erfreute und die Hoffnung bald Weltpriester zu werden, hatte verschaffen können. Aber diese undankbare Seele war weit entfernt, mir dafür dankbar zu sein, sondern machte mir vielmehr den Vorwurf, daß ich mich seiner auf eine geschickte Weise entledigt, und sagte endlich, da ich nach Paris ginge, solle ich ihn mitnehmen, denn in Augsburg langweile er sich zum Sterben.

Was wollen Sie in Paris machen?

Was wollen Sie denn dort machen?

Ich werde dort von meinen Talenten Nutzen ziehn.

Und ich von den meinigen.

Sie bedürfen also meiner nicht und können mit eigenen Flügeln fliegen. Die Person, mit welcher ich reise, würde mich wahrscheinlich nicht mitnehmen, wenn Sie mein Gefährte wären.

Sie haben mir versprochen, mich nicht zu verlassen.

Kann sich Jemand verlassen nennen, wenn er Alles, was er braucht, und eine gesicherte Zukunft hat?

Alles, was er braucht! Ich habe keinen Pfennig.

Was brauchen Sie Geld! Sie haben guten Tisch, gute Wohnung, Kleidung, Wäsche, Bedienung und Alles, was Sie sonst brauchen, und wenn Sie Geld zu Ihren kleinen Vergnügungen brauchen, warum bitten Sie denn Ihre Kollegen, die Mönche nicht darum?

Mönche um Geld bitten! Sie nehmen Geld, geben aber keins.

Bitten Sie Ihre Freunde darum.

Ich habe keine Freunde.

Sie sind zu beklagen, und wahrscheinlich sind Sie selbst nie Jemands Freund gewesen. Sie sollten Messen für Geld lesen; das ist ein gutes Mittel, sich Geld zu verschaffen.

Ich bin nicht bekannt.

Dann müssen Sie warten, bis Sie es sind, und die verlorene Zeit einholen.

Leere Rede: Sie werden mir doch einige Zechinen hier lassen.

Ich habe nichts übrig.

Warten Sie auf den Dechant; er wird morgen zurückkommen, Sie können mit ihm sprechen und ihn überreden, mir Geld zu leihen. Sie können ihm sagen, daß ich es ihm wiedergeben werde.

Ich werde nicht auf ihn warten, denn ich reise augenblicklich ab, und wäre er auch jetzt hier, so würde ich doch nicht schaamlos genug sein, um ihn zu bitten, Ihnen Geld zu geben, besonders nachdem dieser großmüthige Mensch so viel für Sie gethan, und er überzeugt sein kann, daß Sie Alles haben, was Sie brauchen.

Nach diesem gereizten Zwiegespräche verließ ich ihn, nahm die Post und reiste ab voller Aerger, daß ich diesem Elenden ein so großes Glück verschafft, was er nicht verdiente. Im März des folgenden Jahres erhielt ich von dem edlen und großmüthigen Dechant Bassi einen Brief, worin er mir erzählte, auf welche Weise sich Pater Balbi mit einer seiner Mägde aus seinem Hause geflüchtet und ihm eine Summe Geld, eine goldene Uhr und zwölf silberne Couverts gestohlen; er wußte nicht, wohin derselbe gegangen war.

Gegen Ende desselben Jahres erfuhr ich in Paris, daß dieser unanständige Mensch nach Chur, Hauptstadt des Cantons Graubündten, gegangen sei, wo er in die kalvinistische Kirche aufgenommen war und rechtmäßig mit der Dame, welche er entführt, verheirathet zu werden wünschte; da die Gemeinde aber bald bemerkte, daß der Neubekehrte zu nichts tauglich war, so wurde er wieder aus der kalvinistischen Kirche ausgestoßen. Als der Abtrünnige kein Geld mehr hatte, prügelte ihn die Magd, die er zu seiner Frau gemacht hatte, tüchtig durch und verließ ihn, und da er nicht wußte, was er anfangen sollte, so begab er sich nach Bressa, einer zur Republik gehörigen Stadt, wo er sich dem Gouverneur vorstellte, dem er seinen Namen, seine Flucht, seine Reue bekannte und denselben bat, ihn unter seinen Schutz zu nehmen, damit ihm verziehen würde.

Die erste Wirkung des Schutzes des Podesta war, daß der Reuige ins Gefängniß gebracht wurde; sodann schrieb er an das Gericht, um zu erfahren, was er mit demselben machen solle. Das Gericht ertheilte Befehl, Pater Balbi gefesselt nach Venedig führen zu lassen, und als er hier angekommen war, übergab ihn Messer grande dem Gerichte, welches ihn

unter die Bleidächer bringen ließ. Er fand den Grafen Asquino nicht wieder, welchen das Gericht mit Rücksicht auf sein hohes Alter einige Monate nach unserer Flucht in die Viere hatte bringen lassen.

Fünf oder sechs Jahre später erfuhr ich, daß das Gericht den widerwärtigen Mönch zwei Jahre unter den Bleidächern behalten und dann in sein Kloster zurückgeschickt habe, daß der Superior, welcher die Ansteckung dieses räudigen Schaafes gefürchtet, ihn nach einem Kloster bei Feltre verbannt, einem einsamen, auf einer Anhöhe liegenden Kloster, daß aber Balbi nur ein halbes Jahr hier geblieben sei. Nachdem er von hier entwichen, ging er nach Rom, um sich dem Papste Rezzonico zu Füßen zu werfen, welcher ihn von allen seinen Sünden absolvirte und seiner Mönchsgelübde entband. Balbi wurde nun Weltpriester und kehrte frei nach Venedig zurück, wo er in Liederlichkeit und Elend starb. Er starb als Diogenes, nur daß er nicht den Geist des Mannes von Sinope hatte, im Jahre 1783.

In Straßburg traf ich Madame Rivière und ihre liebenswürdige Familie, und ich wurde mit dem Ausdrucke der aufrichtigsten Freude aufgenommen. Wir wohnten im ausgezeichneten Gasthofe zum heiligen Geiste und verlebten in dieser Stadt einige Tage heiter und in herzlicher Freundschaft; sodann traten wir die Reise nach der einzigen Stadt, nach der Weltstadt Paris an, in einer ganz vortrefflichen Berline, und ich hielt mich für verpflichtet, die Gesellschaft durch heitre Unterhaltung für mein Nichtbezahlen zu entschädigen. Fräulein Rivière's Reize bezauberten mich; aber ich würde mich erniedrigt gefühlt haben und würde die Rücksichten, welche ich einer achtbaren Familie schuldig war, und die Dankbarkeit zu verletzen geglaubt haben, wenn ich mir nur einen einzigen verliebten Blick hätte gestatten wollen, oder durch eins meiner Worte mein Gefühl verrathen hätte. Obgleich mein Alter wenig dazu geeignet war, so glaubte ich mich doch auf eine Vaterrolle beschränken zu müssen, und ich widmete der liebenswürdigen Familie alle Aufmerksamkeit, welche man nur haben kann, wenn man sich auf einer langen Reise einer liebenswürdigen Gesellschaft, einer bequemen Berline, eines feinen Tisches und eines vortrefflichen Bettes würdig machen will.

Am Mittwoche, dem 5. Januar 1757, kamen wir in Paris an, und ich stieg bei meinem Freunde Baletti ab, welcher mich mit offenen Armen empfing und mir versicherte, daß er mich erwartet, obwohl ich ihm nicht geschrieben hatte; denn da ich meiner Flucht wegen mich sobald wie möglich von Venedig entfernen mußte, so begriff er nicht, wie ich anderswohin als nach Paris hatte gehen können, wo ich zwei Jahre mit allen nur möglichen Annehmlichkeiten gelebt hatte. Freude verbreitete sich im ganzen Hause, sobald man erfuhr, daß ich angekommen sei. Ich bin nie aufrichtiger als von dieser interessanten Familie geliebt worden. Entzückt umarmte ich den Vater und die Mutter, welche ich in jeder Beziehung so wiederfand, wie ich sie in Paris im Jahre 1752 verlassen hatte; aber beim Anblicke ihrer Tochter, welche ich als Kind verlassen und welche ich groß und vollkommen ausgebildet wiederfand, wurde ich vollkommen geblendet. Fräulein Baletti war funfzehn Jahre alt, sie war schön geworden, und die Mutter hatte sie sorgfältig erzogen, ihr die besten Lehrer gegeben, überhaupt Alles gethan, was eine geistvolle, graziöse und talentvolle Mutter für eine geliebte, mit ausgezeichneten Anlagen, Tugenden, anmuthigen Eigenschaften und mit jener Lebensart, welche in allen Staaten verbunden mit Schicklichkeitsgefühl das erste Talent ist, begabte Tochter thun kann.

Nachdem ich mir eine hübsche Wohnung ganz in der Nähe dieser interessanten Familie verschafft, nahm ich einen Fiaker und fuhr nach dem Hotel Bourbon in der Absicht, mich Herrn von Bernis vorzustellen, welcher damals Vorsteher oder Minister der auswärtigen Angelegenheiten war; ich hatte gute Gründe, von der Protektion dieses Ministers mein Glück zu erwarten. Ich gehe zu ihm; er ist nicht zu Hause, sondern in Versailles. In Paris muß man mehr als irgendwo rasch zugreifen, und wie ein Volkssprichwort treffend sagt, das Eisen schmieden, so lange es warm ist. Da ich ungeduldig war zu sehen, wie mich dieser gefällige Liebhaber meiner schönen M. M. aufnehmen würde, so gehe ich nach dem Pont-royal, nehme ein Cabriolet und lange um 6½ Uhr in Versailles an. O Unglück! Unsere Wagen hatten sich unterwegs gekreuzt, und der meinige, der sehr ärmlich aussah, hatte die Blicke Sr. Excellenz nicht auf sich gezogen. Herr von Bernis war mit Herrn von Castillana, neapolitanischem Gesandten, nach Paris

zurückgekehrt, und ich schicke mich an, zurückzufahren. Ich steige wieder in meinen Wagen, als ich aber beim Gitter ankomme, sehe ich eine Menge Menschen verwirrt und mit dem Ausdrucke größter Bestürzung umherlaufen höre links und rechts schreien: „Der König ist ermordet; man hat den König ermordet!“

Mein erschreckter Kutscher denkt nur an seine Fahrt, aber man hält den Wagen an, man zwingt mich auszusteigen, man führt mich in die Wachstube, wo schon viele Menschen sind, und in weniger als drei Minuten waren wir unserer zwanzig Gefangene, alle sehr verwundert und alle eben so schuldig wie ich. Ich wußte nicht, was ich denken sollte, und da ich nicht an Zauberei glaubte, so glaubte ich zu träumen. Wir saßen düster und schweigend da und blickten uns verstohlen an, wagten aber nicht, mit einander zu sprechen. Erstaunen war auf allen Zügen ausgedrückt; denn Alle fürchteten sich, obwohl sich Jeder unschuldig wußte.

Wir blieben nicht lange in dieser peinlichen Lage, denn fünf Minuten darauf trat ein Offizier ein, und nachdem er uns höflich um Entschuldigung gebeten, sagte er, wir wären frei. „Der König ist verwundet, äußerte er, und man hat ihn in seine Gemächer gebracht; der Mörder, den Niemand kennt, ist verhaftet. Man sucht überall Herrn von La Martinière.“

Ich stieg wieder in meinen Wagen, sehr erfreut über diesen Ausgang. Ein junger gutgekleideter Mensch von einer Gestalt, worin sich Ueberzeugung aussprach, kam an mich heran und bat mich inständigst, ihm einen Platz in meinem Wagen gegen Erstattung des halben Fahrpreises zu überlassen; trotz der Gesetze der Höflichkeit schlug ich ihm seine Bitte ab. Vielleicht hatte ich Unrecht; zu jeder anderen Zeit hätte ich mir ein Vergnügen daraus gemacht, ihm einen Platz anzubieten, aber es giebt Augenblicke, wo die Klugheit nicht gestattet, höflich zu sein. Ich brauchte ungefähr drei Stunden zu der Fahrt, und in dieser kurzen Zeit eilten mir wenigstens zweihundert Kuriere voraus, die gestreckten Laufes dahinsprengten. Jede Minute sah ich einen neuen, und jeder Kurier rief laut die Nachricht aus, welche er überbrachte. Die ersten sagten, was ich schon wußte; endlich erfuhr ich, dem Könige sei zur Ader gelassen, die Wunde sei nicht tödtlich, und zuletzt, es sei

nur eine leichte Wunde, und Se. Majestät könne, wenn sie Lust hätte, nach Trianon gehen.

Mit dieser ausgezeichneten Nachricht ausgerüstet, begab ich mich zu Sylvia und fand die ganze Familie bei Tische, denn es war noch nicht elf Uhr. Ich komme von Versailles, sage ich zu ihnen.

Der König ist ermordet!

Durchaus nicht; er könnte sich nach Trianon oder nach seinem Hirschparke begeben, wenn es ihm einfiele. Herr von la Martinière hat ihm zur Ader gelassen und ist mit seinem Zustande sehr zufrieden. Der Mörder ist verhaftet, und der Unglückliche wird gebrannt, mit Zangen gezwickt und lebendig geviertheilt werden. — In Folge dieser Nachricht, welche Sylvia's Bedienten schnell verbreiteten, kamen eine Menge Nachbaren herbei, welche die Sache von mir hören wollten; ich mußte zehnmal dasselbe wiederholen, und das Viertel verdankte mir eine ruhige Nacht. Zu dieser Zeit bildeten die Pariser sich ein, ihren König zu lieben; sie stellten sich aufrichtig und aus Gewohnheit so an; jetzt, wo sie aufgeklärter sind, werden sie nur den Monarchen lieben, der wirklich das Glück der Nation will und nur der erste Bürger eines großen Volkes sein wird, und in diesem Falle wird ganz Frankreich, und nicht blos Paris und sein Weichbild, in Liebe und Dankbarkeit wetteifern. Könige, wie Ludwig XV. sind unmöglich geworden, wenn es aber solche noch gäbe, so würde, welche eigennützige Partei sie auch ausposaunen möchte, die öffentliche Meinung bald Gericht über sie halten, und ihre Sitten würden gebrandmarkt werden, ehe das Grab sie dem Gebiete der Geschichte überantwortet hätte, die Könige und Staatsmänner nie aus den Augen verlieren sollten.

Zweites Kapitel.

Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten. — Herr von Boulogne, General-Controleur. — Der Herzog von Choiseul. — Der Abbé de Laville. — Herr Paris du Vernai. — Einführung der Lotterie. — Mein Bruder kommt von Dresden nach Paris; er wird in die Malerakademie aufgenommen.

So bin ich also wiederum in Paris, der einzigen Stadt der Welt, und welche ich als meine Heimath ansehen muß, da ich nicht mehr daran denken kann in die zurückzukehren, welche mir der Zufall der Geburt gegeben, in die undankbare Heimath, welche ich trotz allem dem noch liebe, sei es nun, daß das Vorurtheil, was uns an die Orte fesselt, wo wir unsre ersten Jahre verlebt, wo wir die ersten Eindrücke empfangen, auf unsere Ideen und Neigungen eine magische Gewalt ausübe, sei es, daß Venedig wirklich Reize, wie keine andere Stadt habe. Aber dies ungeheure Paris ist ein Ort des Elends oder des Glücks, je nachdem man sich gut oder schlecht zu benehmen versteht; meine Sache wird es sein, das Glück zu erhaschen und festzuhalten.

Paris war mir nicht fremd, meine Leser wissen, daß ich mich schon zwei Jahre daselbst aufgehalten, aber ich muß gestehen, daß ich damals nur den Zweck hatte, die Zeit zu tödten, und mich daher nur mit dem wesentlichen Theile der Vergnügungen beschäftigte: mein Leben war ganz den Zerstreuungen geweiht gewesen. Das Glück, welchem ich nicht den Hof gemacht, hatte mir auch sein Heiligthum nicht geöffnet, und jetzt sah ich ein, daß ich es mit größerer Verehrung behandeln müsse: ich mußte mich den Günstlingen desselben, welche sie mit ihren Gaben überhäuft, nähern. Ich wußte

endlich, daß, je mehr man sich der Sonne nähert, desto mehr man auch die wohlthätigen Wirkungen ihrer Ausstrahlungen empfindet. Ich sah wohl, daß ich, um zu etwas zu gelangen, alle meine physischen und moralischen Eigenschaften aufbieten müsse, daß ich nicht versäumen dürfe, Bekanntschaft mit großen und mächtigen Personen zu machen, daß ich Herr meines Geistes bleiben und die Farbe aller derjenigen annehmen müsse, denen zu gefallen ich ein Interesse hatte. Um den Plan, welcher sich aus diesen Erwägungen ergeben mußte, mit Erfolg durchzuführen, war es meiner Ansicht nach wichtig, Alles zu vermeiden, was man in Paris schlechte Gesellschaft nennt, alle meine alten Gewohnheiten aufzugeben, so wie alle Ansprüche, welche mir Feinde hätten machen können, die nicht ermangelt haben würden, mich als einen unsoliden und zu Stellen von einiger Wichtigkeit wenig geeigneten Menschen darzustellen.

Ich dachte sehr richtig, wie ich glaube, und der Leser wird hoffentlich meiner Ansicht sein. Ich werde, sagte ich zu mir, zurückhaltend in meinem Benehmen und in meinen Reden sein, und dadurch einen Ruf bekommen, dessen Früchte ich erndten werde.

Was meine gegenwärtigen Bedürfnisse betraf, so war ich ohne Sorge, denn ich konnte auf eine monatliche Pension von hundert Thalern rechnen, welche mir mein Adoptivvater, der gute und großmüthige Herr von Bragadin, schicken würde; diese Summe mußte mir in Erwartung von etwas Besserm genügen; denn wenn man sich einzuschränken versteht, so kann man in Paris von Wenigem leben und dennoch eine ganz gute Figur spielen. Das Wesentliche war, gut gekleidet zu sein und anständig zu wohnen; denn in allen großen Städten ist der äußere Schein sehr wichtig, und zunächst beurtheilt man die Menschen danach. Meine Verlegenheit entsprang aber aus den dringenden Bedürfnissen des Augenblicks, denn ich hatte die Wahrheit zu sagen, weder Kleider noch Wäsche, überhaupt nichts.

Wenn man sich meiner Beziehungen zum französischen Minister in Venedig erinnert, so wird man es ganz natürlich finden, daß mein erster Gedanke war, mich an ihn zu wenden; er war damals in guter Lage, und ich kannte ihn hinlänglich, um auf ihn rechnen zu können.

Da ich überzeugt war, der Schweizer würde mir sagen,

Monseigneur sei beschäftigt, so versah ich mich mit einem Briefe und schon am folgenden Tage begab ich mich nach dem Palais Bourbon. Der Schweizer nahm meinen Brief, und ich gab ihm meine Adresse; weiter war nichts nöthig, und ich entfernte mich.

Unterdeß mußte ich, überall wo ich hinkam, die Geschichte meiner Flucht aus den Bleidächern erzählen; das wurde eine fast eben so ermüdende Last wie meine Flucht, denn ich brauchte zwei Stunden zu meiner Geschichte, selbst wenn ich keinen Umstand ausschmückte; aber meine Lage erforderte, daß ich gegen die Neugierigen gefällig war, denn ich mußte mir Alle von der zärtlichsten Theilnahme für mich beseelt, vorstellen. Das sicherste Mittel zu gefallen, ist im Allgemeinen das, bei allen denjenigen, mit denen man zu thun hat, Wohlwollen vorauszusetzen.

Ich speiste am Abend bei Sylvia, und da ich jetzt ruhiger geworden war, so hatte ich Gelegenheit, mir zu allen Freundschaftsbeweisen, deren Gegenstand ich war, Glück zu wünschen. Ihre Tochter war funfzehn Jahre alt; ich war eben so erfreut über ihr Verdienst wie bezaubert von ihren schönen Eigenschaften. Ich machte ihrer Mutter, welche sie erzogen, ein Compliment, und dachte keineswegs daran, mich gegen die Wirkung ihrer Reize zu wappnen. Ich hatte ganz kürzlich erst so feste philosophische Entschlüsse gefaßt, und dann war ich ja auch noch nicht in der Lage, daß ich wagen durfte mir einzubilden, ich wäre der Mühe werth in Versuchung geführt zu werden. Ich zog mich frühzeitig zurück, da ich bald zu erfahren wünschte, was der Minister auf mein Billet antworten würde. Die Antwort ließ nicht lange warten; ich erhielt ein kleines Billet um acht Uhr, worin mir eine Audienz für zwei Uhr Nachmittags bewilligt wurde. Man kann sich leicht denken, daß ich pünktlich war, und ich wurde von Sr. Excellenz auf die zuvorkommendste Weise aufgenommen. Herr von Bernis bezeigte mir das größte Vergnügen, mich als Sieger zu sehn, und äußerte seine volle Befriedigung, daß er im Stande war mir nützlich zu werden. Er sagte mir, M. M. habe ihm geschrieben, daß ich mich gerettet, und er habe sich geschmeichelt, daß mein erster Besuch in Paris, wohin ich mich unfehlbar begeben würde, ihm gelten würde. Er zeigte mir den Brief, worin M. M. ihm meine Verhaftung und den, worin

sie ihm meine Flucht berichtete; aber alle Umstände waren erfunden und durchaus phantastisch. M. M. war zu entschuldigen, denn sie hatte nur schreiben können, was man ihr erzählt hatte, und es war nicht leicht, einen genauen Bericht von meiner Flucht zu haben. Die liebenswürdige Nonne sagte ihm, da sie keine Hoffnung mehr habe, einen der beiden Männer wiederzusehn, welche allein sie ans Leben knüpften, und auf deren Liebe sie rechnen könne, so werde ihr ihre Existenz zur Last und sie fühle sich unglücklich, daß sie nicht zur Andacht ihre Zuflucht nehmen könne. C. C. besucht mich oft, sagte sie, aber leider lebt diese theure Freundin nicht glücklich mit ihrem Manne.

Ich sagte Herrn von Bernis, die nähern Umstände meiner Flucht aus den Bleidächern, wie unsere Freundin sie ihm gegeben, seien gänzlich falsch und ich würde mir die Freiheit nehmen, sie für ihn mit der größten Ausführlichkeit aufzuschreiben. Er bat mich, mein Versprechen zu halten, und versicherte mir, daß er M. M. eine Abschrift schicken würde, zugleich steckte er mir mit dem feinsten Anstande eine Rolle von hundert Louisd'ors in die Hand, mit dem Hinzufügen, er würde an mich denken, und sobald er mit mir zu sprechen hätte, mich benachrichtigen lassen.

Da ich nun mit ausreichenden Geldmitteln versehen war, so dachte ich sogleich an meine Toilette, und sobald ich die nöthigen Einkäufe gemacht, ging ich an die Arbeit und schickte schon nach acht Tagen meinem großmüthigen Beschützer meine Geschichte mit der Erlaubniß zu, so viel Abschriften als er wolle davon machen zu lassen, und überhaupt jeden ihm beliebigen Gebrauch davon zu machen, um mir die Theilnahme aller Personen, die mir nützlich werden könnten, zu verschaffen.

Drei Wochen darauf ließ der Minister mich rufen, um mir zu melden, daß er mit Herrn Erizzo, venetianischem Gesandten, von mir gesprochen, welcher ihm gesagt, er werde mir nichts in den Weg legen, habe aber keine Lust, sich mit den Staats-Inquisitoren zu verfeinden, und er würde mich deshalb nicht empfangen. Da ich seiner nicht bedurfte, so war mir seine Zurückhaltung auch keineswegs unangenehm. Herr von Bernis theilte mir sodann mit, daß er meine Geschichte der Frau Marquise von Pompadour gegeben, welche sich meiner noch erinnert, und versprach mir, die erste beste

Gelegenheit zu ergreifen, um mich dieser mächtigen Dame vorzustellen. Sie können, mein lieber Casanova, fuhr Se. Excellenz fort, sich Herrn von Choiseul und dem General-Controlleur von Boulogne vorstellen. Sie werden gut aufgenommen werden und mit einigem Verstande werden Sie sich dem letztern leicht nützlich machen können. Er selbst wird Ihnen die nöthigen Einsichten geben, und Sie werden sehen, daß der, welchen man anhört, auch zu seinem Ziele gelangt. Suchen Sie etwas für die Einnahmen des Königs Nützliches zu erfinden und vermeiden Sie dabei alles Verwickelte und Chimärische, und wenn das, was Sie schreiben, nicht allzu lang ist, so will ich Ihnen meine Meinung darüber sagen.

Zufrieden und dankbar verließ ich den Minister, aber ich war in großer Verlegenheit, wie ich passende Mittel finden sollte, um das Einkommen des Königs zu vermehren. Ich hatte keine Idee von Finanzen, und mochte ich meine Phantasie auch noch so sehr auf die Folter spannen, so lief doch Alles, was mir in den Kopf kam, nur auf neue Steuern, verhaßte oder abgeschmackte Mittel, hinaus; ich verwarf sie, nachdem ich sie vielfach hin- und hergewendet.

Mein erster Besuch galt Herrn von Choiseul, sobald ich seine Rückkehr nach Paris erfahren. Er empfing mich an seiner Toilette, wo er schrieb, während sein Kammerdiener ihn frisirte. Er trieb die Höflichkeit so weit, daß er sich mehrmals unterbrach, um Fragen an mich zu richten; während ich aber darauf antwortete, schrieb Se. Excellenz weiter, als ob ich gar nicht da wäre, und ich zweifle sehr, ob er den Zusammenhang meiner Reden gefaßt hat, wiewohl er zuweilen so that, als ob er mich ansähe; es war ersichtlich, daß seine Augen und seine Gedanken nicht mit demselben Gegenstande beschäftigt waren. Trotz dieser Art, die Leute, oder wenigstens mich, zu empfangen, war Herr von Choiseul ein geistreicher Mann.

Als er seinen Brief beendet, sagte er italiänisch zu mir, Herr von Bernis habe ihm einen Theil der Geschichte meiner Flucht erzählt, und er fragte dann:

Sagen Sie mir, wie Sie Ihre Flucht haben ausführen können.

Gnädiger Herr, die Erzählung ist etwas lang, sie dauert wenigstens zwei Stunden, und Ew. Excellenz sieht so aus, als ob sie Eile habe.

Erzählen Sie mir die Geschichte kurz.

Wie kurz ich auch sein mag, brauche ich zwei Stunden.

Sie können die näheren Umstände für ein andermal aufsparen.

Die Geschichte ist nur durch die näheren Umstände interessant.

Das mag sein. Man kann fast Alles beliebig verkürzen, ohne dadurch dem Interesse Abbruch zu thun.

Sehr wohl. Hiernach würde es mir schlecht anstehen, wenn ich den geringsten Einwand machen wollte. Ich werde also Monseigneur sagen, daß die Staats-Inquisitoren mich unter den Bleidächern einsperren ließen; daß es mir nach funfzehn Monaten und fünf Tagen gelang, das Dach zu durchbrechen; daß ich durch eine Luke unter tausend Schwierigkeiten in die Kanzlei gelangte, deren Thür ich zerbrach; daß ich nach dieser That auf den St. Marcusplatz kam, mich von dort aus nach dem Hafen begab, und eine Gondel nahm, welche mich nach der terra firma brachte, von wo aus ich nach Paris gelangte, wo ich die Ehre habe, Ihnen meine Verbeugung zu machen.

Aber — was sind denn die Bleidächer?

Gnädiger Herr, zu dieser Erklärung brauche ich wenigstens eine Viertelstunde.

Wie haben Sie es angefangen, um das Dach zu durchbrechen?

Das kann ich Ihnen nicht in weniger als einer halben Stunde sagen.

Warum ließ man Sie einsperren?

Das ist eine lange Geschichte, gnädiger Herr.

Ich glaube, Sie haben Recht. Das Interesse der Geschichte kann nur in den näheren Umständen liegen.

Wie ich mir die Freiheit genommen, Ew. Excellenz bemerklich zu machen.

Ich muß nach Versailles, aber Sie werden mir ein Vergnügen machen, wenn Sie mich zuweilen besuchen wollen. Unterdeß überlegen Sie sich, Herr Casanova, worin ich Ihnen nützlich sein kann.

Die Art, wie Herr von Choiseil mich empfangen, hatte mich beinahe verletzt, und sie war nicht ohne Einwirkung auf meine Stimmung geblieben; aber das Ende unseres Zwiegesprächs und besonders der freundliche Ton seiner letzten

Worte beruhigte mich, und ich verließ ihn, wenn auch nicht befriedigt, doch ohne Bitterkeit.

Von ihm ging ich zu Herrn von Boulogne und fand einen vom Herzoge durchaus verschiedenen Mann, sowohl in seinen Manieren, wie in seinem Kostüm und seiner Haltung. Er empfing mich sehr höflich und becomplimentirte mich zunächst wegen der hohen Meinung, welche Herr von Bernis von mir und meinen finanziellen Kenntnissen habe. Ich sagte mir, daß nie ein Compliment weniger verdient worden war, und es fehlte nicht viel, so hätte ich laut aufgelacht. Mein guter Genius ließ mich meinen Ernst bewahren.

Herr von Boulogne war in Gesellschaft eines Greises, dessen Zügen der Stempel des Genies aufgedrückt war, und der mir Achtung einflößte. Theilen Sie mir Ihre Ansichten mündlich oder schriftlich mit, sagte der General-Controleur; Sie sollen mich gelehrig und bereit auf Ihre Ideen einzugehn finden. Dies hier ist Herr Paris du Vernai, welcher zwanzig Millionen für seine Militairschule braucht. Es handelt sich darum, diese Summe zu beschaffen, ohne den Staat zu belasten und ohne den königlichen Schatz zu leeren.

Nur ein Gott, mein Herr, hat schöpferische Kraft.

Ich bin kein Gott, sagte nun Herr du Vernai, und dennoch habe ich zuweilen geschaffen; es hat sich aber Alles sehr geändert.

Alles, sagte ich, ist schwieriger geworden, ich weiß es, aber trotz der Schwierigkeiten habe ich eine Operation im Kopfe, welche dem Könige die Zinsen von hundert Millionen einbringen würde.

Wie viel wird dieses Einkommen dem Könige kosten?

Nur die Erhebungsgebühren.

Also wird die Nation das Einkommen liefern müssen?

Ja, ohne Zweifel, aber freiwillig.

Ich weiß, woran Sie denken.

Das sollte mich sehr wundern, mein Herr, denn ich habe meine Idee Niemand mitgetheilt.

Wenn Sie nicht schon anderweitig zugesagt haben, so erweisen Sie mir die Ehre, morgen Mittag bei mir zu speisen; ich werde Ihnen Ihren Plan zeigen, den ich schön finde, von dem ich aber glaube, daß er unübersteiglichen Schwierigkeiten

unterliegt. Nichtsdestoweniger können wir darüber sprechen und ihn uns ansehen. Werden Sie kommen?

Ich werde die Ehre haben.

Sehr wohl; ich werde Sie in Plaisance erwarten.

Nachdem er sich entfernt hatte, lobte Herr von Boulogne das Talent und die Redlichkeit dieses Greises. Es war der Bruder Herrn von Marmontel's, den eine geheime Chronik für den Vater von Madame Pompadour ausgab, denn er liebte Madam Poisson zu gleicher Zeit mit Herrn le Normand.

Als ich den General-Controleur verlassen, machte ich einen Spaziergang in den Tuileriengarten, nachdenkend über die wunderbaren Fügungen des Glücks. Man sagt mir, man brauche zwanzig Millionen; ich rühme mich, ohne die geringste Idee von der Möglichkeit zu haben, hundert Millionen schaffen zu können, und ein berühmter, in den Geschäften bewanderter Mann ladet mich zum Mittagsessen ein, um mich zu überzeugen, daß er meinen Plan kenne! Es lag darin etwas Komisches und Seltsames, aber gerade dies stand im Einklange mit meiner Handlungs- und Denkweise. Wenn er glaubt, mir die Würmer aus der Nase zu ziehen, sagte ich zu mir, so kann ich ihn herausfordern. Wenn er mir aber seinen Plan mittheilt, so steht es nur bei mir, zu sagen, er habe richtig gerathen oder sich getäuscht, je nachdem die Eingebung des Augenblicks es mir angemessen erscheinen lassen wird. Ist die Sache der Art, daß ich sie verstehe, so kann ich vielleicht etwas Neues sagen; verstehe ich nichts davon, so hülle ich mich in geheimnißvolles Schweigen, und dies wirkt zuweilen auch. Auf keinen Fall werde ich das Glück zurückstoßen, wenn es mir geneigt sein will.

Herr von Bernis hatte mich Herrn von Boulogne, nur um mir leichten Zutritt zu demselben zu verschaffen, als geschickten Finanzier angekündigt, denn sonst hätte er mich vielleicht gar nicht empfangen. Es that mir leid, daß ich nicht wenigstens das Kauderwelsch dieses Handwerks kannte, denn mit diesem ziehen sich viele Leute aus der Verlegenheit, und so Mancher, der nicht mehr verstand, hat damit eine Carrière gemacht. Indeß gleichviel, ich bin nun einmal in die Sache verwickelt; es handelte sich darum, gute Miene zum schlechten Spiele zu machen, und sicher war ich der Mann, der entschieden aufzutreten wußte. Am folgenden Tage nahm ich einen

Miethswagen, und traurig und nachdenklich sage ich zum Kutscher, er solle mich nach Plaisance fahren zu Herrn du Vernai. Plaisance liegt etwas über Vincennes hinaus.

So stehe ich nun an der Thüre des berühmten Mannes, der Frankreich vom Abgrunde zurückgezogen, worin Law's System es vor vierzig Jahren beinahe gestürzt hätte. Ich trete ein und finde ihn vor einem großen Feuer stehen, umgeben von sieben bis acht Personen, welchen er mich vorstellt, meinen Namen nennt, und mich als Freund des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten und des General-Controleurs bezeichnet. Hierauf stellte er mir jeden einzelnen dieser Herren mit den ihm gebührenden Titeln vor, und ich bemerkte, daß sich vier Finanz-Intendanten darunter befanden. Nachdem ich Jedem eine Verbeugung gemacht, widmete ich mich dem Cultus des Harpocrates, und ohne zu aufmerksam zu erscheinen, war ich doch ganz Ohr und Auge.

Die Unterhaltung war keineswegs sehr interessant, denn man sprach zunächst von der Seine, die damals gefroren war, und deren Eisdecke die Dicke eines Fußes hatte. Sodann kam der kürzlich erfolgte Tod Herrn von Fontelle's an die Reihe; hierauf wurde von Damiens gesprochen, der nichts gestehn wollte und von den funfzehn Millionen, welche dieser Prozeß dem Könige kosten würde. Endlich, als das Gespräch auf den Krieg kam, wurde Herr von Soubise gelobt, dem der König das Commando seiner Armeen übertragen hatte. Durch einen natürlichen Uebergang kam man nun auf die Kosten zu sprechen, welche dieser Krieg verursachen würde und auf die Mittel, sie zu bestreiten.

Ich hörte zu und langweilte mich, denn alle ihre Reden waren so sehr mit technischen Ausdrücken gespickt, daß ich den Zusammenhang nicht recht fassen konnte, und wenn das Schweigen je einem Menschen Bedeutung hat geben können, so mußte meine Ausdauer während anderthalb Stunden mich in den Augen dieser Männer als eine sehr bedeutende Person erscheinen lassen. Endlich, als ich schon zu gähnen anfing, wurde gemeldet, daß das Mittagsessen aufgetragen sei; ich saß noch anderthalb Stunden bei Tische, ohne den Mund zu einem anderen Zwecke aufzumachen, als um einem ausgezeichneten Essen die gebührende Ehre zu erweisen. Einen Augenblick, nachdem das Dessert aufgetragen worden, lud mich Herr du

Bernai ein, ihm in ein benachbartes Zimmer zu folgen, während die andern Gäste sitzen bleiben. Ich folgte ihm und wir kamen durch einen Saal, wo wir einen Mann von gutem Aussehn fanden, der etwa funfzig Jahre alt war und uns in ein Kabinet folgte, wo Herr du Bernai ihn mir als Herrn von Calsabigi vorstellte. Einen Augenblick darauf kamen noch zwei Finanz-Intendanten dazu, und Herr du Bernai reichte mir lächelnd und mit der leutseligsten Miene ein Heft in Folio und sagte: Herr Casanova, hier ist Ihr Projekt.

Ich nehme das Heft und lese: Lotterie von neunzig Billets, deren Loose einmal monatlich gezogen werden und wovon nur fünf Nummern gewinnen können u. s. w. Ich gebe ihm das Heft zurück, indem ich mit der größten Zuversicht sage: Ich gestehe, mein Herr, daß dies mein Projekt ist.

Man ist Ihnen zuvorgekommen: das Projekt ist von Herrn von Calsabigi, den Sie hier sehen.

Ich freue mich, nicht daß man mir zuvorgekommen, wohl aber, daß ich der Ansicht dieses Herrn bin; wenn Sie es aber nicht angenommen haben, so möchte ich Sie wohl bitten, mir den Grund zu sagen.

Man führt gegen das Projekt mehrere Gründe an, welche sich sehr wohl hören lassen und auf welche nur unbestimmte Antworten gegeben werden.

Ich, sagte ich kalt, kann mir nur einen einzigen denken, den, daß der König seinen Unterthanen das Spiel nicht gestatten möchte.

Dieser Grund kann, wie Sie sich wohl denken können, nicht in Rechnung gebracht werden: denn der König wird seinen Unterthanen erlauben zu spielen, so viel sie wollen, aber werden sie spielen?

Ich wundere mich, wie man dies bezweifeln kann, wenn anders die Gewinnenden die Sicherheit der Auszahlung haben.

Angenommen also, sie würden spielen, wenn sie vom Vorhandensein einer Kasse überzeugt wären, wie wollen wir die Fonds zusammenbringen?

Die Fonds, mein Herr! nichts ist einfacher. Der königliche Schatz, ein Beschluß des Raths. Mir genügt es, daß die Nation glaube, der König sei im Stande, hundert Millionen zu bezahlen.

Hundert Millionen!

Ja, mein Herr, man muß blenden.

Wenn aber Frankreich glauben soll, oder wir Frankreich weiß machen wollen, der König könne hundert Millionen bezahlen, so ist die Voraussetzung, daß er sie verlieren kann; und setzen Sie das voraus?

Allerdings setze ich es voraus; aber dieser Fall könnte erst eintreten, nachdem man wenigstens hundertundfunfzig Millionen eingenommen hätte, und die Verlegenheit würde dann nicht mehr groß sein. Wenn Sie die Bedeutung der politischen Arithmetik kennen, mein Herr, so müssen Sie dieser Ansicht beitreten.

Ich stehe nicht ganz allein, mein Herr. Geben Sie zu, daß der König bei der ersten Ziehung eine ungeheure Summe verlieren kann?

Ich gebe es zu, mein Herr, aber zwischen der Wirklichkeit und der Möglichkeit liegt eine Unendlichkeit, und ich wage zu behaupten, das größte Glück für den vollständigen Erfolg der Lotterie würde das sein, wenn der König in der ersten Ziehung eine bedeutende Summe verlöre.

Wie! mein Herr; das wäre vielmehr ein großes Unglück.

Ein wünschenswerthes Unglück. Man berechnet die moralischen Kräfte wie die Wahrscheinlichkeiten. Sie wissen, mein Herr, daß alle Assecuranz-Gesellschaften reich sind. Ich werde Ihnen vor allen Mathematikern Europas beweisen, daß, da Gott neutral bleibt, der König in dieser Lotterie eins auf fünf gewinnen muß. Dies ist das Geheimniß. Geben Sie zu, daß die Vernunft sich einem mathematischen Beweise ergeben muß.

Ich gebe es zu. Aber sagen Sie mir, warum das Castelletto dem Könige nicht einen sichern Gewinn verbürgen kann.

Mein Herr, weder das Castelletto noch überhaupt Jemand auf der ganzen Welt kann Ihnen den sichern und unbedingten Beweis geben, daß der König immer gewinnen wird. Das Castelletto dient übrigens nur dazu, provisorisch ein Gleichgewicht bei einer, zwei, drei sehr stark besetzten Nummern herzustellen, die, wenn sie herauskämen, einen sehr bedeutenden Verlust zur Folge haben könnten. Das Castelletto erklärt dann die Nummer für geschlossen, und könnte Ihnen nur dann die Gewißheit des Gewinns verbürgen, wenn die Ziehung so lange verschoben würde, bis alle Nummern gleich stark besetzt wären; aber dann würde die Lotterie nicht in Gang kommen, weil

man vielleicht ganze Jahre warten müßte; aber in diesem Falle würde die Lotterie, ich darf es nicht verschweigen, eine Halsabschneiderei, ein offener Diebstahl sein. Was sie vor der Möglichkeit eines entehrenden Vorwurfs schützt, das ist die feste Bestimmung einer allmonatlichen Ziehung; dann hat das Publikum die Sicherheit, daß der Unternehmer verlieren kann.

Wollen Sie die Güte haben, im Rathe zu sprechen und Ihre Gründe geltend zu machen suchen?

Ich werde es mit vielem Vergnügen thun, mein Herr.

Werden Sie alle Einwendungen beantworten?

Ich glaube es versprechen zu können.

Wollen Sie mir Ihren Plan bringen?

Ich werde ihn nicht eher geben, mein Herr, als bis man den Entschluß gefaßt hat, ihn anzunehmen und ich die Zusicherung der vernünftigen Vortheile, welche ich verlange, erhalten haben werde.

Aber Ihr Plan kann nur derselbe wie dieser sein.

Ich zweifle daran. Ich sehe Herrn Casalbigi zum erstenmale, und da er mir seinen Plan nicht mitgetheilt hat und vom meinigen keine Kenntniß hat haben können, so ist es schwierig, wo nicht unmöglich, daß wir in allen Punkten zusammengetroffen sind. In meinem Plane berechne ich übrigens nur im Ganzen und Großen, was der König jährlich gewinnen muß, und ich beweise es auf unumstößliche Weise.

Man könnte das Unternehmen also einer Gesellschaft übergeben, welche dem Könige eine bestimmte Summe bezahlte?

Ich bitte um Verzeihung.

Weshalb?

Aus folgenden Gründen. Die Lotterie kann nur durch ein Vorurtheil von unfehlbarer Wirkung Glück machen. Ich möchte nicht einer Gesellschaft dienen, welche, um den Gewinn zu erhöhen, auf den Gedanken kommen könnte, ihre Operationen zu vervielfältigen, wodurch der Zulauf vermindert werden müßte.

Ich sehe nicht ein, wie?

Auf tausenderlei Weisen, welche ich Ihnen ein andermal ausführen werde, und worüber Sie wie ich denken werden. Diese Lotterie muß, wenn ich mich mit der Sache abgeben soll, königlich sein, oder gar nicht sein.

Herr Casalbigi denkt wie Sie.

Das freut mich, aber wundert mich nicht; denn indem er wie ich darüber dachte, mußte er zu demselben Resultate kommen.

Haben Sie geeignete Personen für das Castelletto?

Dazu brauche ich nur verständige Maschinen, und daran fehlt es in Frankreich nicht.

Wie hoch taxiren Sie den Gewinn?

Auf 20 Prozent für jeden Einsatz. Wer dem Könige einen Sechsfrankenthaler bringt, wird dafür fünf Franken erhalten, und ich verspreche, daß ceteris paribus der Zulauf so stark sein wird, daß die Nation wenigstens 500,000 Franks monatlich bezahlen wird. Ich werde es im Rathe beweisen, unter der Bedingung, daß er aus Mitgliedern besteht, welche, wenn sie eine Wahrheit, die auf physischer und politischer Berechnung basirt ist, erkannt haben, nicht Ausflüchte machen und gerade auf das Ziel losgehn, dessen Sicherheit ich ihnen auf die überzeugendste Weise darthun werde.

Ich fühlte mich im Stande Wort zu halten, und dies innere Gefühl war mir angenehm. Ich ging einen Augenblick hinaus, und als ich zurückkam, fand ich alle die Herren gruppenweise zusammenstehend und den Plan ernstlich besprechend.

Herr Calsabigi redete mich an und fragte mich freundschaftlich, ob ich in meinem Plane die Quaterne zulasse? Das Publikum, sagte ich, muß sogar die Freiheit haben, die Quinterne zu spielen; aber in meinem Plane werden die Einsätze verstärkt, denn die Spieler können nur dann Quaternen und Quinternen spielen, wenn sie auch Ternen spielen.

In meinem Plan, sagte dieser Herr, figurirt die einfache Quaterne mit einem Gewinne von funfzigtausend auf eins.

Es giebt gute Rechner in Frankreich, mein Herr, und wenn Sie den Gewinn nicht in allen Wechselfällen gleich finden, werden sie Nutzen davon zu ziehn wissen.

Herr Calsabigi faßte meine Hand, welche er freundschaftlichst drückte und sagte, er wünsche, daß wir zusammen sprechen könnten; ich sagte, indem ich seinen Händedrück erwiederte, ich würde mich durch seine weitere Bekanntschaft geehrt fühlen. Nachdem ich hierauf Herrn du Vernay meine Adresse gegeben, nahm ich Abschied von der Gesellschaft und las mit Vergnügen auf allen Gesichtern, daß ich der Gesellschaft eine günstige Meinung von meinen Mitteln beigebracht.

Drei Tage darauf ließ sich Herr von Calsabigi bei mir melden, und ich empfing ihn auf die zuvorkommendste Weise und versicherte ihm, nur die Furcht ihn zu belästigen, habe mich abgehalten, ihn zu besuchen. Nachdem er meine Höflichkeiten erwiedert, sagte er, die nachdrückliche Weise, womit ich zu diesen Herren gesprochen, habe Eindruck auf sie gemacht und er sei überzeugt, daß wenn ich mich beim General-Controleur bewerben wolle, wir die Lotterie zu Stande bringen und großen Nutzen davon ziehn würden.

Ich glaube es, sagte ich, aber sie würden noch größern Vortheil davon haben, und dennoch beeilen die Herren sich nicht. Sie haben noch nicht nach mir geschickt; und doch ist es an ihnen, denn mein Hauptgeschäft ist diese Sache nicht.

Sie werden wahrscheinlich noch heute was erfahren, denn ich weiß, daß Herr von Boulogne mit Herrn von Courteuil von Ihnen gesprochen hat.

Gut, aber ich versichere Ihnen, daß ich ihn nicht darum gebeten habe.

Nachdem wir noch einige Minuten geplaudert, bat er mich auf die freundschaftlichste Weise, bei ihm zu speisen; und ich nahm es an, denn im Grunde war mir die Einladung sehr angenehm; als wir sodann gehen wollten, überbrachte man mir ein Billet von Herrn von Bernis, worin dieser liebenswürdige Abbé mir sagte, wenn ich am folgenden Tage nach Versailles kommen wolle, würde er mich der Marquise von Pompadour vorstellen und ich würde auch Herrn von Boulogne dort finden.

Erfreut über diesen Zufall, ließ ich weniger aus Eitelkeit als aus Politik Herrn von Calsabigi dies Billet lesen, und ich sah mit Vergnügen, daß er während des Lesens große Augen machte. Sie haben, sagte er, Alles, was nöthig ist, um selbst Herrn du Vernai zu zwingen, Ihre Lotterie anzunehmen, und Ihr Glück ist gemacht, wenn Sie nicht schon reich genug sind, um nichts danach zu fragen.

Man ist nie reich genug, um einen großen Vortheil verachten zu können, besonders wenn man sich schmeicheln darf, ihn nicht der Gunst zu verdanken.

Das heißt weise denken. Was uns betrifft, so geben wir uns seit zwei Jahren alle mögliche Mühe, um den Plan durchzusetzen, und wir erhalten immer nur dumme Einwendun-

gen, welche Sie in einem Augenblicke zermalmt haben. Ihr Plan kann sich indeß nicht sehr von dem meinigen unterscheiden. Vereinigen wir uns, denn allein werden Sie auf unübersteigliche Schwierigkeiten stoßen, und Sie können überzeugt sein, daß die verständigen Maschinen, welche Sie brauchen, nicht in Paris zu finden sind. Mein Bruder wird die ganze Last des Geschäfts auf sich nehmen, und Sie können die Vortheile der Leitung genießen und dabei Ihrem Vergnügen nachgehen.

Ich bin nicht eigennützig, und die Schwierigkeit besteht nicht in der Theilung der Gewinnste. Sind Sie denn aber nicht der Verfasser des Plans, welchen ich gesehen?

Mein Bruder ist es.

Könnte ich die Ehre haben, ihn zu sehen?

Ganz gewiß. Er ist äußerlich krank, aber sein Geist hat seine ganze Frische. Wir wollen ihn besuchen.

Ich fand einen Mann von nicht angenehmem Aeußern, denn er hatte eine Art Krätze; aber das hindert ihn nicht gut zu essen, zu schreiben und überhaupt alle physischen und moralischen Thätigkeiten vollkommen zu verrichten; er sprach gut und mit großer Munterkeit. Er zeigte sich Niemand, denn abgesehen davon, daß seine Krankheit ihn entstellte, fühlte er auch sehr häufig das unwiderstehliche Bedürfniß, sich bald hier, bald dort zu kratzen, und da das Kratzen, mag es nun aus Nothwendigkeit oder aus Gewohnheit geschehen, in Paris für etwas sehr Abscheuliches gilt, so zog er das Glück, seinen Nägeln volle Freiheit zu lassen, den Genüssen der Gesellschaft vor. Er sagte öfter, er glaube an Gott und seine Werke und sei überzeugt, daß er ihm die Nägel gegeben, um sich derselben zu bedienen und sich in der Wuth, von welcher er ergriffen war, die einzige mögliche Erleichterung zu verschaffen.

Sie glauben also an die Endursachen und ich wünsche Ihnen Glück dazu; aber ich glaube, Sie würden sich kratzen, wenn auch Gott vergessen hätte, Ihnen Nägel zu geben.

Meine Bemerkung brachte ihn zum Lachen; sodann fing er an von unserem Geschäfte zu sprechen, und ich bemerkte bald, daß er viel Geist hatte. Er war der ältere Bruder und Junggeselle. Er war ein großer Rechner, in allen finanziellen Operationen sehr bewandert, Kenner des Handels aller Nationen, großer Geschichtskenner, Schöngeist, Dichter und großer

Freund der Frauen. Er war aus Livorno gebürtig; er war beim Ministerium in Neapel beschäftigt gewesen und mit Herrn de l'Hôpital nach Paris gekommen. Sein Bruder hatte ebenfalls Talent und Kenntnisse, stand ihm aber entschieden nach.

Er zeigte mir einen Haufen Schriften, worin er alle Aufgaben der Lotterie gelöst hatte. Wenn Sie, sagte er, glauben, ohne mich fertig werden zu können, so mache ich Ihnen mein Compliment: aber ich glaube, Sie würden sich vergeblich damit schmeicheln, denn wenn Sie keine Praxis haben und keine Leute, welche in diesen Geschäften geübt sind, so werden Sie mit Ihrer Theorie nicht auskommen. Was werden Sie thun, wenn Sie das Dekret erlangt haben? Wenn Sie im Rathe sprechen, so bestimmen Sie, wenn Sie mir glauben wollen, einen Termin, nach Ablauf dessen Sie jeder Verantwortlichkeit enthoben werden, d. h. Sie drohen, sich nicht mehr mit der Sache zu befassen. Ohne dieß können Sie sicher sein, nur kleinliche und temporisirende Menschen zu finden, welche Sie von Aufschub zu Aufschub bis zu den griechischen Calenden hinziehen werden. Andererseits kann ich Ihnen versichern, daß es Herrn du Vernai sehr lieb sein wird, wenn wir uns verbinden. Was die analytischen Verhältnisse der unter allen Wechselfällen gleichen Gewinne betrifft, so werde ich Sie hoffentlich überzeugen, daß sie bei der Quaterne nicht in Betracht kommen.

Sehr geneigt, mit diesen Herren in Verbindung zu treten, aus dem sehr triftigen Grunde, weil ich sie nicht entbehren konnte, mich aber wohl hütend, sie etwas davon ahnen zu lassen, ging ich mit dem Bruder weg, der mich vor dem Mittagsessen seiner Frau vorstellen wollte. Ich fand bei dieser Dame eine in Paris unter dem Namen der Generalin la Mothe sehr bekannte alte Dame, welche wegen ihrer frühern Schönheit und ihrer Tropfen sehr berühmt war; eine andere ältliche Dame, welche man in Paris die Baronin Blanche nannte, und welche noch Maitresse von Herrn von Vaux war; eine andere, welche man die Präsidentin nannte, und die vierte schön wie der Tag, welche Madame Razzetti genannt wurde, eine Piemontesin und Frau eines Violinspielers bei der Oper, der, wie man sagte, der Intendant Herr von Fondpertuis den Hof machte.

Wir setzten uns zu Tische; aber ich spielte hier eine trau-

rige Rolle, weil der Plan zur Lotterie alle meine Fähigkeiten absorbirte. Am Abend bei Sylvia fand man mich zerstreut und befangen, und ich war es trotz des zärtlichen Gefühls, welches mir die junge Balletti einflößte, welches Gefühl jeden Tag neue Kraft gewann.

Am folgenden Tage, zwei Stunden vor Tagesanbruch, fuhr ich nach Versailles, wo Herr von Bernis mich heiter empfing und sagte, er wolle wetten, daß ich ohne ihn nie meine ausgezeichneten und finanziellen Kenntnisse geahnt haben würde. Herr von Boulogne hat mir gesagt, Sie hätten Herrn du Vernai, welcher allgemein als einer der besten Köpfe in Frankreich anerkannt ist, in Erstaunen gesetzt. Ich rathe Ihnen, lieber Casanova, diese Bekanntschaft nicht zu vernachlässigen und ihm fleißig Ihre Aufwartung in Paris zu machen. Ich kann Ihnen übrigens die Versicherung geben, daß die Lotterie eingeführt werden wird, daß man Ihnen dafür verpflichtet ist, und daß Sie darauf bedacht sein mögen, Nutzen davon zu ziehen.

Sobald der König zur Jagd aufbricht, finden Sie sich in den kleinen Gemächern ein, und wenn ich den Augenblick für geeignet halte, werde ich Sie der berühmten Marquise vorstellen. Sodann unterlassen Sie nicht, sich ins Bureau der auswärtigen Angelegenheiten zu begeben, und sich in meinem Namen Herrn de la Ville vorzustellen. Er ist erster Commis und Sie werden von ihm gut empfangen werden.

Herr von Boulogne versprach mir, sobald er von Herrn du Vernai Anzeige erhalten, daß sich der Rath der militairischen Schule zu einem Beschlusse geeinigt, sollte das Dekret wegen Einführung der Lotterie erscheinen, und er ermuthigte mich, ihm meine Ansichten über die Finanzen mitzutheilen.

Gegen Mittag begab sich Frau von Pompadour in Begleitung des Fürsten von Soubise in die kleinen Gemächer und mein Beschützer bemühte sich, die Aufmerksamkeit der vornehmen Dame auf mich zu lenken. Nachdem sie an mich herangetreten und mir eine artige Verbeugung gemacht, sagte sie, die Geschichte meiner Flucht habe ihre Theilnahme erregt. Die Herren von dort oben, setzte sie lächelnd hinzu, sind sehr zu fürchten. Gehen Sie zuweilen zum Gesandten?

Den größten Beweis meiner Achtung, den ich ihm geben kann, Madame, ist der, ihn nicht zu besuchen.

Ich hoffe, Sie werden sich jetzt bei uns niederlassen.

Das ist mein höchster Wunsch, Madame; aber ich bedarf des Schutzes und weiß, daß er in diesem Lande nur dem Talente zu Theil wird. Das entmuthigt mich.

Ich glaube im Gegentheil, daß Sie Alles hoffen dürfen, denn Sie haben gute Freunde. Ich werde mit Vergnügen die Gelegenheit, Ihnen nützlich zu werden, ergreifen.

Da die schöne Marquise im Begriffe war, sich zu entfernen, so hatte ich nur noch Zeit, meinen Dank zu stammeln.

Ich ging zum Abbé de la Ville, welcher mich sehr gut aufnahm und mich nicht eher verließ, als bis er mir versichert, daß er an mich denken würde, sobald sich eine Gelegenheit darböte.

Versailles war ein vortrefflicher Ort; aber ich durfte mich nur auf Complimente, nicht auf Einladungen gefaßt machen; sobald ich daher Herrn de la Ville verlassen, begab' ich mich in einen Gasthof, um zu Mittag zu speisen. Als ich mich zu Tische setzen wollte, redete mich ein Abbé von gutem Ansehen, wie man sie in Frankreich dutzendweise findet, auf eine sehr ungezwungene Weise an, und fragte mich, ob wir zusammen speisen wollten. Da mir die Gesellschaft eines liebenswürdigen Mannes nie unangenehm gewesen ist, so nahm ich seinen Antrag höflich an, und sobald wir uns gesetzt hatten, machte er mir sein Compliment über den ausgezeichneten Empfang, welchen ich bei Herrn de la Ville gefunden. Ich war dort beschäftigt, einen Brief zu schreiben, sagte er, und konnte Alles Verbindliche, was der Abbé Ihnen sagte, hören. Dürfte ich Sie fragen, wer Ihnen den Zutritt zu diesem liebenswürdigen Manne eröffnet hat?

Wenn der Herr Abbé großes Gewicht darauf legt, es zu erfahren, so kann ich es ihm sagen.

Bloße Neugierde.

Und ich schweige nur aus Discretion.

Ich bitte um Entschuldigung.

Sehr gern.

Ich hatte dem zudringlichen Neugierigen den Mund geschlossen, und er sprach mit mir nur noch von gleichgültigen und angenehmen Sachen. Da ich nach Tische nichts weiter in Versailles zu thun hatte, schickte ich mich an aufzubrechen, als der Abbé mich um die Erlaubniß bat, mich begleiten zu dür-

sen. Obwohl die Gesellschaft der Abbé's nicht viel besser als die der Freudenmädchen ist, so sagte ich doch, ich würde nach Paris in einem öffentlichen Wagen fahren, ich habe ihm also keine Erlaubniß zu geben und würde mit Vergnügen seine Reisegesellschaft annehmen. In Paris angekommen, trennten wir uns, nachdem wir uns zu besuchen versprochen, und ich begab mich zu Sylvia, wo ich zu Abend speiste. Diese eben so gütige wie interessante Frau machte mir Complimente über meine Bekanntschaften und forderte mich dringend auf, sie wohl in Acht zu nehmen.

Nach Hause zurückgekehrt, fand ich ein Billet von Herrn du Vernai, welcher mich bat, am nächsten Tage um elf Uhr in die militairische Schule zu kommen, und schon um neun Uhr wünschte mir Calsabigi einen guten Morgen und überbrachte mir von seinem Bruder ein großes Blatt, welches eine arithmetische Tabelle der ganzen Lotterie enthielt, die ich dem Rathe erklären konnte. Es war eine Berechnung der Wahrscheinlichkeiten, welche den Gewißheiten entgegengesetzt wurden, die bewies, was ich nur motivirt hatte. Das Wesentliche war, daß Einsatz und Gewinnste sich in der Lotterie vollkommen decken mußten, wenn statt fünf Nummern sechs gezogen würden. Indem man aber nur fünf zog, erlangte man die mathematische Sicherheit eines Gewinns von 20 Prozent. Dieser Beweis ergab natürlich auch, daß die Lotterie sich nicht halten könne, wenn sechs Nummern gezogen würden, da vor Allem vom Gewinnste die Kosten der Regie zu decken waren, die sich damals auf hunderttausend Thaler beliefen.

Das Glück schien es sich zur Aufgabe zu machen, mich auf eine gute Bahn zu führen, denn diese Tabelle kam mir wie ein himmlischer Segen. Entschlossen, diesem herrlichen Plane zu folgen und gestärkt durch die Belehrungen Calsabigi's, welche ich nur aus Höflichkeit anzunehmen schien, begab ich mich in die militairische Schule, wo die Konferenz sogleich nach meiner Ankunft eröffnet wurde. D'Alembert war als großer Mathematiker ersucht worden, derselben beizuwohnen. Wäre du Vernai allein gewesen, so wäre er nicht nothwendig befunden worden; aber im Rathe waren Leute, welche, um sich nicht dem Resultate einer politischen Berechnung zu ergeben, die Gewißheit derselben läugneten. Die Konferenz dauerte drei Stunden.

Nach meiner Auseinandersetzung, welche nicht länger als eine halbe Stunde dauerte, faßte Herr von Courteuil Alles, was ich gesagt, zusammen; hierauf machte man eine Stunde Einwendungen, welche ich mit der größten Leichtigkeit widerlegte. Ich sagte ihnen, wenn die Rechenkunst im Allgemeinen eigentlich die Kunst sei, den Ausdruck eines einzigen, aus dem Ausdrucke mehrerer Verhältnisse hervorgehenden Verhältnisses zu finden, so finde diese Erklärung auch auf die moralische Berechnung Anwendung, und diese sei eben so sicher, wie die mathematische Berechnung. Ich überzeugte sie, daß ohne diese Gewißheit die Welt nie Assekuranz-Gesellschaften gehabt hätte, welche alle reich und blühend wären, und welche den Zufall und die Schwachköpfe, die ihn fürchteten, verlachten.

Ich sagte endlich zu diesen Herren, von denen die meisten unsicher zu sein schienen, es gebe keinen gelehrten und ehrenwerthen Mann, der sich erbieten könne, an die Spitze dieser Lotterie zu treten, wenn er sich verbürgen solle, daß die Lotterie in jeder Ziehung gewinne, und wenn Jemand kühn genug sei, mit einer solchen Zusicherung hervorzutreten, so sollten sie ihn aus ihrer Gegenwart verjagen, denn entweder würde er nicht Wort halten, oder wenn er es hielte, wäre er ein Gauner.

Das wirkte, denn Niemand antwortete; Herr du Vernai aber erhob sich und sagte, jedenfalls würde man die Lotterie wieder aufheben können. Nach dieser Aeußerung sah ich, daß meine Sache gewonnen war, und alle Anwesenden verabschiedeten sich, nachdem sie das Protokoll unterzeichnet, welches Herr du Vernai ihnen vorgelegt. Ich selbst begrüßte einen Augenblick darauf Herrn du Vernai, welcher mir freundschaftlichst die Hand drückte, und ich entfernte mich.

Herr von Calsabigi besuchte mich am nächsten Tage und brachte mir die angenehme Nachricht, daß die Sache beschlossen sei und man nur noch die Ausfertigung des Dekrets erwarte. Ich freue mich sehr über diesen Erfolg, sagte ich, und verspreche Ihnen, täglich zu Herrn von Boulogne zu gehn und Ihre Ernennung zur Regie zu betreiben, sobald ich von Herrn du Vernai erfahre, was man mir angewiesen hat.

Man wird sich leicht denken können, daß ich es nicht an Mühe fehlen ließ, denn ich wußte, daß Versprechen und Halten

bei den Großen zweierlei sind. Man bot mir sechs Einnahme-Bureau's an, und ich beeilte mich, sie anzunehmen, so wie viertausend Francs Pension vom Ertrage der Lotterie. Es war dies das Einkommen eines Kapitals von hunderttausend Francs, welches ich herausziehen konnte, wenn ich meine Bureau's aufgab, denn dieses Kapital ersetzte die Kaution.

Das Dekret des Rathes erschien acht Tage später. Man gab die Regie Calsabigi, mit einem Einkommen von dreitausend Frs. für jede Ziehung, eine jährliche Pension von viertausend Frs. und das große Bureau im Lotterie-Palaste in der rue Montmartre.

Die Calsabigi bewilligten Vortheile übertrafen bei Weitem die meinigen; aber ich war nicht eifersüchtig auf ihn, denn ich wußte, welche Ansprüche er hatte.

Von meinen sechs Bureau's verkaufte ich sogleich fünf, jedes zu zweitausend Frs. und eröffnete das sechste in der rue St. Denis auf eine luxuriöse Weise und setzte meinen Kammerdiener als Commis hinein. Es war ein junger, sehr kluger Italiäner, welcher Kammerdiener beim neapolitanischen Gesandten, dem Fürsten de la Catolica, gewesen war.

Man bestimmte den Tag der ersten Ziehung und machte bekannt, daß alle gewinnenden Billets acht Tage nach der Ziehung im General-Bureau der Lotterie ausgezahlt werden würden.

Um die Menge nach meinem Bureau zu ziehen und demselben einen Glanz zu geben, auf den wenige andere Anspruch machen könnten, ließ ich anzeigen, daß die gewinnenden von mir unterzeichneten Loose in meinem Bureau vierundzwanzig Stunden nach der Ziehung ausbezahlt werden sollten. Dadurch zog ich die Masse der Spieler an und vermehrte mein Einkommen bedeutend, denn ich erhielt sechs Prozent von der Einnahme. Einige funfzig Commis der andern Bureaus waren dumm genug, sich bei Calsabigi zu beklagen, daß ich durch meine Operation ihre Einnahme bedeutend verminderę; aber der Regisseur schickte sie nach Hause mit dem Bemerken, um mich zu schlagen, brauchten sie es nur ebenso wie ich zu machen, falls sie die Mittel dazu hätten.

Meine erste Einnahme belief sich auf 40,000 Francs. Eine Stunde nach der Ziehung brachte mir mein Commis

das Register, und zeigte mir, daß wir nur 17—18,000 Frs. zu bezahlen hatten. Alle Gewinnste waren Auszüge oder Amben und ich gab ihm die nöthigen Fonds zur Ausbezahlung.

Durch diese Maaßregel machte, ohne daß ich daran gedacht hatte, mein Commis sein Glück; denn die Gewinnenden ließen ihm das Geld, und ich war weit entfernt, etwas von ihm zu verlangen.

Die allgemeine Einnahme betrug zwei Millionen und die Regie gewann 600,000 Frs. Paris allein hatte 400,000 zur Einnahme beigesteuert. Das war ein ganz hübscher Gewinn für ein erstes Mal.

Am Tage nach der Ziehung speiste ich mit Calsabigi bei Herrn du Vernai, und hörte ihn zu meinem Vergnügen über den zu großen Gewinnst klagen. Paris hatte nur achtzehn bis zwanzig Ternen gehabt, allein obwohl sie nur klein waren, verschafften sie doch der Lotterie einen glänzenden Ruf, und da der Fanatismus schon seine Verheerungen begonnen hatte, so war leicht vorherzusehen, daß die Einnahme sich bei der nächsten Ziehung verdoppeln würde. Der angenehme Krieg, welchen man bei Tische gegen mich führte, versetzte mich in gute Laune und Calsabigi sagte, durch einen guten Einfall habe ich mir eine Rente von 100,000 Frs. jährlich gesichert, aber die anderen Einnehmer würden dabei zu Grunde gehn.

Ich habe oft solche Schläge gemacht, sagte Herr du Vernai und gewöhnlich bin ich gut dabei gefahren; da übrigens jeder Einnehmer Herrn Casanova nachahmen kann, so kann der Ruf einer Institution, die wir ihm wie Ihnen verdanken, dadurch nur steigen.

Bei der zweiten Ziehung nöthigte mich eine Terne von vierzigtausend Francs, Geld zu entleihen. Meine Einnahme hatte sich auf sechszigtausend belaufen; aber da ich genöthigt war, meine Kasse den Tag vor der Ziehung abzuliefern, so konnte ich mit meinen eigenen Mitteln bezahlen und erhielt das Geld erst nach acht Tagen wieder.

In allen großen Häusern, welche ich besuchte und in den Foyers der Theater erhielt ich von allen Seiten Geld und die Leute baten mich, für sie zu spielen, wie ich wolle, und ihnen die Loose zu geben, da noch Niemand etwas von diesem Spiele verstand. So nahm ich die Gewohnheit an, Loose aller Art, oder vielmehr von allen Preisen bei mir zu tragen

und ich ließ jeden wählen; jeden Abend kehrte ich, die Taschen voll Gold, nach Hause zurück. Das war ein außerordentlicher Vortheil; es war ein Vorrecht, welches ich allein hatte, denn die andern Einnehmer gehörten nicht der guten Gesellschaft an und fuhren nicht in einer Karrosse gleich mir: ein ungeheurer Vortheil in großen Städten, wo man nur zu oft das Verdienst eines Individuums nach dem es umgebenden Glanze beurtheilt; mein Luxus verschaffte mir überall Eingang, und überall hatte ich offenen Kredit.

Jetzt, wo meine Leser genug über den Erfolg der Lotterie erfahren haben, einer für den Privatmann lästigen Abgabe, weil sie ihm einen fast aller Wirklichkeit entbehrenden Reiz darbietet, aber für die Regierungen sehr erbiebig, da diese den Geiz oder die Geldgier des Publikums mit der größten Sicherheit ausbeuten, so werde ich nur noch dann davon sprechen, wenn ich etwas Wichtiges in Bezug auf meine Lebensschicksale darüber zu berichten haben werde. Einstweilen nehme ich den Faden wieder auf.

Ich war kaum seit einem Monate nach Paris zurückgekehrt, als mein Bruder Franz, mit welchem ich 1752 abgereist war, wieder von Dresden in Begleitung von Madame Sylvestre ankam. Er hatte vier Jahre in dieser Stadt gelebt, beständig mit seiner Kunst beschäftigt, und hatte alle guten Schlachtengemälde der berühmten kurfürstlichen Gallerie copirt. Wir sahen uns beide mit gleichem Vergnügen wieder; als ich ihm aber den Kredit meiner vornehmen Bekanntschaften anbot, um ihm die Aufnahme in die Akademie zu erleichtern, antwortete er mir mit dem Stolze eines Künstlers, der sich seines Verdienstes bewußt ist, er danke mir, wolle aber keine andere Empfehlung als die seines Talentes. Die Franzosen, sagte er, haben mich einmal verworfen, und ich bin weit entfernt, ihnen deshalb zu zürnen, denn jetzt würde ich mich selbst verwerfen, wenn ich noch das wäre, was ich damals war; aber da sie so viel Sinn für das Talent haben, so rechne ich jetzt auf eine bessere Aufnahme.

Seine Zuversicht gefiel mir und ich machte ihm mein Compliment, denn ich habe immer geglaubt, das wahre Verdienst müsse sich zunächst selbst Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Franz vollendete in der That ein schönes Gemälde, und nachdem er es im Louvre ausgestellt, wurde er mit Acclama-

tion aufgenommen. Die Akademie kaufte das Gemälde für 12,000 Frs. Mein Bruder wurde berühmt, und in Zeit von sechsundzwanzig Jahren verdiente er fast eine Million; trotzdem richtete er sich durch unsinnige Ausgaben, einen außerordentlichen Luxus und zwei schlechte Heirathen zu Grunde.

Drittes Kapitel.

Graf Tiretta von Treviso. — Der Abbé Coste. — Die Lambertini, angebliche Nichte des Papstes. — Spitzname, den sie Tiretta giebt. — Die Tante und die Nichte. — Gespräch am Kamine. — Hinrichtung von Damiens. — Tiretta's Verirrung. — Madame **'s Zorn. — Versöhnung. — Ich werde mit Fräulein de la Meure glücklich. — Sylvia's Tochter. — Fräulein de la Meure verheirathet sich. — Meine Eifersucht und mein verzweifelter Entschluß. — Glückliche Veränderung.

Im Anfange des März 1757 erhielt ich einen Brief von meiner theuren Madame Manzoni, welcher mir durch einen jungen Mann von gutem Aussehn, anständiger und jovialer Miene überreicht wurde, aus dessen Art sich vorzustellen ich sogleich erkannte, daß er Venetianer sei. Es war der junge Graf Tiretta von Treviso, welchen mir Madame Manzoni mit dem Bemerken empfahl, daß er mir seine Geschichte erzählen würde, und daß ich auf seine Aufrichtigkeit rechnen könnte. Diese liebe Frau schickte mir durch den jungen Menschen eine kleine Kiste, worin ich, wie sie sagte, alle meine Manuscripte finden würde, denn sie war überzeugt, mich nicht wiederzusehen.

Ich nahm Tiretta, so gut ich konnte, auf und sagte ihm, er habe sich keine bessere Empfehlung bei mir verschaffen können, als die einer Frau, für die ich eben so viel Freundschaft wie Dankbarkeit fühle.

Jetzt, Herr Graf, wo Sie sich mir gegenüber ganz ungenirt fühlen müssen, sagen Sie mir gefälligst, womit ich Ihnen nützlich werden kann.

Ich bedarf Ihrer Freundschaft, mein Herr, und vielleicht Ihrer Börse, oder wenigstens Ihrer Empfehlung.

Meine Freundschaft und meine Empfehlung sind Ihnen sicher, und meine Börse steht zu Ihrer Verfügung.

Nachdem Tiretta mir seine Dankbarkeit ausgedrückt, sagte er:

Vor einem Jahre, mein Herr, vertraute mir der höchste Rath meines Vaterlandes eine für mein Alter gefährliche Stelle an. Man machte mich nebst zwei jungen Edelleuten meines Alters zum Conservator des Leihamtes. Da die Karnevalsfreuden uns viel Geld gekostet und wir keins hatten, griffen wir in die Kasse, denn wir hofften die Summe, welche uns übergeben war, erstatten zu können, ehe wir genöthigt sein würden, Rechnung abzulegen. Unsere Hoffnung täuschte uns.

Die Väter meiner beiden Kollegen, welche reicher als der meinige waren, retteten dieselben, indem sie augenblicklich den auf sie kommenden Antheil bezahlten, und da ich nicht zahlen konnte, so entfloh ich der Schande und der Strafe, welche meiner warteten.

Madame Manzoni hat mir gerathen, mich Ihnen in die Arme zu werfen und mir ein kleines Kistchen für Sie übergeben, welches ich Ihnen heute bringen werde. Ich bin erst seit gestern in Paris und habe nur zwei Louisdor's, einige Wäsche und den einzigen Rock, welchen ich anhabe. Ich bin fünfundzwanzig Jahre alt, habe eine eiserne Gesundheit und den festen Willen, Alles zu thun, um als ehrlicher Mann leben zu können; aber ich weiß nicht, was ich anfangen soll, denn ich habe kein Talent so weit ausgebildet, um davon leben zu können. Ich spiele die Flöte, habe aber nur das Talent eines bloßen Dilettanten. Ich kann keine andere Sprache als die meinige und bin nicht Schriftsteller. Was denken Sie unter diesen Umständen für mich zu thun? Ich muß noch hinzusetzen, daß ich auf keine Unterstützung von irgend wem und von meinem Vater noch weniger als von irgend Jemand anders rechnen darf, denn um die Ehre der Familie zu retten, wird er über mein gesetzliches Erbtheil verfügen und ich muß unwiederbringlich darauf verzichten.

Mußte mich auch die Erzählung des Grafen überraschen, so gefiel mir doch seine Aufrichtigkeit; übrigens war ich entschlossen, der Empfehlung von Madame Manzoni Ehre zu

machen und fühlte mich geneigt, einem Landsmanne zu helfen, der sich im Grunde nur groben Leichtsinns schuldig gemacht hatte.

Lassen Sie zunächst, sagte ich, Ihre Sachen in das Zimmer bringen, welches an das meinige stößt, und sich zu essen und trinken geben. Ich werde Sie völlig frei halten, bis ich etwas Passendes für Sie finde. Von Geschäften wollen wir morgen sprechen, denn da ich niemals zu Hause esse, so kehre ich gewöhnlich erst spät zurück, und werde also heute nicht mehr die Ehre haben, Sie zu sehen. Für jetzt lassen Sie mich in Ruhe, denn ich muß arbeiten und wenn Sie ausgehen, so nehmen Sie sich vor schlechten Bekanntschaften in Acht, und namentlich eröffnen Sie sich Niemand. Sie lieben wohl das Spiel?

Ich verabscheue es, denn es hat meinen Ruin zur Hälfte verschuldet.

Und die Frauen haben, wette ich, das Uebrige gethan.

Sie haben richtig gerathen, die Frauen!

Zürnen Sie ihnen nicht, sondern lassen Sie sich den Schaden, den sie Ihnen zugefügt haben, von ihnen wiederbezahlen.

Sehr gern, wenn ich nur solche finde.

Wenn Sie in dieser Beziehung nicht feinfühlend sind, werden Sie in Paris Glück machen.

Was verstehen Sie unter feinfühlend? Ich könnte mich nicht dazu verstehen, gegen einen Fürsten gefällig zu sein.

Davon spreche ich auch nicht. Feinfühlend nenne ich den Mann, welcher nicht ohne Liebe zärtlich sein kann, welcher —

Jetzt verstehe ich, und in dieser Beziehung spielt das feine Gefühl bei mir nur eine Nebenrolle. Ich weiß, daß ein altes Weib mit goldenen Augen mich immer zärtlich wie einen Seladon finden wird.

Bravo! Ihre Sache wird sich leicht machen lassen.

Ich wünsche es.

Wollen Sie zum Gesandten gehen?

Gott bewahre mich! Was sollte ich dort thun? Ihm meine Geschichte erzählen? Ich kann mir wohl nichts darauf einbilden. Uebrigens könnte er mir vielleicht auch Schwierigkeiten in den Weg legen?

Er könnte es, ohne daß Sie ihn besuchen; aber ich glaube nicht, daß er sich mit Ihnen beschäftigt.

Das ist die einzige Güte, welche ich von ihm verlange.

In Paris, mein lieber Graf, ist allgemeine Trauer; gehen Sie also zu meinem Schneider im zweiten Stock und lassen Sie sich einen schwarzen Anzug machen. Stellen Sie sich in meinem Namen vor und sagen Sie, Sie wollten die Sachen morgen haben. Leben Sie wohl.

Wenige Augenblicke darauf ging ich aus und kam erst nach Mitternacht nach Hause. Ich fand in meinem Zimmer die Kiste, welche mir Madame Manzoni geschickt, und worin sich meine Manuscripte und alle mir theuren Portraits befanden, denn ich habe nie eine Tabatière verpfändet, ohne das Bild herauszunehmen.

Am folgenden Tage stellte sich mir Tiretta in schwarzem Anzuge vor und dankte mir für seine Metamorphosen.

Sie sehn, sagte ich, daß in Paris Alles schnell geht.

In Treviso wären dazu acht Tage erforderlich gewesen.

Treviso, mein Theurer, ist nicht Paris.

Als ich diese Worte beendet, meldete man mir den Abbé de la Coste. Ich erinnerte mich des Namens nicht, befahl aber, ihn einzulassen und sehe das Pfäfflein erscheinen, mit welchem ich nach meinem Besuche beim Abbé de la Ville in Versailles gespeist.

Nach den üblichen Höflichkeiten wünschte er mir Glück zum Erfolge meiner Lotterie; sodann sagte er, er habe erfahren, daß ich im Hotel de Cologne mehr als für sechstausend Francs Loose ausgetheilt.

Ja, sagte ich; ich habe immer für mehrere tausend Francs in meiner Brieftasche.

Wolan, ich nehme auch für tausend Thaler.

Wann es Ihnen beliebt. Wenn Sie in mein Bureau gehn wollen, können Sie die Nummern auswählen.

Ich frage nichts danach; geben Sie mir selbst, welche Sie wollen.

Er wählte für dreitausend Francs; sodann bat er mich um Papier, um mir eine Anweisung auszustellen.

Weshalb eine Anweisung? Davon ist keine Rede, Herr Abbé; ich gebe meine Loose nur gegen baares Geld.

Sie können aber sicher sein, daß Sie morgen die Summe bekommen werden.

Ich bin fest überzeugt davon; aber Sie können auch sicher sein, morgen die Loose zu bekommen: sie sind in meinem Bureau einregistrirt, und ich kann nicht anders handeln.

Geben Sie mir welche, die nicht einregistrirt sind.

Unmöglich; ich mache keine solche.

Und weshalb?

Weil ich sie aus meiner Tasche bezahlen müßte, wenn sie gewönnen, wozu ich durchaus keine Lust habe.

Ich glaube, Sie könnten es riskiren.

Ich glaube, daß ich es nicht kann, wenn ich nicht ein Schurke werden will.

Da er sah, daß mit mir nichts anzufangen sei, so wendete er sich zu Tiretta, mit dem er schlecht italiänisch sprach, und dem er endlich vorschlug, ihn Frau von Lambertini vorzustellen, der Wittwe eines Neffen des Papstes. Dieser Name, diese Verwandschaft, das freiwillige Anerbieten des Abbé machten mich neugierig; ich sagte, mein Freund nehme die Einladung an, und ich würde ebenfalls die Ehre haben von der Partie zu sein. Wir brechen auf.

Wir steigen vor der Thüre der angeblichen Nichte des heiligen Vaters in der rue Christine aus und gehn hinauf. Es erscheint eine Frau, welcher ich trotz ihres jugendlichen Aussehens vierzig Jahre, ohne zu handeln, gebe; sie ist etwas mager, hat schöne schwarze Augen, eine schöne Haut, ist lebhaft, flatterhaft, lacht gern und noch sehr geeignet, eine flüchtige Neigung zu erregen. Ich fühle mich bald ganz ungenirt mit ihr, und nachdem ich sie zum Sprechen gebracht, überzeuge ich mich, daß sie weder Wittwe noch Nichte des Papstes ist; sie war aus Modena und Abenteuerin ihrem Stande und ihrer Neigung nach. Diese Entdeckung zeigte mir, wer der Abbé, der uns eingeführt, eigentlich sei.

Ich glaubte in den Augen meines Trevisaners zu lesen, daß die Schöne seine Neugier errege, und als sie uns zum Mittagsessen einlud, lehnte ich unter dem Vorwande ab, daß ich schon versagt sei; aber Tiretta, welcher mich errathen hatte, nahm die Einladung an. Einige Augenblicke darauf entfernte ich mich mit dem Abbé, welchen ich auf dem Quai de la

Ferraille absetzte, und ich lud mich bei Calsabigi zum Mittagsessen ein.

Nach Tische nahm mich Calsabigi bei Seite und sagte, Herr du Vernai habe ihn gebeten, mir anzuzeigen, daß ich nicht Loose für eigene Rechnung vertheilen dürfe.

Herr du Vernai hält mich also für einen Dummkopf oder einen Schurken? Da ich weder das Eine noch das Andere bin, werde ich mich bei Herrn von Boulogne beklagen.

Sie würden übel daran thun, denn Ihnen dies sagen lassen, heißt nicht, Sie beleidigen wollen.

Sie selbst beleidigen mich, mein Herr, indem Sie mir so etwas sagen; aber seien Sie fest überzeugt, daß man mir so etwas nicht zum zweitenmale sagen soll.

Calsabigi bot Alles auf, um mich zu beruhigen und beredete mich endlich mit ihm zu Herrn du Vernai zu gehen. Als dieser gute Greis mich zornig sah, entschuldigte er sich und sagte, ein Abbé de la Coste habe ihm mitgetheilt, daß ich mir diese Freiheit nähme. Ich war empört und erzählte sogleich die ganze Geschichte von heute Morgen, und setzte dadurch Herrn du Vernai in den Stand, den Charakter dieses Menschen zu beurtheilen. Ich habe diesen Abbé nicht wiedergesehen, sei es nun, daß er Wind von meiner Entdeckung bekam oder sei es, daß ihm ein glücklicher Zufall ein Zusammentreffen mit mir ersparte; aber ich habe erfahren, daß er drei Jahre später zu den Galeeren verurtheilt wurde, wo er auch starb, weil er in Paris Billette einer Lotterie von Trévaux verkaufte, die nie existirt hat.

Am folgenden Tage besuchte mich Tiretta und sagte, er komme so eben erst nach Hause.

Sie haben außer dem Hause geschlafen, Sie liederlicher Mensch?

Ja, die Gesellschaft der Päpstin hat mich gefesselt, und ich habe ihr die ganze Nacht Gesellschaft geleistet.

Haben Sie nicht gefürchtet, Sie zu belästigen?

Ich glaube im Gegentheil, daß Sie mit dem Vergnügen, was ihr meine Unterhaltung gemacht hat, sehr zufrieden ist.

Ich glaube, Sie haben Ihre ganze Beredtsamkeit aufbieten müssen.

Sie ist so zufrieden mit meinem Redeflusse, daß sie mich gebeten hat, eine Wohnung bei ihr anzunehmen und ihr zu

gestatten, mich als ihren Cousin Herrn le Noir vorzustellen, der, wie ich glaube, ihr Liebhaber ist.

Sie werden also ein Trio bilden; werden Sie sich aber auch gut mit einander vertragen?

Das ist ihre Sache. Sie behauptet, dieser Herr werde mir eine gute Stellung bei den Staatspachten verschaffen.

Haben Sie es angenommen?

Ich habe es nicht abgelehnt, ihr aber gesagt, daß ich keinen Entschluß fassen könne, ohne Sie, meinen Freund, davon zu benachrichtigen. Sie hat mich beschworen, Sie zu bewegen, daß Sie am Sonntage bei ihr zu Mittag speisen.

Ich werde es mit Vergnügen thun.

In der That, ich begleitete meinen Freund, und sobald die Ausgelassene uns erblickte, fiel sie Tiretta um den Hals und nannte ihn ihren lieben Grafen Sechsmal, welchen Namen er während seines ganzen Pariser Aufenthalts behielt.

Was hat meinem Freunde diesen schönen Namen verschafft, Madame?

Seine erotischen Thaten, mein Herr. Er ist Herr eines Lehns, wie man sie in Frankreich selten findet, und ich bin stolz darauf, die Dame desselben zu sein.

Ich lobte ihren edlen Ehrgeiz.

Nachdem sie mir seine Heldenthaten mit einer Rücksichtslosigkeit erzählt, welche mir bewies, wie frei die Nichte des Papstes von Vorurtheilen war, sagte sie, sie wolle ihren Cousin zu sich nehmen und sie habe schon die Einwilligung Herrn le Noirs, der ihr gesagt, es würde ihm sehr lieb sein, wenn ihr Cousin bei ihr wohnte. Herr le Noir, sagte die Schöne, wird uns nach Tische besuchen, und ich brenne vor Ungeduld, ihm den Herrn Grafen von Sechsmal vorzustellen.

Nach Tische sprach sie wiederum von der Tapferkeit meines Landsmanns; sie forderte ihn heraus, und er, ohne sich im Mindesten zu geniren und vielleicht erfreut, mich zum Zeugen seiner Tapferkeit zu haben, brachte sie zum Schweigen. Ich muß gestehen, daß ich nicht das Geringste empfand; da ich aber nicht umhin konnte, die athletische Körperbildung des Grafen zu beobachten, so war ich der Ansicht, daß er überall, wo er Frauen in guten Umständen fände, Glück zu machen hoffen dürfe.

Gegen drei Uhr erschienen zwei ältliche Frauen, denen

die Lambertini den Grafen von Sechsmal vorstellte. Sie waren erstaunt über die Benennung und wollten den Ursprung derselben wissen; die Heldin gab ihnen im Geheimen die Erklärung, und mein Freund wurde nun für sie ein sehr interessanter Gegenstand. Es ist unglaublich, sagten die Matronen, indem sie meinen Freund verstohlen anblickten, und Tiretta schien ihnen mit den Augen zu sagen: Versuchen Sie nur, meine Damen.

Bald darauf hielt ein Fiaker vor der Thür an, und herein traten eine dicke, etwas ältliche Dame mit einer jungen sehr hübschen Person, welchen ein bleicher Mann in schwarzem Anzuge und mit einer runden Perrücke folgte. Nachdem sie sich auf eine Weise umarmt, welche auf ein freundschaftliches Verhältniß schließen ließ, stellte die Nichte des Papstes ihren Cousin den Grafen Sechsmal vor. Dieser Name schien die Alte zu verwundern, aber die Lambertini gab keinen Commentar. Indeß fand man es sonderbar, daß ein Mensch, welcher kein Wort Französisch verstand, in Paris zu bleiben wagte, und daß er trotz seiner Unkenntniß der Landessprache, unaufhörlich mit der größten Zuversicht kauderwelschte, was um so mehr Vergnügen machte, als Niemand es verstand.

Nach einigen Augenblicken einer leichtfertigen Unterhaltung schlug die Nichte des Papstes eine Partie Brelan vor. Sie forderte mich zur Theilnahme auf, da ich es aber ablehnte, so drang sie nicht weiter in mich und begnügte sich mit der Forderung, daß ihr theurer Cousin sich neben sie setze und zur Hälfte mit ihr gehe. Er kennt die Karten nicht, sagte sie, aber das thut nichts; er wird es lernen und ich übernehme seine Erziehung.

Da die junge Person, welche mir durch ihre Schönheit aufgefallen war, kein Spiel kannte, so bot ich ihr einen Stuhl beim Feuer an und bat sie um die Ehre, ihr Gesellschaft leisten zu dürfen; sie nahm den Stuhl an, und die mit ihr gekommene Alte fing an zu lachen und sagte zu mir, es würde mir schwer werden, geeignete Stoffe zur Unterhaltung mit ihrer Nichte zu finden; sie fügte sehr höflich hinzu, sie rechne auf meine Nachsicht; sie ist, sagte sie, erst seit einem Monate aus dem Kloster gekommen. Ich versicherte ihr, ich hielte es nicht für schwer, sich mit einer so liebenswürdigen Person zu

unterhalten, und da das Spiel begonnen hatte, so nahm ich neben der hübschen Nichte Platz.

Ich saß einige Minuten neben ihr, allein mit dem Vergnügen sie zu bewundern beschäftigt, als sie mich fragte, wer der hübsche Herr wäre, der so drollig spräche.

Es ist ein Edelmann aus meinem Vaterlande, der seine Heimath einer Ehrensache wegen verlassen hat.

Er spricht eine drollige Sprache.

Das ist wahr, aber in Italien beschäftigt man sich wenig mit der französischen Sprache; hier wird er sie bald lernen, und dann wird man sich nicht mehr über ihn lustig machen. Es thut mir leid, ihn hierhergeführt zu haben, denn in Zeit von noch nicht vierundzwanzig Stunden hat man ihn mir verdorben.

Wie verdorben?

Ich wage nicht, es Ihnen zu sagen, denn Ihre Tante könnte es übel nehmen.

Ich denke doch nicht daran, es ihr wiederzuerzählen; aber vielleicht erscheint Ihnen meine Frage unbescheiden.

Nein, Fräulein, durchaus nicht, und da Sie es wünschen, will ich Ihnen kein Geheimniß daraus machen. Madame Lambertini hat denselben nach ihrem Geschmack gefunden; sie hat die Nacht mit ihm zugebracht, und um ihre Zufriedenheit mit ihm zu erkennen zu geben, hat sie ihm den lächerlichen Beinamen Graf Sechsmal beigelegt. Das ist die Geschichte. Es thut mir leid, weil mein Freund kein liederlicher Mensch war.

Man wird sich mit Recht wundern, daß ich wagte, gegen ein junges Mädchen, welches so eben erst das Kloster verlassen, eine solche Sprache zu führen; aber ich würde mich selbst gewundert haben, wenn ich mir die Möglichkeit hätte denken können, bei einer Lambertini ein anständiges Mädchen zu finden. Ich blickte meine hübsche Gesellschafterin an und sah, wie ihre hübsche Gestalt sich mit dem Roth der Schaam färbte; aber dieses Zeichen schien mir noch zweideutig.

Man denke sich mein Erstaunen, als ich sie nach zwei Minuten folgende Frage thun hörte.

Aber, mein Herr, was hat denn das Schlafen bei Madame mit dem Namen Sechsmal gemein?

Fräulein, die Sache ist sehr einfach; mein Freund hat in

einer Nacht eine Pflicht erfüllt, zu deren Erfüllung gegen seine Frau eine Ehemann oft sechs Wochen braucht.

Und Sie glauben, ich wäre dumm genug, unsere Unterhaltung meiner Tante zu erzählen. Glauben Sie das ja nicht.

Aber ich bedaure noch etwas Anderes.

Sie sollen mir das nachher augenblicklich erzählen.

Es läßt sich wohl ohne Commentar denken, was die liebenswürdige Nichte nöthigte, sich auf einige Augenblicke zu entfernen. Als sie zurückkam, stellte sie sich hinter den Stuhl ihrer Tante, ihre Augen auf Tiretta heftend; sodann kehrte sie mit flammendem Blicke wieder zu mir zurück, setzte sich neben mich und sagte:

Was bedauern Sie denn noch?

Darf ich wagen, es Ihnen zu sagen.

Sie haben mir schon soviel gesagt, daß ich glaube, Sie brauchen sich nicht weiter zu bedenken.

Nun wohl, so erfahren Sie, daß er heute unmittelbar nach dem Essen und in meiner Gegenwart — —

Wenn Ihnen das mißfallen hat, sind Sie offenbar eifersüchtig auf ihn.

Durchaus nicht, aber ich habe mich gedemüthigt gefühlt wegen eines Umstandes, den ich Ihnen nicht zu sagen wage.

Ich glaube, Sie wollen sich mit Ihrem: Ich wage nicht, über mich lustig machen.

Gott bewahre mich davor, mein Fräulein. Ich werde Ihnen also sagen, ich habe mich gedemüthigt gefühlt, weil Lambertini mich gezwungen hat, mich mit eigenen Augen zu überzeugen, daß mein Freund um zwei Zoll größer ist als ich.

Diesmal hat man Ihnen etwas aufgebunden, denn Sie sind größer als Ihr Freund.

Nicht von dieser Größe handelt es sich, Fräulein, sondern von einer andern, die Sie sich leicht denken können und hinsichtlich welcher mein Freund ein wahres Ungeheuer ist.

Ein Ungeheuer! Aber was schadet Ihnen das? Ist es nicht besser, kein Ungeheur zu sein.

Das ist wohl wahr, aber in diesem Punkte lieben gewisse Frauen, welche Ihnen nicht ähnlich sind, das Ungeheure.

Ich finde diese lächerlich, toll, oder ich kenne die Sache nicht hinlänglich, um mir eine Vorstellung von der Größe zu

machen, welche man ungeheuer nennt; ich finde es übrigens sonderbar, daß Sie sich dadurch gedemüthigt fühlen.

Als Sie mich sahen, hätten Sie es wohl nicht geglaubt?

Als ich hier eintrat und Sie sah, habe ich gewiß nicht daran gedacht, und dann scheinen Sie auch verhältnißmäßig gebildet zu sein; wenn Sie aber wissen, daß Sie es nicht sind, so beklage ich Sie.

Es würde mich demüthigen, Sie in einem solchen Zweifel zu lassen; sehen Sie selbst und urtheilen Sie.

Sie selbst sind ein Ungeheuer; Sie flößen mir Furcht ein.

Als sie dies sagte, sprühte ihr das Feuer aus allen Poren; sie stand auf und setzte sich hinter den Stuhl ihrer Tante. Ich rührte mich nicht, denn ich war überzeugt, daß sie bald wiederkommen würde; ich war weit entfernt, sie für dumm oder gar unschuldig zu halten. Ich dachte mir, sie wolle so scheinen. Uebrigens war ich erfreut, daß ich den Augenblick so gut benutzt hatte. Ich hatte sie strafen wollen, daß sie mir etwas aufzubinden versucht, und da ich sie reizend fand, so war ich erfreut, daß meine Strafe ihr nicht mißfallen hatte. Was ihren Geist betraf, so konnte ich denselben nicht gut bezweifeln, denn die ganze Unterhaltung war von ihr geführt worden, und meine Worte und Handlungen waren nur eine Folge ihrer Fragen und ihrer Beharrlichkeit gewesen.

Noch nicht fünf Minuten stand sie hinter dem Stuhle ihrer dicken Tante, als diese ein Brelan verlor. Da sie nicht wußte, wen sie dafür verantwortlich machen sollte, so sagte sie zu derselben: Gehe weg, kleine Närrin, Du bringst mir Unglück; übrigens benimmst Du Dich unhöflich, indem Du den Herrn, der so gütig ist, Dir Gesellschaft leisten zu wollen, allein sitzen läßt. Die liebenswürdige Nichte erwiederte nichts und kehrte lächelnd zu mir zurück. Wenn meine Tante wüßte, was Sie gethan, sagte sie, so würde sie mich nicht der Unhöflichkeit beschuldigen.

Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr es mich schmerzt. Ich möchte Ihnen meine Reue ausdrücken, aber ich kann es nur dadurch thun, daß ich weggehe. Werden Sie es nicht übel nehmen, wenn ich es thue?

Wenn Sie mich verlassen, wird meine Tante sagen, ich sei ein dummes Mädchen und langweile Sie.

Sie wollen also, daß ich bleibe?

Sie können nicht weggehen.

Sie hatten also bisher keine richtige Vorstellung von dem' was ich Ihnen gezeigt habe?

Ich hatte nur eine unklare Vorstellung davon. Erst vor einem Monate hat meine Tante mich aus dem Kloster genommen, wo ich seit dem Alter von sieben Jahren war.

Und wie alt sind Sie jetzt?

Siebenzehn Jahre. Man wollte mich überreden, den Schleier zu nehmen; da ich aber für die Narrheiten der Klöster keinen Beruf fühlte, so widersetzte ich mich.

Sind Sie mir böse?

Ich müßte es sein, aber ich sehe wohl, daß die Schuld mein ist, und ich bitte Sie nur verschwiegen zu sein.

Zweifeln Sie nicht daran, denn wenn ich es nicht wäre, würde meine Strafe die größte sein.

Sie haben mir eine Lektion gegeben, die mir in Zukunft nützen wird. Aber hören Sie doch auf oder ich gehe weg.

Nein, bleiben Sie; es ist zu Ende.

Ich hatte ihre hübsche Hand genommen, welche sie mir gelassen, ohne sich etwas dabei zu denken; zuletzt zog sie dieselbe zurück und war sehr erstaunt, daß sie ihr Taschentuch brauchen mußte.

Was ist das?

Das Kostbarste, was die beiden Geschlechter haben, das, was die Welt erneuert.

Ich verstehe. Sie sind ein vortrefflicher Lehrer; Sie lassen ihre Schülerinnen rasche Fortschritte machen und ertheilen Ihre Lektionen mit der Miene eines Lehrers. Soll ich Ihnen für Ihren Eifer danken?

Nein, aber seien Sie nicht böse wegen des Vorgefallenen; ohne das Gefühl, welches sich bei Ihrem Anblicke meiner bemächtigte, würde ich nie gewagt haben, so weit zu gehen.

Soll ich dies als eine Liebeserklärung betrachten?

Ja, göttliche Freundin; sie ist kühn, aber aufrichtig. Entspränge sie nicht aus dem Herzen und einem nicht zu unterdrückenden Gefühle, so wäre ich Ihrer und meiner unwürdig.

Darf ich glauben, was Sie sagen?

Ja, mit vollem Vertrauen, aber sagen Sie mir, ob ich hoffen darf, daß Sie mich lieben?

Ich weiß nicht. Bis jetzt weiß ich nur, daß ich Sie

verabscheuen müßte, denn in Zeit von noch nicht einer Stunde haben Sie mich eine Reise machen lassen, welche ich erst nach meiner Verheirathung zu vollenden glaubte.

Sind Sie böse?

Ich sollte es sein, obwohl ich jetzt sehr unterrichtet über einen Gegenstand bin, bei welchem ich früher nicht wagte, meine Gedanken verweilen zu lassen. Aber wie kommt es, daß Sie jetzt ruhig und anständig geworden sind.

Weil wir jetzt vernünftig sprechen und weil die Liebe, wenn das Vergnügen den höchsten Grad erreicht hat, Ruhe fordert. Aber sehen Sie.

Wie! Noch einmal? Ist das der Rest der Lektion?

Es ist die natürliche Fortsetzung.

Wie kommt es aber, daß Sie mir jetzt nicht Furcht einflößen?

Der Soldat gewöhnt sich an's Feuer.

Ich sehe, daß unser Feuer ausgehen wird.

Dies sagend, nimmt sie ein Bündel Holz, um nachzulegen, und da sie sich bückte und in einer sehr günstigen Stellung war, so wagte ich es mit kühner Hand den Vorhof des Tempels zu berühren und fand die Pforte so fest verschlossen, daß sie durchaus aufgebrochen werden mußte, um ins Heiligthum zu gelangen. Meine Schöne erhob sich auf eine würdevolle Weise, und nachdem sie sich wieder gesetzt, sagte sie mit gefühlvoller Sanftmuth, sie sei ein Mädchen von Stande und könne auf Achtung Anspruch machen. Mich beschämt stellend, machte ich ihr eine Million Entschuldigungen und sah bald ihr hübsches Gesicht wieder den Ausdruck der Ruhe und Heiterkeit annehmen, welche demselben so gut standen. Ich sagte ihr, trotz der Reue, welche ich über mein Vergehn empfände, wäre ich doch glücklich, die Uberzeugung erlangt zu haben, daß sie noch keinen Sterblichen glücklich gemacht habe. Glauben Sie mir, sagte sie, wenn Jemand durch mich beglückt werden soll, wird es nur der Gatte sein, dem ich Herz und Hand schenke. Ich nahm ihre Hand, welche sie mir ließ, und bedeckte sie mit Küssen. Ich war bei dieser so angenehmen Episode, als Herr le Noir gemeldet wurde, welcher sich erkundigen wollte, was die Nichte des Papstes ihm zu sagen habe.

Herr le Noir, ein Mann von einem gewissen Alter, von einfachem und bescheidenem Aeußern, bat die Gesellschaft höf-

lichst, sich nicht stören zu lassen. Nachdem die Lambertini mich vorgestellt, fragte er mich, ob ich Künstler sei; als er aber erfuhr, daß ich dessen älterer Bruder sei, machte er mir Complimente über die Lotterie und über die Achtung, in welcher ich bei Herrn du Vernai stände. Am meisten erregte seine Theilnahme der Cousin, welchen die schöne Nichte des Papstes ihm mit dessen wahren Namen als Grafen Tiretta vorstellte; denn seine neue Würde würde ihm wohl bei Herrn le Noir nicht sehr zur Empfehlung gereicht haben. Ich nahm das Wort und sagte, der Graf sei mir durch eine von mir sehr geschätzte Person ganz besonders empfohlen worden und habe sich wegen einer Ehrensache aus seinem Vaterlande entfernen müssen. Die Lambertini fügte hinzu, sie wünsche, daß er bei ihr wohne, und sie habe es nicht eher thun wollen, als bis sie erfahren, ob Herr le Noir damit einverstanden sei. Sie sind unbeschränkte Herrin in Ihrem Hause, sagte dieser achtungswerthe Mann, und es soll mich freuen, den Herrn Grafen in Ihrer Gesellschaft zu sehen.

Da Herr le Noir sehr gut italiänisch sprach, so verließ Tiretta das Spiel und wir vier setzten uns an das Feuer, wo meine neue Eroberung Gelegenheit fand, ihren Geist glänzen zu lassen. Herr le Noir hatte viel gesunden Menschenverstand und besonders viel Erfahrung. Er ließ sie von ihrem Kloster erzählen, und als sie ihm ihren Namen nannte, sprach er mit ihr von ihrem Vater, den er sehr gut gekannt hatte. Er war Rath beim Parlament von Rouen gewesen und hatte während seines Lebens in großem Rufe gestanden. Meine neue Eroberung war von mehr als mittlerer Größe; ihre Haare hatten eine schöne blonde Farbe und auf ihrem regelmäßigen Gesichte spiegelte sich trotz ihrer lebhaften Augen Unschuld und Bescheidenheit ab. Ihr Anzug gestattete, alle Linien ihres schönen Körpers zu verfolgen, und man verweilte mit eben so großem Vergnügen bei der Eleganz ihres Wuchses wie bei der vollkommenen Schönheit zweier Brüste, welche über ihre enge Haft zu seufzen schienen. Obgleich Herr le Noir über alle diese Vollkommenheiten kein Wort sagte, so konnte ich doch leicht sehen, daß er ihr in seiner Art nicht weniger lebhaft huldigte, wie ich in der meinigen. Dieser Herr verließ uns Punkt acht Uhr, und eine halbe Stunde darauf entfernte sich die dicke Tante mit ihrer liebenswürdigen Nichte und dem

bleichen Manne, der mit ihnen gekommen war. Ich verabschiedete mich ebenfalls bald darauf und nahm Tiretta mit, welcher der Nichte des Papstes versprach, von morgen an ihr Tischgenosse zu sein; er hielt Wort.

Drei oder vier Tage nach dieser Anordnung bekam ich von Fräulein de la Meure, so hieß die schöne Nichte, einen Brief, welcher an mein Bureau adressirt war. Er lautete folgendermaßen: „Madame ***, meine Tante, Schwester meiner seligen Mutter, ist fromm, spielt gern, ist reich, geizig und ungerecht. Sie liebt mich nicht, und da sie nicht mich hat bewegen können, den Schleier zu nehmen, so will sie mich mit einem reichen Kaufmanne aus Dünkirchen verheirathen, den ich nicht kenne, und den sie, wohlgemerkt, ebensowenig wie ich kennt. Der Heirathsmäkler lobt ihn, und das ist nicht zu verwundern, denn jeder Kaufmann muß doch seine Waare loben. Dieser Herr begnügt sich während seines Lebens mit einer Rente von 1200 Franks; er bietet aber Sicherheit, daß er mir nach seinem Tode eine Erbschaft von 150,000 Franks hinterlassen wird. Ich muß bemerken, daß das Testament meiner verstorbenen Mutter meine Tante nöthigt, mir an meinem Hochzeitstage 25,000 Thaler auszuzahlen."

„Wenn das, was zwischen uns vorgefallen ist, mich in Ihren Augen nicht zu einem verächtlichen Gegenstande gemacht hat, so biete ich Ihnen meine Hand und mein Herz, nebst 75,000 Franks und eine gleiche Summe nach dem Tode meiner Tante an.

„Antworten Sie mir nicht, denn ich wüßte nicht, wie oder durch wen ich Ihre Antwort erhalten könnte. Sie werden mir mündlich am Sonntag bei Madame Lambertini antworten. Dadurch erhalten Sie vier Tage, um über eine so wichtige Angelegenheit nachzudenken. Was mich betrifft, so weiß ich freilich nicht gewiß, ob ich Sie liebe, aber ich weiß, daß ich Sie meinetwegen jedem andern Manne vorziehen muß. Ich weiß, daß ich Ihre ganze Achtung gewinnen muß, wie Sie sich die meinige erwerben müssen; aber ich bin sicher, daß Sie mir das Leben angenehm machen werden, und daß ich meinen Pflichten immer treu zu sein verstehen werde. Wenn Sie glauben, daß das Glück, nach welchem ich strebe, zu dem Ihrigen beitragen kann, so muß ich Ihnen vorhersagen, daß Sie

einen Advokaten brauchen werden, denn meine Tante ist geizig und chikanirt gern."

„Wenn Sie sich entschließen, müssen Sie für ein Kloster sorgen, wohin ich flüchten kann, ehe ich den geringsten Schritt thue, denn sonst würde ich schlechte Behandlung zu fürchten haben, welche ich zu vermeiden wünsche. Scheint Ihnen dagegen der Vorschlag, welchen ich Ihnen mache, unangemessen, so werde ich Sie um eine Gefälligkeit bitten, welche Sie mir nicht abschlagen werden, und welche mich Ihnen zum größten Danke verpflichten wird. Sie werden suchen, mich nicht mehr zu sehen, indem Sie sorgfältig vermeiden, solche Oerter zu besuchen, wo Sie vermuthen könnten, mich zu finden. Sie werden wir so behülflich sein, Sie zu vergessen, und das glaube ich, sind Sie mir zum wenigsten schuldig. Sie müssen einsehen, daß ich nur glücklich werden kann, wenn ich Ihre Gattin werde oder Sie vergesse. Leben Sie wohl. Ich rechne darauf, Sie Sonntag zu sehen."

Als ich diesen Brief las, wurde ich gerührt. Ich fühlte, daß er durch die Gefühle der Tugend, der Ehre und des Anstandes eingegeben war. Der Geist dieser liebenswürdigen Person schien mir noch vor ihrem Körper den Vorzug zu verdienen. Ich erröthete, Sie verführt zu haben, und ich würde das Schaffot zu verdienen geglaubt haben, wenn ich Ihre Hand ausgeschlagen hätte, welche sie mir auf eine so edle Weise anbot. Auch ließ mich die Habgier, obwohl erst in zweiter Reihe, einen wohlgefälligen Blick auf ein Vermögen werfen, welches größer war, als ich es vernünftiger Weise beanspruchen konnte. Die Idee des Heirathens, wozu ich mich nicht berufen glaubte, erfüllte mich indeß mit Schrecken.

Ich kannte mich zu gut, um nicht einzusehen, daß ich in einer regelmäßigen Ehe unglücklich werden würde, daß ich also mit dem besten Willen eine Frau, welche mir die Sorge für ihr Glück anvertraut hätte, nicht würde glücklich machen können. Die Unschlüssigkeit, worin ich mich während der vier Tage befand, die sie mir kluger Weise gelassen hatte, überzeugte mich, daß ich in sie nicht verliebt war. Nichtsdestoweniger war ich so schwach, daß ich nicht, wie ich gesollt, den Entschluß fassen konnte, ihr Anerbieten zu verwerfen und noch weniger, ihn ihr mit einer Offenheit zu verkünden, die mir in ihren Augen nur zur Ehre hätte gereichen können.

Während dieser vier Tage waren meine Gedanken mit einem einzigen Gegenstande beschäftigt; ich bereute bitter, sie beleidigt zu haben, denn ich schätzte und achtete sie; was ich aber auch thun mochte, so konnte ich mich doch nicht entschließen, die ihr angethane Beleidigung wieder gut zu machen. Die Idee, daß Sie mich hasse, war mir unerträglich; aber die, mich zu binden, war mir verhaßt; das ist der gewöhnliche Zustand eines Menschen, der gezwungen ist, einen Entschluß zu fassen und sich nicht dazu entschließen kann.

Da ich fürchtete, mein böser Genius könne mich verleiten, das Stelldichein zu versäumen, indem er mich in die Oper oder anderswohin führe, beschloß ich bei der Lambertini zu Mittag zu speisen, ohne zu irgend einem Entschlusse gekommen zu sein.

Die fromme Nichte des Papstes war in der Messe, als ich zu ihr kam. Ich fand Tiretta, welcher Flöte spielte, aber sobald er mich erblickte, legte er das Instrument weg, umarmte mich und gab mir das Geld, das ich für seinen Rock bezahlt hatte.

So bist Du also bei Gelde, mein Freund, ich gratulire Dir.

Condolire mir, mein Theurer, denn es ist gestohlenes Geld, und es thut mir leid, daß ich es habe, obwohl ich nicht Mitschuldiger des Diebstahls bin.

Wie! gestohlenes Geld!

Ja, man betrügt hier im Spiele und hat mich in die Künste eingeweiht; aus falscher Schaam nehme ich meinen Antheil an diesem traurigen Gewinne. Meine Wirthin und drei oder vier Weiber ihrer Art ziehen die Dummen aus. Dieses Gewerbe empört mich, und ich fühle, daß ich es nicht lange aushalten werde. Früher oder später tödtet man mich oder ich tödte einen andern, und in beiden Fällen kostet es mir das Leben; ich denke also diese Räuberhöhle sobald wie möglich zu verlassen.

Ich rathe es Dir, mein Freund, oder vielmehr ich fordere Dich ernstlich dazu auf. Verlasse diesen Ort lieber heute als morgen.

Ich will nichts überstürzen, denn Herr le Noir ist ein anständiger Mann; er ist mein Freund und hält mich für den Cousin dieser Unglücklichen. Da er ihr niederträchtiges Ge=

werde nicht kennt, so würde er argwöhnisch werden, und sie vielleicht sogar verlassen, wenn er den Grund meiner Entfernung erführe. In fünf oder sechs Tagen werde ich einen Vorwand finden und dann wieder zu Dir kommen.

Die Lambertini freute sich, daß ich mich als Freund bei ihr zum Mittagsessen eingeladen und sagte, Fräulein von la Meure und ihre Tante würden auch kommen. Ich fragte sie, ob sie noch immer mit meinem Freunde, dem Grafen Sechsmal, zufrieden sei; sie erwiederte, der Graf wohne zwar nicht immer in seinem Lehne, indeß sei sie doch sehr zufrieden mit ihm; übrigens, fügte sie hinzu, fordere ich als gute Lehnsherrin nicht allzuviel von meinem Vasallen. Ich machte ihr mein Compliment, und wir fuhren fort zu scherzen bis zur Ankunft der beiden Gäste.

Als Fräulein de la Meure mich erblickte, konnte sie kaum ihre Freude verbergen. Sie war in Halbtrauer, und in dieser Tracht, durch welche die Weiße ihrer Haut noch gehoben wurde, so schön, daß ich mich noch jetzt wundere, wie dieser Augenblick nicht über mein Schicksal hat entscheiden können.

Tiretta, welcher uns verlassen, um Toilette zu machen, kehrte wieder zurück; da mich nichts hinderte, meine Neigung für die liebenswürdige Person zu zeigen, so hatte ich für sie alle möglichen Aufmerksamkeiten. Ich sagte der Tante, ich fände ihre Nichte so hübsch, daß ich auf das Junggesellenleben verzichten würde, wenn ich eine Lebensgefährtin wie sie finden könnte.

Meine Nichte ist anständig und sanft, aber sie hat weder Geist noch Religion.

Den Geist will ich dahingestellt sein lassen, versetzte die Nichte, was aber die Religion betrifft, so ist das ein Vorwurf, den man mir nicht einmal im Kloster gemacht hat.

Ich glaube es, denn es sind Jesuitinnen.

Aber was schadet das, Tante?

Sehr viel, Nichte; man kennt die Jesuiten und ihre Anhänger; es sind Leute ohne Religion, und es handelt sich um die Gnade. Sprechen wir aber von andern Sachen. Ich wünsche nur, daß Du Deinem künftigen Manne gefallen mögest.

Aber sagen Sie, Madame, steht denn das Fräulein auf dem Punkte, sich zu verheirathen?

Ihr Zukünftiger muß im Anfange des nächsten Monats ankommen.

Ist er ein Gerichtsmann?

Nein, mein Herr, er ist ein Kaufmann in sehr guten Umständen.

Herr le Noir hat mir gesagt, das Fräulein sei die Nichte eines Rathes, und ich habe daher nicht geglaubt, daß Sie eine Mésalliance schließen wollten.

Es ist keine, mein Herr; und was ist denn auch eine Mésalliance? Der Zukünftige meiner Nichte ist adlig, da er ein Ehrenmann ist, und es wird nur von ihr abhängen, vollkommen glücklich mit ihm zu werden.

Ja, vorausgesetzt, daß das Fräulein ihn liebt.

O, die Liebe, die findet sich mit der Zeit.

Da diese Unterhaltung der jungen Person, welche zuhörte, ohne ein Wort zu sagen, nur peinlich sein konnte, so lenkte ich das Gespräch auf die Menschenmenge, die sich auf dem Grève-Platze einfinden würde, um die Hinrichtung von Damiens anzusehen, und da sie alle neugierig waren, dieses schreckliche Schauspiel zu sehen, so bot ich ihnen ein großes Fenster an, von wo aus wir Alles sehen könnten. Die Damen nahmen mein Anerbieten bereitwilligst an, und ich versprach ihnen, sie zeitig genug abzuholen und hinzuführen.

Ich hatte kein Fenster, aber ich wußte, daß man in Paris, wie überall, Alles für Geld erlangen kann. Nach Tische schützte ich ein Geschäft vor, ging weg, setzte mich in den ersten besten Fiaker, dem ich begegnete, und in Zeit von einer Viertelstunde war ich im Besitze eines schönen Fensters in einem Entresol, welches ich für drei Louisd'ors miethete. Ich bezahlte zum Voraus, und ließ mir eine Quittung geben, worin ein Abstandsgeld von 600 Frs. stipulirt war.

Nachdem ich mein Geschäft abgemacht, kehrte ich wieder zur Gesellschaft zurück und fand dieselbe bei einer Partie Piquet. Fräulein de la Meure, welche das Spiel nicht verstand, langweilte sich beim Zusehen. Ich näherte mich ihr, und da ich mit ihr zu sprechen hatte, so gingen wir an das andere Ende des Saales.

Ihr Brief, reizende Freundin, hat mich zum glücklichsten Menschen gemacht; Sie haben darin Proben eines Geistes

und eines Charakters gegeben, welche Ihnen Anspruch auf die Anbetung aller verständigen Männer geben.

Mir ist es nur um die Liebe eines Einzigen zu thun; ich bin mit der Achtung der andern zufrieden.

Sie werden meine Frau werden, meine englische Freundin, und ich werde bis zu meinem letzten Athemzuge die glückliche Kühnheit preisen, welcher ich den Vorzug verdanke, den Sie mir vor so vielen Andern geben, die Sie nicht ausgeschlagen haben würden, selbst ohne die 50,000 Thaler, welche im Vergleich mit Ihren persönlichen Eigenschaften und Ihrer vernünftigen Denkart gar nicht in Betracht kommen.

Es freut mich sehr, daß Sie eine so gute Meinung von mir haben.

Könnte ich wohl eine andere haben? Jetzt, wo Sie meine Gefühle kennen, wollen wir nichts übereilen, und Sie können sich auf mich verlassen.

Sie werden meiner Lage eingedenk sein?

Ich kann sie nicht vergessen. Geben Sie mir die Zeit, ein Haus zu suchen, es zu möbliren und mich in den Stand zu setzen, um der Ehre, Ihnen meinen Namen zu schenken, für werth gehalten zu werden. Bedenken Sie, daß ich noch in einer Chambre garnie wohne, daß Sie Verwandte haben, und daß ich mich schämen müßte, bei einem Schritte von solcher Wichtigkeit das Ansehen eines Abenteurers zu gewinnen.

Sie haben gehört, daß mein Zukünftiger bald kommen wird?

Ja, es ist mir nicht entgangen.

Wenn er hier ist, können Sie sicher sein, daß die Sache rasch betrieben werden wird.

Aber nicht so rasch, daß ich Sie nicht in Zeit von vierundzwanzig Stunden von jeder Tyrannei befreien könnte, selbst ohne daß Ihre Tante sollte erfahren können, daß der Streich von mir ausgeht. Ich kann Ihnen versichern, reizende Freundin, daß der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, sobald er erfährt, daß Sie nur mich zum Gatten haben wollen, Ihnen in einem der besten Klöster von Paris ein unverletzliches Asyl verschaffen wird. Er wird Ihnen ferner einen Advokaten stellen, und wenn das Testament sich bestimmt ausdrückt, wird Ihre Tante Ihnen die Mitgift auszahlen und den Rest des Erbtheils hypothekarisch sicher stellen müssen. Beruhigen Sie sich und lassen Sie den Kaufmann aus Dünkirchen kommen.

In allen Fällen können Sie darauf rechnen, daß ich Sie nicht in Verlegenheit lassen werde, und daß Sie an dem für die Unterzeichnung des Contracts bestimmten Tage nicht mehr im Hause Ihrer Tante sein werden.

Ich ergebe mich und vertraue gänzlich auf Sie; aber ich bitte Sie, bringen Sie nicht einen Umstand in Anrechnung, welcher mein Zartgefühl zu sehr verletzt. Sie haben gesagt, ich würde Ihnen nie den Vorschlag, mich zu heirathen oder mich nicht mehr zu sehen, gemacht haben, ohne die Freiheit, welche Sie sich am vorigen Sonntage genommen haben.

Habe ich Unrecht gehabt?

Ja, wenigstens einerseits, und Sie müssen einsehen, daß wenn ich nicht einen mächtigen Grund gehabt hätte, ich sehr unüberlegt gehandelt haben würde, Ihnen ohne Weiteres meine Hand anzubieten; aber unsere Verheirathung hätte auch auf anderem Wege zu Stande kommen können, denn ich darf Ihnen wahl jetzt sagen, daß ich Ihnen bei jeder Gelegenheit den Vorzug vor jedem Andern gegeben hätte.

Ich war außer mir vor Freude, und ihre Hand ergreifend küßte ich dieselbe zu wiederholten Malen mit Zärtlichkeit und Achtung, und ich bin überzeugt, wären in diesem Augenblicke ein Notar und ein Priester dagewesen, um uns den ehelichen Segen zu ertheilen, ich würde mich keinen Augenblick bedacht haben, sie zu heirathen.

Ganz unserer Zärtlichkeit hingegeben und nur mit uns beschäftigt, wie Liebende, die sich selbst überlassen sind, es immer zu sein pflegen, beachteten wir nicht den schrecklichen Lärm, der sich am andern Ende des Saales erhob. Da ich glaubte, mich in die Sache mischen zu müssen, so verließ ich meine Zukünftige und ging zur Gesellschaft, um Tiretta zu beruhigen.

Ich sah auf dem Tische eine geöffnete Kassette stehen, worin Kleinodien von allen Preisen enthalten waren, und zwei Männer, welche sich mit Tiretta stritten, der ein Buch in der Hand hatte. Ich sah sogleich, daß es sich um eine Lotterie handelte; aber weshalb stritt man sich denn? Tiretta sagte zu mir, die beiden Herren seien Gauner, welche ihm mit Hülfe dieses Buches, das er mir gab, dreißig oder vierzig Louisd'ors abgewonnen hätten.

Mein Herr, sagte einer der beiden Spieler, dieses Buch

enthält eine Lotterie, worin Alles auf die ehrlichste Weise berechnet ist. Es besteht aus zwölfhundert Blättern, von denen zweihundert gewinnen; es giebt tausend leere. Auf jedes gewinnende Blatt folgen fünf verlierende Blätter. Wer spielen will, muß einen Thaler geben und die Spitze einer Nadel zwischen die Blätter des geschlossenen Buches stecken. Das Buch wird da, wo die Nadel steckt, aufgemacht, und der Spieler hat verloren, wenn er ein weißes Blatt getroffen hat; hat dagegen das Blatt eine Nummer, so erhält er das entsprechende Loos oder man bezahlt ihm den Werth aus, welcher sich neben dem gewinnenden Gegenstande angegeben findet. Bemerken Sie, mein Herr, daß das geringste Loos zwölf Francs kostet, daß einige bis 600 Francs steigen und eins sogar einen Werth von 1200 Frs. hat. Seit einer Stunde, seit welcher die Gesellschaft spielt, haben wir mehrere werthvolle Gegenstände verloren, und Madame, hiebei zeigte er auf die Tante meiner schönen Freundin, hat einen Ring im Werthe von sechs Louis d'ors gewonnen; da sie sich aber das Geld hat auszahlen lassen und weiter gespielt hat, so hat sie es wieder verloren.

Ja, sagte die Tante, ich habe es verloren, und diese Herren haben mir mit ihrem vermaledeitem Spiele Alles abgenommen. Das ist ein Beweis, daß ihr Spiel nur auf Täuschung beruht.

Es ist ein Beweis, sagte Tiretta, daß die Herren Gauner sind. Aber, meine Herren, in diesem Falle sind die Lotterie-Einnehmer der Militairschule es ebenfalls, sagte einer der Spieler.

Bei diesen Worten versetzte ihm Tiretta eine Ohrfeige. Ich werfe mich zwischen die beiden Streitenden und gebiete ihnen Ruhe, um der Sache ein Ende zu machen.

Alle Lotterieen, sage ich, sind vortheilhaft für den Unternehmer; aber an der Spitze der Lotterie von der Militair-Schule steht der König, und ich bin der Haupt-Einnehmer. Als solcher confiscire ich das Kästchen und lasse Ihnen folgende Wahl: entweder Sie geben der Gesellschaft das Geld zurück, welches Sie auf unerlaubte Weise gewonnen haben, und ich lasse Sie gehen und gebe Ihnen Ihr Kästchen zurück, oder ich lasse einen Polizeigefreiten kommen, der Sie auf mein Ansuchen ins Gefängniß führen wird, und Sie erscheinen morgen früh vor Herrn Berier, denn diesem werde ich das Buch

morgen früh übergeben. Wir werden sehen, ob wir, weil Sie Gauner sind, verbunden sind, Sie als solche anzuerkennen.

Da sie sahen, daß sie es mit einem Starken zu thun hatten, und wenn sie Widerstand leisteten nur verlieren könnten, so schickten sie sich mit ziemlich guter Manier an, alles Geld, was sie gewonnen hatten und vielleicht das Doppelte, wiederzubezahlen; denn sie mußten vierzig Louisd'ors zurückgeben, obwohl sie schworen, nur zwanzig gewonnen zu haben. Die Gesellschaft war der Art zusammengesetzt, daß ich mir kein Urtheil erlauben will. Ich schenkte wirklich der Behauptung der beiden Gauner ziemlichen Glauben; aber ich war ärgerlich und wollte, daß sie für diese Kühnheit, einen im Grunde sehr richtigen, mir aber sehr mißfälligen Vergleich angestellt zu haben, bezahlten. Diese Gereiztheit hielt mich auch wohl ab, ihnen das Buch wiederzugeben, welches zu behalten ich kein Recht hatte, und um dessen Rückgabe sie mich vergeblich ersuchten. Der Ton, welchen ich gegen sie annahm, mein zuversichtliches Auftreten, die Drohungen, welche ich an sie richtete und vielleicht auch die Furcht, daß die Polizei sich auf eine thätliche Weise in unsern Streit mischen könnte, brachten es dahin, daß sie sich glücklich schätzten, wieder in den Besitz ihres Kästchens zu gelangen. Als sie sich entfernt hatten, fingen die Damen an, sich ihrer zu erbarmen. Sie hätten ihnen wohl ihr Buch wiedergeben können, sagten sie.

Ja, meine Damen, und Sie das Geld.

Aber sie hatten es uns auf eine unerlaubte Weise abgenommen.

Alles? Und der Gebrauch des Buches war ebenso unerlaubt. Indem ich es ihnen wegnahm, habe ich ihnen einen Dienst geleistet. Sie fühlten den Spott und das Gespräch nahm eine andere Wendung.

Am folgenden Tage früh morgens kamen die beiden Spieler zu mir, und um mich zu besänftigen, schenkten sie mir ein Kästchen mit vierundzwanzig außerordentlich schönen Figuren von sächsischem Porzellan. Dieser Beredtsamkeit war nicht zu widerstehen, und ich glaubte ihnen ihr Buch zurückgeben zu müssen, verband jedoch damit die Drohung, sie einsperren zu lassen, wenn sie ihr Geschäft in Paris fortsetzten. Sie versprachen es einzustellen, obwohl sie höchst wahrscheinlich nicht

daran dachten, Wort zu halten, woran mir auch wenig gelegen war.

So in den Besitz eines für einen Liebhaber werthvollen Geschenks gelangt, beschloß ich es Fräulein de la Meure anzubieten und brachte es ihr noch am selben Tage. Ich wurde ausgezeichnet aufgenommen, und die Tante überhäufte mich mit Danksagungen.

Am 28. März, dem Tage der Hinrichtung von Damiens, holte ich frühzeitig die Damen von der Lambertini ab, und da mein Wagen uns kaum faßte, so nahm ich ohne Umstände meine liebenswürdige Freundin auf den Schooß, und so begaben wir uns nach dem Grèveplatze. Die drei Damen drängten sich so dicht wie möglich vorn an das Fenster und blieben in vorgebeugter Stellung und mit aufgelegten Armen stehn, damit wir über ihre Köpfe hinwegsehn könnten. Dieses Fenster hatte zwei Tritte oder Stufen, und die Damen standen auf der zweiten. Um über sie hinwegsehn zu können, mußten wir uns auf dieselbe Stufe stellen, denn auf der ersten hätten wir es nicht gekannt. Nicht ohne Grund berichte ich meinen Lesern diese Umstände, denn sonst würden sie die Umstände, die ich verschweigen muß, nicht errathen können.

Wir hatten die Ausdauer, diesem gräßlichen Schauspiel vier Stunden zuzuschauen. Die Hinrichtung von Damiens ist zu bekannt, als daß ich davon sprechen sollte, zunächst weil die Erzählung zu lange dauern würde, und sodann auch, weil solche Gräuel die menschliche Natur beleidigen. Damiens war ein Fanatiker, der ein gutes Werk zu thun und den Himmel zu verdienen glaubte, indem er Ludwig XV. zu ermorden versuchte; obwohl er demselben nur eine kleine Schramme beigebracht, wurde er doch mit Zangen zerrissen, als ob das Verbrechen wirklich ausgeführt worden wäre.

Während der Hinrichtung dieses Opfers der Jesuiten mußte ich die Augen abwenden und mir die Ohren zuhalten, als ich das Herz zerreißende Geschrei des halb Zerfleischten vernahm; aber die Lambertini und die dicke Tante machten nicht die geringste Bewegung; war dies eine Wirkung der Grausamkeit ihres Herzens? Ich mußte so thun, als ob ich ihrer Behauptung Glauben schenke, daß ihr Abscheu vor dem Attentate dieses Ungeheuers sie abgehalten habe, dasjenige Mitleiden zu fühlen, welches der Anblick der unerhörten Qualen,

die er zu erdulden hatte, nothwendig erregen mußte. Thatsache ist es, daß Tiretta die fromme Tante während der ganzen Zeit der Hinrichtung auf eine sonderbare Weise beschäftigte und vielleicht war er die Veranlassung, daß die tugendhafte Dame keine Bewegung zu machen, nicht einmal den Kopf umzudrehen wagte.

Da er dicht hinter ihr stand, so hatte er die Vorsicht gehabt, ihren Rock aufzuheben, um nicht mit den Füßen darauf zu treten; das war wohl in der Ordnung: als ich aber bald unwillkürlich nach ihr hinblickte, bemerkte ich, daß Tiretta die Vorsicht zu weit getrieben hatte, und da ich meinen Freund nicht unterbrechen und die Dame nicht in Verlegenheit setzen wollte, so wendete ich den Kopf weg und stellte mich ohne Affectation so, daß meine Freundin nichts bemerken konnte; dadurch wurde der guten Dame die Sache ganz bequem gemacht. Ich hörte zwei Stunden ein fortwährendes Reiben, und da ich die Sache komisch fand, so hatte ich die Ausdauer, mich während dieser ganzen Zeit nicht zu rühren. Ich bewunderte innerlich noch mehr Tiretta's guten Appetit als seine Kühnheit; aber noch mehr bewunderte ich die Ergebung der frommen Tante.

Als nach Beendigung dieser langen Sitzung Madame ** sich umdrehte, drehte auch ich mich um, und als ich Tiretta anblickte, fand ich, daß er frisch, munter und ruhig, als ob nichts gewesen wäre, aussah; aber die theure Tante schien mir gedankenvoller und ernster als sonst zu sein. Sie war in der unangenehmen Nothwendigkeit gewesen, ihre Gefühle zu verbergen und Alles mit sich machen zu lassen, um nicht der Lambertini Stoff zum Lachen und ihrer Nichte durch die Entdeckung von Mysterien, welche ihr unbekannt bleiben sollten, Aergerniß zu geben.

Wir brachen auf, und nachdem wir die Nichte des Papstes vor ihrer Thüre abgesetzt hatte, bat ich sie, mir Tiretta auf einige Stunden zu überlassen; ich brachte Madame *** nach ihrer Wohnung in der Straße St. André-des-Arts, wo sie mich bat, sie am folgenden Tage zu besuchen, da sie mir etwas mitzutheilen habe. Ich bemerkte, daß sie beim Abschiede meinen Freund nicht grüßte. Wir speisten bei Laudel im Hôtel de Russie, wo wir ausgezeichnet für sechs Franks das Couvert

sahen; ich glaubte, daß der tolle Mensch einer Stärkung sehr bedürftig sei.

Was hast Du hinter Madame *** gemacht? fragte ich.

Ich bin sicher, daß weder Du noch sonst Jemand etwas gesehn hat.

Noch sonst Jemand, das ist möglich; aber da ich den Anfang Deines Treibens gesehn und mir wohl denken konnte, was daraus werden würde, so stellte ich mich so, daß weder die Lambertini noch die hübsche Nichte Euch bemerken konnten. Ich kann mir denken, was Du gethan hast und bewundere Deinen groben Appetit. Aber es scheint, daß das arme Schlachtopfer aufgebracht ist.

O, mein Freund, das ist nur die Ziererei einer ältlichen Dame. Sie kann wohl böse thun, da sie aber die ganzen zwei Stunden, welche die Sitzung dauerte, ruhig geblieben ist, so bin ich überzeugt, daß sie die Sache gern noch einmal versuchen wird.

Im Grunde glaube ich es auch; aber ihre Eigenliebe kann ihr einreden, Du habest die Achtung gegen sie aus den Augen gesetzt, und das ist wirklich der Fall.

Die Achtung, mein Freund? Muß man nicht immer die Achtung gegen die Frauen verletzen, wenn man so weit mit ihnen kommen will?

Ich weiß es wohl; aber es ist doch ein großer Unterschied, ob so etwas unter vier Augen oder ganz offen wie bei Euch geschieht.

Ja, da aber die Sache vier verschiedene Male und ohne allen Widerstand vor sich gegangen ist, so darf ich wohl völlige Uebereinstimmung voraussetzen.

Deine Logik ist gut, aber Du siehst doch, daß sie mit Dir schmollt. Uebrigens will sie morgen mit mir sprechen und Du wirst aufs Tapet kommen.

Das ist möglich, aber ich kann mir nicht denken, daß sie mit Dir von dieser Kinderei sprechen wird. Sie würde toll sein.

Weshalb nicht? Kennst Du die Frommen nicht? Da sie in der Schule der Jesuiten erzogen sind, von denen sie oft guten Unterricht über diese Sachen erhalten, so ergreifen sie gern die Gelegenheit, einem Dritten derartige Bekenntnisse abzulegen; und diese Bekenntnisse, welche sie mit bestellten

Thränen würzen, besonders wenn sie häßlich sind, geben ihnen in ihren eigenen Augen einen Firniß der Heiligkeit.

Nun wohl, so mag sie mit Dir davon sprechen; wir wollen sehen.

Vielleicht fordert sie eine Genugthuung, und ich werde mit Vergnügen die Vermittlung übernehmen.

Du bringst mich in der That zum Lachen; denn ich sehe nicht ein, welche Genugthuung sie fordern könnte, wenn sie nicht anders das jus talionis gegen mich anwenden will: das kann sie nicht gut thun, ohne sich einem Rückfalle von meiner Seite auszusetzen. Wenn das Spiel nicht nach ihrem Geschmacke war, so brauchte sie mir nur einen Fußstoß zu geben, der mich rückwärts zu Boden geworfen haben würde.

Dann wäre aber auch Dein Angriff auf sie bekannt geworden.

Genügte denn nicht die geringste Bewegung, um denselben zu vereiteln? Aber sie war sanft wie ein Lamm und ließ Alles mit sich machen; nie ist es mir so leicht geworden.

Die Sache ist höchst lächerlich. Hast Du aber bemerkt, daß die Lambertini ebenfalls mit Dir schmollt? Vielleicht hat sie etwas gesehen und fühlt sich beleidigt.

Die Lambertini schmollt mit mir wegen eines andern Grundes, denn ich habe offen mit ihr gebrochen und werde heute Abend ausziehn.

Ernstlich?

Auf mein Wort; die Sache ist so gekommen: Gestern Abend verlor ein junger, bei den Staatspachten angestellter Mann, den eine alte genuesische Gaunerin zum Abendessen zu uns geführt hatte, vierzig Louisd'ors, und warf meiner Wirthin, welche er eine Spitzbübin nannte, die Karten an den Kopf. In der ersten Aufwallung nahm ich ein Licht und löschte es in seinem Gesichte aus, auf die Gefahr hin, ihm ein Auge auszubrennen; ich traf ihn glücklicher Weise nur an der Wange. Er lief nach seinem Degen; ich hatte schon den meinigen gezogen, und hätte sich nicht die Genueserin zwischen uns geworfen, so hätte es zu einem Morde kommen können. Als der Unglückliche seine Wange im Spiegel erblickte, wurde er so wüthend, daß man ihm, um ihn zu besänftigen, sein Geld wiedergeben mußte. Sie gaben es ihm zurück trotz meines Abrathens, denn indem sie es ihm zurückgaben, gestanden sie

schweigend zu, daß sie es ihm auf eine betrügerische Weise abgenommen hatten. Dies veranlaßte einen sehr hitzigen Streit zwischen der Lambertini und mir, nachdem der junge Mann sich entfernt hatte. Sie sagte, es würde zu keinem Auftritte gekommen sein und wir würden die vierzig Louisd'ors behalten haben, wenn ich mich nicht in die Sache gemischt hätte; sie und nicht mich habe der junge Mann beleidigt. Die Genueserin fügte hinzu, wenn wir kaltblütig gewesen wären, würden wir ihn lange behalten haben, während jetzt Gott allein wissen könne, was er mit dem Brandflecke im Gesichte anstellen würde. Da mich die niederträchtigen Reden der beiden Prostituirten langweilten, so bewies ich ihnen meine Verachtung; 'aber meine Wirthin setzte sich aufs hohe Pferd und nannte mich einen Bettler.

Ohne Herrn le Noir's Hinzukommen würde es ihnen schlecht ergangen sein, denn ich hatte schon meinen Stock ergriffen. Beim Anblicke Herrn le Noir's baten sie mich stille zu sein; aber ich war zu aufgeregt, und mich zu diesem ehrenwerthen Manne wendend, sagte ich zu ihm, seine Geliebte habe mich einen Bettler genannt, sie sei aber nur eine Prostituirte, und ich sei weder ihr Cousin noch sonst ihr Verwandter und ich würde heute ausziehn. Nachdem ich diese Worte herausgesprudelt, ging ich hinaus und schloß mich in meinem Zimmer ein. In einigen Stunden werde ich meine Sachen holen und morgen früh mit Dir frühstücken.

Tiretta hatte Recht; er hatte eine edle Seele, und einige Jugendstreiche durften ihn nicht veranlassen, sich in den Schlamm der Gemeinheit zu stürzen. So lange der Mensch keine brandmarkende Handlung begangen hat, so lange sein Herz nicht zum Mitschuldigen der Verirrungen seines Kopfes geworden ist, kann er mit Ehren auf die Bahn der Pflicht zurückkehren. Ich würde dasselbe von den Frauen sagen, wenn nicht das Vorurtheil zu laut spräche, und wenn die Frau bei ihren Handlungen sich nicht mehr durch das Herz als durch den Kopf bestimmen ließe.

Wir trennten uns, nachdem wir gut gespeist und köstlichen Sillery vertilgt hatten, und dann schrieb ich den ganzen Abend. Am folgenden Tage machte ich einige Gänge und begab mich zur betrübten Frommen, die ich in Gesellschaft ihrer reizenden Nichte traf. Wir sprachen einen Augenblick von Re-

gen und schönem Wetter, worauf sie meiner Freundin sagte, sie möge uns allein lassen, weil sie mit mir zu sprechen habe. Ich hatte mich auf die Scene vorbereitet und wartete, ohne ein Wort zu sagen, daß sie das Schweigen breche, welches jede Frau an ihrer Stelle einige Minuten beobachtet.

Mein Herr, Sie werden sich wundern über das, was ich Ihnen zu sagen und über die Mittheilungen, die ich Ihnen zu machen habe, denn es ist eine Klage unerhörter Art, die ich bei Ihnen anzubringen entschlossen bin. Der Fall gehört gewiß zu den allerzartesten, und um mich zu bestimmen, war nichts Geringeres erforderlich, als die Idee, welche ich beim ersten Anblick von Ihnen gefaßt habe. Ich halte Sie für verständig, verschwiegen, vor Allem für einen Mann von Ehre und guten Sitten; ich glaube endlich, daß Sie Religion haben; sollte ich mich täuschen, so wird ein Unglück geschehn, denn so beleidigt, wie ich bin und da ich die Mittel dazu habe, werde ich mich zu rächen wissen, und da Sie sein Freund sind, so kann Ihnen das nicht lieb sein.

Beklagen Sie sich über Tiretta, Madame?

Ja, über ihn.

Und wessen hat er sich gegen Sie schuldig gemacht?

Er ist ein Bösewicht, der mir einen beispiellosen Schimpf angethan hat.

Ich hätte ihn dessen nicht für fähig gehalten.

Ich glaube es, weil Sie gute Sitten haben.

Welcher Art ist aber der Schimpf über den Sie sich beklagen? Rechnen Sie auf mich, Madame.

Mein Herr, das werde ich Ihnen nicht sagen, es ist nicht möglich; aber ich hoffe, Sie werden es errathen. Gestern bei der Hinrichtung des vermaledeiten Damiens hat er zwei Stunden seine Stellung hinter mir auf eine merkwürdige Art gemißbraucht.

Ich verstehe; ich errathe, was er gemacht hat, und Sie brauchen mir nichts weiter zu sagen. Sie haben Recht, erzürnt zu sein, und ich verdamme ihn, denn das ist eine Hinterlist; aber gestatten Sie mir die Bemerkung, daß der Fall nicht beispiellos, ja nicht einmal selten ist; ich glaube sogar, daß man ihn der Liebe, oder dem Zufalle der Situation, oder der zu großer Nähe des in Versuchung führenden Feindes verzeihen

kann, besonders wenn der Sünder jung und feurig ist. Uebrigens kann dies Verbrechen auf verschiedene Weisen gesühnt werden, wenn die Parteien sich einigen. Tiretta ist Junggeselle, er ist Edelmann, er ist schön, er ist hübsch und im Grunde ein anständiger Mann; eine Heirath ist also sehr thunlich.

Ich erwartete eine Antwort; da ich aber sah, daß die Beleidigte bei ihrem Schweigen beharrte, was mir von guter Vorbedeutung schien, so fuhr ich fort: wenn die Ehe Ihrer Denkweise nicht entspricht, so kann er den Fehler durch eine beständige Freundschaft, welche Ihnen seine Reue beweist und Ihre Nachsicht verdient, wieder gut machen. Bedenken Sie, Madame, daß Tiretta ein Mensch und daher allen Schwächen der Menschheit unterworfen ist. Bedenken Sie auch, daß Sie ebenfalls schuldig sind.

Ich, mein Herr?

Ja, Madame, aber unschuldiger Weise, denn direkt sind Sie nicht die Ursache, daß Ihre Reize seine Sinne verwirrt haben. Indeß bezweifle ich nicht, daß ohne deren Einfluß die Sache sich nicht zugetragen haben würde, und ich glaube, dieser Umstand muß dazu beitragen, Sie zum Verzeihen zu bewegen.

Ich bitte um Entschuldigung. Sie sind ein geschickter Advokat, mein Herr; ich lasse Ihnen gern Gerechtigkeit widerfahren und erkenne, daß Alles, was Sie sagen, aus einem christlichen Gemüthe kommt. Indeß alle Ihre Auseinandersetzungen gehen von einer falschen Voraussetzung aus. Sie kennen die Thatsache nicht; aber wer könnte diese auch wohl errathen?

Madame ***, welche Thränen vergaß, brachte mich völlig aus der Fassung. Ich wußte nicht, was ich denken sollte. Hatte er ihr die Börse gestohlen? fragte ich mich, er ist dessen nicht fähig, oder ich jage ihm eine Kugel durch den Kopf. Warten wir. Bald trocknete die betrübte Fromme ihre Thränen und fuhr fort.

Sie denken an ein Verbrechen, welches man mit großer Mühe noch mit der Vernunft in Einklang bringen könnte, und wofür, ich gebe es zu, sich eine passende Genugthung finden ließe; aber was der rohe Mensch mir angethan hat, ist eine

Schändlichkeit, an die ich am liebsten gar nicht denken möchte, denn ich könnte toll darüber werden.

Gerechter Gott! Was höre ich! Ich schaudere! Sagen Sie mir, ob ich auf der richtigen Spur bin.

Ich glaube wohl, denn es läßt sich nichts Aergeres denken. Ich sehe, daß Sie bewegt sind, aber die Sache ist dennoch so. Entschuldigen Sie meine Thränen und suchen Sie den Grund derselben nur in meiner Betrübniß und in der Schmach, der ich erliege.

Und in der Religion?

Gewiß auch. Sie ist sogar die hauptsächlichste, und ich habe sie bloß deshalb nicht erwähnt, weil ich nicht wußte, ob Sie derselben ebenso zugethan seien, wie ich.

Von ganzer Seele, Gott sei gelobt, und nichts könnte mich derselben abwendig machen.

So machen Sie sich gefaßt darauf, daß ich meine Seligkeit verscherze, denn ich will mich rächen.

Nein, Madame, geben Sie diesen Gedanken auf; ich könnte nie Ihr Helfershelfer werden; wenn Sie ihn aber nicht aufgeben wollen, so lassen Sie mich wenigstens nichts davon wissen. Ich verspreche, ihm nichts zu sagen, obwohl er bei mir wohnt, und die heiligen Gesetze der Gastfreundschaft mich nöthigen, ihn davon in Kenntniß zu setzen.

Ich glaubte, er wohne bei der Lambertini.

Er hat sie gestern verlassen. Ihr Verhältniß war verbrecherisch, die Verbindung ärgerlicher Art. Ich habe ihn vom Abgrund zurückgezogen.

Was Sie mir sagen!

Die reine Wahrheit.

Sie erstaunen mich! Sie erbauen mich. Ich will seinen Tod nicht, aber gestehen Sie, mein Herr, daß ich auf eine Genugthuung Anspruch habe.

Das gebe ich zu. Man behandelt eine liebenswürdige Französin nicht auf italiänische Manier, ohne seinen Fehler auf eine glänzende Weise gut zu machen; aber ich finde keine Genugthuung, welche der Beleidigung entspräche. Ich kenne nur eine und mache mich anheischig, sie Ihnen zu verschaffen, wenn Sie sich damit begnügen wollen.

Und worin besteht diese?

Ich werde den Verbrecher durch eine Ueberraschung in

Ihre Hände liefern und ihn allein und völlig Ihrem Zorne preis gegeben bei Ihnen lassen, jedoch unter der Bedingung, daß ich ohne sein Vorwissen im nächsten Zimmer bleiben darf, denn ich bin mir selbst verantwortlich dafür, daß sein Leben in keine Gefahr geräth.

Ich willige ein. Sie werden in diesem Zimmer bleiben und mich in dem andern, wo ich Sie empfangen werde, lassen; er darf aber nichts davon wissen.

Durchaus nicht. Er soll nicht einmal erfahren, daß ich ihn zu Ihnen führe, denn er darf nicht wissen, das ich seine treulose That kenne. Wenn er hier ist, und die Unterhaltung über einen beliebigen Gegenstand in Gang gekommen ist, so werde ich unter irgend einen Vorwand hinausgehen.

Wann denken Sie ihn zu mir zu bringen? Ich wünsche ihn recht bald zu beschämen. Er soll zittern. Ich bin neugierig, welche Gründe er in seinem Kauderwelsch anführen wird, um eine solche That zu entschuldigen.

Ich weiß es nicht; aber vielleicht macht ihn Ihre Gegenwart beredt, und ich wünsche es, denn es würde süß für mich sein, Sie beide zufrieden zu sehen.

Sie nöthigte mich, mit ihr und dem Abbé des Forges, der um ein Uhr kam, zu Mittag zu speisen. Dieser Abbé war ein Zögling des berühmten Bischofs von Auxerre, welcher noch lebte. Während des Essens sprach ich so schön von der Gnade, citirte so oft den heiligen Augustin, daß der Abbé und die Fromme mich für einen eifrigen Jansenisten hielten, was ich doch durchaus nicht war. Meine liebe Freundin, die liebenswürdige Nichte, sah mich während des ganzen Essens nicht einmal an, und da ich voraussetzte, daß sie Gründe dazu habe, redete ich sie nicht ein einzigesmal an.

Nach dem Essen, welches, beiläufig bemerkt, ausgezeichnet war, versprach ich der Beleidigten, ihr den Schuldigen mit gebundenen Händen und Füßen morgen nach dem Schauspiele, wohin ich ihn führen wollte, zu überliefern. Ich sagte ihr ferner, um sie gut zu stimmen, ich würde zu Fuße kommen, und wäre sicher, daß er am Abend das Haus nicht erkennen würde.

Als ich wieder zu Tiretta kam, nahm ich eine halb ernste, halb komische Miene an und warf ihm die schändliche That vor, welche er gegen eine fromme und in jeder Beziehung

achtungswerthe Frau begangen habe; aber der tolle Mensch fing an zu lachen, und es wäre nur vergebliche Mühe gewesen, wenn ich ihm eine Sittenpredigt hätte halten wollen.

Wie! Sie selbst hat Dir die Thatsache berichtet?

Du läugnest also die Thatsache nicht.

Wenn sie es sagt, halte ich mich nicht für berechtigt, sie Lügen zu strafen; aber ich schwöre auf meine Ehre, daß ich es nicht bestimmt weiß. In der Lage, worin ich war, kann ich unmöglich wissen, ich welchem Zimmer ich abgetreten bin. Uebrigens werde ich sie schon beruhigen, denn ich werde mich kurz zu fassen suchen, und sie nicht lange warten lassen.

Kurz! Thue das nicht, damit würdest Du Alles verderben. Sei so weitläuftig wie möglich, das wird ihr angenehm sein; auch ist es ja Dein Interesse. Beeile Dich nicht; auch ich werde dabei gewinnen, denn ich bin sicher, mich nicht zu langweilen, während Du ihren Zorn in ein sanfteres Gefühl verwandelst. Bedenke, daß Du nicht wissen darfst, daß ich im Hause bin, und wenn Du zufälliger Weise nur kurze Zeit bei ihr bleiben solltest, was ich indeß nicht glaube, so nimm einen Fiaker und fahre nach Hause. Du siehst wohl ein, daß die Fromme mir zum mindesten die Höflichkeit schuldig ist, mich nicht ohne Feuer und ohne Gesellschaft zu lassen. Vergiß nicht, daß sie wie Du von guter Geburt ist. Diese vornehmen Frauen haben keine bessern Sitten als die andern, denn sie sind eben so gebaut, aber sie verlangen dennoch Rücksichten, welche ihrem Stolze schmeicheln. Sie ist reich, sie ist fromm und wollüstig, suche ihre Freundschaft zu gewinnen, aber nicht indem Du ihrer Rückseite Deine Vorderseite zuwendest, sondern de faciem ad faciem, wie der König von Preußen sagt. *) Vielleicht machst Du Dein Glück.

Wenn sie Dich frägt, warum Du die Nichte des Papstes verlassen hast, so sage ihr den Grund nicht und erfinde auch keinen, denn Verschwiegenheit wird ihr gefallen. Suche endlich Deine schwarze That zu sühnen.

Ich brauche ihr nur die Wahrheit zu sagen; ich bin wie ein Blinder eingedrungen.

---

*) D'Alembert hat den großen König zu verbessern gewagt, und beinahe wäre ich unbedacht genug gewesen, es ebenso zu machen, denn wozu braucht ein König lateinisch zu können? Anmerk. v. Casanova.

Das ist der einzig richtige Grund, und eine Französin kann ihn für einen guten halten.

Ich brauche dem Leser wohl nicht zu sagen, daß ich Tiretta einen getreuen Bericht von meiner Unterhaltung mit der Matrone erstattete. Wenn einige bedenkliche Seelen über diesen Mangel an Aufrichtigkeit Lärm schlagen sollten, so werde ich ihnen sagen, daß ich mein Versprechen mit einem innern Vorbehalte gegeben, und diejenigen, welche die Moral der Kinder des Ignazius nur einigermaaßen kennen, werden wissen, daß ich mich dadurch vollkommen entbunden halten darf.

Als ich mit meinem Freunde Alles verabredet hatte, gingen wir am nächsten Tage in die Oper, und von da zu Fuße zur tugendhaften Beleidigten, die uns auf eine sehr würdevolle Weise, aber auch mit einer gewissen Milde empfing, die mir von guter Vorbedeutung schien.

Ich speise nie zu Abend, sagte sie zu uns, aber hätte ich gewußt, daß Sie kommen würden, meine Herren, so würde ich für etwas gesorgt haben.

Nachdem ich ihr alle Neuigkeiten mitgetheilt, welche ich im Foyer hatte erzählen hören, schützte ich ein Geschäft vor und bat sie, sie einen Augenblick mit meinem Freunde allein lassen zu dürfen. Wenn ich in einer Viertelstunde nicht zurück bin, lieber Graf, so brauchst Du nicht zu warten. Nimm einen Fiaker und morgen sehen wir uns wieder.

Anstatt hinunterzugehen, ging ich ins benachbarte Zimmer, welches einen Ausgang nach dem Flur hatte, und zwei Minuten darauf sah ich meine reizende Freundin, welche durch meinen Anblick angenehm überrascht wurde, mit einem Lichte eintreten. Ich weiß nicht, ob ich träume, sagte sie, aber meine Tante hat zu mir gesagt, ich möchte Sie nicht allein lassen und der Kammerfrau sagen, sie solle nicht eher heraufkommen, als bis sie klingeln würde. Ihr Freund ist bei ihr, und sie hat mir befohlen, leise zu sprechen, weil er nicht erfahren soll, daß Sie hier sind. Kann ich erfahren, was diese wunderbare Geschichte zu bedeuten hat.

Sie sind also neugierig?

Ich gestehe, daß ich es bin, denn diese geheimnißvolle Geschichte ist wohl geeignet, neugierig zu machen.

Sie sollen Alles erfahren, mein Engel, aber es ist kalt. Meine Tante hat mir befohlen, ein gutes Feuer zu

machen; sie ist plötzlich freigebig, ja verschwenderisch geworden, denn sehen Sie nicht die Wachskerzen?

Das ist also etwas Neues für Sie?

O, etwas sehr Neues.

Als wir am Feuer saßen, erzählte ich ihr das ganze Abenteuer, welches sie mit einer Aufmerksamkeit anhörte, deren nur ein junges Mädchen bei solcher Gelegenheit fähig ist; da ich aber die Geschichte etwas verschleiern zu müssen glaubte, so verstand sie nicht recht, welches Verbrechens sich Tiretta schuldig gemacht hatte. Es war mir nicht unlieb, daß ich ihr die Sache in deutlichen Ausdrücken erklären mußte, und um die Schilderung ausdrucksvoller zu machen, nahm ich die Geberdensprache zu Hülfe, welche sie zum Lachen und Erröthen brachte. Ich sagte ihr dann, ich habe ihrer Tante eine Genugthuung für den Schimpf verschaffen müssen, worüber dieselbe sich beklage und ich habe hierbei Alles so angeordnet, daß ich die ganze Zeit, während welcher mein Freund diese beschäftige, mit ihr allein bleiben könne. Während dessen fing ich an, ihr ganzes Gesicht mit verliebten Küssen zu überschwemmen, und da ich mir keine weitere Freiheit gestattete, so empfing sie meine Umarmungen als Proben meiner Zärtlichkeit und der Reinheit meiner Gefühle.

Mein Freund, versetzte sie, was Sie mir gesagt haben, ist mir nicht klar, und besonders kann ich zweierlei nicht verstehen. Wie hat Tiretta gegen meine Tante ein Verbrechen verüben können, was ich nur dann für möglich halte, wenn der angegriffene Theil einverstanden damit ist, was mir aber ohne dessen Einwilligung unmöglich scheint? Ich möchte daher glauben, daß, wenn das Verbrechen begangen worden ist, sie es gern gesehen hat.

Das ist sehr richtig, denn um die Sache zu vereiteln, brauchte sie nur ihre Stellung zu ändern.

Das war wohl nicht einmal nöthig, denn meiner Ansicht brauchte sie nur die Thür nicht aufzumachen.

Darin irrst Du, theure Freundin, denn für einen Mann, wie er sein muß, ist nur die Beibehaltung derselben Stellung erforderlich, um den Eingang zu erzwingen. Und dann glaube ich auch nicht, daß bei Ihrer Tante die Thür so gut wie bei Ihnen geschlossen ist.

Ich glaube, daß ich alle Tiretta's der Welt herausfordern könnte.

Was ich ferner nicht begreife, ist, daß meine fromme Tante mit Ihnen über diesen Schimpf hat sprechen können; denn hätte sie Geist, so hätte sie wissen müssen, daß sie sich dadurch in Ihren Augen nur lächerlich machen konnte. Und welche Genugthuung erwartet sie denn wohl von einem tollen und rohen Menschen, der vielleicht nicht das geringste Gewicht auf die Sache legt? Ich glaube, er würde jeder Frau, welche an der Stelle meiner Tante gewesen wäre, denselben Schimpf anzuthun versucht haben.

Sie haben sehr Recht, denn zu mir hat er gesagt, er sei wie ein Blinder, und ohne zu wissen, wohin er gelange, eingedrungen.

Ihr Freund ist ein drolliges Subjekt, und wenn ihm alle Männer gleichen, so bin ich sicher, daß ich sie nur würde verachten können.

Ueber die Genugthuung, welche Ihre Tante erwartet, und welche zu erhalten sie sich schmeichelt, hat sie mir nichts gesagt, aber sie ist leicht zu errathen; wenn ich nicht irre, wird sie in einer Liebeserklärung bestehen, welche ihr mein Freund in allen Formen machen wird, und er wird sein Verbrechen, welches er der Unwissenheit zuschreiben wird, sühnen, indem er ihr ordentlicher Liebhaber wird, und ohne Zweifel wird die Hochzeit heute Nacht stattfinden.

Jetzt wird die Geschichte wirklich komisch. Indeß glaube ich nichts davon. Meine Tante ist zu sehr für ihr Heil besorgt, und wie soll denn der junge Mann in sie verliebt sein oder die Rolle eines Verliebten spielen, wenn er eine Figur wie die ihrige vor Augen hat? Seinen tollen Streich will ich ihm hingehen lassen, er sah sie nicht. Haben Sie je ein so ekelhaftes Gesicht wie das meiner Tante gesehn: diese kupferrothe Haut, Augen, aus welchen geschmolzenes Wachs träufelt, Zähne und ein Athem, welche jedem Manne den Muth benehmen müssen? Sie ist abscheulich.

Mein Herz, das sind Kleinigkeiten für einen jungen Burschen von fünfundzwanzig Jahren. In diesem Alter ist man immer bereit Sturm zu laufen. Anders ist es mit mir, denn ich kann nur bei Reizen, wie die Ihrigen, in deren Besitz ich bald auf gesetzliche Weise zu treten hoffe, Mann sein.

Sie werden in mir die zärtlichste Gattin finden, und ich bin sicher, daß es mir gelingen wird, Ihr Herz auf eine Weise zu fesseln, daß ich den Verlust nicht zu fürchten brauche.

Ein Stunde war unter so angenehmen Gesprächen verflossen, und Tiretta war noch bei der Tante. Ich betrachtete es als eine gute Vorbedeutung für die Versöhnung und schloß daraus, daß die Sache ernsthaft geworden war. Ich theilte dies meiner reizenden Gesellschafterin mit und bat sie, mir etwas zu essen zu geben.

Ich kann Ihnen, sagte sie, nur Brod, Käse, Schinken und Wein, der nach der Behauptung meiner Tante ausgezeichnet ist, geben.

Bringen Sie schnell dies Alles, denn ich sterbe vor Hunger.

Leichtfüßig, wie ein junges Reh, deckt sie einen kleinen Tisch, legt zwei Couverts auf und bringt Alles, was sie hat, herbei. Das Mahl bestand in ausgezeichnetem Roquefort-Käse und einem vortrefflichen glacirten Schinken. Es war genug vorhanden, um zehn Personen mit gutem Appetit zu sättigen; dennoch war, ohne daß ich wußte, wie wir es angefangen hatten, bald Alles, so wie zwei Flaschen Chambertin, welche ich noch zu kosten glaube, völlig verschwunden. Das Vergnügen glänzte in den Augen meiner schönen Geliebten. O, was für ausgezeichnete Speisen sind der Chambertin und Roquefort, um die Liebe zu befeuern, und eine entstehende Liebe zu schneller Reife zu bringen.

Sind Sie nicht neugierig zu wissen, was Ihre Tante seit zwei und einer halben Stunde allein mit Herrn Sechsmal macht?

Sie spielen vielleicht; aber ich weiß ein kleines Loch und will zusehen. Ich sehe nur die Kerzen, deren Dochte einen Zoll lang sind.

Habe ich es Ihnen nicht gesagt? Geben Sie mir eine Decke, ich werde mich auf das Canapé legen, und Sie, theure Freundin, legen Sie sich schlafen. Aber zeigen Sie mir Ihr Bett.

Sie führte mich in ihr kleines Zimmer, wo ich ein hübsches Bett, ein Betpult und ein kleines Crucefix erblickte.

Ihr Bett ist zu klein für Sie, mein Herz.

O mein Gott, nein, ich liege ganz bequem darin. Dies sagend streckte sie sich der Länge nach hin.

Welche reizende Frau werde ich bekommen! O, rühren Sie sich nicht und lassen Sie mich Sie so betrachten. Und meine Hand berührte ein kleines Leibchen, in welchem zwei Brüste gefangen waren und über ihre Gefangenschaft zu seufzen schienen. Ich gehe weiter, ich schnüre sie auf — — denn wo bleibt die Begierde wohl stehen!

Mein Freund, ich kann mich nicht vertheidigen. aber Du wirst mich dann nicht mehr lieben.

Mein ganzes Leben.

Bald war der schönste Busen meinen feurigen Liebkosungen preis gegeben. Meine Flamme entzündete die ihre, und außer sich öffnet sie mir ihre Arme und nimmt mir das Versprechen ab, sie zu achten; was verspricht man nicht! Hat man wohl Zeit zu bedenken, was man in solchen Augenblicken des Wahnsinnes verspricht! Die dem schönen Geschlechte inwohnende Schaam, die Furcht vor den Folgen, vielleicht auch ein gewisser Instinkt, welcher sie die dem Manne natürliche Unbeständigkeit ahnen läßt, können die Frauen bewegen, solche Versprechungen zu fordern; aber welche Geliebte, die wirklich liebt, kann wohl in jenen Augenblicken, wo die Liebe die ganze Thätigkeit der Vernunft absorbirt hat, in jenen Augenblicken, wo die ganze Existenz sich in der Erfüllung des Wunsches, von dem man verzehrt wird, concentrirt, ihren Liebhaber auffordern, sie zu achten? Es giebt keine!

Nachdem wir eine Stunde in verliebtem Geplauder verbracht, das sie um so mehr entflammte, als zum erstenmale ihre Reize der Berührung glühender Lippen und einer schonungslosen Hand ausgesetzt waren, sagte ich: Ich bin in Verzweiflung, daß ich Dich verlassen muß, ohne Deinen Reizen die Haupthuldigung, welche sie so sehr verdienen, darbringen zu können.

Ein Seufzer war ihre Antwort.

Es war kalt, das Feuer war erloschen, und ich mußte die Nacht auf dem Canapé bleiben. Gieb mir eine Decke, mein Engel, damit ich mich von Dir entferne, denn hier sterbe ich vor Kälte und Liebe, wenn Du mich zur Enthaltsamkeit zwingst.

Lege Dich in mein Bett, mein Freund, ich will das Feuer wieder anzünden. Das reizende Mädchen steht nackt auf; sie legt einen Bündel Holz in das Feuer, die Flamme

knistert; ich stehe auf und finde sie in einer Stellung, welche alle ihre Formen hervortreten läßt — — ich halte es nicht mehr aus, ich presse sie in meine Arme — — sie erwiedert Liebkosungen mit Liebkosungen, und wir stürzen uns bis zum Erscheinen des Tages in Wollust.

Wir hatten vier oder fünf Stunden auf dem Canapé zugebracht. Sie verließ mich und machte ein gutes Feuer an; sodann legte sie sich in ihrem Zimmmer nieder, und ich blieb auf dem Canapé, wo ich bis Mittag fest schlief. Ich wurde durch Madame *** geweckt, welche in einem galanten Déshabillé erschien.

Sie schlafen noch, Herr Casanova?

Ah, guten Morgen, Madame. Nun, was ist aus meinem Freunde geworden?

Er ist der meinige geworden.

Ist es wahr, Madame?

Es ist völlige Wahrheit, ich habe ihm verziehen.

Und wie hat er es angefangen, um eine so großmüthige Verzeihung zu verdienen?

Er hat mir augenscheinliche Beweise, seines Irrthums gegeben.

Das freut mich sehr. Wo ist er?

Er hat sich entfernt; Sie werden ihn zu Hause finden, aber sagen Sie ihm nicht, daß sie die Nacht hier gewesen sind, denn er würde glauben, Sie wären bei meiner Nichte gewesen. Ich bin Ihnen sehr verbunden und rechne auf Ihre Nachsicht, namentlich auf Ihre Verschwiegenheit.

Sie können darauf rechnen, denn ich bin Ihnen Dank schuldig, daß Sie meinem Freunde verziehn haben.

Und wie sollte ich es nicht gethan haben? Dieser liebe junge Mann ist über die Sterblichen erhaben. Wenn Sie wüßten, wie er mich liebt! Ich bin Ihm sehr dankbar, und habe ihn auf ein Jahr in Pension genommen; er wird gute Wohnung, Nahrung und alles Uebrige erhalten.

Eine reizende Anordnung, und Sie haben vermuthlich den Preis der Pension geregelt?

Das wird auf eine freundschaftliche Weise abgemacht, und wir werden keiner Schiedsrichter bedürfen. Wir reisen heute nach la Vilette, wo ich ein hübsches kleines Haus habe, denn Sie sehen wohl ein, daß ich im Anfange den bösen Zun-

gen so wenig wie möglich zu reden geben muß. Dort wird mein Freund Alles finden, was ihm angenehm sein kann, und so oft Sie, mein Herr, uns mit Ihrem Besuche erfreuen wollen, werden Sie immer ein hübsches Zimmer und ein gutes Bett finden. Nur eins bedaure ich, daß Sie sich langweilen werden, denn meine arme Nichte ist so unliebenswürdig.

Ihre Nichte, Madame, ist sehr liebenswürdig; sie hat mir gestern Abend ein köstliches Abendessen gegeben und mir bis drei Uhr Morgens gute Gesellschaft geleistet.

Wirklich? Ich bewundere sie, denn woher hat sie das Essen genommen, da nichts vorhanden war?

Ich weiß nicht, Madame, aber sie hat mir ein köstliches Abendessen gegeben, wovon nichts übrig geblieben ist, und nachdem sie mir Gesellschaft geleistet, ist sie zu Bette gegangen, und ich habe sehr gut auf diesem vortrefflichen Canapé geschlafen.

Ich bin erfreut, daß Alles zu Ihrer wie zu meiner Zufriedenheit abgelaufen ist; aber ich hätte meiner Nichte nicht so viel Geist zugetraut.

Sie hat sehr viel, Madame, wenigstens in meinen Augen.

Sie sind Kenner; sehen wir, was sie macht. Sie hat sich eingeschlossen. Mache doch auf. Warum schließt Du Dich denn ein? Was fürchtest Du denn? Der Herr ist ein vollkommener Ehrenmann.

Die liebenswürdige Nichte macht die Thür auf und bittet um Verzeihung, daß sie sich im größten Négligé zeige; aber welcher Putz hätte sie wohl so schön erscheinen lassen können? Sie war blendend. Sehen Sie sie? sagte die Tante, sie ist wirklich nicht übel. Es ist schade, daß sie so dumm ist. Du hast wohl gethan, dem Herrn zu essen zu geben; ich danke Dir für diese Aufmerksamkeit. Ich habe die ganze Nacht gespielt, und wenn man spielt, denkt man nur an sein Spiel; man vergißt Alles, was nicht zur Partie gehört. Ich habe gar nicht daran gedacht, daß Sie hier wären; da ich nicht wußte, daß der Graf Tiretta zu Abend speise, so habe ich für nichts gesorgt, aber künftig wollen wir zu Abend speisen. Ich habe den jungen Mann in Pension genommen. Er hat einen vortrefflichen Charakter und viel Geist, und ich bin sicher, daß er bald gut französisch sprechen wird. Kleide Dich an, Nichte, denn wir müssen unsere Sachen packen. Wir fahren

heute Nachmittag nach la Bilette und werden dort den ganzen Frühling bleiben. Höre, Nichte, Du brauchst dieses Abenteuer nicht meiner Schwester zu erzählen.

Ich, Tante? O, gewiß nicht. Und habe ich ihr denn die andern Male etwas gesagt.

Die anderen Male! Man sehe nur, wie dumm das Mädchen ist. Sollte man nicht meinen, es wäre nicht das erstemal, daß mir so etwas begegnet.

So meinte ich es nicht, Tante; ich wollte sagen, daß ich ihr nie etwas von dem erzähle, was Sie thun.

Das ist gut, Nichte; aber Du mußt lernen, Dich gehörig auszudrücken. Wir werden um zwei Uhr speisen. Herr Casanova wird uns hoffentlich das Vergnügen erweisen, mit uns zu speisen, und wenn wir von Tische aufstehen, reisen wir. Tiretta hat mir versprochen, mit seinem Mantelsacke hierher zu kommen, und derselbe wird mit unsern Sachen befördert werden.

Nachdem ich ihr versprochen mich einzufinden, grüßte ich die Damen und ging eiligs nach Hause, denn ich war neugierig wie ein Weib zu erfahren, wie diese wichtige Sache abgelaufen sei.

Wolan! sagte ich zu Tiretta, Du bist also untergebracht. Erzähle mir schnell, wie Alles gekommen ist.

Mein Theurer, ich habe mich für fünfundzwanzig Louisd'ors monatlich, guten Tisch, gute Wohnung u. s. w. auf ein Jahr verkauft.

Ich gratulire Dir dazu.

Wenn Du glaubst, daß es der Mühe werth ist.

Keine Rosen ohne Dornen. Uebrigens hat sie zu mir geäußert, Du seiest ein übermenschliches Wesen.

Um es ihr zu beweisen, habe ich die ganze Nacht tüchtig gearbeitet; aber ich bin überzeugt, daß Du die Zeit besser angewendet hast als ich.

Ich habe wie ein König geschlafen. Kleide Dich an, denn ich bin zum Mittagsessen eingeladen und will Dich nach la Bilette abreisen sehen, wo ich Dich zuweilen besuchen werde, da Dein Liebchen mir gesagt hat, ich würde dort ein Zimmer finden.

Wir langten um zwei Uhr an. Madame ***, wie ein junges Mädchen gekleidet, spielte eine sonderbare Figur; aber

Fräulein de la Meure war schön wie ein Stern. Die Liebe hatte ihr ganzes Wesen entwickelt und das Vergnügen sie zu einem neuen Leben erweckt. Wir speisten sehr gut, denn die Dame hatte das Essen wie ihren Anzug mit Koketterie behandelt; aber an den Gerichten war wenigstens nichts lächerlich, während an ihr Alles den Charakter der höchsten Komik hatte. Um vier Uhr reisten sie mit Tiretta ab, und ich ging in die italiänische Komödie.

Ich war verliebt in Fräulein de la Meure, aber die Tochter Sylvia's, die mir kein anderes Vergnügen gewährte, als das mit ihr und ihrer Familie zu speisen, schwächte diese Liebe, welche mir nichts mehr zu wünschen übrig ließ.

Wir beklagen uns über die Frauen, welche uns ihre Gunstbezeigungen verweigern, obwohl sie verliebt sind und sicher sind, geliebt zu werden; aber wir haben Unrecht, denn wenn sie uns lieben, müssen sie fürchten, uns zu verlieren, indem sie uns nachgeben; sie müssen natürlich also Alles aufbieten, um uns zu erhalten, und das können sie nur, wenn sie unser Begehren nach ihrem Besitze nähren; die Begierde wird aber nur durch die Entbehrung genährt; der Genuß erstickt sie, denn man begehrt nicht mehr, was man besitzt. Ich schließe also daraus, daß die Frauen Recht haben, wenn sie unsere Begierden nicht befriedigen. Wenn aber bei beiden Geschlechtern die Begierden gleich sind, warum ereignet es sich denn nie, daß ein Mann sich einer Frau verweigert, welche ihn liebt und sich um ihn bemüht?

Wir können die Furcht vor den Folgen nicht als Erklärung zulassen, da diese Voraussetzung nicht immer zutrifft. Wir glauben, der einzige Grund liegt darin, daß der Mann der weiß, daß er geliebt wird, das Vergnügen, was er verschafft, höher schätzt als das, was er empfängt, und daß er sich deshalb beeilt, den Genuß zu einem gemeinsamen zu machen. Der Mann weiß auch, daß im Allgemeinen die Frau, welche den belebenden Funken des Vergnügens aufgenommen hat, ihre Zärtlichkeit, Zuvorkommenheit und Anhänglichkeit verdoppelt. Die Frau dagegen, die nur an ihr eigenes Interesse denkt, legt mehr Werth auf das Vergnügen, was sie selber hat, als auf das, was sie gewährt, und aus diesem Grunde verzögert sie es, so lange sie kann, denn wenn sie sich hingiebt, fürchtet sie, das zu verlieren, was sie reizt, ihr eigenes Vergnügen.

Dies Gefühl ist dem schönen Geschlechte eigen, und es ist die einzige Ursache der Koketterie, welche die Vernunft den Frauen verzeiht und nur an Männern verdammen kann. Auch ist bei einem Manne die Koketterie nur lächerliche Geckenhaftigkeit.

Sylvia's Tochter liebte mich und wußte, daß ich sie liebe, obwohl ich ihr nie etwas davon gesagt hatte; aber Frauen haben ein so feines Gefühl! Uebrigens hütete sie sich wohl, es mir zu zeigen, denn sie fürchtete, mich aufzumuntern, Gunstbezeugungen zu fordern, und da sie sich nicht Stärke genug zutraute, sie mir abzuschlagen, so fürchtete sie meine Unbeständigkeit. Ihre Aeltern hatten sie Clément bestimmt, der sie seit Jahren im Klavierspiele unterrichtete; sie wußte es, und nichts hielt sie ab in diese Heirath einzuwilligen, denn wenn sie ihn auch nicht liebte, so sah sie ihn doch gern. Der größte Theil der wohlerzogenen jungen Damen unterwirft sich dem Gott Hymen ohne Einmischung Amors und fühlt sich nicht unglücklich darüber. Sie fühlen, daß sie durch die Ehe etwas in der Welt bedeuten; sie verheiraten sich, um eine Haushaltung, eine Stellung zu haben. Sie scheinen einzusehen, daß ein Mann nicht ein Liebhaber zu sein braucht. In Paris herrscht diese Ansicht auch unter den Männern, und deshalb sind die meisten Ehen conventionelle Verbindungen. Die Franzosen sind eifersüchtig auf ihre Geliebten, nie aber auf ihre Frauen.

Clément war ersichtlich in die junge Baletti verliebt, und diese freute sich, daß ich es bemerke, denn sie zweifelte nicht, daß diese Wahrnehmung mich zu einer Erklärung zwingen würde, und sie täuschte sich nicht. Die Abreise Fräuleins de la Meure trug viel dazu bei, mich diesen Entschluß fassen zu lassen, und ich bereute es, denn nach meiner Erklärung wurde Clément verabschiedet, und ich kam nun in eine schlimme Lage. Ein Mann, welcher einer Frau anders als pantomimisch seine Liebe erklärt, muß in die Schule geschickt werden.

Drei Tage nach Tiretta's Abreise brachte ich ihm sein ganzes weniges Gepäck nach la Vilette, und Madame *** sah mich mit Vergnügen. Der Abbé des Forges fand sich ein, als wir uns eben zu Tische setzen wollten. Dieser Rigorist, welcher sich in Paris sehr freundschaftlich gegen mich gezeigt, würdigte mich während des ganzen Essens keines Blickes und ebensowenig Tiretta. Ich fragte sehr wenig nach dem guten Mann, aber mein Freund, der nicht so geduldig wie ich war, verlor

endlich die Geduld, denn als das Dessert kam, stand er auf und bat Madame ***, es ihn vorher wissen zu lassen, wenn sie diesen Mann zu Tische laden würde. Man stand auf, ohne etwas zu sagen, und Madame begab sich mit dem schweigsamen Abbé in ein anderes Zimmer.

Tiretta zeigte mir sein Zimmer, welches recht hübsch war und natürlich an das seiner Schönen gränzte. Während er seine Sachen ordnete, zeigte mir Fräulein de la Meure meine Wohnung. Es war ein recht hübsches Kabinet im Erdgeschosse und ihr Zimmer lag gegenüber. Ich ermangelte nicht, sie aufmerksam darauf zu machen, wie leicht ich zu ihr gelangen könnte, wenn Alle schliefen; sie sagte aber, bei ihr würde ich keine Bequemlichkeit finden, und sie würde mir die Mühe, mein Zimmer zu verlassen, ersparen. Ich fand diesen Vorschlag sehr bequem und machte daher, wie sich leicht denken läßt, keine Einwendung gegen diese Anordnung.

Sie erzählte mir sodann alle Thorheiten, welche ihre fromme Tante für Tiretta beging. Sie glaubt, sagte sie zu mir, wir wüßten nicht, daß er bei ihr schläft.

Sie glaubt es, oder thut so, als ob sie es glaube.

Das ist möglich. Sie hat heute Morgen um elf Uhr geklingelt und mir befohlen ihn zu fragen, ob er gut geschlafen habe. Ich habe gehorcht; als ich aber sah, daß sein Bett ganz unberührt war, fragte ich ihn, ob er nicht zu Bett gegangen sei. Nein, antwortete er, ich habe die ganze Nacht geschrieben, aber sagen Sie gefälligst Ihrer Tante nichts davon. Ich habe es ihm natürlich versprochen.

Liebäugelt er mit Dir?

Nein; aber wenn auch. Wenn er nur einigen Geist hat, muß er wissen, wie wenig ich ihn achte.

Weßhalb?

O, pfui! meine Tante bezahlt ihn. Sich verkaufen! Das ist schrecklich.

Aber Du bezahlst mich ja auch.

Aber mit derselben Münze, die ich von Dir bekomme.

Die alte Tante glaubte, ihre Nichte habe keinen Geist und nannte sie immer nur dumm. Ich fand dagegen, daß sie sehr viel Geist hatte; aber sie besaß eben so viel Tugend, und ich hätte sie nie verführen können, wenn sie nicht in einem Kloster erzogen worden wäre.

Ich kehrte zu Tiretta zurück und blieb eine gute Stunde bei ihm. Ich fragte ihn, ob er mit seiner Stellung zufrieden sei.

Ich thue es ohne Vergnügen, aber da es mir nichts kostet, so bin ich nicht unglücklich.

Aber ihr Gesicht!

Ich sehe nicht hin, und was mir an ihr gefällt ist ihre große Reinlichkeit.

Behandelt sie Dich gut?

Sie fließt über vor Gefühl. Diesen Morgen hat sie den guten Tag, welchen ich ihr bieten wollte, nicht angenommen. Ich bin sicher, sagte sie zu mir, daß meine Weigerung Dir unangenehm sein muß, aber Deine Gesundheit ist mir so theuer, daß Du sie schonen mußt.

Da sich der ungesellige Abbé des Forges entfernt hatte und Madame nun allein war, so gingen wir in ihr Zimmer. Sie behandelte mich wie einen Gevatter, machte die Angenehme gegen Tiretta und spielte das Kind auf eine erschreckliche Weise. Tiretta hielt ihr tapfer Stand, und ich konnte nicht umhin, ihn zu bewundern. Ich werde diesen dummen Abbé nicht mehr sehen, sagte sie zu ihm; denn nachdem er mir gesagt, ich sei in dieser und jener Welt verloren, hat er mir gedroht, mich zu verlassen, und ich habe ihm beim Wort genommen.

Eine Schauspielerin, die Quinault genannt, welche das Theater verlassen hatte und in der Nachbarschaft wohnte, machte Madame *** einen Besuch. Eine Viertelstunde darauf kam auch Madame Favart mit dem Abbé Voisenon, und bald daraf sahen wir Fräulein Amerin mit einem hübschen Knaben erscheinen, welchen sie für ihren Neffen ausgab, und welcher Calabre hieß. Dieser junge Mensch ähnelte ihr wie ein Tropfen Wasser dem andern, aber diesen Umstand hielt sie für keinen hinreichenden Grund sich als seine Mutter zu bekennen. Herr Paton, ein Piemontese, welcher mit ihr gekommen war, legte, nachdem er sich lange hatte bitten lassen, eine Pharaobank, und in noch nicht zwei Stunden gewann er Allen das Geld ab, mit Ausnahme meiner, da ich klug genug gewesen war, nicht zu spielen. Ich brachte meine Zeit weit besser mit meiner hübschen Geliebten zu. Ich hatte den Piemontesen richtig beurtheilt; er war offenbar ein Gauner; aber Tiretta war nicht so schlau

wie ich, denn er verlor all' sein Geld und hundert Louisd'ors auf Ehrenwort. Nachdem der Bankier eine gute Ernte gehalten, legte er die Karten weg, und Tiretta sagte ihm italiänisch, er sei ein Schurke. Der Pimontese erwiederte ihm mit der größten Kaltblütigkeit, er habe gelogen. Da ich sah, daß die Sache eine üble Wendung nahm, so sagte ich, Tiretta habe gescherzt und zwang meinen Freund, es, wenn auch lachend, einzugestehen. Er ging sodann auf sein Zimmer.

Acht Jahre später traf ich diesen Paton in Petersburg, und 1767 wurde er in Polen ermordet.

Als ich an demselben Abende wieder mit Tiretta zusammentraf, hielt ich ihm eine ernste und freundschaftliche Strafpredigt. Ich bewies ihm, daß er im Spiele das Opfer der Geschicklichkeit des Banquiers werde, der ein Gauner, aber tapfer sein könne, daß er also sein Leben daran setze, wenn er es ihm zu sagen wage.

Soll ich mich bestehlen lassen?

Ja; denn Du hast die Wahl. Es steht in Deiner Macht nicht zu spielen.

Ich werde sicherlich nicht die hundert Louisd'ors bezahlen.

Ich rathe Dir, sie zu bezahlen und zwar noch ehe er Dich darum ersucht.

Du hast die Kunst, zu Allem, was du willst, zu überreden, selbst wenn man den besten Willen hat, Deinen Rath nicht zu befolgen.

Weil ich, mein Theurer, die Sprache des Herzens, unterstützt von der Vernunft, oder noch besser von der Erfahrung, mit Dir spreche.

Drei Viertelstunden darauf legte ich mich nieder, und meine Geliebte erschien bald. Diese Nacht war weit süßer als die erste, denn die erste Blüthe zu pflücken ist oft eine schwierige Sache, und der Werth, welchen die Menschen im Allgemeinen auf diese Bagatelle legen, wird mehr durch den Egoismus als durch den Genuß bedingt.

Nachdem ich am folgenden Tage mit der Familie gefrühstückt und mich der schönen Röthe gefreut hatte, welche die Wangen meiner Freundin färbte, kehrte ich nach Paris zurück. Drei oder vier Tage darauf berichtete mir Tiretta, daß der Kaufmann aus Dünkirchen angekommen sei, daß er bei Madame*** speisen werde, und daß Sie auch mich bei dieser Gelegenheit

zu sehen wünsche. Ich war auf diese Nachricht vorbereitet; nichtsdestoweniger stieg mir das Feuer ins Gesicht. Tiretta bemerkte es, und da er mich zum Theil errieth, sagte er: Du bist in meine Nichte verliebt.

Woraus schließest Du das?

Aus Deinem Erstaunen, mein Theurer, und weil Du mir ein Geheimniß daraus machst; aber die Liebe ist schwatzhaft und verräth sich sogar durch das Schweigen.

Du bist gelehrt, theurer Tiretta. Ich werde mit Euch speisen, aber denke an Harpocrates. Er verließ mich.

Mein Herz war zerrissen. Vielleicht wäre mir einen Monat später die Ankunft dieses Kaufmannes lieb gewesen; aber da ich kaum den Nektar an den Rand der Lippen geführt, so konnte ich nur mit Schmerzen mir das kostbare Gefäß entreißen lassen. Ich bewahre noch die Erinnerung, und diese Erinnerung ist nicht ohne bittern Beigeschmack.

Ich war in einem Zustande peinlicher, wirklich schmerzlicher Beklemmung. Dieser Zustand trat jedes Mal bei mir ein, wenn ich einen Entschluß fassen sollte und in der Unmöglichkeit war, es zu thun. Wenn der Leser schon in diesem Falle gewesen ist, so kann er sich meine grausame Lage denken. Ich konnte weder in diese Heirath willigen, noch mich entschließen, sie zu hintertreiben, indem ich mir den Besitz einer Frau sicherte, welche ich für geeignet hielt, mich glücklich zu machen.

Ich begab mich nach la Vilette, wo ich zu meinem Erstaunen Fräulein de la Meure geputzter als sonst fand. Ihr Zukünftiger, sagte ich, wird Sie auch ohne diesen Putz reizend finden.

Meine Tante denkt nicht wie Sie.

Sie haben ihn noch nicht gesehen?

Nein, aber ich bin neugierig, ihn zu sehen, obwohl ich auf Sie rechne und nie seine Frau zu werden hoffe.

Der Zukünftige erschien einige Augenblicke darauf mit dem Bankier Cornemann, welcher bei diesem kaufmännischen Geschäfte den Mäkler gemacht hatte. Ich sah einen schönen Mann von vierzig Jahren, von offener Physiognomie, sehr gut, obwohl ohne alle Affektion gekleidet. Er stellte sich Madame *** auf eine einfache, aber unbefangene und höfliche Weise vor und blickte seine Zukünftige nicht eher an, als bis die

Tante sie ihm vorstellte. Seine Miene wurde, als er sie sah, sanfter, und ohne schöne Phrasen zu suchen, sagte er auf eine gefühlvolle Weise, er wünsche, daß der Eindruck, welchen er auf sie mache, demjenigen einigermaßen gleiche, welchen sie auf ihn mache. Sie antwortete nur mit einer artigen Verbeugung, studirte ihn aber aufmerksam.

Das Essen wird aufgetragen, man speist und spricht von tausenderlei Sachen, aber kein Wort vom Heirathen. Die beiden Brautleute betrachteten sich nur verstohlen und wechselten kein Wort mit einander. Nach Tische begab sich das Fräulein auf sein Zimmer, und die Tante ging mit dem Bankier und dem Zukünftigen in ihr Kabinet, wo sie ein zweistündiges Gespräch hatten. Da die Herren wieder nach Paris zurückkehren wollten, so ließ Madame *** ihre Nichte rufen und sagte in ihrer Gegenwart dem Bräutigam, sie erwarte ihn morgen zum Essen und sei überzeugt, daß ihre Nichte ihn mit Vergnügen sehen werde.

Nicht wahr, Nichte?

Ja, liebe Tante, ich werde den Herrn mit Vergnügen wiedersehen.

Ohne diese Antwort würde der Kaufmann abgereist sein, ohne die Stimme seiner Zukünftigen gehört zu haben. Nun, was sagst Du zu Deinem Manne?

Erlauben Sie Tante, daß ich erst morgen mit Ihnen darüber spreche; aber haben Sie die Güte, mich bei Tische sprechen zu lassen, denn möglicher Weise hat ihn mein Aeußeres nicht zurückgeschreckt, aber er weiß noch nicht, ob ich Verstand habe, und vielleicht zerstört mein Geist wieder den geringen Eindruck, den mein Gesicht auf ihn gemacht hat.

Ja, ich fürchte sehr, daß Du Dummheiten sagst und die gute Idee, welche er von Dir gefaßt hat, wieder zerstörest.

Man muß Niemand täuschen, Tante. Desto besser für ihn, wenn die Wahrheit ihn enttäuscht, und desto schlimmer für ihn und für mich, wenn wir uns entschließen, uns zu verbinden, ohne uns zu kennen und ohne einigermaßen unsere Denkweise irgendwie beurtheilen zu können.

Wie gefällt er Dir?

Nicht übel; er scheint mir sogar liebenswürdig und sehr ehrenwerth: aber warten wir bis morgen. Vielleicht mag er mich dann nicht mehr, denn ich bin ja so dumm.

Ich weiß wohl, daß Du Geist zu haben glaubst, aber das gerade ist das Unglück; die gute Meinung, welche Du von Dir hast, ist die Ursache Deiner Dummheit, trotz Herrn Casanova's Ansicht, welcher Dich für tief hält.

Vielleicht versteht er es.

Nein, arme Nichte, er macht sich über Dich lustig.

Ich glaube das Gegentheil annehmen zu dürfen, liebe Tante.

Siehst Du, das ist wieder eine förmliche Dummheit.

Ich bin nicht Ihrer Ansicht, Madame, nehmen Sie es mir nicht übel. Das Fräulein ist berechtigt zu glauben, daß ich weit entfernt bin, mich über sie lustig zu machen, und ich wage Ihnen zu versprechen, daß sie morgen glänzen wird.

Sie bleiben also hier, das freut mich. Wir wollen eine Partie Piquet machen, und ich werde allein gegen Sie beide spielen. Meine Nichte soll mit Ihnen spielen, denn sie muß das Spiel lernen.

Tiretta bat sein Püppchen um die Erlaubniß, in die Komödie gehen zu dürfen. Wir waren allein und spielten bis zum Abendessen. Als Tiretta wiederkam, platzten wir beinahe vor Lachen über seine kauderwelsche Erzählung der Intrigue des von ihm gesehenen Stückes und trennten uns sodann.

Seit einer Viertelstunde war ich auf meinem Zimmer, die süße Hoffnung nährend, meine Geliebte in ihrem hübschen Negligé erscheinen zu sehen; aber sie kam völlig bekleidet. Das überraschte mich und schien mir von schlechter Vorbedeutung.

Du bist erstaunt, mich angekleidet zu sehen, sagte sie zu mir; aber ich muß einen Augenblick mit Dir sprechen und werde mich sodann entkleiden. Sage mir ohne Umschweife, ob ich in diese Heirath willigen soll?

Wie findest Du den Herrn?

Er mißfällt mir nicht.

So thue es.

Das genügt. Lebewohl. Mit diesem Augenblicke hört unsere Liebe auf und beginnt unsere Freundschaft. Lege Dich zu Bette; ich werde es ebenfalls thun. Lebewohl.

Nein, bleibe; unsere Freundschaft wird morgen beginnen.

Nein, und sollte ich und Du sterben. Es wird mir schwer; aber es ist unwiederruflich. Wenn ich die Frau eines Andern werden soll, so muß ich zunächst die Ueberzeugung haben, dessen werth zu sein. Es ist auch möglich, daß ich

glücklich werde. Halte mich nicht zurück, laß mich gehen. Du weißt, wie sehr ich Dich liebe.

Umarmen wir uns wenigstens.

Nein.

Du weinst.

Nein, im Namen Gottes, laß mich gehn.

Mein Herz, Du wirst auf Deinem Zimmer weinen. Ich bin in Verzweiflung, bleibe. Ich werde Dich heirathen.

Nein, ich kann nicht mehr darauf eingehen.

Nach diesen Worten machte sie eine Kraftanstrengung, riß sich los und entfloh. Ich blieb voll Schaam und Reue zurück. Ich konnte kein Auge schließen. Ich verabscheute mich selbst, denn ich wußte nicht, ob ich schlechter gehandelt, indem ich sie verführt habe, oder indem ich sie einem Andern überließ.

Ich blieb zum Mittagsessen am folgenden Tage trotz meines Kummers und der traurigen Figur, die ich zu spielen schien. Fräulein de la Meure glänzte in der Unterhaltung. Sie unterhielt sich mit ihrem Zukünftigen auf eine so verständige und geistreiche Weise, daß es nicht zu verwundern war, wenn er von ihr bezaubert wurde. Da ich überzeugt war, nichts Gutes reden zu können, so that ich so, als ob ich Zahnschmerzen habe, um dem Sprechen zu entgehen. Ich war traurig, träumerisch und krank in Folge der schlechten Nacht, und ich mußte mir gestehen, daß ich verliebt, eifersüchtig und in Verzweiflung war. Das Fräulein richtete kein Wort an mich, würdigte mich keines Blickes: sie hatte Recht; aber ich war weit entfernt, ihr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Das Essen schien mir unerträglich lang, und ich glaube nicht, daß ich je ein peinlicheres erlebt habe.

Als wir von Tische aufstanden, ging Madame mit ihrer Nichte und dem künftigen Neffen in ihr Kabinet: das Fräulein trat nach einer Stunde wieder heraus und forderte uns auf, ihr Glück zu wünschen, weil sie in acht Tagen verheirathet sein und sogleich nach der Hochzeit ihren Mann nach Dünkirchen begleiten würde. Für morgen, fügte sie hinzu, sind wir alle bei Herrn Cornemann eingeladen, wo der Contrakt unterzeichnet werden wird.

Ich weiß nicht, warum ich nicht auf der Stelle todt niedersank. Ich kann nicht beschreiben, was ich litt.

Bald darauf machte man den Vorschlag, in die Comédie-Française zu gehen; aber unter dem Vorwande von Geschäften schloß ich mich aus und kehrte nach Paris zurück. Als ich nach Hause kam glaubte ich das Fieber zu haben und legte mich zu Bett; aber anstatt die Ruhe, deren ich bedurfte, zu finden, ließen mich die Qualen des Gewissens und die Reue die Strafe der Verdammten erdulden. Ich kam auf den Gedanken, daß ich diese Ehe verhindern oder sterben müsse. Da ich überzeugt war, daß mich Fräulein de la Meure liebe, so glaubte ich, sie würde keinen Widerstand leisten, wenn ich sie wissen lasse, daß ihre Weigerung mir das Leben koste. Voll von diesem Gedanken stand ich auf und schrieb den kräftigsten Brief, den wohl je eine starke und brausende Leidenschaft eingegeben hat. Da mein Schmerz hierdurch erleichtert wurde, so legte ich mich wieder zu Bett und schlief bis zum Morgen. Als ich erwacht war, ließ ich einen Commissionair kommen und versprach ihm zwölf Francs, wenn er meinen Brief abgäbe und mir eine Bescheinigung darüber in anderthalb Stunden brächte. Mein Brief war in ein an Tiretta gerichtetes Billet eingelegt, worin ich diesem anzeigte, daß ich nicht eher ausgehen würde, als bis ich eine Antwort erhalten. Ich bekam sie vier Stunden später; sie lautete folgendermaßen: „Es ist nicht mehr Zeit, theurer Freund; Sie haben mein Schicksal entschieden und ich kann nicht zurücktreten. Gehen Sie aus. Kommen Sie zum Essen bei Herrn Cornemann und seien Sie überzeugt, daß in einigen Wochen wir beide uns über den großen Sieg glücklich fühlen werden. Unsere Liebe, welche zu schnell beglückt wurde, wird dann nur noch in unserm Gedächtnisse leben. Ich bitte Sie, mir nicht mehr zu schreiben.“

So ist also mein Unglück fertig. Diese abschlägliche Antwort nebst dem noch grausameren Befehle, ihr nicht mehr zu schreiben, setzten mich in Wuth. Ich konnte sie nur noch unbeständig denken; ich glaubte, sie habe sich in den Kaufmann verliebt. Man denke sich meinen Zustand: ich faßte den schrecklichen Entschluß, meinen Nebenbuhler zu ermorden. Die gräßlichsten Pläne überstürzten sich in meiner aufgeregten Phantasie; die barbarischsten Mittel boten sich in Masse meinem Geiste dar, der durch eine angeregte, aber nicht befriedigte Leidenschaft geblendet wurde: ich war eifersüchtig, verliebt, erhitzt und durch den Zorn und vielleicht auch durch die Eigen-

liebe verstört; Schaam und Verdruß hatte meine Vernunft vernichtet. Diese liebenswürdige Person, welche ich nur bewundern konnte, welche ich noch höher hätte schätzen müssen, welche ich wie ein Engel angebetet hatte, schien mir ein hassenswerthes Ungeheuer, eine Unbeständige zu sein, die eine Züchtigung verdiente. Ich blieb bei einem sichern Mittel stehen, und obgleich ich mir nicht verhehlen konnte, daß es gemein war, ließ doch die blinde Leidenschaft es mich ohne Besinnung ergreifen. Es bestand darin, den Zukünftigen bei Herrn Cornemann, wo er wohnte, aufzusuchen, ihm Alles, was zwischen dem Fräulein und mir vorgefallen, zu enthüllen und wenn diese Enthüllung nicht hinreichte, ihn zum Verzichte auf seinen Heirathsplan zu bewegen, oder ihm den Tod eines von uns beiden anzukündigen, und als letztes Mittet, falls er meine Herausforderung nicht annähme, ihn zu ermorden.

Als dieser schreckliche Plan bei mir feststand, an den ich jetzt nicht ohne Schaudern denken kann, aß ich mit einem thierischen Hunger, legte mich zu Bett und schlief fest bis Tagesanbruch. Als ich erwachte, war ich in derselben Stimmung und wurde dadurch noch mehr in meinem Beschlusse bestärkt. Ich kleide mich schnell, aber sorgfältig an, stecke zwei gute Pistolen ein und gehe zu Herrn Cornemann. Mein Nebenbuhler schlief noch; ich wartete, und eine ganze Viertelstunde bestärkten alle meine Gedanken mich nur in meinem Entschlusse. Plötzlich kömmt mein Nebenbuhler im Schlafrock mit offenen Armen auf mich zu, umarmt mich und sagt zu mir mit dem wohlwollendsten Tone, er habe meinen Besuch erwartet, denn da ich ein Freund seiner Zukünftigen sei, so habe er die Gefühle errathen, welche er mir wahrscheinlich eingeflößt habe und auch er werde ihre Gefühle für mich immer theilen.

Die Physiognomie dieses ehrenwerthen Mannes, sein freimüthiges und offenes Wesen, die Wahrheit des Gefühls, welches sich in seinen Worten aussprach, drückten mich nieder. Ich blieb einige Minuten stumm; ich wußte im Grunde nicht, was ich sagen sollte. Glücklicher Weise ließ er mir Zeit, wieder zu mir selbst zu kommen; denn er sprach eine Viertelstunde mit mir, ohne zu bemerken, daß ich keine Sylbe gesprochen.

Herr Cornemann kam, man brachte Caffe, und ich fand die Sprache wieder; aber ich konnte ihm jetzt nur noch Höf-

lichkeiten sagen, und wünsche mir noch Glück dazu. Die Krisis war vorüber.

Wenn man Acht giebt, wird man bemerken, daß heißblütige Charaktere einem zu starkangespannten Stricke gleichen, welcher zerreißt oder seine Elastizität verliert. Ich habe mehrere Personen dieser Art gekannt, unter andern den Chevalier L***, der eine außerordentliche Lebendigkeit hatte und dem in einem Augenblicke der Aufregung das Leben aus allen Poren entströmte. Wenn er im Augenblicke, wo seine Wuth zum Ausbruche drängte, irgend einen Gegenstand zerbrechen konnte, so wurde er wieder ruhig, die Vernunft gewann wieder die Oberhand und der wüthende Löwe wurde zum Lamme, zu einem wahren Muster der Sanftmuth.

Nachdem ich eine Tasse Kaffe getrunken hatte, fühlte ich mich erleichtert; wir umarmten uns, und ich entfernte mich. Ich prüfte mich mit großer Verwunderung, aber ich war froh, daß ich meinen abscheulichen Plan nicht ausgeführt hatte. Was mich demüthigte, war die Erwägung, wie ich es nur dem Zufalle zu verdanken hatte, daß ich nicht eine niederträchtige Handlung begangen und ein Bösewicht geworden war. Indem ich planlos umherging, begegnete ich meinem Bruder und dadurch gewann ich vollends meine Fassung wieder. Ich führte ihn zu Sylvia zum Essen und blieb hier bis Mitternacht. Ich sah, daß die junge Baletti mich die Unbeständige, welche ich vor ihrer Hochzeit nicht mehr sehen durfte, vergessen lassen würde. Um mir die Sache zu erleichtern, reiste ich am nächsten Tage nach Versailles, wo ich den Ministern meine Aufwartung machen wollte.

Viertes Kapitel.

Der Abbé de la Ville, — Der Abbé Galiani. — Charakter des neapolitanischen Dialekts. — Ich gehe in einer geheimen Mission nach Dünkirchen. — Sie hat den gewünschten Erfolg — Ich kehre über Amiens nach Paris zurück. — Meine komischen Tollheiten. — Herr de la Bretonnière. — Mein Bericht gefällt. — Ich erhalte fünfhundert Louisd'ors. — Betrachtungen.

Eine neue Laufbahn eröffnet sich mir. Das Glück begünstigte mich weiter. Ich hatte alle nöthigen Mittel, um der blinden Göttin zu Hülfe zu kommen; aber mir fehlte eine wesentliche Eigenschaft: die Ausdauer. Meine Leichtfertigkeit, meine maaßlose Vergnügungssucht zerstörten meine mir von der Natur verliehene Begabung.

Herr von Bernis empfing mich in gewohnter Weise, d. h. weniger als Minister wie als Freund. Er fragte mich, ob ich geneigt sei, geheime Aufträge zu übernehmen.

Werde ich das nöthige Talent haben?

Ich zweifle nicht daran.

Ich fühle mich geneigt zu Allem, wodurch ich auf eine anständige Weise Geld verdienen kann. Was das Talent betrifft, so vertraue ich sehr gern auf Ew. Excellenz. Der Schlußsatz brachte ihn zum Lachen; das wollte ich.

Nach einigen gelegentlichen Worten über alte Erinnerungen, welche die Zeit noch nicht ganz verwischt hatte, bat mich der Minister, in seinem Namen zum Abbé de la Ville zu gehen.

Dieser Abbé, erster Commis, war ein kalter Mann, ein tiefer Politiker, die Seele seines Departements, und Se. Excellenz schätzte ihn sehr. Als Geschäftsträger im Haag hatte er dem Staate gute Dienste geleistet, und der dankbare König

belohnte ihn, indem er ihm an seinem Todestage ein Bisthum schenkte. Die Belohnung kam etwas spät; aber die Könige haben nicht immer Zeit, Gedächtniß zu haben. Der Erbe dieses braven Mannes war ein gewisser Garnier, ein Glücksritter, früher Koch bei Herrn von Argenson, welcher reich geworden war, indem er die Freundschaft, die der Abbé de la Ville immer für ihn gehegt, zu benutzen verstanden hatte. Diese beiden Freunde, welche fast gleich alt waren, hatten ihre Testamente bei demselben Notar niedergelegt und sich gegenseitig zu Universalerben eingesetzt.

Nachdem der Abbé de la Ville mir über die Natur der geheimen Aufträge eine kurze Auseinandersetzung gegeben und mir erklärt hatte, wie klug sich damit betraute Personen benehmen müßten, sagte er, er werde es mir anzeigen lassen, wenn sich etwas Passendes für mich finde und behielt mich so dann zum Essen bei sich.

Bei Tische machte ich die Bekanntschaft des Abbé Galiani, neapolitanischen Gesandschafts-Secretairs. Er war ein Bruder des Marquis von Galiani, von welchem ich sprechen werde, wenn wir zu meiner Reise nach diesem schönen Lande kommen. Der Abbé Galiani war ein Mann von sehr vielem Geiste. Er hatte ein außerordentliches Talent allem Ernsten, was er sprach, einen komischen Anstrich zu geben, und da er gut und ohne je zu lachen sprach, da er seinem Französisch den unwiderstehlichen neapolitanischen Accent gab, so war er in allen Gesellschaften, in die er aufgenommen zu sein wünschte und deren Zierde er war, gern gesehen. Der Abbé de la Ville sagte, Voltaire beklage sich, daß er seine Henriade in neapolitanische Verse so übersetzt habe, daß sie lächerlich geworden. Voltaire hat Unrecht, sagte Galiani, denn es liegt in der Natur der neapolitanischen Sprache, daß sie nicht in Verse gebracht werden kann ohne einen lächerlichen Eindruck zu machen. Und weshalb sich ärgern, wenn man Lachen erregt? Das Lachen ist nicht gleichbedeutend mit Spott, und wer die Menschen vor Vergnügen zum Lachen bringt, kann sicher sein, geliebt zu werden. Bedenken Sie nur die sonderbare Eigenthümlichkeit des neapolitanischen Dialekts, wir haben eine Uebersetzung der Bibel und eine der Iliade, und beide erregen Lachen.

Von der Bibel lasse ich es allenfalls gelten; aber von der Iliade wundert es mich.

Dennoch ist es wahr.

Ich kehrte erst den Tag vor der Abreise Fräulein de la Meure's, welche Madame P. geworden war, nach Paris zurück. Ich glaubte mich nicht der Pflicht entziehen zu dürfen, zu Madame*** zu gehen, um jener zu gratuliren und ihr eine glückliche Reise zu wünschen. Ich fand sie heiter und guten Muths; weit entfernt, mich dadurch reizen zu lassen, freute ich mich vielmehr darüber, ein sicheres Zeichen meiner völligen Heilung. Wir sprachen auf die ungezwungenste Weise mit einander, und ihr Gemahl schien mir ein sehr ehrenwerther Mann zu sein. Ihrer zuvorkommenden Bitte nachkommend, versprach ich, sie in Dünkirchen zu besuchen, obwohl ich nicht die geringste Lust fühlte, Wort zu halten; aber die Umstände fügten es anders.

So blieb also Tiretta allein mit seinem Püppchen, welches täglich verliebter und vernarrter in seinen Lindor wurde, so viele Beweise seiner Liebe und Treue gab er ihr.

Da ich ruhig geworden war, fing ich an, Mariechen Baletti nach allen Regeln den Hof zu machen, und diese gab mir täglich neue Beweise der Fortschritte, welche ich in ihrem Herzen machte.

Die Freundschaft und Achtung, welche mich an ihre Familie knüpften, hielten jeden Gedanken an Verführung fern von mir, da ich aber immer verliebter wurde und nicht beabsichtigte, sie zu heirathen, so wurde es mir schwer, mir von dem Zwecke, welchen ich im Auge hatte, Rechenschaft zu geben, und ich ließ mich mechanisch gehen, wie ein unbelebter Körper, den die Strömung forttreibt.

Im Anfange des Mai schrieb mir der Abbé Bernis, ich möchte nach Versailles zu ihm kommen und mich zunächst dem Abbé de la Ville vorstellen. Dieser Abbé fragte mich beim Empfange, ob ich mir zutraue, acht bis zehn Linienschiffe, welche auf der Rhede von Dünkirchen vor Anker lagen, besuchen zu können, indem ich mit den kommandirenden Offizieren auf eine geschickte Weise Bekanntschaft anknüpfe, so daß ich ihm einen ins Einzelne gehenden Bericht über die Verproviantirung jeder Art, die Anzahl der Matrosen, die Verwaltung, die Polizei, die Munition u. s. w. abstatten könnte. Ich werde den Versuch machen, sagte ich; nach meiner Rückkunft werde ich Ihnen

meinen Bericht übergeben, und Sie werden mir sagen, ob ich mich meines Auftrags gut entledigt habe.

Da es eine geheime Mission ist, kann ich Ihnen keinen Brief mitgeben, ich kann Ihnen nur eine glückliche Reise wünschen und Geld geben.

Ich will kein Geld im Voraus, Herr Abbé; nach meiner Rückkehr werden Sie mir geben, was ich Ihnen verdient zu haben scheine. Was die glückliche Reise betrifft, so brauche ich wenigstens drei Tage, denn ich muß mir einige Empfehlungsschreiben zur Einführung verschaffen.

Nun gut, suchen Sie vor Ende des Monats zurück zu sein. Das ist Alles.

Am selben Tage hatte ich im Palais Bourbon eine Unterredung mit meinem Beschützer der mein Zartgefühl bewunderte, daß ich nicht im Voraus Geld hatte nehmen wollen, und diesen Umstand benutzend, nöthigte er mich mit seiner feinen Weise, eine Rolle von hundert Louisd'ors anzunehmen. Seitdem bin ich nicht wieder in die Nothwendigkeit gekommen, zur Börse dieses großmüthigen Mannes meine Zuflucht zu nehmen, nicht einmal in Rom, vierzehn Jahre später.

Da es sich um einen geheimen Auftrag handelt, mein lieber Casanova, so kann ich Ihnen keinen Paß geben; das thut mir leid, aber Sie würden dadurch verdächtig werden. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, werden Sie sich einen solchen leicht unter irgend einem Vorwande vom ersten Edelmann der Kammer verschaffen können. Sylvia kann Ihnen hierin besser als irgend Jemand dienen. Sie sehen wohl ein, wie vorsichtig Ihr Benehmen sein muß. Vermeiden Sie besonders alle Händel, denn Sie werden wohl wissen, daß, wenn Ihnen etwas Unangenehmes begegnen sollte, eine Reclamation an Ihren Committenten Ihnen von keinem Nutzen sein würde Man würde genöthigt sein, Sie zu verläugnen, denn die einzigen anerkannten Spione sind die Gesandten. Bedenken Sie, daß Sie größerer Zurückhaltung und Umsicht als diese bedürfen; dennoch müssen Sie, um Ihren Zweck zu erreichen, diese Eigenschaften verbergen und eine Vertrauen erweckende Ungezwungenheit und Natürlichkeit zeigen. Wenn Sie mir nach Ihrer Rückkunft Ihren Bericht zeigen wollen, ehe Sie denselben dem Abbé de la Ville übergeben, so will ich Ihnen sagen, was gestrichen oder hinzugefügt werden kann.

Ganz voll von dieser Angelegenheit, von welcher ich mir eine um so übertriebenere Vorstellung machte, als ich völlig Neuling war, sagte ich zu Sylvia, sie würde mir ein Vergnügen machen, wenn sie mir einen Paß vom Herzoge von Gesvres verschaffe, da ich einige Engländer meiner Bekanntschaft nach Calais begleiten wolle. Diese würdige Frau, die mir gern gefällig war, schrieb an den Herzog einen Brief, welchen sie mir zur persönlichen Ueberreichung übergab, da man derartige Päſſe nur mit Aufführung des Signalements der empfohlenen Personen ausstellte. Gültig waren sie nur für die sogenannte Isle-de-France; aber sie setzten im ganzen Norden des Reiches in Achtung.

Versehen mit Sylvia's Empfehlung und begleitet von ihrem Manne, begab ich mich zum Herzoge, welcher auf seinem Landgute St. Toin war; kaum hatte er den Brief gelesen, als er mir einen Paß ausstellen ließ. Nachdem ich diesen Zweck erreicht, begab ich mich nach la Villette, um Madame *** zu fragen, ob sie mir einen Auftrag für ihre Nichte mitzugeben habe. Sie könnten ihr, sagte sie, die Kiste mit den Porzellan-Statuen mitnehmen, wenn Herr von Cornemann sie ihr nicht schon geschickt hat. Ich ging zu diesem Bankier, welcher mir die Kiste aushändigte und gab ihm hundert Louisd'ors gegen einen Creditbrief an ein Dünkirchener Haus; ich bat ihn, mich ganz besonders zu empfehlen, da ich zu meinem Vergnügen reise. Herr Corneman that Alles sehr gern, und ich reiste noch denselben Abend ab; drei Tage später stieg ich in Dünkirchen im Hotel de la Conciergerie ab.

Eine Stunde nach meiner Ankunft überraschte ich die liebenswürdige Madame P. auf die angenehmste Weise, indem ich ihr das Kästchen und viele Complimente von ihrer Tante überbrachte. Während sie ihren Mann lobte, der sie glücklich mache, kam derselbe, und erfreut, mich zu sehen, bot er mir ein Zimmer an, ohne mich zu fragen, ob mein Aufenthalt in Dünkirchen von langer oder kurzer Dauer sein würde. Ich dankte natürlich und nachdem ich ihm versprochen, mich zuweilen zum Mittagsessen bei ihm einzustellen, bat ich ihn, mich zum Bankier zu führen, an welchem mich Herr Cornemann empfohlen hatte.

Kaum hatte der Bankier den Brief gelesen, als er mir hundert Louisd'ors auszahlte und mich bat, ihn gegen Abend

in meinem Gasthofe zu erwarten, wo er mich mit dem Commandanten abholen würde. Dieser hieß von Barail. Nachdem dieser Herr, der wie alle Franzosen sehr höflich war, die üblichen Fragen an mich gerichtet, lud er mich zum Abendessen bei seiner Gemahlin ein, welche noch in der Kommödie war. Diese Dame empfing mich auf eine eben so wohlwollende Weise wie ihr Mann. Es gab ein feines Abendessen, und als sich nach demselben noch mehrere Personen eingefunden hatten, fing man an zu spielen; aber ich nahm keinen Theil daran, da ich zunächst die Gesellschaft studiren, wollte namentlich mehrere Land- und Marine-Offiziere, welche anwesend waren. Da ich mit ersichtlichem Interesse von allen europäischen Marinen sprach und mich für einen Kenner ausgab, der in der Armee meiner kleinen Republik gedient habe, so brauchte ich nur drei Tage, um nicht nur die Bekanntschaft aller Schiffs-Capitaine zu machen, sondern um auch mit ihnen befreundet zu werden. Ich sprach in den Tag hinein vom Bau der Schiffe, von der venetianischen Art zu manövriren und ich bemerkte, daß die braven Seelcute, welche mir zuhörten, mir noch größere Theilnahme schenkten, wenn ich Unsinn sagte, als wenn ich etwas Gescheutes vorbrachte.

Einer der Capitaine lud mich am vierten Tage an seinem Bord zum Essen ein, und dies genügte, um auch von den andern eingeladen zu werden. Der, welcher mir diese Ehre erwies, beschäftigte mich den ganzen Tag. Ich wollte Alles kennen lernen, und die Seeleute sind so vertrauensvoll. Ich stieg in den untersten Schiffsraum hinunter, ich that hundert Fragen, und ich fand so viele junge Offiziere, welche sich gern wichtig machten, daß es mir nicht schwer wurde, sie zum Sprechen zu bringen. Ich war darauf bedacht, mir Alles, was zu meinem Berichte erforderlich war, im Vertrauen mittheilen zu lassen, und als ich nach Hause kam, schrieb ich alle Beobachtungen, die ich im Laufe des Tages auf dem Schiffe gemacht hatte, gute wie schlechte, sorgfältig auf. Ich schlief nur vier bis fünf Stunden, und nach vierzehn Tagen hielt ich mich für genügend unterrichtet.

Das Zeittodtschlagen, das Spiel, die Frivolität, meine gewöhnlichen Gefährten, begleiteten mich nicht auf dieser Reise, und meine Mission beschäftigte mich ausschließlich und leitete alle meine Schritte. Zu Mittag speiste ich nur einmal bei

Corneman's Bankier, einmal bei Madame P. in der Stadt, und ein ander mal in einem hübschen Landhause, welches ihr Mann eine Meile von Dünkirchen besaß. Sie führte mich dorthin, und während meines Alleinseins mit dieser Frau, die ich so sehr geliebt hatte, bezauberte ich sie durch mein zartes Benehmen, denn ich zeigte ihr nur achtungsvolle Freundschaft. Da ich sie reizend fand und meine Bekanntschaft mit ihr erst seit sechs Wochen geendet hatte, so wunderte ich mich über die Ruhe meiner Sinne, denn ich kannte mich zu gut, um meine Zurückhaltung der Tugend zuzuschreiben. Woher kam das? Ein italiänisches Sprüchwort, welches die Natur erklärt, giebt den wahren Grund an.

La mona non vuol pensieri, und mein Kopf war voll davon.

Da mein Auftrag beendet war, nahm ich von Allen Abschied und stieg in meine Postschaise, um nach Paris zurückzukehren, jedoch meines Vergnügens wegen auf einem andern Wege als auf dem ich gekommen war. Gegen Mitternacht verlangte ich, ich weiß nicht auf welcher Station, Pferde, aber man bemerkte mir, daß die nächste Post in Aire sei, einer Festung, in welche man Nachts nicht eingelassen würde. Pferde! sage ich; ich werde mir schon Einlaß verschaffen. Man gehorcht, und so gelangen wir an die Thore der Festung. Der Postillon klatscht mit der Peitsche. Wer da!

Ein Courier.

Nachdem man mich eine Stunde hatte warten lassen, öffnete man und sagte, ich müsse zum Commandanten gehen. Ich gehorche unter lautem Toben, und man führt mich bis in den Alcoven eines Mannes, der in elegantem Nacht-Kostüme neben einer hübschen Frau lag.

Wessen Courier sind Sie?

Niemand's, aber da ich Eile habe — —

Das ist genug. Morgen wollen wir davon sprechen. Einstweilen bleiben Sie in der Wachstube. Lassen Sie mich schlafen.

Aber, mein Herr — —

Kein Aber jetzt, wenn ich bitten darf, gehen Sie.

Man führte mich in die Wachstube, wo ich die Nacht sitzend auf der Erde zubrachte. Als es Tag wurde, schrie, fluchte, lärmte ich: ich wollte abreisen. Niemand antwortete mir.

Es schlägt zehn Uhr. Ungeduldig über alle Beschreibung wende ich mich, einen hohen Ton annehmend, an den Officier und sage demselben, der Cammandant habe wohl die Macht, mich ermorden zu lassen, man könne mir aber nicht die Mittel verweigern, zu schreiben, und einen Courier nach Paris zu schicken.

Ihr Name, mein Herr, wenn ich bitten darf.

Hier ist mein Paß.

Er sagt, er wolle ihn an den Commandanten schicken; ich reiße ihn ihm aus den Händen.

Soll ich Sie zu ihm führen?

Sehr gern.

Wir brechen auf. Der Officier geht zuerst hinein und holt mich zwei Minuten darauf, um mich ihm vorzustellen. Mit stolzer Mine und ohne ein Wort zu sagen, reiche ich ihm den Paß. Der Commandant las ihn und betrachtete mich, um sich zu überzeugen, ob das Signalement das meinige sei, sodann giebt er ihn mir zurück, mit dem Bemerken, daß ich frei sei und befiehlt dem Officier, mich Postpferde nehmen zu lassen.

Jetzt, Herr Commandant, habe ich nicht mehr so große Eile. Ich werde einen Courier nach Paris schicken und seine Rückkehr abwarten; denn durch Verzögerung meiner Reise haben Sie das Völkerrecht verletzt.

Sie haben es verletzt, indem Sie sich für einen Courier ausgaben.

Ich habe Ihnen im Gegentheil gesagt, daß ich es nicht sei.

Ja, aber Sie haben es zum Postillon gesagt, und das genügt.

Der Postillon hat gelogen, denn ich habe zu ihm nur gesagt, ich würde mir Einlaß verschaffen.

Warum haben Sie mir Ihren Paß nicht gezeigt?

Warum haben Sie mir nicht Zeit dazu gelassen? In drei oder vier Tagen werden wir übrigens sehen, wer von uns beiden Recht behalten wird.

Thun Sie, was Ihnen beliebt.

Ich gehe mit dem Officier hinaus, der mich nach der Post führt, und einen Augenblick darauf sehe ich meinen Wagen ankommen. Die Post war zugleich ein Gasthof und mich an den Besitzer wendend, sage ich demselben, er möge einen

Boten für mich bereit halten, mir ein gutes Zimmer und Bett geben und ein kaltes Mahl in Erwartung des Mittagsessens besorgen; zugleich sagte ich ihm, ich sei gewohnt, gut zu leben. Ich lasse meinen Koffer und Alles, was in meiner Chaise war, heraufkommen, und nachdem ich mich entkleidet und gewaschen, schicke ich mich an zu schreiben, obwohl ich nicht wußte an wen, denn im Grunde hatte ich Unrecht; aber ich hatte mich nun einmal verpflichtet, wichtig zu thun, und wie es mir schien, erforderte meine Ehre, daß ich die Rolle durchführte, obwohl ich keineswegs wußte, ob ich nicht würde klein beigeben müssen. Es that mir indeß leid, daß ich mich verpflichtet, bis zur Rückkehr des Couriers, welchen ich an — — den Mond schicken wollte, in Aire zu bleiben. Da ich indeß die ganze Nacht kein Auge geschlossen hatte, so hatte ich die Aussicht hier zu schlafen und auszuruhn. Ich war im Hemde und trank die Bouillon, welche man mir gebracht hatte, als ich den Commandanten ganz allein eintreten sah. Seine Erscheinung überraschte mich und war mir angenehm.

Das Vorgefallene thut mir leid, mein Herr, und besonders, daß Sie glauben Grund zur Klage zu haben, während ich nur meine Pflicht gethan habe; denn wie konnte ich wohl annehmen, daß Ihr Postillon Ihnen ohne Ihren Befehl einen Rang beilegen würde?

Das ist richtig, Herr Commandant, aber Ihre Pflicht gebot Ihnen nicht, mich aus Ihrem Zimmer zu vertreiben.

Ich war des Schlafes bedürftig.

Ich befinde mich in demselben Falle, aber die Höflichkeit hindert mich, Ihnen nachzuahmen.

Darf ich fragen, ob sie jemals gedient haben?

Ich habe zu Lande und zur See gedient, und habe in einem Alter, wo Viele erst anfangen, den Dienst verlassen.

In diesem Falle müssen Sie wissen, daß Nachts die Thore einer Festung nur königlichen Courieren und höheren Militairbefehlshabern geöffnet werden.

Ich gebe es zu; als aber das Thor geöffnet war, war die Sache geschehn, und wenn die Sache einmal geschehn ist, kann man höflich sein.

Sind Sie der Mann, sich anzukleiden und mit mir einen Spaziergang zu machen.

Sein Vorschlag gefiel mir eben so sehr wie die Idee,

die ich von seinem mürrischen Wesen hatte, mich reizte. Im Vorbeigehen einige Säbelhiebe auszutauschen hat, für mich großen Reiz; sein Vorschlag hob alle Schwierigkeiten und riß mich aus der Verlegenheit. Ich antwortete ruhig und ehrfurchtsvoll, der Gedanke, mit ihm einen Spaziergang zu machen, sei im Stande, mich jedes Geschäft aufschieben zu lassen. Ich bat ihn höflichst sich zu setzen, während ich mich schnell ankleiden würde.

Ich ziehe die Beinkleider an und werfe dabei die prächtigen Pistolen, welche in meinen Taschen waren, auf das Bett; ich lasse den Friseur heraufkommen, und in zehn Minuten ist meine Toilette beendet. Ich gürte meinen Degen um und wir gehn.

Ziemlich schweigsam wandern wir durch zwei oder drei Straßen, schreiten durch einen Thorweg, treten in einen Hof, welchen ich für einen Durchgang hielt, und gelangen an eine Thür, wo mein Führer still steht. Er fordert mich auf einzutreten und ich gelange in einen schönen Saal, wo eine zahlreiche Gesellschaft versammelt ist. Ich kam gar nicht auf den Gedanken zurückzutreten; ich fühlte mich ganz wie zu Hause.

Mein Herr, das ist meine Frau, sagte der Commandant zu mir und sodann ohne sich zu unterbrechen: dies ist Herr Casanova, der mit uns speisen wird.

Das ist vortrefflich, mein Herr, denn sonst hätte ich es Ihnen nie verziehen, daß Sie mich heute Nacht geweckt haben.

Dennoch habe ich diesen Fehler hart büßen müssen; aber erlauben Sie, Madame, daß ich mich nach solchem Fegefeuer in diesem Paradiese glücklich fühle.

Sie lächelte auf eine bezaubernde Weise, und nachdem sie mich eingeladen, mich neben sie zu setzen, spielte sie weiter, und unterbrach die Unterhaltung nur so selten es möglich ist, wenn man Karten spielt.

Ich sah, daß ich angeführt war; aber die Mystification war so graziös, daß ich keine Verstimmung zeigen konnte; ich konnte nichts anders thun, als gute Miene machen, und dies war um so leichter, als ich mich mit wirklichem Vergnügen der thörichter Weise übernommenen Verpflichtung, einen Courier Gott weiß an wen abzuschicken, überhoben sah.

Der Commandant, der sich seines Sieges freute und denselben in petto genoß, war plötzlich heiter geworden, fing an

von Krieg, Hof, Geschäften zu sprechen und richtete oft das Wort an mich mit jener Liebenswürdigkeit und Ungezwungenheit, welche die gute Gesellschaft in Frankreich so wohl mit der Convenienz zu vereinigen weiß; man hätte schwerlich errathen, daß wir je einen Streit gehabt hatte. Durch die Lage, welche er herbeizuführen gewußt hatte, war er der Held des Stückes geworden, aber wenn ich auch in zweiter Reihe stand, so glänzte ich doch nicht weniger, denn Alles zeigte, daß ich einen alten höhern Officier zu zwingen gewußt hatte, mir eine Genugthuung zu geben, die um so schmeichelhafter war, als die Art derselben zeigte, welche Achtung ich ihm trotz meines jugendlichen Streiches eingeflößt habe.

Man trug das Essen auf. Da der Erfolg meiner Rolle nur von der Art, wie ich sie spielte, abhing, so bin ich selten so aufgeweckt wie bei diesem Essen gewesen, wo eine sehr angenehme Unterhaltung geführt wurde, und ich war vor Allem darauf bedacht, die Frau Commandantin glänzen zu lassen. Sie war eine liebenswürdige, sehr hübsche und noch junge Frau, denn sie war wohl dreißig Jahre jünger als ihr lieber Mann. Man sprach nicht ein einzigesmal von dem qui pro quo, in Folge dessen ich sechs Stunden in der Wachstube hatte zubringen müssen! Aber beim Dessert hätte der Commandant durch einen schlechten Spaß, der nicht der Mühe werth war, beinahe Alles verdorben. Sie waren so gutmüthig zu glauben, ich würde mich mit Ihnen schlagen, sagte er. Ich habe Sie angeführt.

Wer sagt Ihnen, daß ich ein Duell erwartet habe?

Gestehen Sie nur, daß Sie es geglaubt haben.

Ich bestreite es, denn zwischen glauben und voraussetzen ist ein großer Unterschied. Das Eine ist positiv, das Andere nur eine Vermuthung. Uebrigens gebe ich gern zu, daß Ihre Einladung zu einem Spaziergange mich neugierig gemacht hat zu sehen, wohin derselbe führen würde, und ich bewundere Ihren Geist. Indeß werden Sie mir glauben, wenn ich Ihnen versichere, daß ich mich nicht für angeführt halte, daß ich vielmehr sehr befriedigt bin und Ihnen Dank weiß.

Und wenn mir, mein Herr, nach dem Vorgefallenen noch ein Wunsch bleibt, so ist es der, Sie noch länger behalten zu können.

Das Compliment war schmeichelhaft, und ich würde dar-

auf geantwortet haben, wenn man nicht im selben Augenblicke von Tische aufgestanden wäre. Am Nachmittage gingen wir spazieren; ich gab Madame den Arm und diese war entzückend; aber am Abend nahm ich Abschied und reiste am folgenden Tage frühzeitig ab, nachdem ich zuvor meinen Bericht ins Reine geschrieben.

Um fünf Uhr Morgens schlief ich in meiner Chaise, als man mich weckt. Ich war vor dem Thore von Amiens. Der Lästige, welcher an meinem Wagenschlage stand, war ein Steuerbeamter, eine überall und mit einigem Grunde verhaßte Menschenklasse, denn abgesehen davon, daß sie im Allgemeinen frech und quälerisch ist, macht wohl nichts die Sklaverei so sehr fühlbar wie diese inquisitorische Untersuchnng, welche auf alle Sachen bis auf die geheimsten Kleidungsstücke ausgedehnt wird. Dieser Beamte fragte mich, ob ich nichts Verbotnes bei mir habe. Ich war übel gelaunt wie jeder Mensch, welchen man der Süßigkeit des Schlafes beraubt, um eine lästige Frage an ihn zu richten; ich antwortete ihm fluchend nein, und er habe mich wohl schlafen lassen können. Da Sie grob sind, erwiederte der rohe Mensch, so wollen wir doch einmal sehen.

Er befiehlt dem Postillon, mit meiner Chaise einzufahren; er läßt die Koffer herunternehmen, und ich, da ich es nicht hindern konnte, biß in den Zügel und schwieg.

Ich sah ein, welchen Fehler ich begangen hatte, aber ich konnte ihn nicht mehr gut machen; da ich übrigens nichts Verbotenes hatte, so hatte ich nichts zu fürchten; aber mein auffahrendes Benehmen kostete mir zwei sehr langweilige Stunden. Das Vergnügen der Rache war auf ihren frechen Physiognomien zu lesen. Zu jener Zeit waren die Steuerbeamten in Frankreich der Abschaum des Gesindels; wenn sie sich aber von angesehenen Leuten höflich behandelt sahen, so setzten sie eine Ehre darein, sich gefällig zu zeigen. Ein mit guter Manier gegebenes Vierundzwanzigsousstück machte sie schmiegsam wie lederne Handschuhe. Sie verbeugten sich gegen die Reisenden, wünschten ihnen glückliche Reise und bereiteten ihnen keine Unannehmlichkeiten. Ich wußte es, aber es giebt Augenblicke, wo der Mensch wie eine Maschine handelt, und so hatte ich gehandelt: desto schlimmer für mich.

Die Henkersknechte leerten meine Koffer und nahmen

selbst die Hemden auseinander, zwischen denen, wie sie sagten, englische Spitzen verborgen sein könnten.

Nachdem sie Alles durchsucht, gaben sie mir die Schlüssel zurück; aber damit war die Sache noch nicht zu Ende; es handelte sich darum, meine Chaise zu durchsuchen. Der Schurke, welcher damit beschäftigt war, rief plötzlich: Victoria! Er hatte den Rest eines Pfundes Taback gefunden, welches ich auf der Reise nach Dünkirchen in St. Omer gekauft hatte.

Sogleich befiehlt der Cartouche der Bande mit triumphirender Stimme meinen Wagen mit Beschlag zu belegen, und zeigt mir außerdem noch an, daß ich zwölfhundert Francs Strafe zu zahlen habe.

Jetzt ist meine Geduld zu Ende, und der Leser wird sich leicht denken können, mit welchen Ehrentiteln ich diese Schufte belegte; aber gegen Worte waren sie gepanzert. Ich sage ihnen, sie möchten mich zum Intendanten führen. Gehen Sie hin, wenn Sie wollen, sagten sie; hier steht Niemand zu Ihrem Befehle.

Umgeben von einer großen Menge Neugieriger, welche der Lärm herbeizog, schreite ich mit großen Schritten wie ein Wüthender auf die Stadt zu, trete in den ersten Laden, der mir aufstößt und ersuche den Besitzer, mich zum Intendanten führen zu lassen. Ich erzähle meinen Fall; ein Mann von gutem Aussehen, welcher im Laden war, sagte, er werde das Vergnügen haben, mich selbst zum Intendanten zu begleiten, ich würde denselben aber wohl nicht finden, da er vermuthlich schon von der Sache in Kenntniß gesetzt worden sei. Wenn Sie nicht zahlen oder Bürgschaft leisten, werden Sie sich schwerlich aus dieser unangenehmen Geschichte herausziehen. Ich bat ihn, mich hinzuführen und mich machen zu lassen. Er rieth mir, mich des Gesindels, welches mir folgte, zu entledigen, indem ich demselben einen Louisd'or zum Vertrinken gäbe; ich gab ihm den Louisd'or mit der Bitte, die Sache zu übernehmen, und sie war bald abgemacht. Dieser Mann war ein ehrlicher Procurator, welcher die Welt kannte.

Wir kommen zum Intendanten; wie aber mein Gefährte richtig vorausgesehen, war er nicht zu sprechen; sein Portier sagte uns, er sei allein ausgegangen und würde erst gegen Mittag nach Hause kommen; auch könne er nicht sagen, wo

derselbe zu Mittag speise. Ein Tag ist verloren, sagte der Procurator.

Suchen wir ihn überall, wo er sein kann, denn er muß Gewohnheiten, Freunde haben; wir werden ihn entdecken; ich gebe Ihnen einen Louisd'or für den Tag, wollen Sie mir das Vergnügen machen, ihn mir zu opfern?

Ich bin der Ihrige.

Vergeblich suchen wir ihn vier Stunden in zehn bis zwölf Häusern. Ueberall sprach ich mit den Herren und übertrieb die Sache, die mir über den Hals gekommen war. Man hörte mich an, man bedauerte mich und gab mir keinen andern Trost, als daß er sicherlich nach Hause kommen würde, um zu schlafen und er mich dann würde hören müssen. Damit war mir nicht gedient, und ich setzte meine Nachforschungen fort.

Um ein Uhr führte mich der Procurator zu einer alten Dame, welche in der Stadt in großem Ansehen stand. Sie saß ganz allein bei Tische. Nachdem sie mir aufmerksam zugehört hatte, sagte sie mit der größten Kaltblütigkeit, sie glaube sich keiner Indiscretion schuldig zu machen, wenn sie einem Fremden sage, wo sich ein Mann befinde, der seiner Stellung nach immer zugänglich sein sollte. Mein Herr, ich darf Ihnen also sagen, was kein Geheimniß ist. Meine Tochter sagte mir gestern, sie sei bei Madame N. zum Abendessen eingeladen, und der Intendant würde auch da sein. Gehen Sie also sogleich hin, und Sie werden ihn bei Tische in der besten Gesellschaft von Amiens finden; aber, fügte sie hinzu, ich rathe Ihnen, unangemeldet hinzugehen. Die aufwartenden Bedienten, welche ein und aus gehen, werden ihnen den Weg zeigen, ohne daß Sie nöthig hätten zu fragen. Dort werden Sie ihn sprechen, er mag wollen oder nicht, und obwohl Sie ihn nicht kennen, wird er Alles hören, was Sie sagen und was Sie schon mir in Ihrem gerechten Zorne über die abscheuliche Geschichte gesagt haben. Es thut mir leid, daß ich bei diesem hübschen Theatercoup nicht zugegen sein kann.

Ich nahm von dieser achtbaren Dame Abschied, nachdem ich ihr meinen Dank gesagt und begab mich eiligst nach dem angegebenen Orte mit meinem Procurator, der vor Müdigkeit fast umfiel. Ich gelange ohne Schwierigkeit mit den Bedienten und meinem Führer bis in den Saal, wo mehr als zwanzig Personen an einer reich geschmückten Tafel saßen.

Entschuldigen Sie, meine Herren und meine Damen, wenn ich in dem schrecklichen Zustande, worin Sie mich erblicken, gezwungen bin, Ihre Ruhe und die Freude Ihres Festes zu stören.

Bei diesem Complimente, welches ich mit der Stimme eines donnernden Jupiter sprach, standen Alle auf. Ich war verstört und triefte von Schweiß; meine Blicke mußten denen der Tisiphone gleichen. Man denke sich das Staunen, welches mein Erscheinen in dieser zahlreichen, aus reizenden Frauen und eleganten Cavalieren bestehenden Gesellschaft hervorbringen mußte.

Seit sieben Uhr Morgens suche ich von Haus zu Haus, in allen Straßen, den Herrn Intendanten, welchen hier zu finden ich endlich so glücklich bin, denn ich weiß bestimmt, daß er hier ist, und wenn er Ohren hat, so weiß ich, daß er mich gegenwärtig hört. Ich bin also hier, um ihm zu sagen, daß er seinen niederträchtigen Trabanten, welche meinen Wagen mit Beschlag belegt haben, auf der Stelle befehlen möge, mich frei zu lassen, damit ich meine Reise fortsetzen kann. Wenn die Gesetze befehlen, für sieben Unzen Taback, die ich zu meinem Gebrauche bei mir habe, zwölfhundert Francs zu zahlen, so erkenne ich sie nicht an und erkläre, daß ich keinen Pfenning bezahlen werde. Ich werde hier bleiben, ich werde einen Courier an meinen Gesandten schicken, welcher sich über eine Verletzung des Völkerrechts in meiner Person in der Isle-de-France beklagen wird, und ich werde Genugthuung erhalten. Ludwig XV. ist groß genug, um sich nicht zum Mitschuldigen eines derartigen Meuchelmordes zu machen. Uebrigens wird diese Sache, wenn man mir nicht die Genugthuung gewährt, welche ich mit gutem Rechte fordere, eine Staatssache werden; denn meine Republik wird allerdings nicht als Repressalie einiger Prisen Tabak wegen die Franzosen ermorden, aber sie ohne Ausnahme ausweisen. Sehen Sie hier, wer ich bin, lesen Sie.

Schäumend vor Zorn werfe ich meinen Paß auf den Tisch. Ein Mann hebt ihn auf und liest ihn: ich weiß nun, wer der Intendant ist. Während mein Papier von Hand zu Hand ging, und ich Erstaunen und Unwillen auf allen Zügen las, sagte der Intendant, der seine mürrische Mine beibehielt, er habe in Amiens nur die Gesetze ausführen zu lassen; ich dürfe also nur abreisen, wenn ich bezahle oder Bürgschaft leiste.

Wenn dies Ihre Amtspflicht ist, so müssen Sie meinen Paß als eine Ordonanz betrachten, und ich fordere Sie auf, selbst mein Bürge zu sein, wenn Sie ein Edelmann sind.

Leistet bei Ihnen der Adel Bürgschaft für Gesetzesübertreter?

Der Adel bei mir erniedrigt sich nicht so tief, entehrende Stellen anzunehmen.

Im Dienste des Königs giebt es keine entehrende Stellung.

Wenn ich zum Henker spräche, würde er dasselbe antworten.

Mäßigen Sie Ihre Ausdrücke.

Mäßigen Sie Ihre Handlungen. Wissen Sie, mein Herr, daß ich ein freier Mann bin, daß ich Gefühl habe und beschimpft bin, und daß ich nichts fürchte. Ich fordere Sie heraus, mich zum Fenster hinauswerfen zu lassen.

Mein Herr, sagte eine Dame, mit dem Tone der Frau vom Hause, bei uns wirft man Niemand zum Fenster hinaus.

Madame, der Mensch gebraucht in seinem Zorn Ausdrücke, welche sein Herz und sein Verstand verläugnen; ich leide unter der Aufregung, in welche eine schreiende Ungerechtigkeit mich versetzt hat, und ich werfe mich Ihnen zu Füßen und bitte Sie um Verzeihung wegen der Beleidigung. Bedenken Sie gütigst, daß ich mich zum ersten Male in meinem Leben unterdrückt und beschimpft sehe, und noch dazu in einem Reiche, wo ich bloß gegen die Angriffe der Straßenräuber auf meiner Hut sein zu müssen glaubte. Für diese habe ich Pistolen, für diese Herren einen Paß, aber ich finde, daß er nichts gilt. Uebrigens führe ich einen Degen gegen Unverschämte. Wegen sieben Unzen Taback, die ich vor drei Wochen in St. Omer gekauft habe, plündert mich dieser Herr aus, unterbricht er meine Reise, während der König mir verbürgt, daß Niemand sie zu unterbrechen wagen wird; ich soll funfzig Louisd'ors bezahlen, man überliefert mich der Wuth unverschämter Beamten, dem Spotte eines frechen Pöbels, von dem mich der Ehrenmann, welchen Sie hier sehen, durch Geld befreit hat; ich sehe mich wie einen Verbrecher behandelt, und der Mann, der mich vertheidigen, sogar schützen soll, verbirgt sich, entzieht sich mir, und fügt zu den empfangenen Beleidigungen neue hinzu. Seine Sbirren, welche an den Thoren dieser Stadt stehen, haben meine Kleider untereinander geworfen.

meine Wäsche und meine Spitzen zerknittert, um sich zu rächen und mich zu strafen, daß ich ihnen nicht ein Vierundzwanzigsousstück gegeben habe. Was mir begegnet ist, wird morgen das diplomatische Corps in Versailles, in Paris wissen, und in wenigen Tagen wird es in allen Zeitungen stehen. Ich will nichts bezahlen, weil ich nichts schuldig bin. Sprechen Sie nun, Herr Intendant, soll ich einen Courier an den Herzog von Gesvres schicken?

Bezahlen Sie, und wenn Sie nicht Lust dazu haben, thun Sie, was Sie wollen.

Leben Sie wohl, meine Herren und meine Damen, und Sie, Herr Intendant, auf Wiedersehn.

Als ich im Begriffe war, wie ein Wüthender hinauszustürzen, höre ich eine Stimme mir in gutem Italiänisch zurufen, ich möge einen Augenblick warten. Ich kehre um und erblicke einen schon bejahrten Mann, welcher zum Intendanten sagt: Befehlen Sie, daß man den Herrn abreisen läßt; ich verbürge mich für ihn. Hören Sie, Herr Intendant? ich bürge für den Herrn. Sie kennen nicht den hitzigen Kopf eines Italiäners. Ich habe in Italien den ganzen letzten Krieg mitgemacht, und bin in den Stand gesetzt worden, den Charakter dieses Volkes kennen zu lernen; ich finde übrigens, daß der Herr Recht hat.

Sehr wohl, sagte nun der Intendant. Bezahlen Sie nur dreißig oder vierzig Francs an das Bureau, denn es ist in der Sache schon geschrieben worden.

Ich glaube, Ihnen schon gesagt zu haben, daß ich nicht eine Obole bezahlen will, und ich wiederhole es.

Wer sind Sie, mein Herr, sagte ich zu dem ehrenwerthen Greise, daß Sie Bürgschaft für mich leisten wollen, ohne mich zu kennen?

Ich bin Kriegs-Commissair, mein Herr, und heiße de la Bretonnière. Ich wohne in Paris im Hotel de Saxe, rue du Colombier; ich werde übermorgen dort sein und Sie mit Vergnügen sehen. Wir werden zusammen zu Herrn Britard gehen, der nach Darlegung Ihrer Sache mir die Bürgschaft abnehmen wird, welche ich mit großem Vergnügen für Sie angeboten habe.

Nachdem ich ihm gedankt und ihm die Versicherung gegeben hatte, daß ich ihn unverzüglich besuchen würde, richtete ich einige

entschuldigende Worte an die Frau vom Hause und die Gäste und entfernte mich.

Ich führte meinen ehrlichen Procurator in den besten Gasthof und gab ihm gern für seine Mühe einen Doppel-Louisd'or. Ohne diesen Mann und den braven Kriegs-Commissair wäre ich in große Verlegenheit gerathen; ich würde den Krieg des irdenen Topfes gegen den eisernen geführt haben; denn gegen Leute im Amte bekömmt man bei Willkürlichkeiten nie Recht, und obwohl es mir nicht an Geld fehlte, hätte ich mich doch nicht entschließen können, mir durch diese Elenden funfzig Louisd'ors stehlen zu lassen.

Meine Chaise stand angespannt vor der Thüre des Gasthofes, und im Augenblicke, wo ich einstieg, erschien einer der Beamten, welche mich durchsucht hatten und sagt, ich würde Alles wiederfinden, was ich darin gelassen hätte.

Das würde mich von Leuten wie Ihr überraschen; ist auch mein Tabak darin?

Der Tabak, mein Fürst, ist konfiscirt worden.

Das thut mir Euretwegen leid, denn ich würde Euch einen Louisd'or geschenkt haben.

Ich werde ihn sogleich holen.

Ich habe nicht Zeit zu warten. Fahre zu, Postillon.

Am folgenden Tage kam ich in Paris an, und am vierten Tage ging ich zu Herrn de la Bretonnière, der mich sehr gut aufnahm und mich zum Generalpächter Britard führte, welcher ihm die Bürgschaft abnahm. Dieser Britard war ein junger liebenswürdiger Mann; er schämte sich dessen, was man mir angethan hatte.

Meinen Bericht brachte ich dem Minister ins Hotel Bourbon, und Se. Excellenz blieb zwei Stunden mit mir zusammen und ließ mich das Ueberflüssige streichen. In der Nacht schrieb ich denselben ins Reine, und am folgenden Tage brachte ich ihn nach Versailles zum Abbé de la Ville, der ihn kalt las und dann sagte, ich würde das Resultat erfahren. Einen Monat nachher erhielt ich fünfhundert Louisd'ors und hörte zu meinem großen Vergnügen, daß Herr von Crémille, Marineminister, meinen Bericht nicht nur sehr genau, sondern auch sehr belehrend gefunden habe. Mehrere begründete Bedenken hielten mich ab, mich als Verfasser zu nennen, welche Ehre Herr von Bernis mir verschaffen wollte.

Als ich ihm die beiden Abenteuer, welche mir auf meiner Reise begegnet waren, erzählte, lachte er, sagte aber, die Tüchtigkeit eines Menschen, welcher in geheimen Aufträgen reise, bestehe darin, sich keine solche Sachen auf den Hals zu ziehen; denn selbst wenn er das Talent hätte, sich herauszuziehen, würde er doch Gegenstand des Gesprächs, was er sorgfältig vermeiden müsse.

Dieser Auftrag kostete der Marine 12,000 Francs, und der Minister hätte sich leicht alle von mir gelieferten Nachrichten verschaffen können, ohne einen Pfennig auszugeben. Der erste beste junge gebildete Offizier hätte ihn ebensogut wie ich bedienen können, und würde allen Eifer und alle Klugheit aufgeboten haben, um sich bei ihm ein Verdienst daraus zu machen. Aber so waren damals alle Ministerien in Frankreich. Sie verschwendeten das Geld, welches ihnen nichts kostete, um ihre Geschöpfe zu bereichern. Sie waren Despoten, und das mit Füßen getretene Volk kam nicht in Betracht; der Staat war verschuldet und die Finanzen in einem schlechten Zustande. Ich glaube wohl, daß eine Revolution nothwendig war, aber sie brauchte nicht blutig zu sein; sie mußte moralisch und patriotisch sein; aber der Adel und die Geistlichkeit waren nicht edel genug, um einige für den König, den Staat und sie selbst nothwendige Opfer zu bringen.

Sylvia fand meine Abenteuer in Aire und Amiens sehr komisch, und ihre reizende Tochter bezeigte mir große Theilnahme wegen der schlechten Nacht, welche ich in der Wachstube zugebracht hatte. Ich sagte ihr, sie würde viel unangenehmer für mich gewesen sein, wenn ich eine Frau bei mir gehabt hätte. Sie antwortete, wäre diese Frau gut gewesen, so würde sie sich beeifert haben, mir diese Unannemlichkeit zu versüßen, indem sie sie getheilt hätte; aber ihre Mutter äußerte, eine ordentliche Frau, eine Frau von Geist würde meine Chaise und meine Sachen in Sicherheit gebracht und dann die nöthigen Schritte zu meiner Befreiung gethan haben; ich trat ihr bei und machte jener bemerklich, daß auf diese Weise eine Frau ihre Pflicht am besten erfülle.

Fünftes Kapitel.

Der Graf de la Tour d'Auvergne und Madame d'Urfé. — Camilla. — Meine Leidenschaft für die Maitresse des Grafen; lächerliches Abenteuer, welches mich heilt. — Der Graf von St. Germain.

Trotz meiner Liebe für die junge Baletti blieb ich nicht unempfänglich für die feilen Schönheiten, die in den Straßen glänzten und sich in Ruf zu setzen gewußt hatten; aber die, welche mich am meisten beschäftigten, waren die unterhaltenen Frauen, und diejenigen, welche nur dadurch, daß sie alle Abende sangen oder tanzten, auf den Brettern die Königin oder die Soubrette spielten, dem Publikum anzugehören Anspruch machten.

Trotz ihres Anspruchs auf guten Ton lebten sie sehr frei und genossen ihre sogenannte Unabhängigkeit, indem sie sich bald Amor bald Plutus hingaben, am häufigsten beiden zugleich. Da die Bekanntschaft mit diesen Priesterinnen der Lust und der Verschwendung nicht schwer hält, so hatte ich mich mit mehreren eingelassen.

Die Foyers der Theater sind Bazars, wo die Liebhaber ihre Talente üben, um Intriguen anzuknüpfen, und ich hatte diese vortreffliche Schule ziemlich gut benutzt.

Ich begann zunächst damit, daß ich der Freund ihrer zahlenden Liebhaber wurde, und oft gelang mir dies durch die Kunst unbedeutend zu scheinen. Man mußte sich allerdings bei Gelegenheit als Günstling des Plutus zeigen können; eine volle Börse ist für manche Nase ein Flacon, welchem süßere Düfte als die der Rose entströmen, und wenn es sich um einige Goldknospen handelte, so war die Mühe nie so groß wie das Vergnügen, denn ich war sicher daß man sie mir auf die eine oder andere Weise anrechnen würde.

Camilla, eine Schauspielerin und Tänzerin bei der italiänischen Komödie, welche ich schon vor sieben Jahren in Fontainebleau zu lieben begonnen, fesselte mich am meisten durch die Annehmlichkeiten, welche ich bei ihr in einem hübschen kleinen Häuschen an der Barrière Blanche vereinigt fand, wo sie mit dem Grafen von Aigreville lebte, der mir sehr zugethan war und meine Gesellschaft liebte. Er war ein Bruder des Marquis von Gamache und der Gräfin von Rumain, ein hübscher Junge, sehr sanft und ziemlich reich. Er war nie zufriedener, als wenn er bei seiner Maitresse viel Gesellschaft sah, ein sonderbarer Geschmack, den man selten findet, der aber sehr bequem ist und auf einen vertrauensvollen und wenig eifersüchtigen Charakter schließen läßt. Camilla liebte nur ihn, etwas Seltenes bei einer Schauspielerin und galanten Dame; da sie aber Geist hatte und das Leben kannte, so brachte sie Niemand, der Geschmack an ihr fand, zur Verzweiflung. Sie war weder geizig noch verschwenderisch mit ihren Gunsterweisungen und besaß das Geheimniß, sich von Allen anbeten zu lassen, ohne unangenehme Indiscretionen oder einen immer kränkenden Abfall fürchten zu müssen.

Derjenige, welchen sie nächst ihrem Liebhaber am meisten auszeichnete, war der Graf de la Tour d'Auvergne, ein Mann von sehr vornehmer Geburt, der sie vergötterte, und der, nicht reich genug, um sie allein zu besitzen, sich mit dem Antheile, den sie ihm einräumte, zu begnügen schien. Er stand im Rufe, aufrichtig als Zweiter geliebt zu werden. Camilla unterhielt ihm so ziemlich ein junges Mädchen, welches sie ihm geschenkt hatte, sobald sie zu bemerken glaubte, daß er sich in dieselbe, während sie in ihrem Dienste stand, verliebt habe. La Tour d'Auvergne unterhielt sie in einer chambre-garnie in Paris in der rue Taranne, und er sagte, er liebe sie wie ein Portrait, weil er sie von seiner theuren Camilla erhalten habe. Der Graf führte diese junge Person oft zum Abendessen zu Camilla. Sie war funfzehn Jahre alt, einfach, naiv und ohne allen Ehrgeiz. Sie sagte zu ihrem Liebhaber, sie würde ihm nie eine Untreue verzeihen, außer mit Camilla, der sie nachstehen zu müssen glaube, weil sie wisse, daß sie derselben ihr Glück verdanke.

Ich verliebte mich so sehr in diese junge Person, daß ich oft nur in der Hoffnung, sie bei Camilla zu finden und mich

an den Naivetäten zu ergötzen, mit denen sie die ganze Gesellschaft bezauberte, zu Camilla ging. Ich that alles Mögliche, um meine Leidenschaft zu verbergen; aber ich war so verliebt, daß ich oft traurig wegging, weil ich einsah, daß ich auf gewöhnlichem Wege nicht von meiner Leidenschaft geheilt werden könne. Ich hätte mich übrigens lächerlich gemacht, wenn ich meine Leidenschaft hätte ahnen lassen, und Camilla hätte sich ohne Erbarmen über mich lustig gemacht. Hier folgt nun eine sehr lächerliche Anekdote, welche mich auf eine unerwartete Weise heilte.

Da die kleine Wohnung der liebenswürdigen Camilla an der Barrière Blanche lag, so schickte ich an einem regnerischen Tage nach einem Fiaker, um mich nach Hause zu fahren. Aber es war eine Stunde nach Mitternacht und man fand keinen mehr auf dem Platze. Mein theurer Casanova, sagte La Tour d'Auvergne, ich kann Sie, ohne mich zu incommodiren, vor Ihrer Thür absetzen, obwohl mein Wagen nur zwei Plätze hat. Meine Kleine, sagte er, wird sich uns auf den Schooß setzen. Ich nahm sein Anerbieten natürlich an, und stieg in den Wagen; der Graf saß mir zur Linken und Babette auf unseren Knieen.

Verliebt und feurig wie ich bin, denke ich die Gelegenheit zu benutzen, und ohne Zeit zu verlieren, denn der Kutscher fuhr schnell, ergreife ich ihre Hand und drücke sie sanft. Ich fühle die ihrige den Druck sanft erwiedern — O Glück! — — Ich führe sie an meine Lippen, ich bedecke sie mit zärtlichen stummen Küssen. Ungeduldig, sie von meiner Liebe zu überzeugen und glaubend, ihre Hand werde mir einen süßen Dienst nicht versagen — —; aber im Augenblicke der Krise, sagt Herr de la Tour d'Auvergne: Ich bin Ihnen sehr verbunden, theurer Freund, für eine Höflichkeit Ihres Landes, deren ich mich nicht für würdig hielt: ich hoffe, daß es kein Irrthum ist.

Bei diesen schrecklichen Worten strecke ich die Hand aus und fühle den Aermel seines Rocks. Es giebt keine Geistesgegenwart, welche in einem solchen Augenblicke Stich hält, um so weniger, als auf diese Worte ein lautes Lachen folgte, was allein schon genügt, um den abgehärtesten Menschen zu beschämen. Ich konnte übrigens weder lachen, noch die Thatsache in Abrede stellen, und diese Lage war schrecklich oder würde

es gewesen sein, wenn nicht die gesegnete Finsterniß meine Beschämung verhüllt hätte. Babette mühte sich unterdeß ab, den Grafen zu fragen, worüber er so lache, wenn er aber anfangen wollte zu sprechen, so verfiel er in neues stärkeres Lachen, und im Grunde meines Herzens wünschte ich mir Glück dazu. Endlich hielt der Wagen vor meiner Thür, und nachdem mein Bedienter den Schlag geöffnet, stieg ich eiligst aus, ihnen eine gute Nacht wünschend, welche la Tour d'Auvergne laut lachend erwiederte. Ganz stumpfsinnig kam ich in mein Zimmer, und erst nach einer halben Stunde konnte auch ich über dies sonderbare Abenteuer lachen. Was mich indeß betrübte, war, daß ich mich auf schlechte Späße gefaßt machen mußte, denn ich war durchaus nicht berechtigt, auf die Verschwiegenheit des Grafen zu rechnen. Indeß war ich vernünftig genug, den Beschluß zu fassen, wenn auch nicht mit den Spöttern zu lachen, so doch wenigstens nicht die Spöttereien, deren Zielscheibe ich werden würde, übel zu nehmen; das war und ist noch immer in Paris das sicherste Mittel, die Lacher auf seine Seite zu bringen.

Ich ließ drei Tage verstreichen, ehe ich den liebenswürdigen Grafen besuchte; am vierten faßte ich den Entschluß, ihn gegen neun Uhr um ein Frühstück zu bitten, denn Camilla hatte zu mir geschickt, um sich erkundigen zu lassen, wie ich mich befinde. Diese Geschichte durfte mich nicht abhalten, sie ferner zu besuchen; auch wünschte ich zu erfahren, wie man die Sache aufgenommen habe.

Sobald la Tour d'Auvergne mich erblickte, brach er in lautes Lachen aus; ich stimmte ein, und wir umarmten uns freundschaftlich, aber er, ein Freund des Spaßes, that so, als ob er ein Mädchen sei. Mein theurer Graf, sagte ich zu ihm, vergessen Sie diese Dummheit, denn es wäre kein Verdienst, mich anzugreifen, da ich nicht weiß, wie ich mich vertheidigen soll.

Weshalb, mein Theurer, wollten Sie sich vertheidigen? Wir Alle lieben Sie, und dies komische Abenteuer entzückt uns; wir lachen alle Abende darüber.

Es ist also bekannt?

Zweifeln Sie daran? Es ist ja die einfachste Sache von der Welt. Camilla erstickt. Kommen Sie heute Abend zu

ihr; ich werde Babette mitbringen, und Sie werden über sie lachen, denn Sie behauptet, Sie hätten sich nicht getäuscht.

Sie hat Recht.

Wie, Recht! machen Sie das Andern weiß. Sie erweisen mir zu viel Ehre und ich glaube Ihnen kein Wort. Aber Sie wollen die Sache so deuten.

Ich kann nichts Besseres thun; aber in Wahrheit waren nicht Sie es, welchem meine aufgeregte Phantasie eine so glühende Huldigung darbrachte.

Bei Tische scherzte ich, spielte den Erstaunten über die Indiscretion des Grafen und rühmte mich, daß ich von meiner Leidenschaft geheilt worden sei. Babette nannte mich mit etwas sauertöpfischer Miene einen häßlichen Menschen und behauptete, ich sei nicht geheilt; aber die Wahrheit ist, daß ich es wirklich war, denn dieses Abenteuer verleidete sie mir und knüpfte eine innige Freundschaft zwischen mir und dem Grafen, welcher alle Eigenschaften besaß, um von Allen geliebt zu werden. Diese Freundschaft wäre mir dennoch beinahe verderblich geworden, wie mein Leser sogleich sehen wird.

Eines Abends im Foyer der italienischen Komödie bat mich la Tour d'Auvergne ihm hundert Louisd'ors zu leihen und gab mir das Versprechen, sie am nächsten Sonnabend zurückzuzahlen.

Ich habe sie nicht, sagte ich; aber hier ist meine Börse; was darin ist, steht zu Ihrer Verfügung,

Ich brauche hundert Louisd'ors, und zwar sogleich mein Theurer, denn ich habe sie gestern an die Fürstin von Anhalt verspielt.

Aber ich habe sie nicht.

Ein Lotterie-Einnehmer muß immer mehr als hundert Louisd'ors haben.

Gewiß; aber meine Kasse ist mir heilig; heute über acht Tage muß ich sie an den Wechsel-Agenten abliefern.

Das wird Sie nicht hindern, sie Montag abzuliefern, da ich Ihnen am Sonnabend das Geld zurückgeben werde. Nehmen Sie hundert Louisd'ors aus Ihrer Kasse und legen Sie mein Ehrenwort hinein. Glauben Sie, daß es hundert Louisd'ors werth ist?

Ich habe nichts einzuwenden; warten Sie einen Augenblick.

Ich eile nach meinem Bureau, nehme die hundert Ld'ors

und bringe sie ihm. Der Sonnabend kömmt, aber kein Graf läßt sich sehen, und da ich gerade ohne Geld war, so versetzte ich am Sonntag Morgen meinen Solitair und ersetzte die hundert Louisd'ors, welche ich meiner Kasse schuldete. Am folgenden Tage lieferte ich das Geld an den Wechsel-Agenten ab. Als ich drei oder vier Tage darauf im Amphitheater der Comédie-Française war, redete mich la Tour d'Auvergne an und entschuldigte sich bei mir. Ich antworte ihm, indem ich ihm meine Hand zeige und hinzusetze, daß ich meinen Ring verpfändet habe, um meine Ehre zu retten. Er sagte mit trauriger Miene, man habe ihm nicht Wort gehalten, aber er sei sicher, mir die hundert Louisd'ors am folgenden Sonnabend wiedergeben zu können.

Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf, setzte er hinzu.

Ihr Ehrenwort ist in meiner Kasse, erlauben Sie also, daß ich nicht darauf rechne; Sie werden mir die hundert Louisd'ors geben, wann es Ihnen beliebt.

Bei diesen Worten wurde der Graf bleich wie der Tod.

Mein Ehrenwort, mein theurer Casanova, ist mir lieber als das Leben, und ich werde Ihnen die hundert Louisd'ors morgen um neun Uhr früh hundert Schritte vom Kaffeehause geben, welches am Ende der Champs-Elysées liegt. Ich werde sie Ihnen unter vier Augen geben, Niemand wird uns sehen; ich hoffe, Sie werden nicht versäumen, sie zu holen und Ihren Degen mitbringen; ich werde den meinigen mitbringen.

Meiner Treu, Herr Graf, das heißt mich einen Witz zu theuer bezahlen lassen. Sie erweisen mir sicherlich eine große Ehre, aber ich ziehe es vor, Sie um Verzeihung zu bitten, wenn diese unangenehme Geschichte dadurch verhütet werden kann.

Nein, ich habe größeres Unrecht als Sie, und dies Unrecht kann nur mit der Spitze des Degens ausgeglichen werden. Werden Sie kommen?

Ich kann Ihnen nichts abschlagen, wie peinlich es mir auch ist, Ihnen ein solches Versprechen geben zu müssen.

Als ich ihn verlassen hatte, ging ich zu Sylvia und war während des Abendessens sehr traurig gestimmt, denn ich liebte in der That diesen liebenswürdigen Edelmann, und die Sache lohnte sich doch nicht der Mühe. Ich würde mich nicht ge-

schlagen haben, wenn ich mich von meinem Unrecht hätte überzeugen können; aber ich mochte die Sache hin und her wenden, wie ich wollte, so sah ich doch immer, daß nur die außerordentliche Reizbarkeit des Grafen die Schuld trug, und ich beschloß ihm Genugthuung zu geben. In keinem Falle konnte es mir einfallen, mich nicht zum Stelldichein einzufinden.

Ich kam einen Augenblick nach ihm im Kaffeehause an; wir frühstückten, und er bezahlte; sodann gingen wir und nahmen die Richtung nach dem Sterne zu. Als wir allen Blicken entzogen waren, zog er aus seiner Tasche eine Rolle von hundert Louisd'ors, und sie mir auf eine sehr feine Manier überreichend, sagte er, ein Gang müsse uns beiden genügen. Ich hatte nicht die Fähigkeit ihm zu antworten.

Er trat vier Fuß zurück und zog den Degen. Ich ahmte ihm nach, ohne ein Wort zu sagen, und nachdem ich avancirt war, sobald wir die Degen gekreuzt hatten, führe ich meinen Hieb gegen ihn. Da ich sicher war, ihn in der Brust verwundet zu haben, so trete ich zwei Schritte zurück und erinnere ihn an sein Wort.

Sanft wie ein Lamm senkte er seinen Degen, steckte die Hand in seinen Busen, zog sie ganz blutig daraus hervor und sagte mit liebenswürdigem Tone: Ich bin zufrieden.

Ich sagte ihm die verbindlichsten Worte, während er sich mit seinem Taschentuche verband, und als ich die Spitze meines Degens untersuchte, sah ich zu meiner großen Freude, daß derselbe nicht tiefer als eine Linie eingedrungen war. Ich sagte es ihm und erbot mich, ihn zu begleiten. Er dankte mir und bat mich zu schweigen und ihn in Zukunft als seinen wahren Freund zu betrachten. Nachdem ich ihn unter Thränen umarmt hatte, kehrte ich sehr bedrückt und um eine tüchtige Lektion reicher nach Hause zurück. Diese Geschichte blieb gänzlich unbekannt, und acht Tage darauf speisten wir zusammen bei Sylvia zu Abend.

Einige Tage darauf bekam ich vom Abbé de la Ville für meine Mission nach Dünkirchen die schon erwähnte Gratification von fünfhundert Louisd'ors. Als ich die liebenswürdige Camilla besuchte, sagte sie, der Graf sei durch ein Hüftweh ans Bett gefesselt, und wenn ich wolle, könnten wir ihm am nächsten Tage einen Besuch abstatten. Ich nahm den Vorschlag an, und wir gingen zu ihm. Nachdem wir gefrühstückt hatten, sagte

ich mit ernstem Tone zu ihm, ich würde ihn heilen, wenn er mir freie Hand lassen wolle, denn seine Krankheit sei nicht sowohl das eigentliche Hüftweh, als ein feuchter Wind, den ich vermittelst des Talismans Salomonis und fünf Worte vertreiben würde. Er fing an zu lachen, sagte aber, ich möchte thun, was ich wollte.

Ich werde also einen Pinsel kaufen.

Ich werde einen Bedienten danach schicken.

Nein, denn ich muß sicher sein, daß nicht gehandelt worden ist, und dann brauche ich auch einige Apothekerwaaren. Ich kaufte Salpeter, Schwefelblüthe, Mercur und einen kleinen Pinsel; als ich sodann zurückkam sagte ich: Ich brauche etwas von Ihrem ....; diese Flüssigkeit ist mir unentbehrlich, und sie muß ganz frisch sein. Camilla und er schlugen ein lautes Lachen auf; das hinderte mich aber nicht, den Ernst eines Charlatans beizubehalten. Ich gab ihm einen Becher und machte rücksichtsvoll die Vorhänge zu; er that, was ich wollte.

Aus allen diesen Ingredienzen bereitete ich eine Mischung und sagte zu Camilla, sie solle ihm die Hüfte damit einreiben, während ich eine Beschwörung hersagen würde; aber ich fügte hinzu, sie dürfe während des Einreibens nicht lachen, wenn nicht Alles umsonst sein solle. Diese Drohung steigerte nur die heitere Laune, und ihr Lachen wurde unauslöschlich, denn wenn sie wieder Herr ihrer selbst geworden zu sein glaubten, so blickten sie sich an, und wenn sie den ersten Reiz unterdrückt hatten, so lachten sie von Neuem los, so daß ich schon anfing zu glauben, ich habe etwas Unmögliches verordnet. Endlich, nachdem sie sich eine halbe Stunde die Seiten gehalten, zwangen sie sich, ernst zu werden und die unerschütterliche Ruhe, mit deren Beispiel ich ihnen voranging, nachzuahmen. La Tour d'Auvergne erlangte zuerst die Herrschaft über sich und, seinen Ernst wiedergewinnend, reichte er Camilla die Hüfte hin, welche so aussah, als ob sie eine Rolle auf der Bühne spielte und den Kranken rieb, während ich mit leiser Stimme Worte murmelte, die sie unmöglich verstehen konnten, wie deutlich ich sie auch sprach, aus dem sehr guten Grunde, weil ich sie selbst nicht verstand.

Ich hätte beinahe die Wirksamkeit dieser Operation wieder zerstört, als ich sah, welche Gesichter diese beiden Wesen schnitten, um ihren Ernst zu bewahren. Camilla war außer-

ordentlich komisch. Nachdem ich endlich gesagt, es sei genug gerieben, tauchte ich meinen Pinsel in die Mischung; sodann malte ich ihm mit einem einzigen Striche einen fünfeckigen Stern, das Zeichen Salomonis genannt, auf die Lende; hierauf umwickelte ich ihm dieselbe mit drei Servietten und sagte ihm, wenn er vierundzwanzig Stunden ruhig in seinem Bette liegen bleibe, bürge ich ihm für die Heilung.

Das Lächerlichste bei der Sache war, daß weder der Graf noch Camilla lachten, als ich zu Ende war; sie sahen verwundert aus, und ich — — mir schien es, als habe ich etwas Außerordentliches gethan. Wenn man eine Lüge oft wiederholt, kann man sie endlich für Wahrheit halten.

Einige Augenblicke nach dieser Operation, welche ich ohne Vorbedacht und gleichsam durch einen Instinkt getrieben, unternommen hatte, brachen Camilla und ich in einem Fiaker auf, und ich erzählte ihr hundert lächerliche Geschichten, welche sie so aufmerksam anhörte, daß sie, als ich sie an ihrer Thür verließ, ganz Spannung war.

Vier oder fünf Tage darauf, als ich diese Komödie beinahe schon vergessen hatte, höre ich vor meiner Thüre Pferde still halten; ich sehe Herrn de la Tour d'Auvergne leichtfüßig aus dem Wagen springen und bei mir eintreten.

Sie waren Ihrer Sache sicher, mein Freund, sagte er, mich umarmend, da Sie sich am Tage nach der erstaunlichen Operation nicht nach meinem Befinden erkundigt haben.

Gewiß, war ich meiner Sache sicher; hätte ich aber Zeit gehabt, so würden Sie mich trotzdem gesehn haben.

Sagen Sie mir, ob ich ein Bad nehmen darf?

Nicht eher, als bis Sie sich für ganz hergestellt halten.

Ich werde Ihnen gehorchen. Man ist allgemein über diese Thatsache erstaunt, denn ich habe nicht umhin gekonnt, allen meinen Bekannten das Wunder zu erzählen. Es giebt Freigeister, welche sich über mich lustig machen, aber ich lasse sie reden.

Sie hätten schweigen sollen, denn Sie kennen Paris; man wird mich als Charlatan behandeln.

Nicht alle denken so, und ich bin gekommen, um Sie um eine Gefälligkeit zu bitten.

Um was handelt es sich?

Ich habe eine Tante, die als Gelehrte in allen geheimen

Wissenschaften bekannt und anerkannt ist, eine große Chemikerin, eine geistreiche Frau, sehr reich, alleinige Herrin ihres Vermögens, und deren Bekanntschaft Ihnen nur sehr nützlich werden kann. Sie stirbt vor Verlangen, Sie zu sehen, denn Sie behauptet, Sie zu kennen und sagt, Sie seien nicht das, wofür man Sie hielte. Sie hat mich beschworen, Sie zum Mittagsessen mitzubringen, und ich hoffe, Sie werden die Güte haben, die Einladung anzunehmen. Meine Tante heißt die Marquise d'Urfé.

Ich kannte diese Dame nicht, aber der Name d'Urfé imponirte mir sogleich; denn ich kannte die Geschichte des berühmten Anne d'Urfé, welcher am Ende des sechszehnten Jahrhunderts geglänzt hatte. Diese Dame war die Witwe seines Urenkels, und ich konnte mir wohl denken, daß sie durch ihren Eintritt in die Familie mit allen erhabenen Theorien einer Wissenschaft bekannt geworden sein konnte, die mich sehr anzog, für wie chimärisch ich sie auch halten mochte. Ich antwortete also la Tour d'Auvergne, ich stehe zu seinem Befehle, aber unter der Bedingung, daß wir nur unserer drei beim Mittagsessen seien.

Sie hat täglich eine Tafel von zwölf Couverts, und Sie werden mit der besten Gesellschaft der Hauptstadt speisen.

Das gerade, lieber Graf, möchte ich nicht; denn ich verabscheue den Ruf eines Magiers, in den Sie mich doch vermuthlich gebracht haben.

Es handelt sich nicht darum; Sie sind bekannt und werden mit Leuten zusammenkommen, die große Achtung vor Ihnen haben.

Sind Sie dessen sicher?

Die Herzogin von Lauragais hat mir gesagt, Sie seien vor vier oder fünf Jahren oft ins Palais-Royal gekommen und hätten ganze Tage mit der Herzogin von Orléans zugebracht; Frau von Boufflers, Frau von Blots und sogar Frau von Melfort haben von Ihnen gesprochen. Sie thun Unrecht, wenn Sie nicht wieder zu Ihren frühern Gewohnheiten zurückkehren. Was Sie mit mir und an mir gethan haben, läßt keinen Zweifel, daß Sie ein glänzendes Glück machen können. Ich kenne in Paris hundert Personen aus den ersten Ständen, Männer und Frauen, welche an derselben Krankheit leiden, wie die, wovon Sie mich geheilt haben, und welche Ihnen

die Hälfte ihres Vermögens geben würden, wenn Sie sie heilen könnten.

La Tour d'Auvergne hatte vollkommen Recht; da ich aber wußte, daß seine wunderbare Kur nur einem sonderbaren Zufalle zu verdanken war, so fühlte ich keine Lust, in die Oeffentlichkeit zu treten und mich lächerlich zu machen. Ich sagte ihm also, ich wolle durchaus keine Rolle spielen; er möge deshalb Madame d'Urfé sagen, ich würde die Ehre haben, sie ohne Aufsehn, nicht anders, zu besuchen, und sie möge mir den Tag und die Stunde bestimmen, wo ich ihr meine Huldigungen darbringen könne.

Als ich an demselben Abende nach Hause kam, fand ich ein Billet des Grafen, wo er mir für den nächsten Mittag ein Stelldichein in den Tuilerien bestimmte, um mich von dort zu seiner Tante zu führen, welche mich mit Ungeduld erwarte; wir würden nur zu dreien speisen, und sie würde für Niemand als für uns sichtbar sein.

Der Graf und ich fanden uns pünktlich ein und gingen zu Madame d'Urfé, welche auf dem Quai der Theatiner neben dem Hotel Bouillon wohnte.

Madame d'Urfé, schön, obwohl alt, empfing mich mit der edlen Ungezwungenheit des alten Hofes zur Zeit der Regentschaft. Wir sprachen eine und eine halbe Stunde von gleichgültigen Sachen, und suchten uns gegenseitig zu studiren. Wir wollten uns beide die Würmer aus der Nase ziehen.

Es wurde mir nicht schwer, den Unwissenden zu spielen, denn ich war es in der That, und Madame d'Urfé, welche sich nicht neugierig zeigte, verrieth, ohne es zu wollen, den Wunsch, gelehrt zu scheinen; das zog mich aus aller Verlegenheit, denn ich war sicher, sie mit mir zufrieden zu stellen, wenn es mir gelang, sie mit sich selbst zufrieden zu stellen.

Um zwei Uhr wurde an einem mit drei Couverts gedeckten Tische dasselbe Essen servirt, welches täglich für zwölf Personen servirt wurde, und die Unterhaltung war ziemlich uninteressant, denn wir sprachen nur von unbedeutenden Sachen, nach Art der guten Gesellschaft oder vielmehr der feinen Welt.

Nach dem Dessert verließ uns la Tour d'Auvergne, um den Fürsten von Turenne zu besuchen, den er am Morgen in starkem Fieber verlassen hatte, und nach seiner Entfernung begann sie mit mir von Chemie, Magie und überhaupt Allem zu

sprechen, was den Inhalt ihres Kultus oder vielmehr ihrer Tollheit bildete. Als wir auf das große Werk kamen und ich die Gutmüthigkeit hatte, sie zu fragen, ob sie den Urstoff kenne, hielt nur die Höflichkeit sie ab, laut aufzulachen; sie antwortete aber mit graziösem Lächeln, sie besitze schon das, was man den Stein der Weisen nenne und sei in allen großen Operationen vollkommen bewandert. Sodann zeigte sie mir ihre Bibliothek, welche dem großen d'Urfé und seiner Frau, Renata von Savoyen, gehört hatte; aber sie hatte dieselbe mit Manuscripten bereichert, welche ihr mehr als hunderttausend Francs gekostet hatten. Paracelsus war ihr Lieblingsschriftsteller; ihrer positiven Ueberzeugung nach war er weder Mann noch Weib, aber auch nicht Hermaphrodit gewesen und hatte das Unglück gehabt, sich mit einer zu starken Dosis Panacee oder Universalmedizin zu vergiften. Sie zeigte mir ein kleines Manuscript, worin die große Methode in französischer Sprache und sehr klar beschrieben war. Sie sagte, sie verschließe es nicht, weil es in Chiffern geschrieben sei und sie allein den Schlüssel habe.

Sie glauben also nicht an die Steganographie, Madame?

Nein, mein Herr, und hier ist eine Abschrift desselben, welche ich Ihnen schenke, wenn Sie sie annehmen wollen.

Ich nehme sie um so dankbarer an, Madame, als ich ihren ganzen Werth kenne.

Aus der Bibliothek gingen wir ins Laboratorium, welches mich wirklich in Erstaunen setzte. Sie zeigte mir einen Stoff, der seit funfzehn Jahren am Feuer stand und noch vier oder fünf Jahre gekocht werden mußte. Es war ein Projectionspulver, welches augenblicklich alle Metalle in das reinste Gold verwandeln sollte. Sie zeigte mir eine Röhre, durch welche die Kohlen in den Ofen gelangten und das Feuer immer in gleicher Stärke erhalten wurde. Die Kohlen fielen durch ihre eigene Schwere allmählig und immer in gleicher Menge hinunter, so daß sie den Ofen oft drei Monate nicht besichtigte, ohne daß das Feuer sich im Mindesten änderte. Die Asche wurde durch eine andere sehr geschickt angebrachte Röhre entfernt, welche zugleich als Ventilator diente.

Die Calcination des Quecksilbers war ein Kinderspiel für diese wirklich wunderbare Frau. Sie zeigte mir calcinirtes und sagte, sie würde mir, falls ich es wünsche, die Methode

zeigen. Sie zeigte mir sodann den Baum der Diana des berühmten Taliamedes, dessen Schülerin sie war. Dieser Taliamedes war der gelehrte Maillot, welcher ihrer Ansicht nach nicht in Marseille gestorben war, wie der Abbé Mascrier ausgesprengt, denn er lebte, und sie fügte lächelnd hinzu, sie erhalte oft Briefe von ihm. Hätte der Regent von Frankreich, bemerkte sie, auf ihn gehört, so würde er noch leben. Dieser theure Regent, sagte sie, war mein erster Freund, und er hat mir den Spitznamen Egeria gegeben und mich mit Herrn d'Urfé verheirathet.

Sie besaß einen Commentar von Raimundus Lullus, der Alles erläuterte, was Arnauld de Villeneuve nach Roger Baco und Heber, die ihrer Ansicht nach nicht todt waren, geschrieben hatte. Dieses kostbare Manuscript befand sich in einem elfenbeinernen Kasten, dessen Schlüssel sie sorgfältig aufbewahrte; ihr Laboratorium war übrigens Allen verschlossen. Sie zeigte mir ein Fäßchen voll Platina del Pinto, das sie, wie sie sagte, beliebig in Gold verwandeln könne. Herr Wood selbst hatte es ihr 1743 geschenkt. Sie zeigte mir Proben dieses Metalles in vier verschiedenen Gefäßen. In dreien war das Platina unangegriffen von der Vitriol-, Schwefel- und Salzsäure; aber im vierten lag dasselbe in Königswasser, und der Einwirkung dieses hatte das Metall nicht widerstehen können. Sie schmolz es mit einem Brennspiegel, und sagte, anders könne es allein nicht geschmolzen werden, was ihrer Ansicht nach bewies, daß dies Metall höher stehe als das Gold. Sie zeigte mir mit Ammoniacsalz niedergeschlagenes, womit Gold nicht niedergeschlagen werden kann.

Sie hatte einen seit funfzehn Jahren brennenden faulen Heinz. Ich sah, daß die Einfassung desselben mit schwarzen Kohlen gefüllt war, woraus ich schloß, daß sie vor ein oder zwei Tagen hier gewesen war. Als wir den Rückweg antraten, näherte ich mich ihrem Baume der Diana und fragte sie ehrfurchtsvoll, ob sie nicht zugebe, daß er eine bloße Spielerei zur Unterhaltung der Kinder sei. Sie antwortete würdevoll, nur zum Zeitvertreib habe sie ihn aus Silber, Mercur, Schwefelgeist gebaut, die sie zusammen habe krystallisiren lassen, und sie betrachtete ihren Baum nur als eine metallische Vegetation, welche im Kleinen zeige, was die Natur im Großen leisten könne; sie fügte aber sehr ernsthaft hinzu, sie könne

einen Baum der Diana bauen, welcher ein wahrer Baum der Sonne sein und goldne Früchte tragen würde, die man pflücken könne, und welcher diese so lange hervorbringen würde, bis das Ingredienz ausgehe, was sie mit den sechs „Aussätzigen“ in Verhältniß zu ihrer Menge vermische. Ich antwortete ihr in bescheidenem Tone, ich hielte die Sache ohne das Projectionspulver nicht für möglich. Madame d'Urfé antwortete mir mit graziösem Lächeln.

Sie zeigte mir nun einen Porzellannapf, worin sich Salpeter, Mercur und Schwefel befanden und auf einem Teller krystallisirtes Salz. Ich denke, sagte die Marquise, diese Ingredienzien sind Ihnen bekannt?

Ich kenne sie, und dieses krystallisirte Salz ist Urin.

Sie haben Recht.

Ich bewundere Ihren Scharfsinn, Madame! Sie haben die Mischung analysirt, womit ich den fünfeckigen Stern auf die Lende Ihres Neffen gezeichnet habe, es giebt aber keinen Weinstein, durch welchen Sie die Worte, die dem Sterne seine Kraft geben, erfahren können.

Dazu gehört kein Weinstein, sondern das Manuscript eines Adepten, welches ich in meinem Zimmer habe und Ihnen zeigen werde. Sie werden Ihre eigenen Worte darin finden.

Ich antwortete nur mit einer Verneigung, und wir verließen dies merkwürdige Laboratorium.

Kaum waren wir im Zimmer angelangt, so holte Madame d'Urfé aus einem hübschen Kästchen ein kleines schwarzes Buch, welches sie auf den Tisch legte und suchte einen Phosphor. Während sie suchte, öffnete ich das Buch, das hinter ihr lag and sah, daß es voll Fünfecke war, und glücklicher Weise stieß ich auf denselben Talisman, welchen ich dem Grafen auf die Lenden gemalt hatte. Er war umgeben von den Namen der Genien und Planeten, zwei ausgenommen: Saturn und Mars. Ich machte das Buch schnell wieder zu. Die Genien waren die des Agrippa, welche ich kannte. Ohne mich zu verrathen, näherte ich mich ihr wieder; sie fand den Phosphor, welchen sie suchte, und bei seinem Anblicke wurde ich in der That überrascht, aber ich werde davon anderswo sprechen.

Die Frau Marquise, welche sich auf das Canapé gesetzt hatte, ließ mich neben sich sitzen und fragte mich, ob ich die Talismane des Grafen von Trier kenne.

Ich habe nie davon sprechen hören, Madame aber ich kenne die des Polyphilos.

Man behauptet, es seien dieselben.

Ich glaube es nicht.

Wir werden es erfahren, wenn Sie die Worte niederschreiben wollen, welche Sie sprochen, als Sie meinem Neffen das Fünfeck auf die Lende malten. Das Buch muß dasselbe sein, wenn ich hier die Worte finde, welche den Talisman umgeben.

Ich gebe zu, daß dies ein Beweis sein würde; ich werde die Worte aufschreiben.

Ich begann die Namen der Genien zu schreiben. Madame fand das Fünfeck und nannte die Namen; ich gab ihr, den Erstaunten spielend, mit verwunderter Miene das Papier, und sie zeigte die größte Befriedigung, als sie dieselben Namen las.

Sie sehen wohl, sagte sie, Polyphilos und der Graf von Trier hatten dieselbe Wissenschaft.

Ich werde es zugeben, wenn sich in Ihrem Buche die Methode der Aussprache der unaussprechlichen Namen findet. Kennen Sie die Theorie der planetarischen Stunden?

Ich glaube wohl, aber sie ist für diese Operation nicht nöthig.

Unumgänglich, Madame, denn von ihr hängt die Unfehlbarkeit ab. Ich habe das Salomonische Fünfeck in der Stunde der Venus auf die Lende des Grafen la Tour d'Auvergne gemalt, und wenn ich nicht mit Arael begonnen hätte, dem Genius des Planeten, würde meine Operation ohne Wirkung geblieben sein.

Das wußte ich nicht. Und nach Arael.

Muß man zu Mercur, von Mercur zum Monde, vom Monde zu Jupiter und von Jupiter zur Sonne übergehen. Sie sehen, es ist der magische Kreis des Systems von Zoroaster, wo ich Saturn und Mars überspringe, welche die Wissenschaft bei dieser Operation ausschließt.

Und wenn Sie z. B. in der Stunde des Mondes gearbeitet hätten?

Dann wäre ich zu Jupiter, sodann zur Sonne, von dieser zu Arael, d. h. zu Venus übergegangen und hätte mit Mercur aufgehör.

Ich sehe, mein Herr, daß Sie die Stunden mit überraschender Leichtigkeit zu handhaben wissen.

Ohne sie, Madame, kann man in der Magie nichts ausrichten, denn zum Rechnen hat man keine Zeit; aber es ist nicht schwierig. Ein einmonatliches Studium giebt jedem Candidaten die nöthige Geschicklichkeit. Weit schwieriger ist der Cultus, denn er ist viel verwickelter, aber auch er ist zu lernen. Ich gehe niemals aus, ohne zu wissen, aus wie viel Minuten die Stunde im laufenden Tage besteht, und ich sorge dafür, daß meine Uhr vollkommen richtig gestellt ist, denn eine Minute früher oder später entscheidet Alles.

Würden Sie die Güte haben, mir diese Theorie mitzutheilen?

Sie finden sie bei Artephius und noch klarer bei Sandivoye.

Ich habe sie, aber sie sind lateinisch geschrieben.

Ich werde sie Ihnen übersetzen.

Sie wollen die Gefälligkeit haben? Sie machen mich glücklich.

Sie haben mir Sachen gezeigt, Madame, die mich zwingen, Ihnen nichts abzuschlagen, aus Gründen, die ich Ihnen vielleicht morgen sagen kann.

Warum nicht heute?

Weil ich zunächst den Namen Ihres Genius wissen muß.

Sie wissen, daß ich einen Genius habe?

Sie müssen einen haben, wenn Sie wirklich das Projectionspulver besitzen.

Ich habe es.

Leisten Sie mir den Ordenseid.

Ich wage es nicht, und Sie wissen weshalb.

Morgen werde ich Sie vielleicht in die Unmöglichkeit zu zweifeln versetzen.

Dieser lächerliche Schwur war der der Rosenkreuzer, welchen man vor näherer Bekanntschaft sich nicht gegenseitig leistet. Madame d'Urfé fürchtete also und mußte fürchten, eine Indiscretion zu begehen, und ich mußte so thun, als ob ich dasselbe fürchte. Die Wahrheit ist, daß ich Zeit zu gewinnen suchen mußte, denn ich wußte sehr wohl, was es mit diesem Schwure auf sich hatte. Unter Männern kann man ihn ohne Unanständigkeit leisten, aber eine Frau, wie Madame

d'Urfé mußte einige Abneigung empfinden, ihn einem Manne zu leisten, welchen sie zum erstenmale sah.

Wo wir diesen Eid in der heiligen Schrift erwähnt finden, sagte sie, heißt es: Er schwor, indem er ihm die Hand auf die Hüfte legte.

Aber es ist nicht die Hüfte, und man findet daher nie, daß ein Mann einer Frau den Eid auf die angegebene Weise leistet, denn die Frau hat kein „Verbum“.

Es war neun Uhr Abends, als der Graf de la Tour d'Auvergne in das Zimmer trat, worin wir uns befanden, und er war nicht wenig erstaunt, mich noch bei seiner Tante zu finden. Er sagte uns, das Fieber seines Cousins habe zugenommen, und es seien die Pocken ausgebrochen; ich komme daher, theure Tante, um wenigstens auf einen Monat von Ihnen Abschied zu nehmen, denn ich werde beim Kranken bleiben. Madame lobte seinen Eifer und gab ihm ein Kräutersäckchen gegen das Versprechen, es ihr nach seiner Heilung zurückzugeben. Binden Sie es ihm kreuzweise um den Hals und rechnen Sie auf einen glücklichen Ausbruch der Blattern und schnelle Heilung. Er versprach es, und nachdem er uns einen guten Abend gewünscht hatte, entfernte er sich.

Ich weiß nicht, Madame, was Ihr Kräutersäckchen enthält; wenn es aber etwas Magisches ist, so habe ich kein Vertrauen, denn Sie haben versäumt, ihm die Stunde zu bezeichnen.

Es ist ein Elektrum, und die Magie und die Stunde haben nichts damit zu schaffen.

Sie verzeihen meine Bemerkung.

Sie sagte zu mir, sie lobe meine Zurückhaltung, aber sie sei überzeugt, daß ich mit ihrer kleinen Gesellschaft zufrieden sein würde, wenn ich mich derselben anschließen wolle. Ich werde Sie mit allen meinen Freunden bekannt machen, indem ich Sie mit jedem einzeln speisen lasse, so daß Sie dann gern mit Allen zusammen speisen werden. Ich nahm dieses Anerbieten an.

In Gemäßheit dieser Anordnung speiste ich am nächsten Tage mit Herrn Gérin und seiner Nichte, welche das wissenschaftliche Trio nicht störte; aber weder er noch sie eroberten mich. Am zweiten Tage speiste ich mit einem Irländer Namens Marcartney, einem Physiker im alten Geschmacke, welcher

mich sehr langweilte. Am folgenden Tage speiste ich mit einem Mönche, welcher in einem Gespräche über Literatur viele Unverschämheiten gegen Voltair äußerte, den ich damals sehr liebte, so wie gegen den Esprit des Lois, den ich bewunderte, und den der dumme Kuttenträger dem großen Montesquieu streitig machte, indem er dies großartige Werk einem Mönche zuschrieb. Am folgenden Tage ließ mich Madame d'Urfé mit dem Ritter von Arzigny speisen, einem achtzigjährigen Greise, einem alten, geckenhaften und daher lächerlichen Manne, welchen man den Aeltesten der Stutzer nannte; da er aber am Hofe Ludwigs XIV. gewesen war, so war er ziemlich interessant, weil er die ganze Höflichkeit dieser Zeit inne hatte, und sein Gedächtniß war angefüllt mit Anekdoten über den Hof dieses despotischen und prachtliebenden Königs.

Dieser Mann machte mir durch seine Lächerlichkeiten viel Vergnügen; er schminkte sich, sein Anzug war mit Blumen und Pompons wie zur Zeit der Marquise von Sevigné geschmückt; er behauptete, seine Geliebte zärtlich zu lieben, welche eine petite maison hielt, wo er alle Abende in Gesellschaft seiner Freundinnen speiste, lauter junger, reizender Damen, welche ihm zu Liebe alle andern Gesellschaften verließen; nichtsdestoweniger wurde er jener nicht untreu, denn er schlief regelmäßig bei ihr.

Der Ritter von Arzigny, welcher liebenswürdig, obwohl alt war, hatte eine Milde des Charakters, die Allem, was er sagte, einen Firniß von Wahrheit gab, welche er als Hofmann wohl nie gekannt hatte. Er war von außerordentlicher Reinlichkeit. Sein Knopfloch war immer mit einem Strauche der wohlriechendsten Blumen, wie Tuberosen, Jonquillen, spanischer Jasmin, geschmückt; außerdem dufteten noch seine falschen Haare von Ambra-Pommade, und diese so wie seine gemalten und parfümirten Augenbrauen und sein elfenbeinernes Gebiß verbreiteten einen starken Geruch, welcher Madame d'Urfé nicht mißfiel, welchen ich aber kaum aushalten konnte. Ohne diesen Uebelstand würde ich vermuthlich seine Gesellschaft so oft wie möglich gesucht haben. Er war Epicuräer aus System und hatte eine erstaunliche Ruhe. Er sagte, er würde gern einen Vertrag eingehen, sich jeden Morgen vierundzwanzig Stockschläge aufzählen zu lassen, wenn er dadurch die Sicherheit erlangen könnte, in den laufenden vierundzwanzig Stun-

den nicht zu sterben, und mit zunehmendem Alter würde er sich gern noch eine stärkere Bastonade gefallen lassen. Das war doch wohl Lebenslust.

An einem andern Tage speiste ich mit Herrn Charon, Rath bei der grand' chambre und Berichterstatter eines Prozesses, welchen Madame d'Urfé gegen Madame du Châtelet, ihre Tochter, führte, die sie von Herzen haßte. Dieser alte Rath war vierzig Jahre früher der glückliche Liebhaber der gelehrten Marquise gewesen, und wegen seiner alten Erinnerungen hielt er sich verpflichtet, die Sache seiner frühern Geliebten zu führen. Die Gerichtsbeamten in Frankreich hielten sich damals für berechtigt, ihren Freunden oder Personen, die sie aus Zuneigung oder Geiz beschützten, Recht zu geben: sie kauften ihre Stellen und glaubten deshalb, die Justiz verkaufen zu können.

Herr Charon langweilte mich wie die Andern, und das war natürlich, denn der Unterschied zwischen uns war zu groß.

Am folgenden Tage änderte sich die Scene, denn ich unterhielt mich sehr gut mit Herrn Viarme, einem jungen Rathe, welcher mit seiner Gemahlin zum Essen kam. Herr von Viarme war ein Neffe von Madame d'Urfé, und seine hübsche Frau hatte Geist. Es war überhaupt ein liebenswürdiges Paar. Er war Verfasser der „Vorstellungen an den König“, welches Buch ihm großen Ruf verschafft hatte, und in ganz Paris begierig gelesen worden war. Er sagte, die Aufgabe eines Raths bestehe darin, sich Allem zu widersetzen, was der König thäte, wäre es auch etwas Gutes. Der Grund, welchen er anführte, um dieses Princip zu rechtfertigen, ist der, den alle Minoritäten collectiver Körperschaften anführen und womit ich meine Leser nicht ermüden will.

Das angenehmste Mittagsessen war das in Gesellschaft von Frau von Gergi, die mit dem berühmten Abenteurer erschien, der unter dem Namen des Grafen von St. Germain bekannt ist. Anstatt zu essen, sprach dieser Mann von Anfang bis Ende des Mahles, und ich hätte ihm beinahe theilweise nachgeahmt, denn anstatt zu essen, hörte ich ihm aufmerksam zu; es war allerdings schwer, besser als er zu sprechen.

St. Germain spielte die Rolle eines Wunderthäters; er wollte Erstaunen erregen und es gelang ihm oft. Er hatte einen absprechenden Ton; derselbe war aber so gut einstudirt,

daß er nicht mißfiel. Er war gelehrt und sprach die meisten Sprachen sehr gut; er war ein großer Musiker, großer Chemiker, von angenehmer Gestalt und hatte die Gabe, sich alle Frauen zu unterwerfen: denn während er ihnen Schminken und Schönheitsmittel gab, schmeichelte ihnen zugleich mit der Aussicht, nicht sie zu verjüngen, denn er war bescheiden genug, um zuzugeben, daß dies nicht möglich sei, aber sie in dem Zustande, worin sie waren, vermittelst eines Wassers zu erhalten, das, wie er sagte, ihm viel kostete, das er ihnen aber schenkte.

Er hatte Frau von Pompadour zu gewinnen gewußt, welche ihn dem Könige vorgestellt, dem er ein hübsches Laboratorium eingerichtet hatte; denn dieser liebenswürdige Monarch, welcher sich überall langweilte, glaubte sich zu unterhalten oder doch wenigstens seine Langeweile etwas zu vermindern, indem er Farben bereitete. Der König hatte ihm eine Wohnung im Chambord und hunderttausend Livres zum Bau des Laboratoriums gegeben, und nach St. Germains Ansicht mußte der König durch seine chemischen Leistungen alle Fabriken Frankreichs in Flor bringen.

Dieser sonderbare Mann, welcher alle Eigenschaften hatte, um der größte Betrüger zu sein, äußerte mit zuversichtlichem Tone und gesprächsweise, er sei dreihundert Jahre alt, er besitze die Universalmedizin, er mache mit der Natur, was er wolle, er habe das Geheimniß, Diamanten zu schmelzen und mache aus zehn bis zwölf kleinen Diamanten einen großen vom schönsten Wasser, ohne daß sie etwas von ihrem Gewichte verlören. Alle diese Operationen waren für ihn Kindereien. Trotz seiner Aufschneidereien, seiner offenbaren Lügen und seiner Uebertreibungen konnte ich ihn doch nicht frech finden. Ich fand ihn ebensowenig achtungswerth, aber gleichsam wider meinen Willen fand ich ihn erstaunlich, denn er setzte mich in Erstaunen. Ich werde noch Gelegenheit haben, von diesem Originale zu sprechen.

Nachdem Madame d'Urfé mir alle diese Bekanntschaften verschafft hatte, sagte ich zu ihr, ich würde die Ehre haben bei ihr zu speisen, so oft sie es verlange, aber ich wünsche auch, daß es allein mit ihr geschähe, mit Ausnahme ihrer Verwandten und St. Germains, dessen Beredtsamkeit und Aufschneidereien mich unterhielten. Dieser sonderbare Mann kam

oft in die vornehmsten Häuser zum Essen, aber rührte nichts an, denn, wie er sagte, hing sein Leben von seiner Nahrung ab, und diese kannte er allein. Man fügte sich in dieser Sonderbarkeit, denn man wollte ihn nur sprechen hören, wodurch er in der That die Seele aller Gesellschaften wurde, die er besuchte.

Ich hatte zuletzt Madame d'Urfé gründlich kennen gelernt, welche fest überzeugt war, daß ich ein vollendeter Adept unter der Maske des Incognito's sei, und fünf oder sechs Wochen später wurde sie in dieser chimärischen Idee noch bestätigt, als sie mich fragte, ob ich das Manuscript entziffert habe, welches die vermeintliche Erklärung des großen Werkes enthalten sollte.

Ja, antwortete ich, ich habe es entziffert und daher auch gelesen; aber ich stelle es Ihnen wieder zu und gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich es nicht abgeschrieben habe, denn ich habe nichts Neues darin gefunden.

Ohne den Schlüssel, mein Herr, scheint es mir unmöglich.

Soll ich Ihnen den Schlüssel angeben?

Ich bitte Sie darum.

Ich gab ihr den Schlüssel, welcher keiner Sprache angehörte und meine Marquise war nun völlig verblüfft. Das ist zu viel mein Herr, das ist zu viel! Ich allein glaubte im Besitze dieses geheimnißvollen Wortes zu sein, denn ich bewahre es in meinem Gedächtniß, habe es nie aufgeschrieben und bin sicher, es nie Jemand genannt zu haben.

Ich hätte ihr sagen können, die Berechnung, vermöge welcher ich das Manuscript entziffert, habe mich auch den Schlüssel errathen lassen, aber ich kam auf den Einfall ihr zu sagen, daß ein Genius mir denselben offenbart habe. Durch diese Albernheit erlangte ich eine unbedingte Herrschaft über diese, abgesehen von ihrer Narrheit, wirklich gelehrte und vernünftige Frau. Wie dem aber sein mochte, meine falsche Mittheilung verschaffte mir eine ungeheure Gewalt über Madame d'Urfé; ich wurde von diesem Augenblicke an Herr ihrer Seele und habe meine Macht über sie oft gemißbraucht. Jetzt, wo ich von den Illusionen zurückgekommen bin, die mein Leben begleitet haben, denke ich nur noch mit Schaamröthe daran und thue Buße, indem ich mir die Verpflichtung auferlege, in diesen Memoiren die ganze Wahrheit zu sagen.

Die große Chimäre dieser guten Marquise bestand darin,

daß sie fest an die Möglichkeit glaubte, zum Umgange mit den Genien und Geistern zu gelangen, welche die Elementargeister genannt werden! Sie würde ihr ganzes Vermögen dafür hingegeben haben, und sie hatte Betrüger kennen gelernt, welche sie betrogen hatten, indem sie ihr mit der Erfüllung ihrer Wünsche schmeichelten.

Ich wußte nicht, sagte sie, daß Ihr Genius den meinigen zwingen könne, ihm meine Geheimnisse zu offenbaren.

Es ist nicht nöthig gewesen, Ihren Genius zu zwingen, denn den meinige weiß Alles vermöge seiner eigenen Natur.

Kennt er auch die verborgensten Geheimnisse meiner Seele?

Ohne Zweifel, und er muß sie mir angeben, wenn ich ihn frage.

Können Sie ihn fragen, wann Sie wollen?

Immer, vorausgesetzt, daß ich Papier und Dinte habe. Ich kann ihn sogar durch Sie befragen lassen, wenn ich Ihnen seinen Namen nenne.

Und Sie wollen ihn mir nennen?

Ich kann es, Madame, und um Sie davon zu überzeugen, mein Genius heißt Paralis. Legen Sie ihm wie einem bloßen Sterblichen schriftlich eine Frage vor: fragen Sie ihn z. B., wie ich Ihr Manuscript habe entziffern können, und Sie werden sehen, wie ich ihn zwinge zu antworten.

Madame d'Urfé, welche vor Freuden zittert, stellt die Frage, bringt sie in Zahlen und sodann in eine Pyramide nach meiner Weise; ich lasse sie die Antwort finden, welche sie selbst in Buchstaben setzt. Sie erhält zuerst nur Consonanten; aber vermittelst einer zweiten Operation, welche die Vocale gab, erhält sie eine sehr klar ausgedrückte Antwort. Staunen malt sich auf allen ihren Zügen, denn sie hatte durch die Pyramide das Wort erhalten, welches der Schlüssel des Manuscripts war. Ich verließ sie und nahm ihre Seele, ihr Herz, ihren Geist und was ihr noch von gesundem Menschenverstande geblieben war, mit mir fort.

Sechstes Kapitel.

Madame d'Urfé's irrige und widersprechende Ansichten über meine Gewalt — Mein Bruder verheirathet sich; Plan, der an seinem Hochzeitstage ausgeheckt wird. — Ich gehe in finanziellen Angelegenheiten der Regierung nach Holland. — Ich bekomme einen Brief vom Juden Boaz. — Herr von Affri. — Esther. — Ein anderer Casanova. — Ich finde Therese Imer wieder.

Der Fürst von Turenne war von den Pocken vollkommen wieder hergestellt, und der Graf de la Tour d'Auvergne hatte ihn daher wieder verlassen; da er die Vorliebe seiner Tante für die abstrakten Wissenschaften kannte, so wunderte er sich nicht, mich bei ihr wie zu Hause und als ihren einzigen Freund zu finden.

Ihn so wie sämmtliche Verwandte der Marquise sah ich mit um so größerm Vergnügen bei Tische, als mich ihr edles Benehmen gegen mich bezauberte. Es waren ihre Brüder. die Herren von Pont-Carré und von Viarme, welcher letztere so eben zum Prévôt der Kaufleute gewählt worden war und sein Sohn. Ich habe erwähnt, daß Madame du Châtelet eine Tochter der Marquise war; aber ein unseliger Prozeß machte sie zu unversöhnlichen Feindinnen; von ihr war nie die Rede.

Da la Tour d'Auvergne nach seinem boulognesischen Regimente, welches in der Bretagne in Garnison lag, abgehen mußte, so speisten die Marquise und ich fast täglich allein, und ihre Leute betrachteten mich wie deren Mann, obwohl die Sache nicht wahrscheinlich war; aber so suchten sie sich die vielen Stunden, welche wir mit einander zubrachten, zu erklären. Madame d'Urfé hielt mich für reich und bildete sich ein, ich habe die Anstellung bei der Lotterie der Militairschule nur angenommen, um das Incognito zu bewahren.

Ihrer Ansicht nach besaß ich nicht nur den Stein der Weisen, sondern hatte auch Umgang mit allen Elementargeistern, woraus sie die ganze natürliche Folgerung zog, es hänge nur von mir ab, die Welt umzuwälzen, Frankreich glücklich oder unglücklich zu machen, und sie glaubte, ich bewahre das Incognito nur in der begründeten Furcht verhaftet und eingesperrt zu werden; denn dieser Fall mußte ihrer Ansicht nach unfehlbar eintreten, wenn die Minister mich kennen lernten. Diese ausschweifenden Ansichten waren aus nächtlichen Offenbarungen ihres Genius hervorgegangen, d. h. aus Träumen ihrer überspannten Phantasie, welche ihre bethörte Vernunft ihr nachher als Wirklichkeiten erscheinen ließ. Sie faßte die einfachste Sache nicht, die nämlich, daß wenn ich die Macht gehabt, welche sie mir zuschrieb, keine Macht mich hätte verhaften können, zunächst, weil ich Alles vorhergesehen hätte, sodann, weil meine Macht nicht durch die Riegel hätte gebrochen werden können, da meine Kraft ja auf meiner Wissenschaft beruhte, und diese kann kein Despot dem Besitzer, entreißen, ohne ihn zu vernichten; meine Vernichtung wäre aber nicht möglich gewesen, hätte ich Geister zu meiner Verfügung gehabt. Alle diese Betrachtungen waren außerordentlich einfach, aber die Leidenschaft und Bethörung machen keine Vernunftschlüsse.

Als sie eines Tages ganz aufrichtig mit mir sprach, äußerte sie, ihr Genius habe sie überzeugt, daß ich ihr den Umgang mit Geistern nicht verschaffen könne, weil sie Frau sei: denn die Genien gingen so nur mit den Männern um, deren Natur weniger unvollkommen sei: aber ich könne sie vermittelst einer mir bekannten Operation in die Seele eines Knaben übergehen lassen, der durch die philosophische Paarung eines Unsterblichen mit einer Sterblichen oder eines gewöhnlichen Menschen mit einer Frau von göttlicher Natur geboren sei.

Hätte ich geglaubt, Madame d'Urfé enttäuschen und zum vernünftigen Gebrauche ihrer Kenntnisse und ihres Geistes zurückführen zu können, so glaube ich, würde ich es unternommen haben, und das wäre ein verdienstliches Werk gewesen; aber ich war überzeugt, daß ihre Bethörung unheilbar sei und glaubte nichts Besseres thun zu können, als auf ihre Narrheit einzugehen und sie zu benutzen.

Hätte ich nach allen Grundsätzen eines ehrlichen Mannes gehandelt und ihr gesagt, daß alle ihre Ideen abgeschmackt seien, so würde sie mir nicht geglaubt haben; sie hätte mich für neidisch auf ihre Kenntnisse gehalten, und ich würde in ihrem Geiste verloren haben, ohne deshalb für weniger gelehrt von ihr gehalten zu werden. In dieser Ueberzeugung schien es mir das Beste, mich gehen zu lassen. Auch konnte sich meine Eigenliebe nur geschmeichelt fühlen, wenn ich mich als tiefsten Rosenkreuzer, als Mächtigsten aller Sterblichen von einer berühmten Frau behandelt sah, welche im Rufe großer Kenntnisse stand, welche die ersten Familien Frankreichs, mit denen sie verwandt war, bei sich empfing, und welche überdieß außer ihrem Portefeuille noch von einem herrlichen Gute und mehreren prächtigen Häusern in Paris eine Rente 80,000 Frs. zog. Ich wußte unzweifelhaft, daß sie mir nöthigenfalls nichts würde abschlagen können, und obwohl ich keinen Plan entworfen hatte, von ihrem Vermögen im Ganzen oder Einzelnen Nutzen zu ziehen, so empfand ich doch bei dem Gedanken, es zu können, ein gewisses Vergnügen.

Trotz ihres unermeßlichen Vermögens und ihres Glaubens, Gold machen zu können, war Madame d'Urfé dennoch geizig, denn sie gab jährlich kaum 36,000 Francs aus und spielte mit ihren Ersparnissen welche sie dadurch verdoppelte, an der Börse. Ein Wechselagent brachte ihr königliche Papiere, wenn sie niedrig standen und verkaufte sie wieder, wenn sie stiegen. Da sie so die günstigsten Augenblicke des Fallens und Steigens abwarten und benutzen konnte, so war ihr Portefeuille bedeutend angeschwollen.

Mehrmals hatte sie zu mir gesagt, sie würde Alles, was sie besitze, hergeben, wenn sie Mann werden könne, und sie wisse, daß dies in meiner Macht stehe. Eines Tages, als sie zu mir in jenem Tone der Ueberzeugung redete, welcher fortreißt, sagte ich, ich müsse bekennen diese Operation stehe allerdings in meiner Macht, ich könne mich aber nicht entschließen, dieselbe vorzunehmen, da ich sie zu diesem Zwecke tödten müsse. Ich glaubte diese Mittheilung würde ihr die Lust, eine solche Probe zu bestehen, benehmen, aber meine Leser mögen sich mein Erstaunen vorstellen, als ich folgende Antwort vernahm:

Ich weiß es und kenne sogar die Todesart, die ich werde erleiden müssen, aber ich bin bereit.

Und welches ist diese Todesart, Madame?

Dasselbe Gift, welches Paracelsus tödtete.

Und glauben Sie, daß Paracelsus die Hypostase erreicht hat?

Nein, aber ich weiß, weshalb nicht.

Möchten Sie mir den Grund wohl sagen?

Weil er weder Mann noch Weib war und eine gemischte Natur der Hypostase widerstrebt; um sie zu erlangen, muß man ganz das Eine oder ganz das Andere sein.

Das ist wahr; aber wissen Sie, wie man das Gift bereitet? Wissen Sie, daß es der Beihülfe eines Salamanders dazu bedarf?

Das ist möglich; das wußte ich nicht. Ich bitte Sie, die Kabbala zu fragen, ob eine Person in Paris dieses Gift besitzt.

Ich konnte leicht errathen, daß sie im Besitze desselben zu sein glaubte, und zauderte nicht, sie diese Antwort durch die Pyramide finden zu lassen. Ich stellte mich erstaunt, aber sie that stolz und sagte:

Sie sehn, es ist nur ein Kind erforderlich, welches das aus einer unsterblichen Creatur entsprossene männliche Verbum enthält. Ich weiß, daß das von Ihnen abhängt, und glaube nicht, daß Ihnen ein übel verstandenes Mitleid wegen meines alten Leichnams den Muth rauben darf.

Bei diesen Worten stand ich auf und trat an das Fenster ihres nach dem Quai hinausgehenden Zimmers, wo ich eine gute Viertelstunde, über ihre Narrheit nachdenkend, stehen blieb. Als ich wieder an den Tisch trat, wo sie saß, blickte sie mich aufmerksam an und sagte sehr bewegt: Ist es möglich, theurer Freund? Ich sehe, daß Sie geweint haben.

Ich bemühte mich nicht, sie zu enttäuschen, und nachdem ich meinen Degen und Hut genommen, verließ ich sie seufzend. Ihre Equipage, welche immer zu meiner Verfügung war, stand vor der Thür; ich stieg hinein und fuhr bis zur Zeit des Theaters spazieren, ohne mich von dem Erstaunen erholen zu können, worin mich diese wunderbare Frau versetzt hatte.

Mein Bruder war nach der Ausstellung eines Schlachtengemäldes, das von allen Kennern bewundert wurde, mit Accla-

mation in die Maler=Akademie aufgenommen worden. Die Akademie kaufte das Bild für 500 Louisd'ors.

Er hatte sich in Coraline verliebt und hätte sie geheirathet, wäre sie ihm nicht untreu geworden, was ihn so sehr aufbrachte, daß er, um ihr jede Hoffnung einer Aussöhnung zu rauben, acht Tage später eine Figurantin beim Ballet der italienischen Komödie heirathete. Herr von Sanci, Schatzmeister der erledigten geistlichen Pfründen, wollte die Hochzeit ausrichten; er liebte das Mädchen sehr, und aus Dankbarkeit dafür, daß mein Bruder die gute Handlung begangen hatte, sie zu heirathen, verschaffte er ihm von allen seinen Freunden Bestellungen, wodurch jener den Grund zu seinem großen Vermögen und Rufe legte.

Der Bankier Cornemann war auf der Hochzeit meines Bruders; er ließ sich sehr mit mir ein, sprach viel von der großen Geldnoth, und bat mich mit dem General=Controleur zu sprechen, um eine Abhülfe dagegen zu finden. Er sagte, wenn man königliche Effekten zu einem anständigen Preise einer Gesellschaft Amsterdamer Kaufleute überließe, so könne man dafür Papiere einer andern Macht eintauschen, die in besserm Kredit stehe als Frankreich, welche sich daher leicht versilbern lassen würden. Ich bat ihn, mit Niemand davon zu sprechen und versprach ihm zu handeln.

Diese Idee hatte mir gefallen und ich beschäftigte mich die ganze Nacht damit; schon am folgenden Tage begab ich mich ins Palais Bourbon, um mit Herrn von Bernis darüber zu sprechen. Er fand die Idee ausgezeichnet und rieth mir, mit einem Empfehlungsschreiben Herrn von Choiseuls an Herrn von Affri, Gesandten im Haag, nach Holland zu reisen, dem man für einige Millionen königlicher Papiere schicken könne, um sie auf die vortheilhafteste Weise, die ich würde ausbedingen können, umzusetzen. Er forderte mich auf, mich zunächst mit Herrn von Boulogne zu besprechen, und namentlich nicht unsicher aufzutreten. Wenn Sie kein Geld zum Voraus verlangen, sagte er, wird man Ihnen alle Empfehlungsschreiben geben, welche Sie wünschen.

Dieses Gespräch machte mir den Kopf schwindlig, und noch am selben Tage ging ich zum General=Controleur, welcher meine Idee sehr gut fand und zu mir sagte, der Herzog von Choiseul würde am folgenden Tage im Invalidenhause

sein, und ich solle ohne Zeitverlust mit demselben sprechen und ihm ein Billet, welches er mir schreiben wolle, übergeben. Was mich betrifft, sagte er, so werde ich unverzüglich für 20 Millionen Scheine an unsern Gesandten schicken, und wenn Ihr Unternehmen nicht den gewünschten Erfolg haben sollte, so gehen diese Papiere wieder nach Frankreich zurück.

Ich bürge dafür, daß sie nicht zurückkommen werden, wenn man sich mit einem vernünftigen Preise begnügen will.

Man ist im Begriffe, Frieden zu schließen; das ist sicher: also dürfen Sie dieselben nur mit geringem Verluste verkaufen. Aber hierüber werden Sie sich mit dem Gesandten verständigen, der alle nöthigen Instructionen erhalten wird.

Ich fühlte mich von diesem Auftrage so geschmeichelt, daß ich die Nacht nicht schlief und darüber nachdachte. Ich begab mich ins Invalidenhaus, und Herr von Choiseul, welcher wegen seiner schnellen Geschäftserledigung berühmt war, hatte kaum das Billet Herrn von Boulogne's gelesen, als er sich einige Minuten mit mir über die Sache unterhielt; er ließ mich sodann einen Brief an Herrn von Affri schreiben, welchen er las und unterzeichnete, ohne ihn mir vorzulesen, und als derselbe gesiegelt war, übergab er ihn mir und wünschte mir eine glückliche Reise.

Ich beeilte mich, mir von Herrn von Berkenrode einen Paß geben zu lassen, und an demselben Tage nahm ich Abschied von Madame Baletti und allen meinen Freunden, ausgenommen von Madame d'Urfé, bei welcher ich den ganzen folgenden Tag bleiben sollte; ich bevollmächtigte meinen getreuen Gehülfen, alle Loose meines Bureaus zu unterzeichnen.

Seit etwa einem Monate hatte sich ein sehr hübsches und sehr anständiges, aus Brüssel gebürtiges Mädchen unter meiner Vermittlung mit einem Italiener, Namens Gaetano, verheirathet, welcher mit Gemälden handelte. Dieser rohe und eifersüchtige Mensch mißhandelte sie ohne alle Veranlassung und daraus entstanden Klagen, welche die liebenswürdige Unglückliche mir bei jeder Gelegenheit überbrachte. Ich hatte sie mehrmals versöhnt und war gleichsam ihr Mittelsmann. An dem Tage, wo ich die Vorbereitungen zu meiner Reise nach Holland traf, luden sie sich bei mir zum Mittagsessen ein. Mein Bruder und Tiretta waren bei mir, und da ich noch eine chambre garnie bewohnte, so führte ich sie zu Landel,

wo man vortrefflich speiste. Tiretta hatte seine Equipage; er richtete seine Exjansenistin zu Grunde, welche fortwährend sterblich in ihn verliebt war.

Tiretta, ein hübscher Junge und vermöge seines heiteren Temperaments ein leidenschaftlicher Freund des Spaßes, begann während des Essens mit der schönen Flamländerin zu coquettiren, die er zum ersten Male sah. Die gute Kleine, welche keinen Spaß verstand, war sehr erfreut darüber, und wir hätten gelacht und Alles wäre gut gegangen, wenn der Mann höflich und vernünftig gewesen wäre; aber der Unglückliche, welcher eifersüchtig wie ein Tiger war, schwitzte vor Wuth. Er aß nicht, wechselte zehnmal in einer Minute die Farbe und schleuderte seinem armen Weibe vernichtende Blicke zu, welche zeigten, daß er keinen Spaß verstand. Zum größten Unglück trieb Tiretta seinen Scherz mit ihm; ich, der unangenehme Scenen voraussah, suchte seine Heiterkeit und seine Witze zu mäßigen, aber vergeblich. Eine Auster fällt auf den schönen Busen von Madame Gaetano, und Tiretta, welcher behende und geschickt war und in ihrer Nähe saß, schlürfte sie schnell wie der Blitz mit seinen Lippen weg. Gaetano stand wüthend auf, und versetzte seiner Frau eine so kräftige Ohrfeige, daß seine Hand die Wange ihres Nachbaren traf. Tiretta wird nun ebenfalls wüthend, steht auf, umfaßt den Eifersüchtigen und wirft ihn zu Boden. Gaetano, der keine Waffe hatte, vertheidigte sich mit Fußstößen und Faustschlägen; wir ließen ihn gewähren, weil er uns nicht treffen konnte. Als der Kellner hinzukam, warfen wir den rohen Menschen hinaus, um der Sache ein Ende zu machen.

Seine arme Frau, welche weinte und deren Nase gleich der Tiretta's blutete, bat mich, sie irgendwohin zu führen, denn sie fürchtete für ihr Leben, wenn sie zu ihrem Manne zurückkehre. Ich ließ Tiretta bei meinem Bruder, stieg mit ihr in einen Fiaker und brachte sie zu einem alten Procurator, ihrem Verwandten, welcher auf dem Quai de Gèvres im vierten Stockwerke eines sechs Stock hohen Hauses wohnte. Dieser brave Mann empfing uns höflich, und nachdem er die Geschichte angehört, sagte er: da ich arm bin, kann ich leider für die Unglückliche nichts thun, aber wenn ich nur hundert Thaler hätte, wollte ich Alles thun. Darauf soll es nicht ankommen, sagte ich zu ihm, zog 300 Francs aus der Tasche

und gab sie ihm. Mein Herr, sagte der Procurator, damit will ich den Mann zu Grunde richten, der nie erfahren soll, wo seine Frau ist, und diese versicherte mir, er würde sein Versprechen halten. Nachdem ich die Ausdrücke ihres Dankes entgegengenommen, verließ ich sie; mein Leser wird erfahren, was aus ihr geworden, wenn ich von meiner Reise zurückgekehrt sein werde.

Nachdem ich Madame d'Urfé angezeigt hatte, daß ich zum Wohle Frankreichs nach Holland reise und im Anfange des Februar zurück sein würde, bat sie mich, mehrere Aktien der gothenburger indischen Gesellschaft mitzunehmen und für sie zu verkaufen. Sie hatte für 60,000 Francs, welche sie nicht an der Pariser Börse verkaufen konnte, weil hier kein Geld war. Ueberdies wollte man ihr die fälligen Zinsen nicht auszahlen, und diese waren bedeutend, denn seit drei Jahren war keine Dividende bezahlt worden.

Da ich mich erbot, ihr diesen Dienst zu leisten, so mußte sie mich zum Depositarius und sogar zum Eigenthümer der Aktien durch einen Verkaufskontrakt machen, was sie an demselben Tage bei einem Notare that, zu dem wir zusammen gingen.

Als wir nach Hause gekommen waren, wollte ich ihr eine Obligation ausstellen, welche ihre Eigenthumsrechte an diese Papiere anerkannte, und mich verpflichten, ihr den Werth bei meiner Rückkehr nach Frankreich zuzustellen; aber sie widersetzte sich dem auf's Bestimmteste und ich verließ sie überzeugt von meiner Ehrlichkeit.

Ich ging zu Herrn Cornemann, welcher mir einen Wechsel von 3000 Gulden auf Herrn Boaz, israelitischen Hofbankier im Haag abließ, und ich trat sodann die Reise an. In zwei Tagen langte ich in Antwerpen an, und da ich hier eine Yacht fand, die zur Abfahrt bereit war, so bestieg ich sie und schlief am folgenden Tage in Rotterdam. Am nächsten Tage begab ich mich nach dem Haag, wo ich im Hotel d'Angleterre eine Wohnung nahm und mich sodann Herrn von Affri vorstellte. Ich kam in dem Augenblicke zu ihm, wo er den Brief Herrn von Choiseul's las, welcher ihn von der Sache, womit ich beauftragt war, in Kenntniß setzte. Er lud mich zum Essen ein nebst Herrn von Kauderbach, Residenten des Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen; er forderte mich auf, mir

die möglichste Mühe zu geben, fügte indessen hinzu, er zweifle am Gelingen, weil die Holländer gute Gründe zum Glauben hätten, daß der Frieden nicht so bald geschlossen werden würde.

Als wir den Gesandten verlassen, ließ ich mich zu Herrn Boaz führen, den ich, umgeben von seiner häßlichen und zahlreichen Familie, bei Tische fand. Er las meinen Brief und sagte, er habe so eben einen von Herrn Cornemann bekommen, worin ich gelobt würde. Um einen Witz zu machen, äußerte er, da es Weihnachtsheiligabend sei, würde ich wahrscheinlich das Jesuskindlein wiegen; aber ich antwortete, ich wolle mit ihm das Fest der Maccabäer feiern, und damit gewann ich den Beifall der ganzen Familie und die Einladung, eine Wohnung bei ihm anzunehmen. Ich nahm sein Anerbieten ohne Bedenken an und sagte zu meinem Lakaien, er möge mein Gepäck zu diesem Bankier bringen lassen; ehe ich ging, bat ich ihn noch, mich während der wenigen Tage, welche ich in Holland zu bleiben gedachte, zwanzigtausend Gulden an einem guten Geschäfte verdienen zu lassen.

Er nahm die Sache ernst und erwiederte, er werde daran denken, und die Sache sei sehr thunlich.

Als ich am folgenden Morgen bei ihm frühstückte, sagte Boaz:

Ich habe Ihre Sache; kommen Sie, mein Herr, ich will mit Ihnen darüber sprechen.

Er führte mich in sein Kabinet, und nachdem er mir dreitausend Gulden in Geld und Wechseln ausgezahlt, sagte er, es hänge nur von mir ab, die gewünschten 20,000 Gulden innerhalb acht Tagen zu verdienen.

Sehr verwundert über die Leichtigkeit, womit man in Holland Geld verdiente, denn ich hatte mit dem Juden nur Spaß machen wollen, dankte ich ihm für diesen Beweis seines Wohlwollens und hörte ihm zu.

Hier, sagte Boaz, habe ich eine Note, welche ich vorgestern aus der Münze bekommen habe. Man kündigt mir 400,000 Ducaten an, welche so eben geprägt sind, und welche man zum laufenden Preise des Goldes verkaufen will, der glücklicher Weise in diesem Augenblicke nicht hoch ist. Jeder Dukaten kostet fünf Gulden und zwei und drei Fünftel Stüber. Hier ist der Wechsel-Cours aus Frankfurt a. M. Kaufen Sie die 400,000 Ducaten, bringen Sie oder schicken Sie sie nach Frankfurt a. M., nehmen Sie Wechsel auf Amsterdam

und Ihre Rechnung stellt sich dann folgendermaßen: Sie verdienen einen und ein Neuntel Stüber an jedem Dukaten, was 22,222 unserer Gulden macht. Bringen Sie das Geld heute an sich, und in acht Tagen ist Ihr Gewinn liquide. Da haben Sie, was Sie wünschen.

Ich fiel einigermaßen aus den Wolken. Aber, sagte ich, werden die Herren von der Münze nicht einige Schwierigkeit machen, mir eine Summe anzuvertrauen, welche sich auf mehr als vier Millionen tournois beläuft?

Sie werden es allerdings thun, wenn Sie nicht baar kaufen oder mit guten Papieren von dieser Höhe bezahlen.

Ich habe weder diese Summe noch diesen Kredit.

In diesem Falle werden Sie nie 20,000 Gulden in acht Tagen verdienen. Nach dem Vorschlage, den Sie mir gestern machten, habe ich Sie für einen Millionär gehalten.

Es thut mir wirklich sehr leid, daß Sie sich geirrt haben.

Ich werde noch heute eines meiner Kinder das Geschäft machen lassen.

Nachdem Herr Boaz mir diese etwas derbe Lektion ertheilt hatte, ging er in sein Kabinet und ich kleidete mich um.

Herr von Affri, der in's Hotel d'Angleterre gekommen war, um mir einen Besuch zu machen und mich nicht gefunden hatte, schrieb mir ein Billet, worin er mich bat, zu ihm zu kommen. Ich ging zu ihm; er behielt mich zum Essen und theilte mir einen Brief mit, welchen er so eben von Herrn von Boulogne erhalten, und worin derselbe ihn aufforderte, mich die 20 Millionen mit nicht mehr als acht Procent Verlust verkaufen zu lassen, weil, wie er berichtete, die nahe Abschließung des Friedens sicher war. Wir beide lachten über diese so komische Versicherung eines Pariser Beamten, während wir in einem Lande, wo das Interesse so offene Augen für die Geschichte hatte, das Gegentheil erfuhren.

Herr von Affri, der wußte, daß ich bei einem Juden wohnte, bat, mich keinem Juden zu eröffnen, weil, wie er sagte, im Handel der ehrlichste Jude der kleinste Betrüger sei. Wenn Sie wollen, fuhr er fort, werde ich Ihnen eine Empfehlung an Herrn Pels in Amsterdam geben. Ich nahm dieselbe dankbar an, und er, in der Hoffnung, mir beim Verkaufe meiner Gothenburger Aktien nützlich zu werden, stellte

mich dem schwedischen Minister vor, welcher mich an Herrn von D. empfahl.

Da ich der großen maurerischen Winter-Versammlung zum St. Johannisfeste beiwohnen wollte, so blieb ich bis zum Tage nach dem Feste. Der Graf von Tott, Bruder des Barons, welcher sein Glück im Serail verfehlte, und welchen ich im Haag getroffen hatte, führte mich ein. Ich bedauerte es nicht, diese Versammlung besucht zu haben, zu welcher sich die Elite der besten Gesellschaft Hollands eingefunden hatte.

Herr von Affri stellte mich der Frau Statthalterin, Mutter des Stathouders vor, welcher erst zwölf Jahre alt war und mir für sein Alter viel zu ernst vorkam. Die Mutter war eine gute, sehr achtungswerthe und sehr leidende Frau; sie schlief fast jeden Augenblick während des Gesprächs ein. Sie starb kurze Zeit darauf, und bei der Leichenschau fand man, daß sie eine Gehirnwassersucht hatte, welche ihre große Schlafsucht veranlaßte. Ich fand bei dieser Dame den Grafen Philipp von Zinzendorf, der zwölf Millionen für die Kaiserin suchte, und dem es nicht schwer wurde, sie für fünf Procent Zinsen zu finden.

In der Komödie kam ich in die Nähe des türkischen Ministers, und ich glaubte, er würde sich todtlachen. Die Veranlassung war folgende:

Man gab Iphigenie, dies schöne Meisterwerk Racine's. Die Statue der Diana stand mitten auf dem Theater. Als am Schlusse des Aktes Iphigenie mit ihren Priesterinnen hinausging, machten sie im Vorübergehen bei der Statue eine tiefe Verbeugung. Der Lampenputzer, ein guter holländischer Christ und vielleicht ein Witzbold, der einen Augenblick darauf kam, machte ebenfalls der Statue eine Verbeugung. Das Parterre und die Logen kamen dadurch in gute Laune, und von allen Seiten des Saales ertönte Lachen. Als ich dem Türken die Ursache dieser Heiterkeit erklärte, wurde er von einem so heftigen Lachen befallen, daß ich glaubte, er würde platzen. Man mußte ihn fast ohne alles Gefühl und fortwährend lachend wegtragen und in seinen Gasthof schaffen.

Gegen den plumpen Scherz des Holländers vollkommen gleichgültig zu bleiben, wäre, ich gebe es zu, vielleicht ein Zeichen von Dummheit gewesen; aber nur ein Türke konnte

so wie er lachen. Man könnte mir allerdings einwenden, ein großer griechischer Philosoph habe sich todtgelacht, als er ein Weib ohne Zähne Feigen essen sah. Ich werde darauf antworten, daß ein großer Unterschied zwischen einem Türken und einem Griechen ist, und namentlich einem Griechen des Alterthums.

Diejenigen, welche viel lachen, sind glücklicher als die, welche gar nicht lachen, denn das Lachen wirkt gut auf die Milz und verbessert das Blut, aber jede Sache muß zur rechten Zeit geschehn, und überall muß die richtige Mitte inne gehalten werden.

Zwei Meilen von Amsterdam begegnete ich, in meiner zweirädrigen Postchaise mit meinem Bedienten sitzend, einem vierrädrigen Wagen, der wie der meinige mit zwei Pferden bespannt war, und worin ein hübscher junger Mann mit seinem Bedienten saß. Der Kutscher dieses Wagens ruft dem meinigen zu, er solle ausweichen, und der meinige erwiedert, er könne es nicht thun, ohne fürchten zu müssen, mich in den Graben zu werfen; der andere bleibt bei seiner Forderung. Ich wende mich an den Herrn und bitte denselben, er möge seinem Kutscher befehlen, mir auszuweichen. Ich fahre mit der Post, mein Herr, sage ich, und bin überdies ein Fremder.

Mein Herr, erwiedert der Mann, in Holland erkennen wir kein Postrecht an, und wenn Sie ein Fremder sind, so werden Sie wohl zugeben, daß Sie weniger Rechte haben als ich, der ich in meinem Lande bin.

Das Feuer steigt mir ins Gesicht; ich öffne den Schlag mit einer Hand, während ich mit der andern den Degen ergreife, und bis zur Wade in den Schnee springend, ziehe ich den Degen und fordere den sonderbaren Holländer auf, mir Platz zu machen oder sich zu vertheidigen.

Dieser blieb ruhiger als ich und antwortete lächelnd, er würde sich eines so lächerlichen Grundes wegen nicht schlagen; ich solle nur wieder in den Wagen steigen, er würde mir ausweichen. Der sichere, aber joviale Ton dieses jungen Mannes hatte etwas Anziehendes für mich. Ich stieg wieder in die Chaise und mit sinkender Nacht kam ich in Amsterdam an.

Ich stieg im Morgensterne ab, einem vortrefflichen Gasthofe, und am folgenden Tage ging ich auf die Börse, wo ich Herrn Pels fand. Er sagte, er würde an mein Geschäft den-

ken, und da er im selben Augenblicke Herrn von D. traf, so machte mich dieser mit einem gothenburger Kaufmann bekannt, welcher sich erbot, mir die sechszehn Obligationen mit zwölf Procent Zinsen zu discontiren. Herr Pels sagte, ich möchte warten und versprach mir funfzehn zu verschaffen. Er lud mich zum Essen ein, und als er sah, daß ich an seinem Capweine Gefallen fand, äußerte er lachend, er verfertige ihn selbst, indem er Bordeaux-Wein mit Malaga vermische.

Da mich Herr von D. zum folgenden Tage eingeladen hatte, so ging ich zu ihm und fand ihn in Gesellschaft seiner Tochter Esther, eines jungen Mädchens von vierzehn Jahren, welche für ihr Alter sehr ausgebildet und eine vollkommene Schönheit war, bis auf ihre Zähne, die schlecht standen. Herr von D. war Witwer und hatte nur diese Tochter, so daß Esther Erbin eines ungeheuren Vermögens war. Ihr Vater, ein vortrefflicher und sehr liebenswürdiger Mann, betete sie an, und sie verdiente es. Esther hatte einen sehr weißen, leicht gefärbten Teint, Haare schwarz wie Ebenholz und die schönsten Augen, welche sich denken lassen. Sie machte großen Eindruck auf mich. Ihr Vater hatte ihr eine glänzende Erziehung geben lassen; sie sprach sehr gut französisch, spielte ausgezeichnet das Piano und liebte leidenschaftlich die Lectüre.

Nach Tische zeigte mir Herr von D. den nichtbewohnten Theil seines Hauses, denn seit dem Tode seiner Frau, welche er geliebt hatte, bewohnte er das sehr bequeme Erdgeschoß. Er zeigte mir eine aus mehreren Zimmern bestehende Wohnung, die einen wahren Schatz von altem Porzellan enthielt. Die Wände und Fensternischen waren mit Marmorplatten bedeckt, jedes Zimmer hatte eine andere Farbe, und der Fußboden, mit herrlichen persischen Teppichen belegt, war von Mosaik. Das sehr große Eßzimmer war mit Alabaster ausgelegt, die Tische und die Büffets waren von Cedernholz. Dieses Haus schien ein Marmorblock zu sein, denn das Aeußere war ebenso wie das Innere mit Marmor bekleidet; es mußte ungeheure Summen gekostet haben. Sonnabends wusch ein Dutzend Mägde, welche auf Leitern standen, diese prachtvollen Wände. Diese Mägde, welche große Reifröcke trugen, mußten Hosen anziehn, denn sonst würden sie eine zu große Anziehung für die Vorübergehenden gehabt haben.

Nachdem wir das Haus besehn hatten, gingen wir wieder

hinunter, und Herr von D. ließ mich allein mit Esther im Vorzimmer, wo er mit seinen Commis arbeitete. Da es Neujahr war, so war Niemand da.

Nachdem sie eine Sonate auf dem Klavier ausgeführt, fragte mich Fräulein von D., ob ich ins Concert gehen würde. Ich antwortete, da ich das Glück habe bei ihr zu sein, so könne mich nichts Anderes anziehn. Aber Sie, Fräulein, gedenken Sie hinzugehen?

Ich würde sehr gern hineingehn, aber ich kann nicht allein gehn.

Wenn ich wagen darf, Ihnen meine Begleitung anzubieten! — aber ich wage mir nicht zu schmeicheln, daß Sie sie annehmen werden.

Sie werden mir ein großes Vergnügen machen, und wenn Sie meinen Vater darum bitten wollten, so bin ich sicher, daß er Ihre Bitte nicht abschlagen wird.

Sind Sie dessen sicher?

Sehr sicher, denn da er Sie kennt, so würde er eine Unhöflichkeit begehn, und dazu ist mein Vater nicht der Mann. Aber ich sehe, daß Sie die Sitten unsers Landes nicht kennen.

Ich gebe es zu.

Die jungen Damen genießen hier eine große Freiheit; sie verlieren dieselbe nur, wenn sie heirathen. Gehen Sie nur hin und Sie werden sehen.

Ich war außer mir vor Freude. Ich eile zu Herrn von D. und trage ihm mein Anliegen vor, zitternd, daß er es mir abschlagen könne.

Haben Sie einen Wagen?

Ja, mein Herr.

Ich brauche also nicht anspannen zu lassen. Esther!

Mein Vater!

Kleide Dich an, meine Freundin; Herr Casanova will die Gefälligkeit haben, Dich ins Concert zu führen.

Das ist sehr liebenswürdig; ich danke Ihnen, guter Papa.

Sie umarmt ihn, kleidet sich an, und eine Stunde darauf erscheint sie wieder, schön wie die Freude, welche sich in allen ihren Zügen ausdrückte. Ich hätte gewünscht, daß sie sich etwas gepudert hätte; aber Esther war stolz auf ihre herrlichen ebenholzschwarzen Haare, welche die Weiße ihrer Haut noch mehr hervortreten ließen. Um den Männern zu gefallen,

machen die Frauen Toilette, aber wie schlecht verstehn im Allgemeinen die Männer die Wirkung eines Putzes zu beurtheilen in Vergleich mit dem instinktartigen Geschmacke der meisten Frauen!

Ein sehr schönes Spitzentuch verhüllte seinen Alabasterbusen, dessen Anblick das Herz erbeben ließ.

Wir gehen hinunter, ich reiche ihr die Hand, um ihr beim Einsteigen behülflich zu sein, und warte, weil ich glaubte, daß eine Kammerfrau oder gefällige Duegna ihr folgen würde; da ich aber Niemand sehe, so steige ich ebenfalls ein, und nachdem der Bediente den Schlag zugemacht, fahren wir ab. Ich war höchst verwundert! Ein solcher Schatz allein mit mir! Ich war fast unfähig zu denken. Ich fragte mich, ob ich daran denken solle, daß ich ein Genußmensch sei, oder ob die Ehre mir befehle es zu vergessen. Esther, welche sehr aufgeräumt war, sagte, wir würden eine Italiänerin hören, die eine köstliche Stimme habe, und als sie bemerkte, daß ich betreten war, fragte sie mich um den Grund. Da ich nicht wußte, was ich sagen sollte, so suchte ich Ausflüchte, sagte aber endlich zu ihr, sie scheine mir ein Schatz, den zu hüten ich mich nicht für werth hielte.

Ich weiß wohl, daß man überall anderwärts die jungen Mädchen nicht allein mit einem Manne ausgehen läßt; hier aber lehrt man uns tugendhaft zu sein und uns selbst zu beschützen.

Glücklich wird der Sterbliche sein, der für Ihr Glück zu sorgen haben wird, und noch glücklicher ist er, wenn Sie Ihre Wahl schon getroffen haben.

Nicht ich habe zu wählen, sondern mein Vater.

Und wenn derjenige, welchen er wählt, Ihnen nicht gefällt oder Sie einen andern lieben?

Wir dürfen keinen Mann lieben, ehe wir nicht wissen, ob er der für uns bestimmte Gatte ist.

Sie lieben also Niemand?

Niemand; ich habe noch nicht das Bedürfniß gefühlt.

Ich kann Ihnen also die Hand küssen?

Warum?

Sie zieht ihre Hand zurück und reicht mir ihre köstlichen Lippen; ich nahm den Kuß, welchen sie mir bescheiden gab, der mir aber zum Herzen ging. Meine Freude wurde indeß

etwas herabgestimmt, als sie sagte, wenn ich wolle, werde sie in Gegenwart ihres Vaters dasselbe thun.

Wir gelangten in das Concert, wo Esther eine Menge junger ihr befreundeter Personen fand, sämmtlich Töchter reicher Kaufleute, hübsche und häßliche, alle neugierig zu erfahren, wer ich sei. Die schöne Esther, welche nur meinen Namen wußte, konnte sie nicht befriedigen Plötzlich bemerkte sie in einiger Entfernung eine junge Blondine, zeigte sie mir und fragte mich, wie ich sie finde. Natürlich antwortete ich, ich liebe die Blondinen nicht.

Dennoch will ich sie Ihnen vorstellen, denn möglicher Weise ist sie mit Ihnen verwandt. Sie heißt wie Sie; dies ist ihr Vater. Herr Casanova, sagte sie zu einem Herrn, ich stelle Ihnen Herrn Casanova, einen Freund meines Vaters, vor.

Ist es möglich! mein Herr, sagte er; ich möchte wohl, daß Sie auch mein Freund wären, denn wir sind vielleicht verwandt. Ich bin aus der neapolitanischen Familie.

Dann sind wir Verwandte, obwohl entfernte, denn mein Vater war aus Parma. Haben Sie Ihren Stammbaum?

Ich muß ihn haben, aber offen gesagt, lege ich keinen Werth darauf. Die Münze des thörichten Geburtsstolzes hat in einer kaufmännischen Republik nicht viel Cours.

Für vernünftige Leute ist es allerdings etwas sehr Gleichgültiges; aber gleichviel, wir können uns eine Viertelstunde damit belustigen, um sodann darüber zu lachen, nicht aber um Parade damit zu machen.

Gut, sehr gern.

Ich werde morgen die Ehre haben, Ihnen einen Besuch abzustatten, um Ihnen eine Reihe meiner Vorfahren zu bringen. Würde es Ihnen unlieb sein, den Stamm Ihrer Familie bei mir zu finden?

Im Gegentheil würde es mir Vergnügen machen. Ich selbst werde die Ehre haben, morgen zu Ihnen zu kommen. Darf ich Sie fragen, ob Sie ein Handlungshaus haben?

Nein. Ich bin bei den Finanzen angestellt und diene dem französischen Ministerium. Ich bin an Herrn Pels adressirt.

Herr Casanova gab nun seiner Tochter einen Wink und stellte sie mir vor. Sie war eine vertraute Freundin meiner reizenden Esther; ich setzte mich zwischen beide, und das Concert begann.

Nach einer schönen Symphonie, einem Violin- und einem Hoboe-Concert erschien die so sehr gerühmte Italiänerin, welche Madame Trenti genannt wurde. Man denke sich mein Erstaunen, als ich Therese Imer wiedererkannte, die Frau des Tänzers Pompeati, deren mein Leser sich wohl noch erinnern wird. Ich hatte sie vor achtzehn Jahren kennen gelernt, wo der alte Senator Malipiero mich mit Stockprügeln traktirt hatte, weil wir kindische Späße trieben. Ich hatte sie in Venedig 1753 wiedergesehn, und damals hatten wir uns auf eine etwas ernsthaftere Weise unterhalten. Sie war nach Baireuth gereist, wo sie die Maitresse des Markgrafen war. Ich hatte ihr versprochen, sie zu besuchen, aber C. C. und meine schöne Nonne hatten mir weder Zeit noch Lust dazu gelassen. Da ich bald darauf unter die Bleidächer kam, so hatte ich an andere Sachen als an mein Versprechen zu denken gehabt. Ich beherrschte mich so ziemlich, und ohne mein Erstaunen zu zeigen, hörte ich eine Arie an, welche sie mit einer Engelsstimme sang und welche mit den Worten begann: Eccoti giunta al-fin, donna infelice*); welche Worte ausdrücklich für die Gelegenheit gemacht zu sein schienen.

Der Beifall nahm kein Ende. Esther sagte zu mir, man wisse nicht, wer sie sei, aber man glaube, sie sei berühmt durch ihre Geschichte und in sehr schlechten Umständen. Sie bereist die holländischen Städte, singt in allen öffentlichen Concerten und bekommt nur das, was die Anwesenden auf eine Schüssel legen, mit der sie unter den Zuhörern herumgeht.

Hat sie so eine ziemliche Einnahme?

Ich zweifle sehr, da Alle schon ihr Entree bezahlt haben. Wenn sie dreißig oder vierzig Gulden einnimmt, so ist es viel. Uebermorgen geht sie nach dem Haag, am nächsten Tage nach Rotterdam, und kehrt dann wieder hieher zurück. Dies Leben führt sie seit einem Vierteljahre, und man ist immer erfreut, sie zu hören.

Hat sie einen Liebhaber?

Man sagt, sie habe junge Leute in allen diesen Städten; aber diese Liebhaber bereichern sie nicht, sondern machen sie nur noch ärmer. Sie geht immer schwarz gekleidet, nicht

---

*) So bist Du endlich angekommen, unglückliches Weib.

allein weil sie Witwe ist, sondern wegen eines grossen Kummers, den sie gehabt hat, wie sie sagt. Sie werden sie bald unter den Zuhörern umhergehn sehn. Ich zog meine Börse und zählte in meinem Muff zwölf Ducaten, welche ich in Papier einwickelte. Unterdeß schlug mir das Herz auf eine wirklich lächerliche Weise, denn ich wußte nicht, was mich so aufregen konnte.

Als Therese bei der Reihe vorbeikam, welche vor der meinigen saß, blickte ich sie einen Augenblick an, und bemerkte, daß sie mich verwundert ansah. Ich wendete ohne Affektation den Kopf weg, um mit Esther zu sprechen. Als sie zu mir kam, legte ich, ohne sie anzusehn, meine kleine Rolle auf ihren Teller, und sie ging vorüber. Ein kleines Mädchen von vier oder fünf Jahren folgte ihr, und als diese bis zum Ende der Reihe gekommen war, kehrte sie zurück, um mir die Hand zu küssen. Ich konnte mein Portrait nicht verkennen, verbarg aber meine Gefühle. Die Kleine blieb unbeweglich stehn und sah mich unverwandt an; ich gerieth beinahe in Verlegenheit. Willst Du Bonbons, mein schönes Kind? sagte ich, ihr meine Bonbonnière reichend, die ich hätte in Gold verwandeln mögen. Dir Kleine nahm sie mit anmuthiger Miene, verneigte sich und entfernte sich.

Wissen Sie wohl, Herr Casanova, sagte Esther lächelnd, daß dieses Kind Ihnen wie ein Wassertropfen dem andern ähnelt?

Das ist wahr, fiel Fräulein Casanova ein, die Aehnlichkeit ist schlagend.

Der Zufall bringt oft Aehnlichkeiten ohne Grund hervor.

Das ist möglich, versetzte Esther boshaft, Sie erkennen aber doch die Richtigkeit der Thatsache an?

Ich bin dadurch überrascht worden, obwohl ich sie nicht so gut wie Sie beurtheilen kann.

Da sich nach dem Concerte Herr von D. einfand, so übergab ich ihm seine Tochter und ging in meinen Gasthof. Ich schickte mich an vor dem Zubettegehn eine Schüssel Austern zu essen, als ich Therese, ihre Kleine an der Hand haltend, eintreten sah. Obgleich ich ihren Besuch nicht schon am Abend erwartet hatte, so war ich doch keineswegs verwundert, sie zu sehn. Ich stand natürlich auf, um sie zu empfangen und zu umarmen, als sie plötzlich, sei es Natur oder Kunst, ohnmächtig

auf's Sopha sank. Da die Ohnmacht eine wahre sein konnte, so fügte ich mich den Schicklichkeitsgeboten der Scene und brachte sie wieder zu sich, indem ich sie mit frischem Wasser besprengte und sie eau de Luz einathmen ließ. Als sie wieder zur Besinnung gekommen war, betrachtete sie mich, ohne zu sprechen. Endlich durch ihr Schweigen ermüdet, fragte ich sie, ob sie zu Abend speisen wolle, und nachdem sie ja gesagt, klingelte ich, bestellte drei Converts und ein gutes Abendessen, welches uns bis sieben Uhr Morgens fesselte, während welcher Zeit wir uns unsere Glücks- und Unglücksfälle erzählten. Sie kannte den größten Theil meiner letzten Abenteuer, ich kannte die ihrigen gar nicht, und sie brauchte fünf bis sechs Stunden, um sie mir mitzutheilen.

Sophie, dies war der Name der Kleinen, schlief bis zum Morgen fest in meinem Bette, und ihre Mutter, welche den besten Bissen ihrer Erzählung bis zuletzt aufsparte, erzählte mir zuletzt, daß es meine Tochter sei und zeigte mir ihren Taufschein; die Geburt des Kindes paßte zu der Epoche, wo ich mit Theresen Umgang gehabt, und ihre vollkommne Aehnlichkeit konnte mir keinen Zweifel lassen. Ich spielte also nicht den Ungläubigen, sondern sagte der Mutter, ich sei überzeugt, daß Sophie mir ihr Leben verdanke, und da ich im Stande sei, ihr eine gute Erziehung geben zu lassen, so wäre ich bereit, diese zu übernehmen und Vaterstelle bei ihr zu vertreten.

Sie ist ein kostbares Kleinod; ich könnte mich nicht von ihr trennen, ohne zu sterben.

Sie thun Unrecht daran, denn wenn ich mich der Kleinen annehme, sichere ich ihr ein glückliches Loos.

Mein Sohn ist zwölf Jahre alt, mein Freund, ich habe nicht die Mittel, ihn gut zu erziehn; nehmen Sie sich lieber seiner an.

Wo ist er?

Er ist, ich will nicht in Pension sagen, sondern als Pfand in Rotterdam.

Wie, als Pfand?

Ja, denn man giebt ihn mir nicht wieder, wenn ich nicht dem, der ihn zu sich genommen, alle meine Schulden bezahle?

Wie viel sind Sie schuldig?

Achtzig Gulden. Sie haben mir 72 gegeben; geben Sie mir noch vier Dukaten, so gehört mein Sohn Ihnen und ich bin die glücklichste Mutter. Ich werde Ihnen in der nächsten Woche meinen Sohn im Haag übergeben, wohin Sie ja kommen wollen.

Ja, meine liebe Therese, und hier sind statt vier Dukaten zwanzig.

Wir sehen uns im Haag wieder.

Der Ausdruck ihrer Dankbarkeit war ausschweifend, aber ich empfand für sie nur Theilnahme und Mitleid, und meine Sinne blieben trotz ihrer lebhaften Umarmungen in völliger Unempfindlichkeit. Da sie sah, daß sie ihre Zärtlichkeitsergüsse unnütz verschwendete, so seufzte sie, vergoß Thränen, und ihre Tochter bei der Hand nehmend verließ sie mich, indem sie mir ein Lebewohl sagte, worin sich Zärtlichkeit und Verdruß mischten; als sie sich entfernte, erneuerte sie mir die Versicherung, daß sie mir ihren Sohn im Haag übergeben wolle.

Therese war zwei Jahre älter als ich; sie war noch hübsch, sogar schön; sie war blond, voll Geist und Talent; aber ihre Reize hatten nicht mehr die erste Frische, und da ich für sie immer nur Anwandlungen von Sinnlichkeit, flüchtige Neigungen gehabt, so war es nicht zu verwundern, daß sie keine Gewalt mehr über mich hatte. Was sie seit den sechs Jahren, wo ich sie nicht gesehen, erlebt hatte, würde gewiß die Theilnahme meiner Leser erregen und eine dieser Memoiren würdige Episode bilden; auch würde ich es gerne niederschreiben, wenn ich mich aller Einzelnheiten genau erinnern könnte; da ich aber keinen Roman schreibe, so will ich auch, daß Alles, was in meinen Schriften vorkömmt, wahr sei. Nachdem der verliebte und eifersüchtige Markgraf sie auf einer Untreue betroffen hatte, war sie vertrieben worden. Sie hatte sich von ihrem Manne Pompeati getrennt, war einem neuen Liebhaber nach Brüssel gefolgt, wo sie eine flüchtige Laune des Prinzen Karl von Lothringen erregt hatte, welcher ihr durch ein besonderes Privilegium die Direction aller Theater in den österreichischen Niederlanden verschaffte. Mit diesem Privilegium hatte sie ein sehr umfangreiches Unternehmen übernommen, welches ihr ungeheure Kosten verursachte; nachdem sie allmälig alle ihre Diamanten und Spitzen verkauft, war sie genöthigt gewesen, sich nach Holland zu begeben, um der Haft zu entgehen. Ihr

Mann hatte sich in einem Wuthanfalle, der durch Schmerzen in den Eingeweiden veranlaßt wurde, in Wien ermordet; er hatte sich den Bauch mit einem Rasirmesser aufgeschnitten und war gestorben, nachdem er sich die Eingeweide herausgerissen.

Die Geschäfte, welche ich hatte, gestatteten mir nicht, mich schlafen zu legen. Herr Casanova besuchte mich und lud mich zum Mitagsessen ein; als Stelldichein bestimmte er die Amsterdamer Börse, einen für einen Fremden wirklich wunderbaren Ort. Die Millionaire, welche alle sehr spießbürgerlich aussehen, sind sehr zahlreich. Wer nur 100,000 Gulden hat, ist so arm, daß er nicht für eigene Rechnung Geschäfte zu machen wagt. Ich fand hier Herrn von D., der mich für den folgenden Tag zum Mittagsessen in einem kleinen Hause an der Amstel einlud, und Herr Casanova bewirthete mich wie einen Prinzen. Nachdem er meinen Stammbaum gelesen, welcher mir in Neapel so nützlich wurde, holte er den seinigen und fand, daß es derselbe war; da er aber auf diese Sachen wenig Werth legte, so lachte er nur darüber, ganz im Gegensatz zu Don Antonio in Neapel, welcher so viel Gewicht darauf legte und mir so treffliche Beweise davon gab. Indeß in Allem, was den Handel betraf, bot er mir seine Dienste und Kenntnisse an, wenn ich derselben bedürfen sollte. Seine Tochter schien mir hübsch und war es in der That; aber ich wurde weder durch die Reize ihrer Person noch die ihres Geistes gerührt. Ich war nur mit Esther beschäftigt und sprach von derselben während des Essens so viel, daß ich meine Nichte veranlaßte zu sagen, dieselbe sei nicht hübsch. O Weiber! was Ihr nicht verzeiht, das ist die Schönheit. Eine Frau, welche weiß, daß sie hübsch ist, triumphirt, wenn sie einem Manne, der zu Gunsten einer Andern spricht, die ihrer Ansicht nach nicht mit ihr verglichen werden kann, den Mund zu schließen vermag. Fräulein Casanova war Esthers Freundin und konnte dennoch das Lob ihrer Vollkommenheiten nicht ertragen!

Als ich nach Tische Herrn von D. wiederum besuchte, sagte er, er wolle meine Obligationen nehmen, wenn ich sie ihm zu 15 Procent lassen wolle; auf diese Weise würde ich die Gebühren für den Mäkler und Notar sparen, und er würde den günstigen Augenblick abwarten, um sich ihrer zu entäußern. Da mir dies Anerbieten vortheilhaft schien, so schloß ich so-

gleich ab und nahm einen Wechsel an meine Ordre auf Tourton und Baur. Nach dem Hamburger Wechselcourse hatte ich 72,000 Francs, während ich zu fünf Procent nur 69,000 erwarten durfte. Dieser Gewinnst machte mir große Ehre bei Madame d'Urfé, welche mir vielleicht eine so große Redlichkeit nicht zutraute.

Am Abend begab ich mich mit Herrn Pels auf einer Barke, die auf einem Segelschlitten stand, nach Saardam. Ich fand diese Fahrt wunderbar, aber belustigend und sehr gut. Der Wind war etwas stark und wir hätten funfzehn englische Meilen in der Stunde machen können. Die Bewegung erscheint so schnell wie die eines die Luft durcheilenden Pfeiles. Man kann sich keinen bequemern, solidern und gefahrlosern Wagen denken. Gewiß möchte in einem solchen Wagen auf einem vollkommen glatten Eisspiegel Jeder gern die Reise um die Welt machen. Allerdings muß man den Wind im Rücken haben, und mit dem Winde von vorne oder von der Seite kann um aucht fahren, da es kein Steuerruder giebt. Was mir großes Vergnügen machte und mich zugleich in Erstaunen setzte, war die Genauigkeit, womit zwei Matrosen das Segel gerade im richtigen Augenblicke einzogen, denn der Schlitten wird noch lange durch den frühern Impuls fortgetrieben, und er blieb gerade am Ufer stehen; wäre das Segel eine Secunde später eingezogen worden, so hätte das Boot am Ufer zerschellen können, so schnell ist die Bewegung. Wir aßen ausgezeichnete Barsche, aber der zu starke Wind hinderte uns am Spazierengehen. Ich kam noch ein ander Mal hierher; da aber Saardam der Zufluchtsort der holländischen Kaufleute ist, die, nachdem sie Millionäre geworden, das Leben auf ihre Weise genießen wollen, so werde ich von dem Orte nicht sprechen. Wir machten die Rückfahrt in einem schönen mit zwei Pferden bespannten Schlitten, welcher Herrn Pels gehörte, und er behielt mich zum Abendessen; ich verließ ihn erst um Mitternacht. Dieser ehrenwerthe Mann, dessen Gesicht den Stempel der Redlichkeit und Offenheit trug, sagte zu mir, da ich sein Freund und der von Herrn D. geworden sei, so solle ich mich hüten, mit meinem großen Geschäfte in die Hände der Juden zu fallen, mich vielmehr ohne Weiteres an sie beide wenden. Diese Eröffnung war mir angenehm; sie ebnete viele

Schwierigkeiten für einen Neuling in der Finanzwissenschaft; welche Folgen daraus entsprangen, wird man sehen.

Am folgenden Tage fiel der Schnee in dichten Flocken; ich ging früh zu Herrn von D., und fand Esther in entzückender Laune. Sie empfing mich sehr gut und verspottete mich in Gegenwart ihres Vaters, daß ich die ganze Nacht bei Madame Trenti geblieben.

Vielleicht wäre ich in Verwirrung gerathen, aber ihr Vater sagte, dessen habe ich mich nicht zu schämen, denn nichts hindere einen anständigen Mann das Talent zu lieben. Sich sodann zu mir wendend:

Sagen Sie gefälligst, Herr Casanova, wer ist diese Frau?

Es ist eine Venetianerin, deren Mann sich vor Kurzem getödtet hat; ich habe sie in ihrer Jugend gekannt und sie seit sechs Jahren nicht gesehen.

Sie haben beim unerwarteten Anblick Ihrer Tochter sich angenehm überrascht fühlen müssen, sagte Esther.

Wie kann dies Kind meine Tochter sein? Madame Trenti hatte damals einen Mann.

O, diese Aehnlichkeit ist zu auffallend! Und sodann sind Sie gestern während des Abendessens bei Herrn Pels eingeschlafen.

Mein Schlaf war sehr natürlich, denn ich hatte die ganze Nacht nicht geschlafen.

Ich beneide Jeden, der das Geheimniß besitzt, sich einen sanften Schlaf zu verschaffen, denn seit langer Zeit muß ich ganze Stunden vergeblich auf den Schlaf warten; und dann schlafe ich auch nur schlecht, denn wenn ich Morgens erwache, ist mein Geist nicht freier, sondern ich fühle mich betäubt und gedrückt von der Unlust, welche eine Folge der Ermüdung ist.

Versuchen Sie, Fräulein, sich während der Nacht die lange Geschichte Jemands, der Sie interessirt, aber aus seinem eigenen Munde erzählen zu lassen, und ich verspreche Ihnen, daß Sie in der folgenden Nacht sehr gut schlafen werden.

Dieser Jemand existirt nicht.

Weil Sie erst vierzehn Frühlinge zählen; später wird ein solches Individuum schon existiren.

Vielleicht; aber jetzt, glaube ich, brauche ich Bücher und die Hülfe Jemands, der meine Wahl leiten kann.

Für Jemand, der Ihren Geschmack kennt, würde die Sache nicht schwer sein.

Ich liebe Geschichte und Reisen; wenn ich aber ein Buch mit Vergnügen lesen soll, muß ich sicher sein, nichts Fabelhaftes darin zu finden, denn beim geringsten Zweifel lege ich das Buch weg.

Jetzt glaube ich Ihnen meine Dienste anbieten zu können, und wenn Sie dieselben annehmen, hoffe ich Ihnen nach Ihrem Geschmacke dienen zu können.

Ich nehme Ihr Anerbieten an; aber bedenken Sie, ich verzeihe es nie, wenn man mir nicht Wort hält.

Sie sind nicht gemacht, um dies befürchten zu müssen; und ehe ich wieder nach dem Haag reise, werde ich Ihnen den Beweis geliefert haben, daß ich meine Versprechen halte.

Sie verspottete mich noch wegen des Vergnügens, welches mich im Haag erwarte, wo ich Madame Trenti wiedersehen würde. Ihre Offenheit, ihre heitere Laune und außerordentliche Schönheit entflammten mich, und Herr von D. lachte von ganzem Herzen über den Krieg, welchen seine reizende Tochter mit mir führte. Um elf Uhr stiegen wir in einen eleganten, sehr bequemen Schlitten und begaben uns nach dem Häuschen, wo wir, ihrer Angabe nach, Fräulein Casanova mit ihrem Verlobten finden würden. Nichts, sagte ich zu ihr, kann mich in dem Maaße wie Sie fesseln. Sie erwiederte nichts, aber ich konnte leicht sehen, daß diese Versicherung ihr angenehm war.

In der That erblickten wir in einiger Entfernung das Liebespaar, welches uns trotz des Schnees entgegenkam. Wir stiegen aus, und nachdem wir unsere Pelze abgelegt, traten wir in einen Salon. Ich sehe den Verlobten an, und nachdem er mich einen Augenblick betrachtet, flüstert er Fräulein Casanova etwas ins Ohr. Diese lächelt und sagt Esther einige Worte heimlich. Esther nähert sich ihrem Vater, spricht leise mit ihm und Alle fangen nun an zu lachen. Man betrachtete mich; ich war sicher, daß von mir die Rede war, aber ich that vollkommen gleichgültig. Ich durfte mir dadurch nicht imponiren lassen, und die Höflichkeit erforderte, daß ich sie anredete. Man kann sich täuschen, sagte von D.; es ist sogar nothwendig, die Sache ins Klare zu bringen.

Herr Casanova, ist Ihnen auf Ihrer Reise vom Haag nach Amsterdam nichts Merkwürdiges begegnet?

Bei dieser Frage blicke ich den Verlobten an und errathe wovon die Rede ist. Nichts Merkwürdiges außer dem Zusammentreffen mit einem hübschen jungen Manne, welcher Lust hatte, meinen Wagen in den Graben zu werfen, und welchen ich hier zu sehen glaube.

Bei diesen Worten verdoppelte sich das Lachen und wir umarmten uns; nachdem er aber einen treuen Bericht des Zusammentreffens gegeben, nahm seine Geliebte eine etwas zornige Miene an und sagte, er hätte sich schlagen sollen. Esther, welche vernünftiger war, sagte, ihr Freund habe mehr Tapferkeit gezeigt, indem er Vernunft angenommen habe, und Herr von D. trat entschieden der Meinung seiner Tochter bei; aber die kriegerische Geliebte, welche mit romanhaften Ideen geprunkt hatte, fing an mit ihrem Liebhaber zu schmollen. Ich eröffnete deshalb gegen sie einen Krieg, der Esther viel Spaß machte.

Um die heitere Stimmung wieder herzustellen, sagte die reizende Esther mit munterem Tone: Legen wir schnell unsere Schlittschuhe an und laufen wir auf der Amstel, denn ich fürchte, das Eis wird schmelzen. Ich schämte mich, sie zu bitten, daß sie es mir erlassen möge, obwohl ich es sehr gern gethan hätte; aber was vermag nicht die Liebe! Herr von D. verließ uns. Der Verlobte Fräulein Casanova's band mir die Schlittschuhe an, und die Fräuleins in kurzen Unterröcken, mit schwarzen Sammthosen bekleidet, als Schutz gegen gewisse Unfälle, setzten sich in Bewegung. Wir begaben uns auf den Fluß, und da ich gänzlich Neuling in dieser Sache war, so wird der Leser leicht denken können, welche Figur ich spielte. Indem ich mich aber darauf steifte, meine Ungeschicklichkeit zu überwinden, fiel ich zwanzig Mal auf den Rücken und lief Gefahr mir die Beine zu brechen. Ich hätte die Sache aufgeben sollen, aber die Schaam hielt mich zurück, und ich hörte nicht eher auf, als bis man uns zu meiner großen Freude zum Essen rief. Ich mußte indeß das Vergnügen theuer bezahlen, denn als wir von Tische aufstehen wollten, war ich wie gelähmt an allen Gliedern. Esther beklagte mich und sagte, sie würde mich heilen. Man lachte sehr, und ich ließ sie lachen, denn ich bemerkte wohl, daß die Partie nur eingefä-

delt worden war, um auf meine Kosten zu lachen; da ich Esthers Liebe erwerben wollte, so machte ich mich liebenswürdig, denn ich war sicher, durch meine Gefälligkeit zum Ziele zu gelangen. Den Nachmittag blieb ich bei Herrn von D. und ließ die jungen Leute allein auf der Amstel laufen, wo sie bis zur Abenddämmerung blieben.

Wir sprachen von meinen zwanzig Millionen, und ich erfuhr, daß ich sie nur bei einer Gesellschaft von Kaufleuten würde discontiren können, die sie gegen andere Papiere umtauschen würden, und daß ich mich selbst bei dieser Operation auf starke Verluste gefaßt machen müsse. Als ich ihm bemerkte, daß ich das Geschäft gern mit der gothenburgischen indischen Compagnie abschließen möchte, sagte er, er wolle mit einem Mäkler davon sprechen, und Herr Pels könne mir dabei sehr nützlich sein.

Als ich am nächsten Morgen erwachte, glaubte ich, es sei aus mit mir. Ich stand ein wahres Märtyrerthum aus. Es kam mir so vor, als ob der Theil des Rückgrates, welcher das Heiligenbein heißt, in Stücke zerbrochen sei. Dennoch hatte ich fast einen ganzen Topf Pommade, welche Esther mir zu diesem Zweck gegeben hatte, zum Einreiben verwendet. Trotz meiner Leiden hatte ich mein Versprechen nicht vergessen. Ich ließ mich zu einem Buchhändler tragen und entnahm dort alle Bücher, von denen ich glaubte, daß sie ihr Vergnügen machen könnten. Ich schickte sie ihr mit der Bitte, alle, welche sie gelesen hätte, zurückzusenden. Sie war pünktlich und ließ mir mit vielem Danke sagen, ich möge sie vor meiner Abreise umarmen, wenn ich ein hübsches Geschenk haben wolle.

Ich konnte eine solche Einladung natürlich nicht versäumen; ich ging daher frühe zu ihr und ließ meine Postchaise vor ihrer Thür halten. Die Gouvernante führte mich an ihr Bett, wo ich sie heiter und schön wie Venus fand. Ich bin sicher, sagte sie, daß Sie nicht gekommen wären, wenn ich Sie nicht hätte bitten lassen, mich zu umarmen. Als sie dies sagte, preßte ich meine Lippen auf ihren Mund, auf ihre Augen, überhaupt auf alle Theile ihres schönen Gesichts. Als sie sah, daß während dieser Liebkosungen meine Blicke auf ihren Busen fielen, und da sie dachte, ich würde einen Angriff auf denselben machen, so hörte sie auf zu lachen, und setzte sich in Vertheidigungszustand.

Gehen Sie nach dem Haag, sagte sie, und belustigen Sie sich mit der schönen Trenti, welche ein so hübsches Unterpfand Ihrer Zärtlichkeit besitzt.

Theure Esther, ich gehe nur nach dem Haag, um mit dem Gesandten von Geschäften zu sprechen, und in spätestens zehn Tagen werden Sie mich verliebt und einzig damit beschäftigt, Ihnen zu gefallen, wiedersehen.

Ich rechne auf Ihr Wort, aber täuschen Sie mich nicht. Nun reichte sie mir ihren Mund und gab mir einen so glühenden und süßen Abschiedskuß, daß ich mit der Gewißheit, nach meiner Rückkehr glücklich zu werden, abreiste. Am Abend kam ich zur Zeit des Abendessens bei Boaz an.

Siebentes Kapitel.

Mein Glück in Holland. — Meine Rückkehr nach Paris mit dem jungen Pompeati.

Unter den Briefen, welche ich auf der Post fand, war auch einer vom General-Controleur, der mir meldete, daß 20 Millionen königlicher Effekten in Herrn Affri's Händen wären, der sie nur mit 8 Procent Verlust hergeben würde, und ein zweiter von meinem theuren Beschützer, dem Abbé von Bernis, worin derselbe mich aufforderte, die Papiere auf die vortheilhafteste Weise zu verwerthen, und sagte, ich könne überzeugt sein, daß der Gesandte, wenn er sich an den Minister wende, Befehl erhalten würde, zur Abschließung des Geschäfts seine Zustimmung zu geben, vorausgesetzt, daß der Preis nicht niedriger sei als der, den man an der Pariser Börse erhalten könne. Boaz, welcher sich über den vortheilhaften Verkauf meiner sechszehn Aktien der gothenburger Gesellschaft wunderte, sagte, er mache sich anheischig, die zwanzig Millionen in Aktien der schwedisch-indischen Gesellschaft umzusetzen, wenn der Gesandte eine Schrift unterzeichnen wolle, worin ich mich verpflichte, die königlichen Effekten mit zehn Procent Verlust loszuschlagen, indem ich die schwedischen Aktien zu funfzehn Procent über Pari annähme, wie ich meine sechszehn Aktien verkauft hätte. Ich würde seinen Vorschlag angenommen haben, wenn er nicht drei Monate Zeit gefordert hätte, und wenn mein Contract nicht im Falle eines Friedensschlusses während dieser Zeit einer Abänderung unterworfen gewesen wäre. Ich bemerkte bald, daß meine Interessen mich nach Amsterdam zurückriefen, aber ich wollte Theresen mein Wort, sie im Haag zu erwarten, nicht brechen. Sie traf glücklicher Weise am folgenden Tage ein und schrieb mir so-

gleich, daß sie mich zum Abendessen erwarte. Ich bekam ihr Billet in der Komödie, und der Bediente, welcher es mir brachte, sagte, er würde auf mich warten, um mich zu ihr zu führen. Ich entließ meinen Lakai und ging zu ihr.

Der Führer brachte mich in das vierte Stockwerk eines elenden Hauses, und hier fand ich diese sonderbare Frau in einem Kämmerchen mit ihrem Sohne und ihrer Tochter. Ein in der Mitte des Zimmers stehender Tisch war mit einem schwarzem Teppich bedeckt, und zwei Kerzen zierten diese Art von Traueraltar. Da der Haag eine Residenzstadt war, so war ich reich gekleidet, und mein glänzender Luxus bildete einen höchst traurigen Kontrast mit der ganzen Umgebung. Therese in schwarzem Anzuge, zwischen ihren beiden Kindern hinter diesem schwarzen Tische sitzend, machte auf mich den Eindruck einer Medea. Man konnte nichts Schöneres, Interessanteres als diese beiden jungen Geschöpfe sehen, die gewissermaßen der Schande und dem Elende geweiht waren. Ich nahm den Knaben in meine Arme und drückte ihn zärtlich gegen meine Brust, ihn meinen Sohn nennend. Seine Mutter sagte zu ihm, er solle mich von diesem Augenblicke an als seinen Vater betrachten. Der verständige Knabe erkannte mich wieder; er erinnerte sich, mich in Venedig im Mai 1753 bei Madame Manzoni gesehen zu haben, und das machte mir großes Vergnügen. Er war von kleinem Wuchse, schien aber eine ausgezeichnete Leibesverfassung zu haben; er war gut gewachsen und hatte eine geistreiche Miene. Er war dreizehn Jahre alt.

Seine Schwester stand unbeweglich und schien zu warten, bis die Reihe an sie käme. Ich nahm sie auf die Kniee, und das Vergnügen, sie zu umarmen, schien mir ein Beweis, daß die Stimme der Natur sie als meine Tochter bezeichne. Sie nahm meine Liebkosungen schweigend hin, aber es war leicht zu sehn, wie sie sich darüber freute, daß sie mich mehr als ihr Bruder anzog. Sie hatte nur einen kurzen und leichten Unterrock an. Ich fühlte ihre hübschen Formen und küßte alle Theile ihres Körpers, entzückt, daß ein so liebenswürdiges Wesen mir das Leben verdanke.

Nicht wahr, liebe Mama, dieser schöne Herr ist derselbe, den wir in Amsterdam gesehen haben, und den man für meinen

Papa gehalten hat, weil ich ihm so ähnlich bin? Aber das ist doch nicht möglich, weil mein Papa todt ist.

Das ist wahr, meine liebenswürdige Freundin, aber ich kann Dein sehr guter Freund sein; willst Du das?

O ja! Und dies sagend, umschlang mich das theure Kind mit seinen hübschen Armen und gab mir tausend Küsse, welche ich voll Entzücken erwiederte.

Nachdem wir gelacht und gescherzt hatten, gingen wir zu Tische, und die Heldin setzte mir ein ausgezeichnetes Abendessen und feine Weine vor. Ich habe, sagte sie, den Markgrafen nie besser bewirthet, wenn wir allein zusammen speisten.

Da ich den Charakter ihres Sohnes studiren wollte, den ich mit mir zu nehmen versprochen hatte, so machte ich es mir zur Aufgabe, oft das Wort an ihn zu richten, und ich sah, daß er falsch, an sich haltend, immer auf seiner Hut war, seine Antworten sorgfältig bedachte, sie also nie so gab, wie sie aus seinem Herzen gekommen sein würden, wenn er sich der Natur überlassen hätte. Alles, was er sagte, trug den Stempel der Höflichkeit und Zurückhaltung, welche er offenbar aus Berechnung, um mir zu gefallen, beobachtete. Ich sagte zu ihm, sein System möge gut sein, wenn die Umstände es erforderten, aber es gebe Augenblicke, wo der Mensch nur in so weit glücklich sein könne, als er sich von jedem Zwange befreie, und nur in solchen Augenblicken könne man ihn liebenswürdig finden, wenn er es wirklich seinem Charakter nach sei. Seine Mutter, welche ihn zu loben glaubte, sagte, seine Haupteigenschaft bestehe darin, daß er verschwiegen sei; sie habe ihn daran gewöhnt, es in allen Dingen und immer zu sein, und sie ertrage es ohne Schmerz, daß er gegen sie ebenso zurückhaltend sei, wie gegen alle Andern. Das, sagte ich mit ziemlich trocknem Tone, ist abscheulich. Sie haben in Ihrem Sohne vielleicht die kostbaren Eigenschaften erstickt, womit die Natur ihn hatte begaben wollen, und aus einem Engel, welcher er hätte werden können, haben Sie ihn auf den Weg geführt, ein Ungeheuer zu werden. Ich kann nicht begreifen, wie ein Vater, mag derselbe auch noch so zärtlich sein, Zuneigung für einen beständig zugeknöpften Sohn haben kann.

Dieser etwas starke Ausfall, der aber aus einem Gefühl

der Liebe entsprang, welche ich für dieses Kind zu empfinden wünschte, schien die Mutter empfindlich getroffen zu haben.

Sage mir, mein Freund, ob Du Dich im Stande fühlst, zu mir das Zutrauen zu haben, was ein Vater von einem guten Sohne erwarten darf, und ob Du glaubst, mir versprechen zu können, gegen mich kein Geheimniß und keine Zurückhaltung zu haben?

Ich verspreche Ihnen, lieber zu sterben, als Sie zu belügen.

Das ist sein Charakter, sagte die Mutter. Solchen Abscheu habe ich ihm gegen die Lüge einzuflößen gewußt.

Das ist sehr gut, Madame; aber indem Sie Ihrem Sohne gerechten Abscheu gegen die Lüge einflößten, konnten Sie ihm eine bessere Richtung geben, welche ihn sicherer zum Glücke geführt haben würde.

Wie konnte ich es besser machen?

Sehr leicht. Man muß nicht Abscheu gegen die Lüge einflößen, sondern die Tugend lieben lehren, indem man sie im vollen Glanze ihrer eigenen Schönheit leuchten läßt. Dies ist das einzige Mittel, sich liebenswürdig zu machen, und in dieser Welt muß man, um glücklich zu werden, geliebt sein.

Aber, sagte der Kleine mit einem Lachen, welches mir nicht gefiel, welches aber seine Mutter bezauberte, ist es nicht dasselbe, nicht zu lügen und die Wahrheit zu sagen?

Nein, ganz und gar nicht, denn um nicht zu lügen, brauchst Du nur nichts zu sagen, und würdest Du dann wohl die Wahrheit sagen? Es handelt sich darum, Deine Seele offen darzulegen, mein lieber Sohn, mir Alles zu sagen, was in Dir, um Dich vorgeht und mir selbst das zu sagen, worüber Du zu erröthen hast. Ich werde Dir helfen zu erröthen, und in Kurzem wirst Du nicht mehr Gefahr laufen, die Enthüllungen Deiner Handlungen und Empfindungen fürchten zu müssen. Wenn wir uns besser kennen lernen, werden wir bald sehen, mein Sohn, ob wir für einander passen. Wisse, daß ich Dich unmöglich eher als meinen Sohn betrachten kann, als bis ich Dich zärtlich liebe, und ich werde mich nie dazu verstehen, mich als Vater behandeln zu lassen, ehe ich nicht sehe, daß Du mich als Deinen besten Freund behandelst. Du siehst wohl ein, daß es meine Sache ist, Alles das zu entdecken; denn überzeuge Dich nur, daß ich alle Deine Gedanken zu errathen wissen

werde, wie fein Du es auch anstellen magst, um sie mir zu verbergen. Erkenne ich Dich als falsch und mißtrauisch, so werde ich Dich nicht lieben und Du wirst entschieden dabei verlieren. Sobald ich meine Angelegenheiten in Amsterdam beendet haben werde, reisen wir nach Paris. Ich reise morgen ab, und nach meiner Rückkehr hoffe ich, daß ich Dich durch Deine eigene Mutter mehr in ein System eingeweiht finden werde, welches meinen Empfindungen und Eurem Glücke gemäßer ist.

Nachdem ich sodann auf meine Tochter geblickt hatte, welche Alles, was ich gesagt, schweigend angehört hatte, sah ich, daß ihre Augen geschwollen waren, und daß sie sich bemühte, ihre Thränen zurückzuhalten. Warum weinst Du? sagte ihre Mutter zu ihr, das ist eine Dummheit. Bei diesen Worten fiel ihr das Kind um den Hals, um sie zu umarmen. Ich sah unzweifelhaft, daß ihr Lachen ebenso falsch gewesen war, wie ihre Thränen wahr waren, denn sie entsprangen aus dem Gefühle. Willst auch Du mit mir nach Paris kommen? fragte ich sie.

O ja, mein theurer Freund, von ganzem Herzen, aber mit Mama, denn ohne mich würde sie sterben.

Wenn ich es Dir aber befehle? sagte die Mutter.

So werde ich gehorchen; wie soll ich aber fern von Dir leben?

Als meine liebe Tochter dies sagte, that sie so, als ob sie weine. Ich sage, sie that so, denn offenbar, sprach die Kleine gegen ihr Herz und ihre Mutter mußte es so gut, wie ich bemerken.

Mich schmerzte wirklich die falsche Richtung, welche dies kleine Wesen erhielt, das mir viel Verstand und Gefühl zu besitzen schien. Ich nahm ihre Mutter bei Seite und sagte, wenn sie ihre Kinder erzogen habe, um sie beständig Komödie spielen zu lassen, so habe sie es richtig angefangen und ihren Zweck vollkommen erreicht, wolle sie aber, daß dieselben Mitglieder der Gesellschaft würden, so habe sie es falsch angefangen, denn sie habe zwei angehende Ungeheuer gebildet. Ich fuhr fort, ihr die lebhaftesten Vorwürfe zu machen, als ich sah, daß sie trotz aller Anstrengungen sich zu überwinden, in Thränen ausbrach. Sie erholte sich bald wieder, und bat mich noch einen Tag im Haag zu bleiben, aber ich antwortete

ihr, ich könne ihr unmöglich den Willen thun und ging hinaus. Als ich einen Augenblick darauf wieder eintrat, kam die kleine Sophie auf mich zu und sagte mit zärtlicher und freundlicher Miene: Wenn Sie wirklich mein Freund sind, müssen Sie mir einen Beweis geben.

Welchen Beweis forderst Du, meine Kleine?

Daß Sie morgen mit mir zu Abend speisen.

Ich kann es nicht, meine liebe Sophie, denn so eben habe ich Deiner Mutter die Bitte abgeschlagen und sie würde sich beleidigt fühlen, wenn ich Dir bewilligen wollte, was ich ihr abgeschlagen habe.

O nein, mein Freund, sie wird sich nicht beleidigt fühlen, denn sie hat mir gesagt, ich möchte Sie darum bitten.

Ich fing natürlich an zu lachen, aber da ihre Mutter sie eine kleine Einfalt nannte und ihr Herr Bruder hinzufügte, er würde so etwas nie ausgeplaudert haben, so wurde das arme Kind bestürzt und fing beinahe an zu zittern. Ich beeilte mich, sie zu beruhigen, da mir wenig daran gelegen war, ob ich ihrer Mutter mißfiele, und ich brachte ihr Principien bei, welche von denen, die ihr gelehrt wurden, sehr verschieden waren, und welche sie mit einer Art Gier anhörte, die bewies, daß ihr kleines Herz für eine moralische Leitung noch empfänglich war. Allmählig wurde ihr Auge wieder klarer; ich sah, daß ich Eindruck gemacht hatte, und obwohl ich mir nicht schmeicheln durfte, daß er dauernd sein werde, versprach ich ihr doch endlich, am folgenden Tage mit ihr zu Abend zu speisen; aber, sagte ich, unter der Bedingung, daß Du mir ein einfaches Abendessen und eine einzige Flasche Chambertin vorsetzest, denn Du bist nicht reich.

Ich weiß es wohl, mein theurer Freund, aber Mama hat gesagt, Du würdest Alles bezahlen.

Ueber diese naive Antwort mußte ich laut auflachen, und die Mutter mußte trotz ihres Aergers dasselbe thun. Die arme Frau, wie durchtrieben sie auch war, hielt diese natürliche Naivität nur für Dummheit; ich betrachtete sie aber als einen rohen Brillanten, welcher nur polirt zu werden brauche.

Therese sagte zu mir, der Wein koste ihr nichts, da der Sohn des Burgemeisters von Rotterdam ihn liefere, und wenn ich es erlaube, werde derselbe morgen Abend mit uns speisen. Ich antwortete lachend, ich würde ihn mit Vergnügen sehn

und entfernte mich, nachdem ich meine Tochter, für welche ich große Liebe fühlte, zärtlich umarmt hatte. Ich würde die größten Opfer gebracht haben, wenn die Mutter sie mir hätte geben wollen; aber meine Bitten wären unnütz gewesen, denn ich konnte mir wohl denken, daß dieselbe sie als eine Hülfsquelle für ihr Alter aufbewahre. Dies ist eine bei Abenteurerinnen sehr gewöhnliche Denkweise, und Therese war es in der ganzen Bedeutung des Worts. Ich gab Theresen zwanzig Dukaten, um sie zur Einkleidung meines Adoptivsohns und meiner kleinen Sophie zu verwenden, welche, getrieben durch eine unwillkührliche Bewegung der Dankbarkeit, mich mit thränenden Augen umarmte. Joseph wollte mir die Hand küssen, aber ich sagte ihm, ein Mann erniedrige sich, wenn er einem andern Manne die Hand küsse, und er möge mir in Zukunft seine Dankbarkeit nur dadurch bezeigen, daß er mich umarme, wie ein Sohn seinen Vater umarmen muß.

Als ich mich entfernen wollte, zeigte mir Madame das Kabinet, wo die beiden Kinder schliefen. Ich errieth ihre Absicht; aber es war nicht mehr die Zeit — — Esther allein beschäftigte mich.

Am folgenden Tage fand ich bei meiner Komödiantin den Sohn des Burgemeisters, einen hübschen jungen Mann von 20—22 Jahren, der einfach gekleidet war, aber keine Weltkenntniß hatte. Er durfte der Liebhaber Theresens sein, aber er mußte gegen mich die Schicklichkeit beobachten, welche mein Aeußeres und mein Ton ihm vorschrieben. Als Therese bemerkte, daß er die Rolle des glücklichen Liebhabers spielen wollte, und daß sein Gebahren mich verletzte, behandelte sie ihn als untergeordneten Menschen, was er bald gewahr wurde. Nachdem er die Sparsamkeit beim Essen getadelt und die Vorzüglichkeit der von ihm gelieferten Weine gerühmt hatte, entfernte er sich und ließ uns beim Dessert allein. Ich selbst entfernte mich gegen elf Uhr und versicherte ihr, daß ich sie vor meiner Abreise noch einmal sehen würde. Eine Fürstin Galitzin, geborne Cantimir, hatte mich zum Mittagsessen eingeladen, und diese Ehre brachte mich um einen zweiten Tag.

Am folgenden Tage erhielt ich einen Brief von Madame d'Urfé, nebst einen Wechsel von 12,000 Francs auf Boaz. Die Aktien, schrieb sie, kosteten ihr nur 60,000 Francs, und da sie nichts daran gewinnen wolle, so hoffe sie, daß ich die

Mäklergebühren, welche die Freundschaft mir zugedacht habe, annehmen werde. Das Anerbieten geschah auf eine zu feine Weise, um abgeschlagen werden zu können. Der übrige Theil ihres Briefes war nur ein Mischmasch bizarrer Chimären. Sie sagte, ihr Genius habe ihr offenbart, daß ich mit einem jungen Knaben, welcher durch einen philosophischen Beischlaf erzeugt sei, nach Paris zurückkommen würde, und sie hoffe, ich würde mich ihrer erbarmen. Sonderbarer Zufall, der wohl geeignet war, diese arme Frau in ihren Träumereien zu bestärken! Ich lachte zum Voraus über die Wirkung, welche die Erscheinung von Theresens Sohn auf sie hervorbringen würde, obwohl derselbe weder aus einem philosophischen noch aus einem einfachen Beischlafe hervorgegangen war.

Boaz zahlte mir meine 12,000 Francs in Ducaten aus, und ich machte ihn mir zum Freunde; er dankte mir für diese Begünstigung, durch welche er gewiß etwas verdiente, denn das Gold ist in Holland eine Waare und alle Zahlungen geschehen in Silber oder Papier. Da in diesem Augenblicke das Agio etwas hoch stand, so wollte Niemand Ducaten haben.

Nachdem ich bei der Fürstin Galitzin köstlich gespeist hatte, zog ich mir einen Ueberrock an und ging ins Kaffeehaus. Hier fand ich den jungen Sohn des Burgemeisters, welcher anfing Billard zu spielen. Er sagte mir ins Ohr, ich könne auf ihn pariren. Da ich glaubte, daß er seiner Sache sicher sei, so dankte ich ihm und folgte seinem Rathe; nachdem er aber drei Partieen verloren und ich wohl im Stande war sein Spiel zu beurtheilen, fing ich an gegen ihn zu pariren, ohne daß er es bemerkte. Nach drei Stunden, nachdem er etwa vierzig Partieen verloren hatte, hörte er auf zu spielen und bezeigte mir sein Beileid. Ich kann indeß seine stumpfsinnige Miene nicht beschreiben, als ich ihm eine Handvoll Dukaten zeigte und zu ihm sagte, ich habe glücklicher Weise den ganzen Abend gegen ihn parirt. Das ganze Billard fing an zu lachen und sich über ihn lustig zu machen; aber er verstand keinen Spaß, und da er meinem Spotte nicht widerstehen konnte, ging er zornig weg. Einen Augenblick darauf ging ich ebenfalls und begab mich zu Theresen, weil ich es ihr versprochen hatte. Ich wollte am nächsten Tage nach Amsterdam reisen.

Therese erwartete ihren Weinlieferanten; als ich ihr aber

sagte, was zwischen uns vorgefallen sei, wartete sie nicht weiter auf ihn. Ich nahm meine Tochter auf den Schooß, überhäufte sie mit Liebkosungen und verließ sie mit der Versicherung, daß wir uns nach drei Wochen oder spätestens einem Monate wiedersehen würden.

Während ich ganz allein, den Degen unter dem Arme, nach Hause gehe, sehe ich mich plötzlich im hellsten Mondenscheine durch den armen gefoppten Sohn des Burgemeisters angegriffen. Ich bin neugierig, sagte er, ob Ihr Degen so spitz wie Ihre Zunge ist. Ich suche ihn zu beruhigen, indem ich vernünftig mit ihm spreche und behalte meinen Degen in der Scheide, obwohl er den seinigen gezogen und gegen mich gekehrt hatte.

Sie thun Unrecht, sagte ich, wenn Sie einen Spaß so übel nehmen: ich bitte um Entschuldigung.

Keine Entschuldigung, vertheidigen Sie sich.

Warten Sie bis morgen, beruhigen Sie sich, und wenn Sie es dann noch verlangen, werde ich Ihnen im Billardzimmmer eine Ehrenerklärung geben.

Ich verlange keine andere Ehrenerklärung als daß Sie sich schlagen; ich will Sie tödten.

Um mir seinen entschiedenen Entschluß zu zeigen und mich auf eine Weise zu reizen, die mir jedes Zurücktreten unmöglich machte, gab er mir einen Schlag mit der flachen Klinge. Es ist der einzige, welchen ich in meinem Leben erhalten habe. Ich ziehe endlich meinen Degen; da ich ihn aber immer noch zur Vernunft zu bringen hoffe, so vertheidige ich mich bloß und fordere ihn auf abzulassen, aber mein Holländer, welcher mein Benehmen für Furcht hielt, dringt stärker auf mich ein und versetzt mir einen Stoß, daß sich mir die Haare sträubten. Er durchstach mir das Halstuch auf der linken Seite, und wäre der Stoß vier Linien tiefer gegangen, so war es aus mit mir.

Ich sprang zur Seite, und da die Gefahr mich nöthigte, anders zu Werke zu gehen, so führe ich einen geraden Stoß gegen ihn und verwunde ihn in die Brust. Da ich sicher war, ihn getroffen zu haben, so legte sich mein Zorn, und ich forderte ihn auf, der Sache ein Ende zu machen. Ich bin nicht todt, rief mein Antagonist, und ich will Sie tödten. Das war sein letztes Wort, und da er mit einer Art Wuth wie

ein Narr auf mich losstürzte, so brachte ich ihm vier Wunden hinter einander bei. Bei der vierten Wunde sagte er, er habe genug und ich möge mich entfernen.

Ich entfernte mich schnell und war sehr erfreut, als ich bei der Besichtigung meines Degens sah, daß die Wunden leicht waren. Als ich wieder zu Boaz kam, den ich noch wach fand, und demselben das Abenteuer erzählte, rieth er mir, sogleich nach Amsterdam zu reisen, obwohl ich ihm die Versicherung gab, daß die Wunden nicht tödtlich seien. Ich folgte seinen Bitten, und da mein Wagen beim Sattler war, so gab er mir den seinigen, und ich befahl meinem Bedienten, am nächsten Tage mit allen meinen Sachen zu folgen und mich in Amsterdam im Gasthofe zur alten Bibel aufzusuchen, wo ich absteigen wollte. Ich traf gegen Mittag in Amsterdam ein, und mein Bedienter am Abend.

Ich war neugierig zu erfahren, ob mein Duell Aufsehen gemacht hätte, da er aber früh abgereist war, so hatte er nichts gehört. Sehr lieb war es mir, daß man die Sache in Amsterdam erst nach acht Tagen erfuhr; das war ein Glück, denn obwohl die Sache sehr einfach war, hätte sie mir doch schaden können, da der Ruf eines Raufbolds nie eine gute Empfehlung bei Kaufleuten ist, mit denen man Geschäfte von einiger Wichtigkeit abschließen will.

Mein Leser wird sich wohl denken, daß mein erster Besuch Herrn von D. oder vielmehr seiner reizenden Tochter galt, denn sie empfing die Huldigung. Man wird sich wohl erinnern, daß die Abschiedsscene meine Gluth hatte sehr anfachen müssen. Ich fand Herrn von D. nicht, aber Esther, welche an einem hübschen Tische saß und schrieb. Was machen Sie da, reizende Esther?

Ich löse eine arithmetische Aufgabe.

Lieben Sie die Aufgaben?

Ich liebe leidenschaftlich Alles, was Schwierigkeiten hat und merkwürdige Resultate liefert.

Ich werde Sie befriedigen.

Zum Scherze machte ich ihr zwei magische Quadrate, welche ihr sehr gefielen. Sie zeigte mir dagegen verschiedene Kleinigkeiten, die ich zwar schon kannte, auf die ich aber großen Werth zu legen schien. Mein guter Genius führte mich auf den Gedanken, ihr eine kabbalistische Berechnung zu machen.

Ich sagte ihr, sie möge schriftlich nach etwas fragen, was sie nicht wisse und was sie zu erfahren wünsche, und ich versicherte ihr, sie würde vermittelst einer gewissen Berechnung eine befriedigende Antwort erhalten. Sie lächelte und fragte, warum ich so schnell nach Amsterdam zurückgekehrt sei. Ich lehrte sie die Pyramide mit Zahlen zu machen, die den Worten entnommen waren, so wie Alles sonst dazu Gehörige; sodann ließ ich sie die Antwort in Zahlen finden und ins französische Alphabet übersetzen, und zu ihrer großen Bewunderung fand sie, daß nichts Anderes als die Liebe mich so schnell nach Amsterdam zurückgeführt habe.

Ganz außer sich sagte sie, das sei erstaunlich, wenn auch meine Antwort nicht wahr sein sollte; sie wollte wissen, von welchen Lehrern man eine so wunderbare Berechnung lernen könnte.

Diejenigen, welche sie kennen, Fräulein, dürfen sie Niemand lehren.

Woher kennen Sie sie denn?

Ich habe sie allein aus einem kostbaren Manuscripte gelernt, welches mein Vater mir hinterlassen hat.

Verkaufen Sie mir dies Manuscript.

Ich habe es verbrannt, und darf erst, wenn ich das funf-Jahr erreicht habe, meine Wissenschaft einer einzigen Person mittheilen.

Und warum erst im funfzigsten Jahre?

Ich weiß es nicht, ich weiß aber, lehrte ich sie vor diesem Alter, so würde ich Gefahr laufen, ihrer verlustig zu gehen. Der elementarische Geist, welcher mit diesem Orakel verbunden ist, würde sich von demselben trennen.

Und woher wissen Sie das?

Ich weiß es aus demselben Manuscript.

Sie können also alle Geheimnisse der Welt erfahren?

Ja, ich könnte es, wenn die Antworten nicht zuweilen zu dunkel wären, um verstanden zu werden.

Da die Sache nicht weitläuftig ist, so haben Sie wohl die Güte mich die Antwort auf eine andere Frage finden zu lassen.

Sehr gern, denn in Allem, was mir nicht durch meinen Genius verboten ist, können Sie über mich verfügen.

Sie fragte, welches ihr Schicksal sein würde, und das

Orakel antwortete, sie habe demselben noch nicht den ersten Schritt entgegen gethan. Esther ruft höchst verwundert ihre Gouvernante und glaubt sie durch Mittheilung der beiden Orakel in Erstaunen zu setzen. Aber die gute Schweizerin fand nichts Wunderbares daran. Esther wird ungeduldig, nennt sie hartköpfig und beschwört mich, ihr noch eine Frage zu erlauben. Da ich sicher war, ihr zu gefallen, so ermuthigte ich sie dazu und sie stellte diese Frage:

Welche Person in Amsterdam liebt mich am meisten? Das Orakel antwortete: Niemand liebe sie so zärtlich als der, welcher ihr das Leben gegeben. Die arme Esther, obwohl voll Geist, sagte, ich habe sie unglücklich gemacht, und sie werde vor Kummer sterben, wenn sie diese Berechnung nicht lerne. Ich antwortete nichts und erkünstelte eine tiefe Traurigkeit. Sie beginnt nun eine andere Frage zu schreiben und hält dabei die Hand vor das Papier. Ich stehe auf, wie um sie nicht zu geniren. Während sie aber ihre Pyramide ordnet, werfe ich im Umhergehen die Augen auf das Papier und lese ihre Frage. Nachdem sie Alles gethan, was ich ihr gelehrt hatte, sagte sie, ich könne die Antwort geben, ohne daß ich nöthig hätte, ihre Frage zu lesen. Ich gebe dies zu, und sie bittet mich erröthend, diese Gefälligkeit zu haben. Ich willige darin, unter der Bedingung, daß sie mich nicht zum zweiten Male um dieselbe Gefälligkeit bitte. Sie verspricht es.

Da ich ihre Frage gesehen hatte, konnte ich leicht eine Antwort darauf geben. Sie hatte das Orakel um die Erlaubniß gebeten, alle Fragen, die sie gestellt hatte, ihrem Vater zeigen zu dürfen, und das Orakel antwortete ihr, sie würde glücklich sein, so lange sie nicht nöthig hätte, ihrem Vater aus irgend etwas ein Geheimniß zu machen.

Als sie diese Antwort las, schrie sie laut auf vor Verwunderung und fand keine Ausdrücke, um mir ihre Dankbarkeit zu bezeigen. Ich verließ sie, um an die Börse zu gehen, wo ich über meine große Angelegenheit viel mit Herrn Pels sprach.

Am folgenden Morgen brachte mir ein schöner, sehr höflicher Mann einen Brief von Theresen, welche ihn mir ankündigte und hinzufügte, derselbe könnte mir nützlich werden, wenn ich Handelsgeschäfte hätte. Er hieß Rigerboos. Sie meldete mir zugleich, daß die Wunden des Burgemeistersohnes leicht

seien, und daß ich nichts zu fürchten habe; Niemand wisse etwas von der Sache und wenn ich Geschäfte im Haag habe, so solle ich mich nicht abhalten lassen dorthin zurückzukehren. Sie sagte ferner, meine kleine Sophie spreche unausgesetzt von mir, und wenn ich zurückkäme, werde ich mit ihrem Sohne weit zufriedener sein. Ich bat Herrn Rigerboos, mir seine Adresse zu geben und versicherte ihm, daß ich geeigneten Falls seiner Redlichkeit unbedingt vertrauen würde.

Kaum hatte sich Rigerboos entfernt, als ich einen kleinen Brief von Esther bekam, welche mich im Namen ihres Vaters ersuchte, den Tag bei ihr zuzubringen, falls ich nicht durch ein wichtiges Geschäft abgehalten würde. Ich antwortete ihr, mit Ausnahme eines wichtigen Geschäfts, welches ihr Vater kenne, habe ich nichts Wichtiges zu thun, als sie zu überzeugen, daß die Hoffnung, einen Platz in ihrem Herzen zu verdienen, mich am meisten interessire, und sie könne überzeugt sein, daß ich nicht ermangeln werde, ihrer angenehmen Einladung nachzukommen.

Ich ging wirklich zur Mittagszeit zu Herrn von D. Ich fand Esther mit ihrem Vater beschäftigt die Berechnung zu prüfen, welche vernünftige Antworten aus der Pyramide hervorgehen ließ. Als ihr Vater mich erblickte, umarmte er mich mit freudestrahlendem Gesichte und sagte, er sei glücklich eine Tochter zu besitzen, welche meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen habe.

Ihre liebe Tochter wird leicht jeden Mann fesseln, der sie zu schätzen versteht.

Sie schätzen sie also?

Ich bete sie an.

Umarmen Sie sie.

Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß ich mich nicht würde haben bitten lassen; aber Esther ließ mir keine Zeit dazu, denn mit ausgebreiteten Armen und einen Schrei des Glücks ausstoßend, stürzte sie an meinen Hals und erwiederte mit naiver Lebendigkeit alle Küsse, welche ich ihr im wollüstigsten Entzücken gab.

Ich habe alle Geschäfte abgemacht, sagte Herr von D., und habe nun den ganzen Tag für mich. Ich weiß seit meiner Kindheit, theurer Freund, daß die Wissenschaft, welche Sie besitzen, existirt, und ich selbst habe einen Juden gekannt, der durch

sie ein glänzendes Vermögen erwarb. Er sagte wie Sie, er dürfe seine Wissenschaft nur einer Person mittheilen, wenn er nicht selber ihrer verlustig gehen wolle; aber er hat so lange gezaudert, daß er starb, ehe er sie Jemand mittheilen konnte, denn ein hitziges Fieber raffte ihn binnen wenigen Tagen weg. Ich hoffe, Sie werden es nicht wie dieser Jude machen; einstweilen erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß wenn Sie diesen Schatz nicht zu benutzen verstehen, Sie nicht wissen, was Sie besitzen.

Sie nennen meine Wissenschaft einen Schatz und besitzen einen tausendmal größern. (Als ich diese Worte sprach, blickte ich Esther an.)

Sprechen wir jetzt nicht von diesem. Ja, ich nenne Ihre Wissenschaft einen großen Schatz.

Aber, mein Herr, mein Orakel giebt sehr dunkle Antworten.

Dunkle! Die Antworten, welche meine Tochter mir gezeigt hat, sind sehr klar.

Sie ist offenbar glücklich im Fragen, denn die Antwort hängt davon ab.

Nach Tische wollen wir sehen, ob ich ebenso glücklich bin, wenn Sie die Gefälligkeit haben wollen, für mich zu arbeiten.

Ich habe Ihnen nichts abzuschlagen, denn ich trenne den Vater nicht von seiner liebenswürdigen Tochter.

Bei Tische sprachen wir von andern Sachen als von meiner Wissenschaft, denn die Haupt-Commis Herrn von D.'s aßen an seinem Tische und besonders sein „Premier-Minister," eine rohe, häßliche Person, welche offenbar Absichten auf meine schöne Esther hatte. Als das Mittagsessen beendet war, gingen wir in Herrn von D.'s Privat-Kabinet und hier zog er zwei sehr lange Fragen aus der Tasche. Durch die erste wollte er erfahren, was er zu thun habe, um von den Generalstaaten einen günstigen Ausspruch in einer wichtigen Angelegenheit, die er weiter auseinandersetzte, zu erhalten. Ich antwortete in wenigen Worten so dunkel, wie es eine in den betrügerischen Mysterien des Dreifußes bewanderte Pythia nur thun konnte und überließ Esther die Mühe, dieselbe zu übersetzen und einen Sinn für sie zu suchen.

Nicht so war es mit der zweiten, denn da ich gewohnt war, mich meinen ersten Eindrücken zu überlassen und es mir

einfiel auf eine klare Weise zu antworten, so that ich es. Herr v. D. fragte, was aus einem Schiffe der indischen Gesellschaft geworden sei, von dem man den Tag der Abfahrt, so wie den Tag wußte, wo es den Hafen verlassen, von dem man aber nicht weiter hatte sprechen hören. Es hätte seit zwei Monaten angekommen sein müssen, und dieser Verzögerung wegen glaubte man, daß es untergegangen sei. Herr von D. wollte wissen, ob es noch existire, oder ob es untergegangen sei. Da man noch keine Nachricht von demselben erhalten hatte, so wünschte die Gesellschaft, der es gehörte, einen Assecurador zu finden, der ihr zehn Prozent gäbe; aber Niemand hatte den Muth sich auf ein Unternehmen einzulassen, das um so gewagter schien, als ein ächter oder untergeschobener Brief eines englischen Schiffs-Capitains existirte, worin gemeldet wurde, daß man es auf der hohen See habe untergehen sehen.

Ich muß hier meinen Lesern gestehen, was Herrn von D. zu sagen ich mich wohl hütete, daß ich in Folge eines Leichtsinns, von dem ich mir keine Rechenschaft geben kann, meine Antwort so verfaßte, daß sie im Wesentlichen keinen Zweifel darüber ließ, das fragliche Schiff existire, es sei nicht beschädigt worden und in wenigen Tagen würde man Nachricht von demselben erhalten. Offenbar weil ich unwillkürlich das Bedürfniß fühlte, mein Orakel bis in die Wolken zu erheben, brachte ich es in die größte Gefahr, seinen ganzen Ruf zu verlieren. Hätte ich die Absichten des guten und leichtgläubigen von D. errathen können, so glaube ich allerdings wohl, daß ich meiner Prahlsucht die Zügel nicht würde haben schießen lassen, denn ich hatte gewiß kein Interesse, ohne allen Nutzen für mich, in seinem Vermögen eine bedeutende Bresche zu machen.

Als er meine Antwort vernahm, wurde er bleich und zitterte vor Freude. Er sagte, es sei von der höchsten Wichtigkeit, die Sache geheim zu halten, denn er sei entschlossen, die Assekuranz des Schiffes so billig wie möglich zu kaufen. Erschrocken über seinen Entschluß, denn ich sah nur üble Folgen voraus, sagte ich, ich könne durchaus nicht dafür stehen, daß das Orakel nicht gänzlich lüge, und ich würde vor Kummer sterben, wenn ich die unwillkürliche Ursache eines ungeheuren Verlustes werden sollte, welchem er sich im Vertrauen

auf ein Orakel aussetzte, dessen geheimer Sinn gerade das Gegentheil von der wörtlichen Auslegung sein könnte.

Betrügt Sie das Orakel zuweilen?

Ich bin oft sein Opfer geworden.

Da Esther meine Unruhe sah, bat sie ihren Vater keinen Schritt in dieser Beziehung zu thun. Einen Augenblick herrschte tiefes Schweigen.

Herr von D. war gedankenvoll, sein Kopf schien beschäftigt mit dem Plane, welchen seine Phantasie ihm in einem heiteren Lichte hatte erscheinen lassen. Er sprach viel, er äußerte sich über die vorgebliche Macht der Zahl und bat seine Tochter, alle Fragen, welche sie dem Orakel gestellt und die Antworten, welche sie erhalten hatte, vorzulesen. Es waren sechs oder sieben, alle kurz und alle komischer oder moralischer, oder sicherer oder zweideutiger Antworten fähig. Esther, welche alle Pyramiden gemacht, hatte durch meine mächtige Beihülfe bei der Erlangung der Antworten geglänzt, die ich sie nach ihrem Belieben hatte finden lassen: als ihr Vater sie so geschickt sah, bildete er sich in der Freude seines Herzens ein, daß sie sich die geheime Wissenschaft bloß durch ihren Scharfsinn aneignen würde. Die reizende Esther, welche von dieser Kinderei sehr eingenommen war, redete es sich beinahe auch ein.

Nachdem wir tödtliche Stunden hindurch alle diese Antworten besprochen hatten, welche meine Gastgeber göttlich fanden, aßen wir zu Abend, und ehe wir uns trennten, sagte Herr von D., da es Sonnabend sei, und da der Sonntag dem Vergnügen und nicht der Arbeit geweiht sei, so hoffe er, daß ich denselben mit ihnen in ihrem hübschen Hause an der Amstel verleben würde, und als ich die Einladung annahm, bereitete ich ihnen eine große Freude.

Ich konnte nicht umhin, über den mercantilischen Geist nachzudenken, welcher das Denken verengert, oder vielmehr auf Spekulationen und Gewinnste beschränkt. Herr von D. war gewiß ein sehr ehrenwerther Mann, aber obwohl sehr reich, hatte er nichtsdestoweniger die Habgier seines Standes. Ich fragte mich, ob ein Mann, der sich für entehrt halten würde, wenn er einen Dukaten stähle, oder einen auf der Straße gefundenen nicht zurückgäbe, im Falle er wüßte, wem derselbe gehöre, ehrlich zu handeln glauben könnte, wenn er

sich einen grossen Gewinnst durch eine kleine Summe zu sichern suche, die er nicht zu wagen glaubte, da er überzeugt war, daß das Orakel ihm die Existenz des Schiffes offenbart habe, und da dasselbe Orakel, an welches er glaubte, ihm versichert hatte, daß er in wenigen Tagen von dem Schiffe Kenntniß erhalten würde. Hier war sicherlich Unredlichkeit im Spiele; denn es ist moralisch nicht gestattet, ein Spiel zu spielen, wo man des Gewinnes sicher ist.

So ist aber der Geist des Handels. Ein Kaufmann verkauft eine Waare zehnmal theurer, als er sie bezahlt hat, er verkauft sie als ganz ausgezeichnet, obwohl er weiß, daß sie nichts taugt; aber vermöge seines Geschäfts glaubt er dies Vorrecht zu haben, und sein Gewissen ist nun vollkommen ruhig. Die Juden, welche die Christen bestehlen, sind durchaus in demselben Falle wie die Kaufleute.

Als ich nach Hause ging, kam ich bei einer Kneipe vorüber, und da ich Menschen herauskommen und hineingehen sah, so wollte ich sehen, wie derartige Oerter in Holland beschaffen seien. Großer Gott! es war eine höllische Orgie in einer Art Keller, eine wahre Kloake des Lasters und der ekelhaftesten Ausschweifung. Die rauhe und verstimmte Musik dreier Instrumente, welche das Orchester bildeten, erfüllte die Seele mit einer widerwärtigen Traurigkeit, welche diese Höhle noch schrecklicher erscheinen ließ. Hiezu denke man sich noch den dicken Rauch eines schlechten Tabaks und einen erstickenden Knoblauchs- und Biergeruch, welchen Alle ausathmeten, ein Gemisch von Matrosen und Männern der untersten Klasse, eine Menge versunkener Frauenzimmer, und man hat eine Skizze des gemeinsten Gemäldes, welches die Augen eines Sterblichen beleidigen kann. Für die armen Seeleute und die Hefe des Volks war diese Kloake ein köstlicher Ort, und sie glaubten sich entweder für die Entbehrungen, die sie während einer langen und mühseligen Fahrt erduldet, oder für das Elend einer ermüdenden täglichen Arbeit hier entschädigen zu können. Nicht ein erträgliches Frauenzimmer war hier. Ich betrachtete schweigend dies abschreckende Schauspiel, als ein plumper Bursche von abstoßender Miene, der das Aussehen eines Kesselflickers und die Sprache eines Bauerlümmels hatte, mich in schlechtem Italiänisch fragte, ob ich für einen Sou tanzen wolle. Ich antwortete nein, und ehe er mich verließ,

zeigte er mir eine Venetianerin, mit der ich, wie er sagte, hinaufgehen und trinken könnte.

Um zu sehen, ob ich sie kenne, nähere ich mich ihr, und als ich sie aufmerksam betrachte, glaube ich Züge zu sehen, die mir nicht unbekannt sind, ohne mich jedoch eines Umstands entsinnen zu können, der meinen Gedanken einen Anhaltspunkt geboten hätte. Gestachelt durch ein Gefühl der Neugierde, setze ich mich neben sie, frage sie, ob sie wirklich Venetianerin sei, und ob sie das Land schon lange verlassen habe. Seit etwa siebenzehn Jahren antwortet sie. Man bringt eine Flasche Wein. Ich frage, ob sie trinken will; sie nimmt es an und sagt, wenn ich es wünsche, würde sie mit mir hinaufgehen. Ich habe keine Zeit, sage ich und gebe dem Kellner einen Dukaten, welcher mir den Rest herausgiebt, den ich der Unglücklichen in die Hand drücke. Aus Dankbarkeit wollte sie mich umarmen, woran ich sie hinderte.

Gefällt es Ihnen besser in Amsterdam als in Venedig? fragte ich.

Ach, sagte sie, wenn ich in meiner Heimath wäre, würde ich dies schreckliche Geschäft nicht treiben.

In welchem Alter haben Sie dieselbe verlassen?

Ich war erst vierzehn Jahre alt und lebte glücklich bei meinem Vater und meiner Mutter, welche vielleicht vor Kummer gestorben sind.

Wer hat Sie verführt?

Ein schurkischer Läufer.

In welchem Viertel von Venedig wohnten Sie?

Ich wohnte nicht in Venedig, sondern auf einem wenig entfernten Landgute in Friaul.

Ein Landgut in Friaul, vor achtzehn Jahren, ein Läufer — ich fing an bewegt zu werden. — — Ich betrachtete die arme Unglückliche aufmerksamer und erkenne bald Lucie von Pasean. Ich kann mein peinliches Gefühl nicht beschreiben. Ich hütete mich wohl, mich zu erkennen zu geben und bemühte mich, meine gleichgültige Miene beizubehalten. Die Ausschweifung mehr noch als das Alter hatten ihre Figur entstellt und ihre Reize zerstört. Lucie, die zärtliche, hübsche, unschuldige und naive Lucie, welche ich so sehr geliebt, welche ich aus Gefühl geschont hatte, war häßlich, ekelhaft geworden, befand sich an einem Orte der Prostitution. Dieser Gedanke war gräßlich.

Die Unglückliche trank wie ein Matrose, ohne mich zu betrachten, ohne sich darum zu bekümmern, wer ich sei! Ich zog einige Ducaten aus meiner Börse, steckte sie ihr in die Hand, und ohne ihr Zeit zu lassen zu sehen, was ich ihr gegeben, verließ ich diesen höllischen und widerlichen Ort.

Ich legte mich traurig zu Bette. Vielleicht habe ich unter den Bleidächern nie einen so unglücklichen Tag verlebt. Es schien mir, als sei ich an diesem Tage unter dem Einflusse eines unheimlichen Sternes aufgestanden; ich verabscheute mich selbst. Indem ich an die unglückliche Lucie dachte, glaubte ich Gewissensbisse zu empfinden; aber wenn ich an Herrn v. O. dachte, war ich mir selbst zuwider. Ich betrachtete mich als die Ursache des ungeheuren Verlustes von 3—400,000 Gulden, welche er, bethört von meinem Orakel, zum Opfer bringen wollte. Diese Befürchtung machte mich mir selbst verhaßt und entmuthigte gewissermaßen meine Zärtlichkeit für Esther. Ich glaubte vorauszusehen, daß sie und ihr Vater meine unversönlichen Feinde werden würden. Der Mensch kann nur lieben, wenn er mehr oder weniger begründete, mehr oder weniger wahrscheinliche Hoffnung hat, daß seine Liebe erwiedert wird.

Ich hatte eine sehr unangenehme Nacht. Lucie, Esther, ihr Vater, ihrer Aller Haß, der Haß gegen mich selbst vermischten sich in meinen Träumen. Ich sah Esther und ihren Vater durch meine Schuld, wenn auch nicht zu Grunde gerichtet, doch verarmt, und Lucie im zweiunddreißigsten Jahre in den Pfuhl des Lasters versunken und ohne andere Aussicht als auf eine Zukunft von Elend und Schmach! Ich sah mit Freuden den Tag erscheinen, denn das Licht stimmte mich etwas ruhiger. Wie gräßlich ist die Finsterniß für ein von Gewissensbissen gequältes Herz!

Nachdem ich aufgestanden und mich reich angekleidet hatte, ließ ich einen Wagen kommen, um der Fürstin von Galitzin, welche im Morgensterne wohnte, meine Aufwartung zu machen. Sie war schon ausgegangen; sie war nach der Admiralität gegangen. Ich ging hin und fand sie in Begleitung Herrn von Reisachs und des Grafen von Tott, welcher so eben Nachrichten von meinem Freunde Pesselier bekommen hatte, bei dem ich ihn kennen gelernt hatte, und der bei meiner Abreise gefährlich krank war.

Nachdem ich meinen Wagen weggeschickt hatte, verließ ich die Admiralität zu Fuß und richtete meine Schritte nach der Wohnung Herrn von D.'s an der Amstel. Da mein zu eleganter Anzug die Augen des holländischen Pöbels verletzte, so wurde ich verhöhnt und ausgepfiffen; so ist das Gesindel überall. Als mich Esther von ihrem Fenster aus kommen sah, zog sie die Schnur und öffnete mir die Thür. Ich beeile mich einzutreten, schließe wieder zu, und beim Hinaufsteigen der Treppe stoße ich auf der vierten oder fünften Stufe gegen einen Gegenstand, welcher nachgiebt. Ich sehe hin und erblicke eine grüne Brieftasche. Ich bücke mich, um sie aufzuheben, aber ich bin ungeschickt und stoße sie durch eine Oeffnung, welche unter der Stufe angebracht war, wahrscheinlich um das Licht durchzulassen und einen darunter befindlichen Keller zu erhellen. Ich halte mich nicht auf, sondern gehe hinauf, werde wie gewöhnlich empfangen, und da mein Anzug ihnen ungewöhnlich scheinen konnte, so erkläre ich ihnen den Grund. Esther lächelt und sagt, ich erscheine ihr ganz anders; aber ich glaube zu bemerken, daß sie traurig sind. Die Gouvernante Esthers kommt, spricht holländisch mit ihnen, und Esther, die sichtlich bewegt war, überschüttet ihren Vater mit Liebkosungen.

Ich sehe, meine Freunde, daß Ihnen ein Unglück zugestoßen ist. Wenn meine Gegenwart Ihnen lästig ist, so gestatten Sie, daß ich mich entferne.

Das Unglück ist nicht groß, ich bin gefaßt. Ich habe ein hinlänglich großes Vermögen, um einen Verlust geduldig zu ertragen.

Was haben Sie verloren, wenn ich fragen darf?

Ich habe eine ziemlich gefüllte Brieftasche verloren, die ich, wenn ich klug gewesen wäre, zu Hause gelassen hätte, denn ich brauchte sie erst morgen.

Und Sie wissen nicht, wo Sie dieselbe verloren haben?

Ich kann sie nur auf der Straße verloren haben und weiß nicht wie. Sie enthält starke Wechsel, deren Auszahlung ich indeß verhindern kann; aber sie enthält auch Noten der Bank von England in hohem Betrage, und diese sind verloren, denn sie lauten auf den Inhaber. Danken wir Gott für Alles, meine liebe Tochter, und bitten wir ihn, uns das Uebrige zu erhalten, besonders die Gesundheit, denn es könnte uns größeres Unglück zustoßen. Ich habe in meinem Leben

größeres Unglück gehabt, und es nicht nur überstanden, sondern auch das Uebel wieder gut gemacht. Sprechen wir also nicht mehr von diesem unangenehmen Ereignisse, das ich wie einen Bankerott betrachten will.

Während Herr von D. sprach, strömte mein Herz vor Freude über, aber ich bewahrte den für die Scene passenden Ernst. Ich war fast sicher, daß die fragliche Brieftasche keine andre war als die, welche ich ungeschickter Weise unter die Treppe gestoßen hatte, also nicht verloren sein konnte. Wie man sich aber leicht denken kann, war mein erster Gedanke der, meine Entdeckung zum Triumphe meiner kabbalistischen Wissenschaft zu gebrauchen. Die Gelegenheit war zu schön, um sie mir entgehen zu lassen, namentlich da ich noch die Folgen der Angst fühlte, welche die Furcht, diesem ehrenwerthen Manne zu einem ungeheuren Verluste verleitet zu haben, mir verursacht hatte. Ich war im Begriffe, meinen Gastfreunden einen großen Beweis von der Untrüglichkeit meines Orakels zu geben. Wie viele Wunder sind nicht auf dieselbe Weise bewirkt worden! Da dieser Gedanke mich in gute Laune versetzte, so fing ich an zu scherzen, und meine Heiterkeit gab mir so drollige Einfälle ein, daß ich Esther zu lautem Lachen brachte.

Wir speisten herrlich und tranken feine Weine. Nach dem Kaffee sagte ich zu ihnen, wenn sie gern spielten, so könnten wir spielen; aber Esther versetzte, das hieße die kostbare Zeit verschwenden, und sie sei zu leidenschaftlich für die Pyramide eingenommen, um mir nicht den Vorschlag zu machen, uns damit zu unterhalten. Gerade dazu hatte ich sie bewegen wollen. Sehr gern, sagte ich, thun wir, was Sie wünschen.

Soll ich fragen, wo mein Vater seine Brieftasche verloren hat?

Weshalb nicht? Es ist eine zeitgemäße Frage: stellen Sie dieselbe.

Sie machte die Pyramide und erhielt die Antwort, die Brieftasche sei von Niemand gefunden worden. Sie sprang vor Freuden auf und fiel ihrem Vater um den Hals.

Wir werden unsere Brieftasche wiederfinden, lieber Papa!

Ich hoffe es wie Du, liebe Tochter, denn diese Antwort ist sehr tröstlich. Esther liebkoste ihn von Neuem.

Ja, sagte ich, es ist wohl einige Hoffnung; aber das Orakel wird bei allen meinen Fragen stumm bleiben, — —

Stumm! Und weshalb?

Wenn Sie mir nicht so viel Küsse geben, wie Sie Ihrem lieben Vater gegeben haben, wird es stumm bleiben.

O, ich werde es schon zum Sprechen bringen, sagte sie lachend, und nun fällt sie mir um den Hals und liebkost mich, und ich erwiedere ihre Liebkosungen.

Glückliche Zeiten! Wenn ich an sie denke! Und trotz des schrecklichen Alters, welches mich so wenig geeignet zur Liebe macht, denke ich so oft an sie! Wenn ich an sie denke, fühle ich mich wieder jung, und mein Leben erhält wieder den Reiz der Jugend, trotz der Wirklichkeit, welche mich so weit davon entfernt!

Als sich Esther endlich wieder gesetzt hatte, fragte sie, wo das Portefeuille sei, und die Pyramide sagte, das Portefeuille sei in die Oeffnung der fünften Stufe der Treppe gefallen.

Herr von D. sagte zu seiner Tochter: Sehen wir nach, liebe Esther, ob das Orakel die Wahrheit gesprochen hat, und beide gehen mit freude- und hoffnungglänzenden Gesichtern nach der Treppe; ich folge ihnen; Herr von D. selbst zeigte uns das Loch, durch welches die Brieftasche gefallen sein mußte. Er zündet ein Licht an, wir steigen in ein unterirdisches Magazin und bald hebt er mit seinen Händen das Portefeuille auf, welches ins Wasser gefallen war. Freudig gehen wir wieder hinauf, und nun sprechen wir mit dem ernstesten Tone eine ganze Stunde über die Göttlichkeit des Orakels, welches ihrer Ansicht nach den Besitzer desselben zum glücklichsten Menschen machen mußte.

Er öffnete die Brieftasche und zeigte uns vierzig Schatzkammerscheine, jeden von tausend Pfund Sterling. Er schenkte seiner Tochter zwei und nöthigte mich ebenfalls zwei anzunehmen; aber ich nahm sie mit der einen Hand und gab sie mit der andern Esther, welche ich bat, dieselben aufzubewahren; aber um sie dazu zu nöthigen, mußte ich ihr drohen, nicht mehr an der Kabbala mit ihr zu arbeiten. Ich sagte zu Herrn von D., mir liege nur an seiner Freundschaft, und hierauf umarmte er mich und schwor mir Freundschaft auf Tod und Leben.

Als ich der schönen Esther meine zweitausend Pfund Sterling übergab, war ich sicher, sie mir zu befreunden, nicht durch das Interesse, sondern durch das Vertrauen. Dieses

reizende Mädchen hatte in seinem ganzen Wesen etwas so Mächtiges, daß es mir so vorkam, als ob meine Existenz an die ihrige gebunden sei.

Ich sagte Herrn von D., was mir am Herzen liege, sei die Umsetzung der 20 Millionen, aber mit geringem Verluste.

Ich hoffe, Sie zu befriedigen, sagte er, da Sie aber oft bei mir sein müssen, mein Freund, so müssen Sie in mein Haus ziehen, welches das Ihrige sein wird.

Ich werde Ihnen zur Last fallen.

Fragen Sie meine Tochter.

Da Esther ihre Bitten mit denen ihres Vaters verband, so nahm ich den Vorschlag an, bemühte mich aber sehr, ihnen zu verbergen, wie glücklich mich diese Anordnung machte. Ich begnügte mich, ihnen meine Dankbarkeit zu bezeigen; sie erwiederten auf eine Weise, welche mich überzeugte, daß ich sie verpflichte.

Herr von D. ging in sein Kabinet, und da ich nun mit Esther allein war, gab ich ihr einen zärtlichen Kuß und sagte, ich würde nicht eher glücklich sein, als bis sie mir ihr Herz geschenkt habe.

Sie lieben mich also?

Aufs Zärtlichste, und ich bin bereit, Alles zu thun, um es Ihnen zu beweisen, wenn ich hoffen darf, daß Sie meine Liebe theilen.

Sie reichte mir die Hand, welche ich mit Küssen bedeckte, und sagte: wenn Sie bei uns wohnen, werden Sie den günstigen Augenblick finden, um bei meinem Vater um mich anzuhalten; aber vor Allem müssen Sie bei uns sein.

O, geliebtes Weib, ich werde morgen kommen.

Wir unterhielten uns weiter von Zärtlichkeit, Hoffnungen und Zukunft in der süßesten Hingebung gegenseitigen Vertrauens, und ich mußte wohl sehr aufrichtig verliebt sein, da jeder unanständige Gedanke mir in Gegenwart eines so schönen Weibes, von welchem ich mich geliebt fühlte, fern blieb.

Herr von D. kehrte zurück, und das Erste, was er uns sagte, war, daß wir am nächsten Tage eine wichtige Nachricht von der Börse erfahren würden.

Welche Nachricht, Papa?

Ich bin entschlossen, das verloren geglaubte Schiff für dreihunderttausend Gulden ganz allein zu übernehmen. Man

wird sagen, ich sei toll geworden. Ich würde es allerdings sein, wenn ich den geringsten Zweifel behalten könnte, nachdem ich auf die augenfälligste Weise die Göttlichkeit des Orakels erprobt habe.

Mein theurer D., Sie erschrecken mich; ich habe Ihnen gesagt, daß das Orakel mich oft getäuscht hat.

Das konnte nur der Fall sein, wenn die Antworten zweideutig waren und Sie nicht den wahren Sinn gefaßt hatten; aber im gegenwärtigen Falle ist die Antwort von schlagender Klarheit. Ich werde drei Millionen Gulden gewinnen oder eine Summe verlieren, welche mich nicht zu Grunde richtet.

Esther, welche enthusiastisch und durch den Fund der Brieftasche geblendet war, sagte zu ihrem Vater, er solle sich beeilen. Ich meinerseits konnte nun nicht mehr zurücktreten; aber ich versank wieder in Traurigkeit. Herr von D., der es bemerkte, reichte mir die Hand mit den Worten: Angenommen auch, das Orakel habe diesmal gelogen, so werde ich doch nicht weniger Ihr Freund sein. Diese Versicherung tröstet mich, sagte ich; da es sich aber hier von einer sehr wichtigen Sache handelt, so erlauben Sie, daß ich das Orakel zum zweitenmale über diesen Gegenstand befrage, ehe Sie 300,000 Gulden aufs Spiel setzen. Dieser Vorschlag bezauberte den Vater und die Tochter, welche ihre Freude und Dankbarkeit, daß ich wegen ihrer Interessen so besorgt war, mir nicht genugsam ausdrücken konnten.

Nun muß ich eine wirklich überraschende Thatsache berichten, welche zum Glauben an das Verhängniß verleiten könnte. Ohne Zweifel werden manche Leser ungläubig sein; da aber diese Memoiren erst nach meinem Tode ans Licht treten werden, so habe ich kein Interesse die Wahrheit zu entstellen, um so weniger, als ich nur schreibe, um mir in meinen Mußestunden die Zeit zu vertreiben. Glaube, wer da wolle, aber Folgendes ist die Thatsache in ihrer ganzen Einfachheit. Ich stellte selbst die Frage, machte die Pyramide und traf alle kabbalistischen Vorbereitungen, ohne zu leiden, daß Esther sich in die Sache mische. Ich war erfreut, daß ich noch Zeit hatte, eine so große Unbesonnenheit zu verhindern, und ich war fest entschlossen, es zu thun. Eine doppelsinnige Antwort, welche ich aus meiner Feder fließen lassen konnte, sollte Herrn D.'s Muth lähmen und seinen Plan vereiteln; diese doppel-

sinnige Antwort hatte ich entworfen, und ich glaubte sicher sein zu können, daß ich sie in Zahlen ausgedrückt habe. In dieser Ueberzeugung und da Esther das Alphabet vollkommen kannte, sagte ich derselben, sie möge die Antwort zusammenstellen und übersetzen, was sie in einem Augenblicke that, und man denke sich nun mein Erstaunen, als ich sie folgende Worte lesen hörte:

„Wenn es sich um eine solche Sache handelt, darf man weder fürchten noch sich bedenken. Ihre Reue würde zu schmerzlich sein.“

Man wird einsehn, daß nichts weiter nöthig war. Vater und Tochter umarmten mich, und Herr von D. sagte, wenn das Schiff erscheine, gehöre mir der zehnte Theil des Gewinnstes. Die Ueberraschung hinderte mich zu antworten, denn ich glaubte überzeugt sein zu können, daß ich glauben und wagen, statt fürchten und bedenken geschrieben habe. Aber so groß ist die Wirkung der Selbstverblendung bei befangenen Geistern, daß Herr von D. in meinem Schweigen nur die Bestätigung der Untrüglichkeit meiner Wissenschaft las. Ich konnte nicht mehr zurücktreten und faßte mich, dem Zufalle den Antheil überlassend, den er trotz uns auf unser Geschick hat.

Am folgenden Tage zog ich zu Esther in ein herrliches Gemach, und am zweiten Tage führte ich sie allein ins Concert, wo sie auf eine geistreiche Weise über den Schmerz spottete, den mir die Abwesenheit von Madame Trenti und ihrer Tochter bereiten müsse. Esther besaß mich gänzlich; ich lebte nur, um sie anzubeten, und ich konnte ihre zärtlichen Gefühle für mich nicht verkennen, aber Esther hatte Grundsätze; ich besaß sie nicht und ich verzehrte mich vor Liebe und Schmachten.

Vier oder fünf Tage, nachdem ich zu meinen Freunden gezogen war, theilte Herr von D. mir das Resultat einer Conferenz mit, welche er mit Herrn Pels und sechs andern Comptoirchefs über meine zwanzig Millionen gehabt hatte. Sie boten zehn Millionen baares Geld und sieben Millionen in Papieren, welche fünf oder sechs Prozent geben würden, und ein Prozent sollte für Mäklergebühren berechnet werden. Ueberdies verzichteten sie auf die 1,200,000 Gulden, welche die französische indische Gesellschaft der holländischen schuldete.

Es war mir unmöglich, unter solchen Bedingungen etwas auf

mich zu nehmen, obwohl ich sie in Betracht der Leere, welche damals im Schatze Ludwigs XV. herrschte, im Grunde ziemlich annehmbar fand. Ich beeilte mich eine Abschrift des Vorschlags an Herrn von Boulogne und Herrn von Affri zu schicken und sie um schnelle Antwort zu ersuchen. Ich bekam dieselbe nach Verlauf von acht Tagen von der eigenen Hand Herrn von Courteuil's, im Auftrage Herrn von Boulogne's, und sie lautete dahin, ich solle diese Vorschläge kurz ablehnen und nach Paris zurückkehren, wenn ich nicht ein besseres Geschäft abschließen könnte. Man wiederholte mir, der Friede sei sicher, obwohl man in Holland ganz entgegengesetzter Ansicht war.

Wahrscheinlich wäre ich ohne einen Umstand, welcher in der Familie, deren Mitglied ich geworden war, mich allein in Erstaunen setzte, sogleich nach Paris gereist. Herrn von D.'s Muth war außerordentlich gewachsen, und, gleichsam als ob der Zufall mich zum Propheten wider meinen Willen hätte machen wollen, hatte man seit drei Tagen an der Börse Nachrichten von dem Schiffe erhalten, was man als verloren betrachtete, und was Herr von D. im Vertrauen auf mein Orakel für 300,000 Gulden gekauft hatte. Das Schiff war in Madeira. Man denke sich Esthers Freude, besonders aber die meinige, als wir den braven Mann mit triumphirender Miene eintreten sahen und ihn die glückliche Nachricht bestätigen hörten. Ich habe, sagte er zu uns, das Schiff für eine Kleinigkeit von Madeira nach dem Texel versichert; also, mein Freund, fuhr er fort, sich zu mir wendend, können Sie von jetzt an über den zehnten Theil des Gewinnstes verfügen, den ich Ihnen verdanke.

Der Leser wird sich denken, wie angenehm mir das Alles war; was er sich aber nicht denken kann, wenn er mich nicht eben so gut wie sich selbst kennt, und das ist unmöglich, ist die Verlegenheit, in die mich die folgenden Worte versetzten.

Sie sind, sagte Herr von D. zu mir, jetzt reich genug, um zu uns zu ziehen, und sie können sicher sein, binnen wenigen Jahren durch die bloße Beschäftigung mit Ihrer Kabbala unermeßlich reich zu werden. Ich werde Ihr Agent sein, mein Freund, bilden wir eine gemeinschaftliche Haushaltung, und wenn meine Tochter Ihnen gefällt und dieselbe Sie will, so werden Sie mein Sohn, sobald Sie wollen.

Freude und Glück leuchteten in Esthers Augen, und ich, der sie

anbetete, ließ sie in den meinigen nur Erstaunen lesen. Das Glück und der Zwang, den ich mir anthat, hatten mich stumpfsinnig gemacht. Ich gab mir keine Rechenschaft davon, aber ohne Zweifel wirkte in mir unbewußt meine unbesiegliche Abneigung gegen die Ehe. Nachdem ich lange geschwiegen und endlich die Sprache wiedergefunden hatte, sprach ich von Dankbarkeit, Glück, Liebe, und sagte endlich, trotz meiner zärtlichen Liebe für Esther müsse ich, ehe ich mich fest niederließe, wegen der Ehren- und Vertrauenssache, welche die Regierung mir übertragen, nach Paris zurückkehren, käme ich aber wieder nach Amsterdam zurück, so wäre ich sicher, mein Schicksal entscheiden zu können.

Diese lange Ausführung hatte das Glück, ihnen zu gefallen. Esther zeigte sich sehr zufrieden, und den Rest des Abends verlebten wir in Freude. Am folgenden Tage gab Herr von O. ein prächtiges Mittagsessen mehrern seiner Freunde, welche ihm wegen seines Glücks gratulirten, welche sich aber seinen Muth nur dadurch erklären konnten, daß er von der Existenz des Schiffes auf Madeira Kunde gehabt habe, obwohl Keiner von ihnen eine wahrscheinliche Conjectur aufstellen konnte, wie er vor allen Andern Kenntniß erlangt haben könne.

Acht Tage nach diesem Glücksfalle gab er mir das Ultimatum in der Sache der zwanzig Millionen. Es ging dahin, daß Frankreich beim Verkaufe der Summe nur neun Procent verlieren und ich keine Mäklergebühren erhalten solle.

Sogleich schickte ich eine Abschrift dieses Gebots an Herrn von Affri und bat ihn, dieselbe ohne Verzug und auf meine Kosten an den General-Controleur nebst einem Briefe zu expediren, worin ich demselben meldete, die Sache würde unfehlbar nicht zu Stande kommen, wenn er einen einzigen Tag zögere, Herrn von Affri Vollmacht zu schicken, mir die zum Stipuliren nothwendige Ermächtigung zu geben. In demselben Sinne schrieb ich an Herrn von Courteuil und an Herrn von Choiseul, ihnen anzeigend, daß bei diesem Geschäfte nichts für mich abfiele, aber hinzufügend, nichtsdestoweniger würde ich ein Geschäft abschließen, welches mir vortheilhaft schiene; übrigens aber sei ich sicher, die Wiedererstattung meiner Auslagen in Versailles zu erhalten, wo man mir die Entschädigung, welche ich hoffen dürfe, nicht versagen würde.

Da es Karneval war, so fand Herr von D. es angemessen, einen Ball zu geben. Er lud dazu die ganze gute Gesellschaft von Amsterdam ein. Der Ball und das Abendessen waren prachtvoll, und Esther, welche mit Diamanten bedeckt war, tanzte alle Contretänze mit mir und entzückte Alle durch ihre Anmuth wie durch ihre Schönheit.

Ich verlebte alle meine Tage bei Esther, und täglich wurden wir verliebter und unglücklicher, denn wir zehrten uns in einer Enthaltsamkeit auf, die uns nur reizte und unsere Begierden stachelte.

Esther liebte mich; da sie aber, mehr aus Grundsatz als aus Temperament, tugendhaft war, so bewilligte sie mir nur unbedeutende Freiheiten. Sie war nur verschwenderisch mit Küssen, aber Küsse sind kein Palliativ, sondern ein Stimulans, und die Liebe machte mich wüthend. Sie sagte zu mir, wie alle sogenannten anständigen Mädchen, sie sei sicher, daß ich sie nicht heirathen würde, wenn sie sich dazu verstände, mich glücklich zu machen, und sie würde mir ganz angehören, sobald sie meine Frau wäre. Sie glaubte nicht, daß ich verheirathet sei, denn ich hatte ihr das Gegentheil zu oft versichert, und diese Zusicherung stimmte zu sehr mit ihren Wünschen überein, wohl aber, daß ich eine starke Neigung in Paris habe. Ich gab das zu und versicherte ihr, ich würde mich gänzlich losmachen, um nur ihr anzugehören, und ich wolle unsere Geschicke durch ein unauflösliches Band vereinigen. Ach! ich log, denn Esther war nicht von ihrem Vater zu trennen, der erst vierzig Jahre alt war, und ich konnte mich nicht mit der Idee befreunden, mich unwiderruflich in Holland niederzulassen.

Zehn oder zwölf Tage nach Absendung des Ultimatums erhielt ich einen Brief von Herrn von Boulogne, welcher mich benachrichtigte, daß Herr von Affri alle wünschenswerthen Instruktionen wegen des Verkaufs der zwanzig Millionen habe, und vom Herrn Gesandten erhielt ich ebenfalls einen Brief, der die Behauptungen des General-Controleurs bestätigte. Er forderte mich auf, mich wohl vorzusehen, denn er würde die königlichen Papiere nicht anders hergeben, als wenn er 18,200,000 Frs. in baarem Gelde empfinge.

Als der schmerzliche Augenblick der Trennung gekommen war, thaten wir uns im Ausdrucke unseres Schmerzes keinen Zwang an und vergossen beide viele Thränen. Esther

übergab mir die zweitausend Pfund Sterling, welche ich leicht und ohne darauf auszugehn am Tage des Verlustes der Brieftasche verdient hatte, und ihr Vater gab mir nach meiner Bestimmung 100,000 Gulden in Wechseln auf Tourton und Baur und auf Paris de Montmartel, nebst einer Quittung über 200,000 Gulden, welche mich berechtigte, bis zur Höhe der ganzen Summe auf ihn zu ziehn. Im Augenblicke der Abreise schenkte mir Esther funfzig Hemden von der schönsten holländischen Leinwand und funfzig Mazulipatam-Tücher.

Es war nicht die Liebe zu Marie Baletti, sondern die dumme und lächerliche Eitelkeit, in dem üppigen Paris eine Rolle zu spielen, welche mich zur Abreise bewog. Einen so thörichten Charakter hatte ich aber von der Mutter Natur erhalten, daß ein fünfzehnmonatlicher Aufenthalt unter den Bleidächern nicht hinreichend gewesen war, um die Krankheit meines Geistes zu heilen. Wenn ich übrigens mit meinen Gedanken weiter gehe, so darf ich mich nicht darüber wundern, denn die zahllosen Wechselfälle, die ich seitdem zu bestehen gehabt, haben diese glückliche Heilung nicht bewirkt. Es giebt physische und moralische Krankheiten, welche unheilbar sind. Das Schicksal ist ein Wort ohne Sinn, denn wir machen dasselbe trotz des Grundsatzes der Stoiker: volentem ducit, nolentem trahit. *) Ich bin zu nachsichtig gegen mich selbst, wenn ich ihn auf mich anwende.

Nachdem ich Esther zugeschworen, daß ich vor dem Ende des Jahres zurückkehren würde, reiste ich mit einem Kommissionär der Gesellschaft, welche die französischen Papiere gekauft hatte, ab und traf bei Boaz im Haag ein, welcher mich mit einem Erstaunen empfing, das mit Bewunderung gemischt war. Er sagte, ich habe ein Wunder gethan und solle schnell nach Paris zurückkehren, wäre es auch nur, um den Weihrauch der Beglückwünschungen zu genießen; aber, fügte er hinzu, Sie können unmöglich Ihr Ziel erreicht haben, wenn Sie nicht das Geheimniß besessen haben, die betreffenden Personen zu überreden, daß der Frieden dem Abschlusse nahe ist. Nein, sagte ich, ich habe ihnen das nicht eingeredet, denn sie sind vom Gegentheile überzeugt; aber ich glaube Ihnen versichern zu

*) Es führt den Wollenden, es reißt den Nichtwollenden fort.

können, daß der Friede in der That dem Abschlusse nahe ist. Wenn Sie mir diese Zusicherung schriftlich geben wollen, sagte er, so schenke ich Ihnen für 50,000 Gulden Diamanten. Der Gesandte, versetzte ich, kann keine größere Gewißheit als ich haben; indeß scheint mir die Sache doch noch nicht so sicher, daß Sie Ihre Diamanten daran wagen sollten.

Am folgenden Tage machte ich mit dem Gesandten Alles ab, und der Kommissionär reiste wieder nach Amsterdam.

Ich speiste bei Theresen zu Abend und fand ihre Kinder sehr reinlich gekleidet. Ich bat sie, mich am folgenden Tage in Rotterdam zu erwarten und mir hier ihren Sohn zu übergeben, weil ich den bösen Zungen des Haag keinen Anlaß zu üblen Nachreden geben wollte, indem ich ihn mitnähme.

Ich nahm bei Boas für 40,000 Francs Diamanten und andere Kleinodieen, und versprach, wieder bei ihm zu wohnen, wenn ich nach dem Haag zurückkehrte. Ich habe ihm nicht Wort gehalten.

Therese sagte zu mir in Rotterdam, sie wisse, daß ich in Amsterdam eine halbe Million verdient habe, und sie werde ihr Glück machen, wenn sie Holland verlassen und sich in London niederlassen könne. Sie hatte Sophie angelernt, mir zu sagen, mein Glück sei die Folge der Gebete, welche sie für mich an Gott gerichtet habe. Ich sah, wo sie hinaus wollte, und lachte sehr über die Feinheit der Mutter und die Frömmigkeit der Tochter; ich begnügte mich, ihr hundert Dukaten zu geben, und versprach ihr noch hundert zu schicken, sobald sie mir aus London schreiben würde. Ich konnte leicht sehen, daß die Komödiantin die Summe sehr mäßig fand; aber ich ließ mich nicht rühren und gab ihr nicht mehr. Sie wartete bis zum Augenblicke, wo ich in den Wagen stieg, um mich zu bitten, ihr noch hundert Dukaten zu schenken, und ich sagte ihr ins Ohr, ich wolle ihr tausend auszahlen, wenn sie mir ihre Tochter überließe. Sie bedachte sich einen Augenblick und sagte dann, sie könne sich unmöglich von derselben trennen. Ich weiß wohl warum, entgegnete ich, und hierauf eine Uhr aus meiner Uhrtasche ziehend, schenkte ich sie Sophien, umarmte sie und fuhr ab. Am 10. Februar kam ich in Paris an und miethete eine prachtvolle Wohnung neben der Straße Montorgueil.

Achtes Kapitel.

Schmeichelhafter Empfang meines Beschützers. — Madame d'Urfé wird schwindelig. — Madame H. C. V. und ihre Familie. — Madame du Rumain.

Während meiner kurzen Reise vom Haag nach Paris hatte ich hinlängliche Zeit zu bemerken, daß die Seele meines Adoptivsohns nicht so schön war wie sein kleines Individuum.

Der Theil seiner Erziehung, womit seine Mutter sich die meiste Mühe gegeben hatte, war, wie schon bemerkt, die Verschwiegenheit. Ihr eigenes Interesse forderte, daß ihr Sohn diese Eigenschaft vorzugsweise besitze, und meine Leser werden nicht verlangen, daß ich ausführlicher werde; indem aber das Kind der Leitung seiner Mutter folgte und nicht Vernunft genug hatte, um sich zu mäßigen, übertrieb es die Verschwiegenheit, und im Gefolge dieser Eigenschaft stellten sich bald drei große Fehler ein: die Verstellung, das Mißtrauen und die erkünstelte Vertraulichkeit, ein schönes Lügen-Trio bei einem Individuum, welches sich erst der Epoche der Pubertät näherte. Nicht allein sagte er nicht, was er wußte, sondern er that auch so, als ob er das wisse, was er nicht wußte. Um Glück zu machen, glaubte er, müsse er sich undurchdringlich machen, und zu diesem Zwecke, hatte er sich gewöhnt, seinem Herzen Schweigen zu gebieten und nie etwas zu sprechen, was er nicht vorher in seinem Innern bedacht hatte. Er glaubte klug zu sein, wenn er zum Irrthume verführte, und da sein Herz für jeden edlen Eindruck unempfänglich war, so schien der kleine Unglückliche dazu verurtheilt, nie die Freundschaft kennen zu lernen und nie einen Freund zu haben.

Da ich voraussah, daß Madame d'Urfé wegen der Durchführung ihrer chimärischen Hypostase auf ihn rechnen würde, und daß ihr Geist, je mehr ich ihr aus seiner Geburt ein Geheimniß mache, desto mehr Ueberspanntheiten ersinnen würde, so befahl ich ihm, nichts was ihn beträfe, zu verbergen, wenn eine Dame, welcher ich ihn vorstellen würde, Fragen an ihn richten sollte. Er versprach zu gehorchen, aber der Befehl aufrichtig zu sein, war ihm unerwartet.

Nach meiner Ankunft in Paris besuchte ich zunächst meinen Beschützer, welchen ich in großer Gesellschaft fand. In seinem Cirkel erblickte ich den venetianischen Gesandten, welcher so that, als ob er mich nicht kenne.

Seit wann sind Sie in Paris? fragte der Minister, mich bei der Hand fassend.

Seit diesem Augenblicke. Ich steige so eben aus meiner Post-Chaise.

Gehen Sie nach Versailles; dort werden Sie den Herzog von Choiseul und den General-Controleur finden. Sie haben Wunder gethan; lassen Sie sich nun bewundern und kommen Sie dann wieder zu mir. Sagen Sie dem Herrn Herzoge, daß ich Voltaire einen Paß des Königs geschickt habe, welcher denselben zu seinem gentilhomme ordinaire ernennt.

Man geht nicht Mittags nach Versailles; so sprachen aber die Minister, wenn sie in Paris waren. Sie thaten so, als ob Versailles am andern Ende der Straße läge.

Anstatt mich sogleich nach dieser prunkvollen Residenz der französischen Könige zu begeben, ging ich zu Madame d'Urfé.

Diese Dame empfing mich mit der Aeußerung, ihr Genius habe ihr angezeigt, daß sie mich heute sehen würde, und sie sei sehr erfreut über dessen Wahrhaftigkeit. Cornemann hat mir gesagt, was Sie in Holland ausgerichtet hätten, werde als ein Wunder betrachtet; aber ich sehe darin ein ganz anderes Wunder, denn ich bin überzeugt, daß Sie die 20 Millionen acceptirt haben. Die Fonds steigen und in der folgenden Woche wird ein Umsatz von wenigstens 100 Millionen stattfinden. Sie werden es nicht übel nehmen, daß ich Ihnen ein so dürftiges Geschenk zu machen gewagt habe, denn zwölftausend Francs sind sehr wenig für Sie. Sie werden darin nur einen Beweis meiner Freundschaft erblicken.

Ich weiß die Sprache derselben zu würdigen.

Ich werde dem Schweizer befehlen, Niemand einzulassen, denn ich bin zu glücklich, Sie wiederzusehn, um Sie nicht ganz besitzen zu wollen.

Dieses schmeichelhafte Compliment erwiederte ich nur mit einer tiefen Verbeugung und sie fing an vor Freude zu zittern, als ich ihr meldete, daß ich einen jungen Knaben von zwölf Jahren aus Holland mitgebracht, und daß ich die Absicht habe, ihn in der besten Pensionsanstalt von Paris unterzubringen, um ihm eine gute Erziehung geben zu lassen.

Ich übernehme es, ihn zu Viar zu bringen, wo meine Neffen sind. Wie heißt er? Wo ist er? Ich weiß wohl, was es mit diesem Knaben zu besagen hat. Ich sehne mich recht, ihn zu sehen. Warum, Herr Casanova sind Sie nicht bei mir abgestiegen?

Ihre Fragen und Antworten folgten mit außerordentlicher Schnelligkeit auf einander; es wäre mir unmöglich gewesen, während dieses Geschwätzes eine Sylbe zu sprechen, hätte ich auch gewollt; aber es war mir lieb, daß sie ihr erstes Feuer so verschoß, und ich hütete mich, sie zu unterbrechen. Nachdem ein Augenblick des Schweigens eingetreten war, sagte ich ihr, ich würde übermorgen die Ehre haben, ihr meinen jungen Mann vorzustellen, denn der folgende Tag war für Versailles bestimmt.

Spricht dieser kostbare junge Mann französisch? Bis ich die Anordnungen in Betreff seiner Pension getroffen habe, müssen Sie ihn durchaus bei mir lassen.

Uebermorgen wollen wir davon sprechen, Madame.

Wie sehr sehne ich mich nach diesem Uebermorgen!

Als ich Madame d'Urfé verließ, begab ich mich in mein Bureau, wo ich die Freude hatte, Alles in Ordnung zu finden. Sodann ging ich in die italienische Komödie, wo Sylvia diesen Abend spielte. Ich suchte sie in ihrer Loge auf, wo sie mit ihrer Tochter war. Mein Freund, sagte sie, als sie mich erblickte, ich weiß, daß Sie in Holland gute Geschäfte gemacht haben, und ich wünsche Ihnen Glück dazu. Ich überraschte sie auf eine angenehme Weise, als ich sagte, ich habe für ihre Tochter gearbeitet und Manon erröthete und senkte die Augen auf eine ziemlich bedeutungsvolle Weise. Ich werde mit Ihnen zu Abend speisen, sagte ich, und dann wollen wir behaglich plaudern. Nachdem ich sie verlassen, ging ich ins

Amphitheater. Welche Ueberraschung! Ich erblickte in einer der ersten Logen Madame H. C. V. mit ihrer ganzen Familie. Ich werde meinen Lesern ein Vergnügen erweisen, wenn ich Ihnen hier ihre Geschichte erzähle.

Madame H. C. V., eine Griechin von Geburt, war Witwe eines Engländers, der sie zur Mutter von sechs Kindern, worunter vier Mädchen, gemacht hatte. Auf seinem Todtenbette trat derselbe zum Katholicismus über, da er den Thränen seiner Frau nicht widerstehen konnte; da aber seine Kinder die Erbschaft eines Kapitals, von 40,000 Pfund Sterling, welches der Verstorbene in England hinterließ, nur dann antreten konnten, wenn sie sich zur anglikanischen Kirche bekannten, so kehrte die Familie von London zurück, wo die Witwe alle durch die englischen Gesetze vorgeschriebenen Förmlichkeiten erfüllt hatte. Was thut nicht das Interesse? Uebrigens darf man den Personen nicht böse sein, welche in einem solchen Falle den durch die nationalen Gesetze geweihten Vorurtheilen nachgeben.

Es war im Anfange des Jahres 1758, und fünf Jahre früher hatte ich mich in Padua in die älteste Tochter verliebt, mit welcher zusammen ich Komödie gespielt hatte; einige Monate später in Venedig fand aber Madame H. C. V. es angemessen, mich aus ihrer Gesellschaft auszuschließen. Ihre Tochter bewog mich durch einen reizenden Brief, welchen ich jetzt noch zuweilen mit Vergnügen lese, den mir von ihrer Mutter zugefügten Schimpf ruhig hinzunehmen. Ich muß übrigens hinzufügen, daß ich das Unglück um so leichter geduldig ertragen konnte, als ich damals mit meiner schönen Nonne M. M. und meiner reizenden C. C. beschäftigt war. Indeß war Fräulein H. C. V., obwohl erst funfzehn Jahre alt, eine vollkommene Schönheit und um so reizender als sie mit dem Zauber des Aeußern alle Vorzüge eines gebildeten Geistes vereinigte, der oft eine größere Anziehungskraft hat als physische Vollkommenheiten.

Der Graf Algarotti, Kammerherr des Königs von Preußen, unterrichtete sie, und mehrere junge Patrizier suchten ihr Herz zu erobern. Der Aelteste der Familie Memmo de S. Marcuola schien den Vorzug zu haben. Der junge Mann starb ein Jahr darauf als Procurator von St. Marcus.

Man kann sich mein Erstaunen vorstellen, als ich diese

Familie in einem Augenblicke wiedersah, wo ich sie aus den Augen verloren hatte. Fräulein H. C. V. erkannte mich sogleich wieder, und nachdem sie mich ihrer Mutter gezeigt, winkte diese mir mit dem Fächer, und ich ging in ihre Loge.

Sie empfing mich auf die freundlichste Weise und sagte, sie seien nicht mehr in Venedig und sie hoffe, daß ich sie oft im Hôtel de Bretagne in der rue St. André-des-Arts besuchen würde. Ich sagte, ich wolle nicht an Venedig denken, und da die Tochter ihre dringenden Bitten mit denen der Mutter vereinigte, so versprach ich ihrer Einladung nachzukommen.

Ich fand Fräulein H. C. V. außerordentlich verschönert und meine Liebe erwachte nach einem fünfjährigen Schlummer mit einer solchen Stärke, daß ich sie nur mit dem Grade der Vollkommenheit, welchen der Gegenstand derselben in dieser Zeit erlangt hatte, vergleichen konnte. Sie sagten, sie würden ein halbes Jahr in Paris bleiben, ehe sie nach Venedig zurückkehrten. Ich äußerte gegen sie, ich gedächte mich in dieser Hauptstadt niederzulassen, ich käme aus Holland, und da ich am folgenden Tage nach Versailles gehen müßte, so könnte ich ihnen meine Huldigungen erst übermorgen darbringen. Ich bot ihnen zugleich meine Dienste an und deutete an, daß ich ihnen vorkommenden Falls sehr bedeutende leisten könnte.

Fräulein H. C. V. äußerte, sie wisse, daß das, was ich in Holland gethan, mich Frankreich werth machen müsse, daß sie immer gehofft mich wiederzusehen, und daß meine berühmte Flucht aus den Bleidächern sie sehr gefreut habe; denn, fügte sie hinzu, wir haben Sie immer geliebt.

Von Seiten Ihrer Mutter habe ich das nicht immer bemerkt, sagte ich leise zu ihr.

Sprechen wir nicht davon, sagte sie halblaut; wir haben alle einzelnen Umstände Ihrer wunderbaren Flucht durch einen sechszehn Seiten langen Brief, welchen Sie an Herrn Memmo geschrieben, kennen gelernt. Wir haben beim Lesen desselben vor Freuden gezittert und vor Furcht geschaudert.

Und wie haben Sie erfahren, daß ich in Holland war?

Wir haben es gestern von Herrn de la Popelinière erfahren.

Der Generalpächter de la Popelinière, welchen ich vor sieben Jahren in seinem Hause zu Passy kennen gelernt hatte,

trat in dem Augenblicke, wo Fräulein H. C. V. seinen Namen nannte, in die Loge. Nachdem er mir ein leichtes Compliment gemacht, sagte er, wenn ich der indischen Gesellschaft auf dieselbe Weise zwanzig Millionen verschaffen könnte, würde er meine Ernennung zum Generalpächter erwirken. Ich rathe Ihnen, Herr Casanova, sich in Frankreich naturalisiren zu lassen, ehe man erfährt, daß Sie eine halbe Million verdient haben.

Eine halbe Million! mein Herr; ich wünschte wohl, daß es wahr wäre.

Sie können nicht weniger verdient haben.

Ich versichere Ihnen, mein Herr, daß dieses Geschäft mich zu Grunde richtet, wenn ich meine Mäklergebühren nicht ausbezahlt erhalte.

Sie haben Recht, wenn Sie so sprechen. Uebrigens wünscht Jeder, Sie kennen zu lernen, denn Frankreich hat große Verpflichtungen gegen Sie; Sie haben eine glückliche Hausse in den Fonds bewirkt.

Nach dem Schauspiele begab ich mich zu Sylvia und wurde hier wie ein Kind vom Hause gefeiert; aber ich gab ihnen auch Beweise, daß ich als solches betrachtet zu werden wünsche. Mir kam es so vor, als ob ich dem Einflusse ihrer beständigen Freundschaft mein ganzes Glück verdanke. Ich bat den Vater, die Mutter, die Tochter und die beiden Söhne, die Geschenke anzunehmen, welche ich für sie bestimmt hatte. Das reichste, welches ich in der Tasche hatte, schenkte ich der Mutter, die es sogleich der Tochter gab. Es waren ein paar Ohrringe von den schönsten Diamanten; ich hatte sie mit 15,000 Frcs. bezahlt. Drei Tage darauf überreichte ich ihr eine kleine Kiste mit herrlichem Calencar, holländischer Leinewand, feinen Mechelner Spitzen und point d'Alençon. Mario, welcher gern rauchte, erhielt eine schöne goldene Pfeife. Meinem Freunde schenkte ich eine schöne goldene emaillirte Dose und dem jüngsten Sohne, welchen ich außerordentlich liebte, eine Repetir-Uhr. Ich werde noch Gelegenheit finden, von diesem reizenden Kinde zu sprechen, dessen natürliche Anlagen weit über seinen Stand hinausgingen. War ich denn aber reich genug, um solche Geschenke zu machen? Nein, und ich wußte es sehr wohl; aber ich machte sie, weil ich fürchtete,

sie nicht mehr machen zu können, wenn ich die Gelegenheit entschlüpfen ließe.

Ich fuhr mit Tagesanbrach nach Versailles, und Herr von Choiseul empfing mich wie das erstemal; man frisirte ihn, aber diesmal legte er die Feder nieder; das bewies mir, daß ich in seinen Augen gestiegen war. Nach einem leichten anmuthigen Complimente, sagte er, wenn ich die Kraft in mir fühle, eine Anleihe von hundert Millionen Gulden zu 4 Prozent zu unterhandeln, werde er mir einen ehrenvollen Charakter verleihen, um den Unterhandlungen mehr Nachdruck zu geben. Ich antwortete, ich würde mir die Sache überlegen, wenn ich gesehn, welche Belohnung mir für das, was ich gethan habe, zu Theil werden würde.

Aber man sagt allgemein, Sie hätten zweihunderttausend Gulden verdient.

Das wäre nicht übel; eine halbe Million Francs wäre ein schöner Anfang; aber ich kann Ew. Excellenz versichern, daß die Sache sich nicht so verhält: möge man übrigens den geringsten Beweis beibringen, und ich ergebe mich. Ich glaube auf Mäklergebühren Anspruch machen zu können.

Das ist wahr. Besprechen Sie sich mit dem General-Controleur.

Herr von Boulogne stellte seine Arbeit ein, um mich auf die freundlichste Weise zu empfangen; als ich aber zu ihm sagte, er sei mir 100,000 Gulden schuldig, lächelte er ironisch.

Ich weiß, sagte er, daß Sie hunderttausend Thaler in Wechseln auf Ihre Ordre haben.

Das ist wahr, hat aber nicht das Geringste mit dem, was ich gethan habe, zu schaffen. Es ist dies eine bewiesene Thatsache und ich beziehe mich auf Herrn von Affri. Uebrigens habe ich einen unfehlbaren Plan, die Einnahme des Königs um zwanzig Millionen zu vermehren, ohne daß diejenigen, welche sie bezahlen, sich darüber beklagen können.

Vortrefflich! Bringen Sie die Sache zur Ausführung, und ich verpflichte mich, Ihnen vom Könige eine Pension von 100,000 Francs und einen Adelsbrief, wenn Sie Franzose werden wollen, zu verschaffen.

Die Sache will bedacht sein.

Als ich Herrn von Boulogne verließ, begab ich mich in

die kleinen Gemächer, wo die Marquise von Pompadour eine Balletprobe abhalten ließ.

Sobald sie mich bemerkte, begrüßte sie mich, und nachdem ich mich ihr genähert, sagte sie, ich sei ein geschickter Unterhändler und die Herren von dort unten hätten mich nicht zu würdigen gewußt. Sie erinnerte sich immer noch der Antwort, die ich ihr vor acht Jahren im Theater zu Fontainebleau gegeben hatte. Ich antwortete ihr, alles Gute komme von oben, und ich hoffe, desselben theilhaftig zu werden, wenn ich das Glück hätte, ihre Huld zu verdienen.

Nach Paris zurückgekehrt, begab ich mich in das Hôtel Bourbon, um meinen Beschützer von dem Resultate meiner Reise in Kenntniß zu setzen. Er rieth mir, weiter gute Geschäfte für die Regierung zu machen, weil dies das sicherste Mittel sei, für mich selbst solche zu machen. Nachdem ich ihn sodann davon in Kenntniß gesetzt, daß ich im Theater die Familie H. C. V. getroffen, sagte er mir, Herr de la Popelinière würde die Aelteste he rathen.

Als ich nach Hause kam, fand ich meinen Sohn nicht mehr. Meine Wirthin erzählte mir, eine vornehme Dame habe dem „Herrn Grafen“ einen Besuch abgestattet und denselben mit sich genommen. Da ich errieth, daß es Madame d'Urfé gewesen, so legte ich mich ohne Unruhe zu Bett. Am folgenden Tage brachte mir mein Commis vor Tagesanbruch einen Brief. Er war von dem alten Procurator, dem Onkel von Gaetano's Frau, welcher ich behülflich gewesen war, der eifersüchtigen Wuth ihres rohen Mannes zu entgehen. Er bat mich, zu ihm in den Gerichtspalast zu kommen, oder ihn von dem Orte, wo er mich finden könnte, in Kenntniß zu setzen. Ich ging zu ihm in den Gerichtspalast. Meine Nichte, sagte dieser brave Mann, ist genöthigt gewesen, in ein Kloster zu gehen, von wo aus sie gegen ihren Mann mit Hülfe eines Parlamentsraths, der alle Kosten übernommen hat, prozessirt. Indeß bedarf man zu einem glücklichen Ausgange des Prozesses Ihrer, des Grafen Tiretta und der Bedienten, welche Zeugen der blutigen Scene gewesen sind, die die Klage veranlaßt hat.

Ich that Alles, was nöthig war, und nach vier Monaten machte Gaetano der Sache durch einen betrügerischen Bankerott ein Ende, der ihn nöthigte, Frankreich zu verlassen.

Zu seiner Zeit und an seinem Orte werde ich melden, wo ich diesen Unglücklichen wiedergefunden habe. Was seine Frau betraf, welche jung und hübsch war, so bezahlte sie ihren Freund, den Rath, mit Liebesmünze. Sie wohnte bei ihm und war glücklich; sie ist es vielleicht noch, aber sie ist mir gänzlich aus den Augen gekommen.

Nachdem ich mit dem alten Procurator gesprochen, stattete ich Madame *** einen Besuch ab, um Tiretta zu sehen, welchen ich nicht zu Hause fand. Madame war immer noch verliebt, und er machte aus der Nothwendigkeit eine Tugend. Ich ließ ihm meine Adresse und begab mich ins Hôtel de Bretagne, um Madame H. C. V. meinen ersten Besuch abzustatten. Diese Frau, welche mich nicht liebte, empfing mich mit großem Wohlwollen. In Paris und im Glücke mochte ich in ihren Augen wohl etwas mehr gelten, als in Venedig. Wer weiß nicht, daß alles Glänzende die Augen blendet und bei den meisten Menschen die Stelle einnimmt, welche nur dem Verdienste gebührt!

Madame H. C. V. hatte einen alten Griechen Namens Zandiri bei sich, einen Bruder des Haushofmeisters Herrn von Bagradino's, welcher vor Kurzem gestorben war. Ich äußerte gegen dieses Vieh mein Bedauern, aber er antwortete nicht. Für seine dumme Kälte wurde ich durch die Liebkosungen entschädigt, mit denen mich die ganze Familie überschüttete. Das Fräulein, ihre Schwestern, zwei Brüder überhäuften mich mit Freundschaftsäußerungen. Der älteste war erst vierzehn Jahre alt; es war ein reizender junger Mensch, aber er überraschte mich durch die Unabhängigkeit, welche er in seinem Benehmen zeigte. Er sehnte sich nach dem Augenblicke, wo er in den Besitz seines Vermögens gelangen würde, um sich den Ausschweifungen überlassen zu können, wozu er alle Anlagen hatte. Fräulein H. C. V. verband mit einer seltenen Schönheit die Ungezwungenheit und den guten Ton der besten Gesellschaft und Talente und solide Kenntnisse, welche sie immer bei passender Gelegenheit und auf die anspruchsloseste Weise zeigte. Es war schwer, sich ihr zu nähern, ohne für sie das zärtlichste Gefühl zu empfinden; aber sie war nicht kokett, und ich überzeugte mich bald, daß sie diejenigen, welche nicht das Glück hatten, ihr zu gefallen, nicht die geringste Hoffnung fassen ließ. Sie verstand es kalt ohne Unhöflichkeit zu sein;

desto schlimmer für diejenigen, welche sie durch ihre Kälte nicht enttäuschte.

Während einer Stunde, welche ich bei ihr blieb, fesselte sie mich an ihren Wagen; ich gestand es ihr und sie sagte, sie sei sehr erfreut darüber. Sie nahm in meinem Herzen den Platz ein, den Esther vor acht Tagen inne gehabt hatte; aber ich gestehe ganz unbefangen, daß Esther, nur weil sie abwesend war, Unrecht hatte. Was meine Neigung für Sylvia's Tochter betraf, so war sie nicht der Art, daß sie mich hätte hindern können, mich in ein anderes Mädchen zu verlieben. Im Herzen eines Genußmenschen erlischt jede Liebe ohne positive Nahrung an einer Art Auszehrung, und Frauen, die einige Erfahrung haben, wissen es sehr wohl. Die junge Baletti war noch völlig unerfahren und konnte nichts davon wissen.

Herr Farsetti, ein adliger Venetianer, Commandeur des Malteser Ordens, ein Schriftsteller, welcher mit dem Wahnsinn der geheimen Wissenschaften behaftet war und welcher gute lateinische Verse machte, kam um ein Uhr. Man wollte eben zu Tische gehen, und Madame H. C. V. beeilte sich, noch ein Couvert für ihn auflegen zu lassen. Sie bat mich ebenfalls zu bleiben; da ich aber bei Madame d'Urfé speisen wollte, so lehnte ich die Ehre für diesen Tag ab.

Herr Farsetti, welcher mich in Venedig gut gekannt hatte, sah mich nur im Vorübergehen an, und ich bezahlte ihn mit gleicher Münze, ohne eine mürrische Laune anzunehmen. Er lächelte, als das Fräulein meinen Muth lobte; sie bemerkte es und gleichsam um ihn zu strafen, fügte sie hinzu, ich habe alle Venetianer gezwungen, mich zu bewundern, und die Franzosen seien stolz darauf, mich zu ihrem Mitbürger zählen zu dürfen. Herr Farsetti fragte mich, ob mir meine Stelle als Lotterie-Einnehmer viel einbringe. Ich antwortete auf eine gleichgültige Weise: So viel ich brauche, um meine Commis glücklich zu machen. Er fühlte die Tragweite meiner Antwort, und das Fräulein lächelte darüber.

Ich fand meinen angeblichen Sohn bei Madame d'Urfé oder besser in den Armen dieser lieben Visionärin. Sie erschöpfte sich in Entschuldigungen über dessen Entführung und ich machte Witze darüber, da ich nichts Besseres thun konnte. Ich sagte zu dem kleinen Manne, er solle Madame d'Urfé

als seine Königin betrachten und nichts vor ihr verbergen. Ich habe ihn bei mir schlafen lassen, sagte sie, aber ich werde mir dieses Vergnügen versagen müssen, wenn er mir nicht verspricht, künftig artiger zu sein. Ich fand die Sache großartig, und der kleine Mann bat sie trotz der Röthe, welche ihm ins Gesicht stieg, ihm zu sagen, wodurch er sie beleidigt habe.

Wir werden den Grafen St. Germain bei Tische haben, sagte Madame d'Urfé; ich weiß, daß dies Original Sie unterhält, und ich will, daß es Ihnen bei mir gefalle.

Um mich bei Ihnen zu gefallen, Madame, bedarf ich nur Ihrer selbst; indeß bin ich Ihnen für Ihre gütige Aufmerksamkeit sehr dankbar.

St. Germain kam und setzte sich nach gewohnter Weise, nicht um zu essen, sondern um zu sprechen, zu Tische. Er erzählte mit unverwüstlicher Ruhe unglaubliche Sachen, und man mußte so thun, als glaube man sie, da er immer Augenzeuge gewesen war oder sich für den Helden des Abenteuers ausgab. Dennoch mußte ich laut auflachen, als er uns eine Thatsache erzählte, die ihm begegnet war, als er mit den Vätern des Concils von Trient zusammen speiste.

Madame d'Urfé trug einen großen Magnet in Form eines Schmucks am Halse. Sie behauptete, dieser Magnet würde eines Tages den Blitz anziehen und sie auf diese Weise zum Himmel auffahren. Ich hatte Lust ihr zu sagen, daß sie, dort angekommen, keinen höhern Standpunkt einnehmen würde als auf unserm Planeten, aber ich hielt an mir, und der berühmte Betrüger beeilte sich hinzuzufügen, die Thatsache sei sicher, aber nur er sei im Stande, die Kraft des Magnets um das Tausendfache zu verstärken. Ich versetzte kalt, ich wette zwanzigtausend Thaler, daß er die Kraft dessen, den Madame d'Urfé am Halse trage, nicht einmal würde verdoppeln können. Madame d'Urfé legte sich dazwischen, um die Wette zu verhindern, und nach Tische sagte sie unter vier Augen zu mir, ich würde verloren haben, weil St. Germain ein Magier sei.

Es läßt sich leicht denken daß ich ihr Recht gab.

Einige Tage darauf reiste dieser angebliche Magier nach Chambord, wo der König ihm eine Wohnung und 100,000 Francs gab, um ungestört an den Färbestoffen zu arbeiten, durch welche die Tuchfabriken des Reichs hinsichtlich der Farbe

den Vorrang vor allen andern erhalten sollten. St. Germain hatte den Monarchen verführt, indem er ihm zu Trianon ein Laboratorium eingerichtet hatte, wo derselbe sich zuweilen zerstreute, obwohl er wenig von Chemie verstand; aber der König langweilte sich überall, außer auf der Jagd; der Hirschpark stumpfte ihn nur ab und blasirte ihn vollends; denn um einen Harem zu genießen, der aus den anziehendsten Schönheiten und oft aus jungen Novizen, welche das Vergnügen schwierig machten, zusammengesetzt war, hätte man ein Gott sein müssen, und Ludwig XV. war nur ein Mensch.

Die gefällige Marquise hatte den Adepten zum Monarchen gebracht, weil sie ihn der langen Weile zu entreißen hoffte, indem sie ihm Geschmack für die Chemie beibrachte. Uebrigens glaubte Frau von Pompadour von St. Germain das Wasser der Jugend erhalten zu haben, und sie wollte ihm daher einen großen Vortheil verschaffen. Dieses wunderbare Wasser hatte, wenn es genau in der vom Betrüger vorgeschriebenen Dosis genommen wurde, nicht die Eigenschaft, das Alter rückgängig zu machen und wieder die Jugend zu verleihen; er gab zu, daß dies nicht möglich sei; aber wenn man ihm glauben wollte, hatte es die Kraft, die Person mehrere Jahrhunderte in statu quo zu erhalten.

In Betreff dieses Wassers, vermittelst dessen der es Verschreibende zwar nicht auf den Körper, aber auf den Geist dieser berühmten Frau einwirkte, hatte sie dem Monarchen versichert, sie fühle daß sie nicht altere. Der König hatte sich ebenfalls in die erhabenen Verdienste des Betrügers vernarrt, denn er zeigte eines Tages dem Herzoge von Zweibrücken einen Diamant vom schönsten Wasser, der zwölf Karat wog und den er selbst gemacht zu haben glaubte. Ich habe, sagte Ludwig XV., vierundzwanzig Karat kleiner Diamanten geschmolzen, welche diesen hier gegeben haben, der durch das Schleifen bis auf zwölf Karat vermindert worden ist. In Folge dieser Bethörung hatte der Monarch einem berühmten Abenteurer dieselbe Wohnung angewiesen, die einst der Marschall von Sachsen inne gehabt hatte. Ich habe diese Anekdote aus dem Munde des Herzogs von Zweibrücken selbst gehört, der sie mir erzählte, als ich eines Tages in Metz die Ehre hatte, mit Sr. Hoheit und einem Schweden, dem Grafen von Levenhoop zu speisen.

Ehe ich Madame d'Urfé verließ, sagte ich ihr, der junge Knabe könne derjenige sein, durch welchen sie verjüngt werden solle, aber sie werde Alles verderben, wenn sie nicht seine Pubertät abwarte. Der Leser wird sich denken können, in welcher Absicht ich nach dem Vorwurfe, den sie ihm gemacht hatte, so sprach. Sie brachte ihn in Pension zu Viar, ließ ihm allerlei gute Lehrer geben und schmückte ihn mit dem Namen eines Grafen von Aranda, obwohl er in Baireuth geboren war und seine Mutter nie mit einem Spanier dieses Namens Umgang gehabt hatte. Ich wartete drei bis vier Monate, ehe ich ihn besuchte, denn ich fürchtete Unannehmlichkeiten wegen des Namens, den die Visionärin ihm ohne mein Wissen gegeben hatte.

Tiretta besuchte mich in einer hübschen Equipage. Er sagte, seine ältliche Geliebte wolle seine Frau werden, aber er werde sich nie dazu verstehen, obwohl sie ihm ihr ganzes Vermögen anbiete. Er hätte mit ihr nach Treviso ziehn, seine Schulden bezahlen und dort ein angenehmes Leben führen können! Sein Geschick hinderte ihn, meinem Rathe zu folgen.

Da ich ein kleines Landhaus miethen wollte, so entschied ich mich für die Petite-Pologne, welche mir besser als mehrere andere gefiel. Sie war gut möblirt und hundert Schritte von der barrière de la Madeleine entfernt. Das Haus lag auf einer Anhöhe in der Nähe des königlichen Jagdreviers hinter dem Garten des Herzogs von Grammont und der Besitzer hatte es Varsovie en bel air genannt. Es hatte zwei Gärten, von denen einer in gleicher Höhe mit dem ersten Stockwerke lag und enthielt drei Herrengemächer, große Stallungen, Remisen, Böden, einen guten Keller und eine schöne sehr gut eingerichtete Küche. Der Besitzer hieß der Butterkönig und unterzeichnete nicht anders. Ludwig XV. hatte ihm den Namen gegeben, als er eines Tages bei ihm abstieg und seine Butter vorzüglich fand. Dies war ein Seitenstück zur Dinde en Val des guten Heinrich. Der Butterkönig vermiethete mir sein Haus für jährlich hundert Louisd'ors und gab mir eine ausgezeichnete Köchin, „die Perle“ genannt, die in der That Anspruch auf einen Küchenorden hatte; er übergab derselben alle Möbel und so viel Silbergeschirr, wie für sechs Personen bei großer Tafel nöthig war und verpflichtete sich, mir so viel wie ich wolle, zu

einem Sou die Unze zu liefern. Er versprach mir ebenfalls, alle Weine, die ich wünsche, in erster Qualität und besser als ich sie in Paris haben könne, zu liefern, weil er den Eingangszoll nicht zu bezahlen brauche, der in Paris sehr theuer ist, was ich für sehr unpolitisch halte, da diese Zölle besonders die niedere Klasse treffen, der die Mittel, möglichst billig zu leben, erleichtert werden müßten.

Als wir das Alles abgemacht hatten, schaffte ich mir in Zeit von noch nicht acht Tagen einen guten Kutscher, zwei schöne Wagen, fünf Pferde, einen Stallknecht und zwei Lakaien in kleiner Livrée an. Madame d'Urfé, der ich mein erstes Mittagessen gab, war von meiner neuen Wohnung bezaubert, und da sie sich in den Kopf setzte, daß ich alle diese Anordnungen nur ihretwegen getroffen habe, so ließ ich sie in einem Irrthume, der ihr angenehm war. Ich glaube nicht, daß man den armen Sterblichen Illusionen rauben muß, die sie einigermaßen glücklich machen. Ich ließ sie auch glauben, der kleine Aranda, der junge Graf aus ihrer Fabrik, gehöre zum großen Orden, sei für eine der übrigen Menschheit unbekannte Operation geboren, sei mir nur in Obhut gegeben (und in diesem Punkte fand kein Irrthum statt) und er müsse sterben, ohne jedoch aufzuhören zu leben. Alle diese überspannten Ideen kamen aus ihrem eignen Gehirne, welches sich nur in den Regionen des Unmöglichen bewegte, und ich konnte nichts Besseres thun als darauf einzugehen, denn wenn ich sie zu enttäuschen versucht hätte, würde sie mich eines Mangels an Vertrauen beschuldigt haben, da sie überzeugt war, daß sie Alles durch die Offenbarungen ihres Genius erfahre, der nur Nachts mit ihr spreche. Ich geleitete sie nach Hause, und sie war über die Maaßen glücklich.

Camilla schickte mir das Billet einer kleinen Terne, welche sie in meinem Bureau gewonnen hatte; sie bat mich, bei ihr zu Abend zu speisen und ihr das Geld mitzubringen; ich glaube, es waren etwa tausend Thaler. Ich folgte ihrer Einladung und fand bei ihr alle ihre hübschen Freundinnen mit ihren Liebhabern. Nach dem Abendessen forderte man mich auf in die italiänische Oper zu gehen, und kaum waren wir hier angekommen, als ich meine ganze Gesellschaft in der Menge verlor. Ich war nicht maskirt. Bald sah ich mich von einem schwarzen Domino verfolgt, welchen ich sogleich als eine Frau

erkannte, und da sie mir mit ihrer Falsetstimme hundert Wahrheiten sagte, so machte sie mich neugierig und ich wollte wissen, wer sie sei. Ich überredete sie zuletzt, mit mir in eine Loge zu gehen, und als sie hier ihre Maske abnahm, erblickte ich zu meiner größten Verwunderung Fräulein H. C. V. Ich bin, sagte sie, mit einer meiner Schwestern, meinem ältesten Bruder und Herrn Farsetti auf den Ball gekommen; ich habe sie verlassen, um in einer Loge meinen Domino zu wechseln.

Dieselben müssen in Unruhe sein.

Ich glaube es, aber ich werde ihr erst am Ende des Balles ein Ende machen.

Da ich allein mit ihr war, und überzeugt sein konnte, es die ganze Nacht zu bleiben; so fing ich an von meiner alten Flamme zu sprechen und fügte hinzu, dieselbe sei gewaltiger als je wieder erwacht. Sie hörte mich mit der größten Sanftmuth an, entzog sich meinen Umarmungen nicht, und ich ersah aus den geringen Schwierigkeiten, die sie mir entgegenstellte, daß die Schäferstunde nur verschoben sei. Ich glaubte indeß an diesem Abend zurückhaltend bleiben zu müssen, und sie ließ mich sehen, daß sie mir Dank dafür wisse.

In Versailles, mein theures Fräulein, habe ich erfahren, daß Sie Herrn de la Popelinière heirathen wollen.

Man glaubt es, und meine Mutter wünscht es. Der alte Generalpächter glaubt mich schon zu besitzen, aber er macht die Rechnung ohne den Wirth, denn ich werde nie einwilligen.

Er ist alt, aber sehr reich.

Sehr reich und sogar großmüthig, denn als Witwengehalt setzt er mir für den Fall der Kinderlosigkeit eine Million und wenn ich Kinder bekomme, sein ganzes Vermögen aus.

Es wird Ihnen nicht schwer werden, das ganze Vermögen zu bekommen.

Ich werde es nicht genießen, denn ich will mich nicht unglücklich machen mit einem Manne den ich nicht liebe, der mir sogar mißfällt, während mein Herz anderweitig gefesselt ist.

Anderweitig! Und wer ist der glückliche Sterbliche, dem Sie diesen Schatz geschenkt haben?

Ich weiß nicht, ob das Loos desjenigen, der mein Herz besitzt, glücklich sein wird. Ich liebe in Venedig, und meine Mutter weiß es, aber sie behauptet, ich würde nicht glücklich

werden, und derjenige der mein Herz besitzt, dürfe nicht mein Gatte werden.

Eine sonderbare Frau Ihre Mutter; sie tritt immer Ihren Neigungen entgegen.

Ich kann ihr deshalb nicht zürnen; sie täuscht sich vielleicht, aber sie liebt mich. Sie würde es lieber sehen, wenn ich Herrn Farsetti's Frau würde, der geneigt ist, sein Kreuz abzulegen, um sich mir zu weihen; aber ich verabscheue ihn.

Hat er sich schon erklärt?

In sehr deutlichen Ausdrücken, und die Zeichen der Verachtung, welche ich ihm unaufhörlich gebe, haben ihn nicht bewegen können, seine Absichten aufzugeben.

Er ist zähe, aber ohne Zweifel haben Ihre Reize seine Augen geblendet.

Das ist möglich: aber ich traue ihm kein zartes und edles Gefühl zu. Er ist eklicher Visionnair, boshaft, eifersüchtig und neidisch. Als er mich bei Tische über Sie in den Ausdrücken, die Sie verdienen, sprechen hörte, hat er die Unverschämtheit so weit getrieben, meiner Mutter in meiner Gegenwart zu sagen, sie solle Ihre Besuche nicht annehmen.

Er verdiente, daß ich ihm eine Lektion der Höflichkeit ertheilte, aber es giebt andere Mittel ihn zu strafen. Ich biete Ihnen meine Dienste unbedingt und in Allem, was in meiner Macht steht, an.

Ich würde zu glücklich sein, wenn ich auf Ihre ganze Freundschaft rechnen könnte.

Der Seufzer, den Sie bei diesen Worten ausstieß, setzte mich ganz in Feuer; ich drückte ihr meine Ergebenheit aus, indem ich ihr sagte, ich habe 50,000 Thaler zu ihrer Verfügung und sei entschlossen, mein Leben daran zu setzen, um Ansprüche auf ihr Herz zu erlangen. Sie antwortete mit den Ausdrücken der lebhaftesten Dankbarkeit, und als sie mich mit Innigkeit in ihre Arme drückte, preßte ich meinen Mund auf den ihrigen; aber ich sah ihren schönen Augen einige Thränen entschlüpfen und aus Achtung für sie mäßigte ich das Feuer, welches ihre Küsse in meinen Adern entzündeten. Sie bat mich, sie oft zu besuchen und versprach mir, so oft es ihr möglich sei, allein mit mir zu bleiben. Das war Alles, was ich wünschen konnte, und nachdem ich ihr versprochen, am nächsten Tage bei ihr zu speisen, trennten wir uns.

Ich blieb noch eine Stunde im Saale, hinter ihr hergehend und im Glücke schwelgend, ihr vertrautester Freund geworden zu sein; sodann kehrte ich nach der Petite-Pologne zurück. Die Fahrt dauerte nicht lange, denn obwohl ich auf dem Lande wohnte, gelangte ich doch binnen einer Viertelstunde in jedes beliebige Stadtviertel. Mein Kutscher war geschickt und meine Pferde vortrefflich, besonders weil sie nicht geschont zu werden brauchten. Sie waren aus den königlichen Ställen ausrangirt, wahre Luxuspferde, und wenn ich eins verlor, ersetzte ich es augenblicklich für zweihundert Francs. Das begegnete mir zuweilen, denn eins der größten Vergnügen in Paris besteht im Schnellfahren.

Da ich mich verpflichtet hatte, zu Fräulein H. C. V. zum Essen zu kommen, so schlief ich nur wenige Stunden und ging im Ueberrocke und zu Fuße aus. Der Schnee fiel in dicken Flocken, und ich erschien vor Madame, weiß vom Kopfe bis zu den Füßen. Sie nahm mich freundlich und lachend auf und sagte, ihre Tochter habe ihr erzählt, daß sie mich gefoppt, und sie habe sich gefreut, als sie erfahren, daß ich ihnen das Vergnügen erweisen wolle, mit ihnen zu Mittag zu speisen. Aber, fügte sie hinzu, heute ist Freitag und Sie werden sich mit Fastenspeisen begnügen müssen: indeß haben wir ausgezeichneten Fisch. Bis servirt wird, besuchen Sie meine Tochter, welche noch im Bette liegt.

Wie man sich leicht denken kann, ließ ich mir das nicht zweimal sagen, denn namentlich im Bette ist eine hübsche Frau schön. Ich fand Fräulein H. C. V. im Bette sitzend und schreibend; aber sie hörte sogleich auf, als sie mich erblickte. Wie, sagte ich, liebenswürdige Faullenzerin, Sie sind noch im Bette?

Ja, mein Freund, ich bin im Bette aus Faulheit und um freier zu sein.

Ich fürchtete, Sie möchten unwohl sein.

Ich bin es etwas, aber sprechen wir heute nicht davon. Ich werde eine Tasse Bouillon trinken, weil diejenigen, welche thörichter Weise für heute Fastenspeisen angeordnet haben, nicht so höflich gewesen sind, mich deshalb zu befragen. Dieselben sagen weder meinem Geschmacke, noch meiner Gesundheit zu, und ich werde nicht aufstehen, selbst nicht einmal um zu Tische zu gehen, obwohl ich mich dadurch des Vergnügens,

Sie zu sehen, beraube. Ich antwortete ihr natürlich, das Mittagsessen würde ohne sie keinen Reiz für mich haben, und ich log nicht.

Da die Anwesenheit ihrer Schwester sie nicht störte, so zog sie aus ihrer Brieftasche einen Brief in Versen, den ich ihr geschrieben hatte, als ihre Mutter mir ihr Haus verboten hatte. Sie sagte denselben auswendig her und vergoß sodann ganz gerührt einige Thränen. Dieser verhängnißvolle Brief, welchen Sie der Phönix betitelt haben, hat mein Schicksal entschieden und wird vielleicht die Ursache meines Todes werden.

Ich hatten denselben Phönix genannt, weil ich nach einer Klage über mein hartes Schicksal ihr mit poetischer Uebertreibung vorausgesagt, sie würde ihr Herz einem Sterblichen schenken, dessen großartige Eigenschaften demselben den Namen eines Phönix verschaffen würden. In hundert Versen beschrieb ich diese eingebildeten, physischen und moralischen Eigenschaften, und sicherlich konnte das Wesen, welches sie vereinigte, auf Anbetung Anspruch machen, denn es mußte mehr Gott als Mensch sein.

Wolan, fuhr Fräulein H. C. V. fort, ich verliebte mich in dieses eingebildete Wesen, und da ich überzeugt war, daß es existiren müsse, so begann ich es zu suchen, und nach einem halben Jahre glaubte ich es gefunden zu haben; aber seit vier Monaten, wo wir Venedig verließen, sind wir getrennt, und während unsers Aufenthaltes in Paris, wo wir uns seit sechs Wochen befinden, habe ich nur einen einzigen Brief von ihm erhalten. Indeß klage ich ihn nicht an; ich weiß, daß es nicht seine Schuld ist. Ich bin in einer üblen Lage; ich kann weder Nachricht von ihm erhalten, noch ihm geben.

Diese Erzählung bestätigte mich in meinem Systeme, daß die Handlungen, welche den entscheidensten Einfluß auf unser Geschick haben, oft aus den unbedeutendsten Veranlassungen entspringen. Meine Epistel war nur ein mehr oder weniger gelungener poetischer Luxus, und das Wesen, welches ich schilderte, war gar nicht zu finden, weil es über alle menschlichen Vollkommenheiten erhaben war; aber das Herz eines Weibes fliegt so schnell und so weit! Fräulein H. C. V. nahm die Sache buchstäblich, und da sie sich in eine Chimäre

verliebt hatte, wollte sie etwas Wirkliches an deren Stelle setzen, und sie bedachte nicht, daß ihre Phantasie, ohne daß sie es ahnte, einen ungeheuren Schritt rückwärts machen mußte. Als sie sich indeß einbildete, das Original des phantastischen Portraits, das meine Muse entworfen hatte, gefunden zu haben, wurde es ihr nicht schwer, an demselben alle von mir geschilderten Vollkommenheiten zu entdecken, da ihre Liebe sie demselben beliebig beilegte. Ohne meinen Brief würde Fräulein H. C. V. sich verliebt haben, aber auf eine andere Weise, und ihre Liebe würde wahrscheinlich andere Folgen gehabt haben. Hienieden und vielleicht auch dort oben ist alles Combination, und wir veranlassen Thatsachen, bei denen wir nicht mitwirken. Alles, was uns trifft, ist durchaus nur das, was uns treffen muß, denn wir sind nur denkende Atome, welche vom Winde getrieben werden. Ich weiß wohl, daß mein Leser mich beschuldigen wird, auf dem Altare des Fatalismus zu opfern; aber da ich von dem natürlichen Rechte des Urtheilens Gebrauch mache, so bestreite ich dieses Recht auch Niemand anders.

Als es zum Essen ging, rief man mich, und vermöge der ausgezeichneten Seefische, welche Herr de la Popelinière uns geschickt hatte, speisten wir ganz vortrefflich. Madame H. C. V., welche Griechin und beschränkten Geistes war, konnte nur abergläubisch oder Frömmlerin sein. Die Vereinigung der entgegengesetztesten Wesen, Gottes und des Teufels, ist unvermeidlich im Kopfe einer eitlen, schwachen, wollüstigen und furchtsamen Frau. Ein Priester hatte ihr gesagt, durch Bekehrung ihres Mannes würde sie das ewige Heil erwerben, denn die heilige Schrift verheißt in förmlichen Worten jedem Bekehrer, welcher einen Ketzer oder Heiden in den Schooß der Kirche zurückführt, Seele für Seele. Da nun Madame H. C. V. ihren Mann bekehrt hatte, so war sie wegen ihrer Zukunft völlig sicher; sie brauchte nichts weiter dazu zu thun. Nichtsdestoweniger aß sie an den vorgeschriebenen Tagen Fastenspeisen; aber sie that es nur, weil sie dieselben den Fleischspeisen vorzog.

Als wir von Tisch aufgestanden waren, kehrte ich zum Bette des Fräuleins zurück, bei welcher ich bis neun Uhr blieb, und ich war fortwährend Herr genug meiner selbst, um meine Begierden zu zügeln. Ich war eitel genug zu glauben,

sie glühe eben so sehr wie ich, und ich wollte nicht weniger Selbstbeherrschung als sie zeigen, obwohl ich damals so gut wie jetzt wußte, daß dies bei einem Manne eine falsche Berechnung ist. Mit der Gelegenheit ist es wie mit dem Glücke: man muß sie beim Schopfe fassen, sobald sie sich darbietet, oder sie entflieht gewöhnlich unwiederbringlich.

Da Farsetti nicht bei Tische gewesen war, so muthmaßte ich einen Bruch, und ich bat das Fräulein um Auskunft darüber; aber sie zog mich aus meinem Irrthume, indem sie sagte, ihr Verfolger sei ein toller Visionnair, den nichts veranlassen könne, Freitags auszugehen. Der Tolle hatte sich einstmals von einer Zigeunerin das Horoskop stellen lassen und diese hatte ihm gesagt, sein Schicksal sei, am Freitage ermordet zu werden; um diesem ihm drohenden Unglücke zu entgehen, dürfe er sich an diesem Tage nicht zeigen. Man machte sich über ihn lustig, aber er bleib standhaft, und hatte Recht die Leute reden zu lassen, denn vor vier Jahren ist er in einem Alter von siebenzig Jahren ruhig in seinem Bette gestorben. Er glaubte dadurch zu beweisen, daß das Schicksal des Menschen von einer guten Führung, von seiner Klugheit und der richtig angewendeten Vorsicht, vorhergesehenen Uebeln zu entgehen, abhänge. Ein solches Urtheil paßt gewiß für alle Fälle, ausgenommen, wo ein Unglück durch ein Horoskop angekündigt wird, wenn es so gedacht wird, wie man es sich nach der Ansicht der Astrologen denken soll; denn entweder ist das prophezeihte Unglück vermeidlich und die Vorherverkündigung ist dann kindisch, oder das Horoskop ist der Dolmetscher des Schicksals, dann können alle Vorsichtsmaßregeln nichts ändern. Der Chevalier Farsetti war also ein Dummkopf, wenn er etwas bewiesen zu haben glaubte. Für viele Leute würde er indeß etwas bewiesen haben, wenn er täglich ausgegangen wäre, und der Zufall es so gefügt hätte, daß er an einem Freitage getödtet worden wäre. Picus von Mirandola, welcher an die Astrologie glaubte, sagte: Astra influunt, sed non cogunt. *) Ich zweifle nicht daran. Hätte man aber wohl an die Astrologie glauben müssen, wenn Farsetti an einem Freitage getödtet worden wäre? Gewiß nicht.

---

*) Die Gestirne haben Einfluß, aber zwingen nicht.

Der Graf von Egreville hatte mich seiner Schwester, der Gräfin du Rumain, vorgestellt, welche lebhaft mich kennen zu lernen wünschte, seitdem sie von meinem Orakel hatte sprechen hören. In wenigen Tagen gewann ich die Freundschaft ihres Mannes und ihrer jungen Töchter, deren älteste, Cotenfau genannt, später Herrn von Polignac heirathete. Madame du Rumain war mehr hübsch als schön, aber sie zeichnete sich besonders durch ihre Sanftmuth, ihre Charaktergüte, ihre Offenheit und Bereitwilligkeit Freunden zu dienen aus. Vermöge ihres prächtigen Wuchses war sie eine Bittstellerin, deren Erscheinung allen Gerichtsbeamten in Paris imponirte. Ich machte bei ihr die Bekanntschaft der Damen von Valbelles, Roncerolles, der Fürstin von Chimai, und mehrerer anderer, welche die Zierde der damals in Paris sogenannten guten Gesellschaft waren. Obwohl Madame du Rumain nicht den geheimen Wissenschaften ergeben war, so bedurfte sie doch meines Orakels noch mehr als Madame d'Urfé. Sie war mir sehr nützlich bei einer verhängnißvollen Gelegenheit, welche ich erwähnen will.

Am Tage nach meiner langen Unterhaltung mit Fräulein H. C. V. meldete mir mein Kammerdiener, ein junger Mensch wünsche mir eigenhändig einen Brief zu übergeben. Ich ließ ihn eintreten, und nachdem ich ihn gefragt, wer ihm den Auftrag gegeben, antwortete er, wenn ich denselben läse, würde ich Alles erfahren, und er habe Befehl, auf meine Antwort zu warten. In dem Briefe stand Folgendes:

„Es ist zwei Uhr nach Mitternacht; ich bedarf der Ruhe, aber eine Last, unter welcher ich erliege, läßt mich keinen Schlaf finden. Das Geheimniß, welches ich Ihnen, mein Freund, anvertrauen will, wird aufhören eine Last für mich zu sein, sobald ich es in Ihrem Busen niedergelegt haben werde. Ich werde mich erleichtert fühlen, sobald es in Ihrem Besitze ist. Ich bin schwanger, und meine Lage ist eine verzweiflungsvolle. Ich habe beschlossen, Ihnen zu schreiben, weil ich die Unmöglichkeit fühle, es Ihnen mündlich zu sagen. Antworten Sie mir."

Man wird sich leicht denken können, was ich beim Lesen dieses Briefes fühlte. Ich war versteinert und war nur im Stande, die folgenden Worte zu antworten: „Ich werde um elf Uhr bei Ihnen sein."

Ein Unglück kann nur dann groß genannt werden, wenn der, den es trifft, den Kopf verliert. Die Mittheilung, welche Fräulein H. C. V. mir schriftlich machte, bewies mir, daß ihre wankende Vernunft einer Stütze bedürfe. Ich schätzte mich glücklich, daß sie vorzugsweise an mich gedacht, und ich gelobte mir, ihr zu dienen, sollte ich auch mit ihr zu Grunde gehen. Kann man anders denken, wenn man liebt? Indeß konnte ich mir die Unbesonnenheit ihres Schrittes nicht verhehlen. In allen Fällen handelt es sich darum, zu sprechen oder zu schweigen, und das Gefühl, welches in solchen Fällen der Feder den Vorzug vor dem Worte giebt, kann nur aus einer falschen Schaam entspringen, welche im Grunde nur Kleinmuth ist. Wäre ich nicht in diese liebenswürdige und unglückliche Person verliebt gewesen, so hätte ich ihr meine Dienste leichter schriftlich als mündlich abschlagen können; aber ich betete sie an. Ja, sagte ich zu mir, sie kann um so eher auf mich rechnen, als ihr Unglück sie mir noch theurer macht. Und sodann flüsterte mir ein geheimes Gefühl zu, ein Gefühl, das nicht weniger laut spricht, weil es zu schweigen scheint, daß, gelinge es mir sie zu retten, meine Belohnung sicher sein würde. Ich weiß wohl, daß mehr als ein strenger Moralist den Stein auf mich werfen wird; aber ich darf wohl zweifeln, ob er verliebt ist, und ich war es sehr.

Ich stellte mich pünktlich ein und fand die schöne Betrübte an der Thür des Hauses.

Sie gehen aus! Wohin gehen Sie?

Ich gehe in die Messe zu den Augustinern.

Ist heute ein Festtag?

Nein, aber meine Mutter verlangt, daß ich täglich hingehe.

Ich werde Sie begleiten.

Ja, geben Sie mir den Arm; wir wollen in dem Kreuzgange mit einander sprechen.

Fräulein H. C. V. war von ihrer Kammerfrau begleitet, aber diese störte nicht. Wir ließen sie in der Kirche und gingen in den Kreuzgang. Als wir hier waren, fragte das Fräulein: Haben Sie meinen Brief gelesen?

Ja, gewiß; hier ist er; ich gebe ihn Ihnen zurück. Sie müssen ihn verbrennen.

Nein, ich mag ihn nicht, Sie können ihn selbst verbrennen.

Ich sehe, Sie setzen großes Vertrauen in mich; aber ich werde es nicht mißbrauchen.

Ich bin davon überzeugt. Ich bin im vierten Monate schwanger; ich bin dessen sicher, und das bringt mich zur Verzweiflung.

Trösten Sie sich, wir werden ein Mittel finden.

Ja, ich vertraue mich Ihnen an; suchen Sie mich abortiren zu lassen.

Nie, meine Theure; das ist eine Schlechtigkeit.

Leider! Ich weiß es; aber es ist keine größere als sich zu tödten, und ich habe nur die Wahl, entweder den unglücklichen Zeugen meiner Schande zu vernichten oder mich zu vergiften; das Mittel zur Ausführung des letztern Plans habe ich. Sie sind mein einziger Freund: mein Geschick liegt in Ihren Händen. Sprechen Sie. Sind Sie böse, daß ich Sie dem Chevalier Farsetti nicht vorgezogen habe?

Als sie mich verblüfft sah, hielt sie inne und führte ihr Taschentuch an die Augen, um die denselben entströmenden Thränen zu trocknen. Mein Herz blutete.

Abgesehen von der Schlechtigkeit, mein theures Fräulein, sagte ich, steht auch das Abortiren nicht in unserer Gewalt. Wenn die Mittel, welche man dazu anwendet, nicht sehr stark sind, so ist ihre Wirkung zweifelhaft; und sind sie stark, so setzen sie das Leben der Mutter in die größte Gefahr. Ich werde mich nie dem Zufalle aussetzen, Ihren Tod herbeizuführen; aber rechnen Sie auf mich, ich werde Sie nicht verlassen. Ihre Ehre ist mir eben so theuer wie Ihr Leben. Beruhigen Sie sich und denken Sie von jetzt an, ich sei in Ihrer Lage. Seien Sie überzeugt, daß ich Sie aus der Verlegenheit ziehen werde, und daß Sie Ihr Leben, für dessen Erhaltung ich das meinige hingeben würde, nicht in Gefahr zu bringen brauchen. Einstweilen erlauben Sie mir zu sagen, daß ich beim Lesen Ihres Billets eine unwillkürliche Regung des Vergnügens empfunden habe, weil Sie mich bei einer so wichtigen Gelegenheit jedem Andern vorgezogen haben. Sie haben sich in dem Vertrauen, welches Sie mir schenken, nicht getäuscht, denn Niemand in Paris liebt Sie so zärtlich wie ich, und Niemand in der Welt wünscht so lebhaft, Ihnen nützlich zu werden.

Morgen spätestens werden Sie anfangen, die Mittel zu nehmen, welche ich Ihnen bereiten werde, aber ich muß Ihnen sagen, daß Sie das Geheimniß nicht sorgfältig genug bewahren können, denn wir müssen den strengsten Strafen trotzen. Es geht hier um's Leben. Vielleicht haben Sie sich schon Jemand anvertraut, vielleicht Ihrer Kammerfrau oder einer Ihrer Schwestern.

Niemand als Ihnen, mein Freund, nicht einmal dem Urheber meines Unglücks. Ich schaudere, wenn ich daran denke, was meine Mutter sagen oder thun würde, falls sie meinen Zustand erführe. Ich fürchte sogar, daß sie ihn erräth, wenn sie meine Taille beobachtet.

Ihre Taille verräth noch nichts; sie hat noch nichts von ihrer Feinheit verloren.

Aber jeden Tag wird sie unförmlicher, und deshalb müssen wir eilen. Sie werden mir einen Chirurgus suchen, der mich nicht kennt und mich zu ihm führen; er kann mir beliebig zur Ader lassen.

Ich werde mich dem nicht aussetzen, denn er könnte uns verrathen. Ich selbst werde Ihnen zur Ader lassen; die Sache ist leicht.

Wie dankbar bin ich Ihnen! Schon ist es mir so, als ob Sie mir das Leben wiederschenkten. Ich bitte Sie, mir den Gefallen zu thun, mich zu einer Hebamme zu führen, um sie zu befragen. Während des ersten Opernballes können wir uns leicht zu einer solchen begeben, ohne bemerkt zu werden.

Ja, meine Freundin; aber das ist nicht nothwendig, und ein solcher Schritt könnte uns in Gefahr bringen.

Durchaus nicht, denn in dieser ungeheuren Stadt giebt es überall Hebammen und es ist unmöglich, daß wir erkannt werden, da es sogar in unserer Macht steht, uns zu maskiren. Thun Sie mir diesen Gefallen. Der Rath einer Hebamme kann mir nützlich werden.

Ich hatte nicht die Kraft, ihr diese Bitte abzuschlagen; aber ich bewegte sie, den letzten Ball abzuwarten, weil dann die Menge gewöhnlich größer ist, wir uns also mit mehr Sicherheit entfernen konnten. Ich versprach ihr, mit einem schwarzen Domino und einer weißen venetianischen Maske zu erscheinen und eine gemalte Rose neben dem linken Auge zu

tragen. Sobald sie mich hinausgehen sähe, solle sie mir folgen und in den Fiaker steigen, in welchen sie mich steigen sähe. Es geschah so; aber wir kommen noch darauf zurück.

Ich ging mit ihr nach Hause und speiste mit der Familie, ohne Farsetti zu berücksichtigen, welcher ebenfalls zu Tische war, und welcher mich mit ihr hatte zurückkommen sehen. Wir sprachen kein Wort mit einander; er liebte mich nicht, und ich verachtete ihn.

Ich muß hier einen groben Fehler berichten, den ich begangen, und den ich mir noch nicht verziehen habe.

Da ich mich verbindlich gemacht hatte, Fräulein H. C. V. zu einer Hebamme zu führen, so wäre es natürlich gewesen, daß ich sie zu einer anständigen Matrone geführt hätte, denn es handelte sich nur darum, sie wegen der Diät zu befragen, welche eine Frau während ihrer Schwangerschaft zu beobachten habe; aber verleitet von einem bösen Genius gehe ich durch die rue St. Lazare, um mich nach den Tuilerieen zu begeben, und ich sehe die Montigni mit einer hübschen Person, welche ich nicht kannte, in ihr Haus treten; getrieben durch die Neugierde, lasse ich meinen Wagen halten und gehe zu ihr hinauf. Nachdem ich mich vergnügt, wobei ich beständig an Fräulein H. C. V. dachte, sagte ich zu dieser Frau, sie möge mir die Wohnung einer Hebamme nachweisen, welche ich zu Rathe zu ziehen wünsche. Sie nennt mir ein Haus im Marais und sagt, dort würde ich die Perle der Hebammen finden. Darauf erzählt sie mir unzählige Thaten, welche dieselbe berühmt gemacht hatten und welche alle bewiesen, daß sie ein nichtswürdiges Weib war. Da ich mir bewußt war, sie zu keinen unerlaubten Operationen gebrauchen zu wollen, so wählte ich sie. Ich nahm ihre Adresse, und da ich des Nachts zu ihr gehen sollte, so sah ich mir am nächsten Tage ihr Haus an.

Das Fräulein fing an, die Mittel zu nehmen, welche ich ihr brachte, und welche, indem sie sie schwächten, das Werk der Liebe zerstören sollten; da sie aber keine Wirkung bemerkte, so wollte sie durchaus eine Hebamme zu Rathe ziehn. Als die Nacht des letzten Balles gekommen war, erkannte sie mich an dem verabredeten Anzuge, folgte mir, stieg in den Fiaker, in den sie mich hatte steigen sehn, und in noch nicht einer

Viertelstunde waren wir vor der Wohnung der niederträchtigen Matrone angekommen.

Eine Frau von etwa funfzig Jahren empfing uns auf's Zuvorkommendste und bot uns sogleich ihre Dienste an.

Das Fräulein sagte ihr, sie glaube schwanger zu sein, und wolle sie wegen der Mittel, ihre Schwangerschaft so lange wie möglich zu verbergen, befragen. Das gemeine Weib antwortete, sie könne ihr ohne Umschweife sagen, daß sie gern abortiren möge. Ich bin bereit, Ihnen zu dienen, sagte sie, gegen eine Summe von funfzig Louisd'ors, von denen Sie die Hälfte zum Ankaufe der Mittel vorausbezahlen und die andere Hälfte erlegen, wenn die Sache gelungen ist. Da ich Ihrer Ehrlichkeit vertraue, so werden Sie auch der meinigen vertrauen. Geben Sie mir zunächst fünfundzwanzig Louisd'ors und kommen Sie morgen wieder oder lassen Sie die Arzneien und die Anweisung zu ihrem Gebrauche abholen.

Als sie dies gesagt, hob sie ohne Weiteres ihrer Klientin die Röcke auf, welche mich mit sanfter Stimme bat, sie nicht anzusehn, und nachdem jene sie betastet und sodann den Vorhang wieder heruntergelassen, sagte sie derselben, sie könne höchstens im vierten Monate schwanger sein. Wenn meine Arzneien, setzte sie hinzu, wirkungslos bleiben, was ich nicht glaube, so werde ich Ihnen andere Mittel angeben, und in jedem Falle gebe ich Ihnen Ihr Geld zurück, wenn es mir nicht gelingt, Sie völlig zu befriedigen.

Ich zweifle nicht daran, sagte ich, aber welches sind, wenn ich fragen darf, diese andern Mittel?

Ich werde Sie lehren, den Foetus zu vernichten.

Ich hätte ihr antworten können, es sei unmöglich, das Kind zu vernichten, ohne die Mutter tödtlich zu verletzen; ich fühlte mich aber nicht aufgelegt, mit einem solchen Geschöpfe zu verhandeln. Wenn Madame sich entschließt, Ihre Mittel zu nehmen, sagte ich, so werde ich Ihnen morgen das zum Ankaufe derselben nöthige Geld bringen. Ich gab ihr zwei Louisd'ors, und wir entfernten uns.

Fräulein H. C. V. sagte zu mir, sie halte dieses Weib für eine Verbrecherin, denn sie sei überzeugt, daß man den Foetus nicht zerstören könne, ohne das Leben der Mutter in Gefahr zu bringen. Zu Ihnen allein, fügte sie hinzu, habe ich Vertrauen. Ich bestärkte sie in dieser Ansicht und war

bemüht, sie der Idee eines Verbrechens zu entfremden; zugleich wiederholte ich die Versicherung, daß ich ihr Vertrauen rechtfertigen würde. Plötzlich klagte sie über Kälte und sagte: Sollten wir nicht Zeit haben, uns in der Petite-Pologne etwas zu wärmen? Ich habe große Lust, Ihre hübsche Wohnung zu sehn. Diese Phantasie überraschte mich und gefiel mir. Da es eine sehr dunkle Nacht war, so konnte sie die äußerlichen Schönheiten des Orts nicht mehr sehen; das Innere mußte ihr genügen, und die Einbildungskraft hat ja einen leichten Flug. Ich war weit entfernt, ihr meine Betrachtungen mitzutheilen, denn es giebt deren in der Liebe, die man für sich behalten muß. Ich ließ den Fiaker beim Pont-au-Change halten, und nachdem wir ausgestiegen, nahmen wir einen andern an der Ecke der rue de la Féronnerie; da ich dem Kutscher sechs Francs Trinkgeld versprach, so setzte er uns binnen einer Viertelstunde vor unserer Thür ab.

Ich klingle als Herr, la Perle öffnet mir und meldet, daß Niemand da sei, was ich sehr gut wußte, was aber einmal so Brauch war.

Zünde schnell Feuer an und gieb uns etwas zu essen, wozu wir eine Flasche Champagner trinken können.

Eine Omelette?

Gut.

Sehr wohl, sagte das Fräulein, eine Omelette. Sie war entzückend, und ihre lachende Miene schien mir einen köstlichen Augenblick zu verkünden. Vor einem guten Feuer sitzend, nehme ich sie auf meinen Schooß, bedecke sie mit Küssen, welche sie auf's Zärtlichste erwiedert und nähere mich dem Augenblicke des Triumphs, als sie mich mit dem sanftesten Tone um Mäßigung bittet. Ich hoffe ihr zu gefallen, wenn ich gehorche, denn ich glaubte, sie wolle meinen Sieg nur verzögern, um ihn schöner zu machen, und sie werde sich nach dem Champagner ergeben. In ihren Zügen las ich Liebe, Sanftmuth, Vertrauen und die größte Dankbarkeit, und es würde mir sehr unlieb gewesen sein, wenn sie hätte glauben können, ich fordere von ihr Beweise der Zärtlichkeit als Belohnung für bloße Gefälligkeiten. Ich war großmüthig genug, nur Liebe zu verlangen.

So sind wir denn zum letzten Glase Champagner gekommen; wir stehen auf, und halb mit Pathos, halb mit sanfter

Gewalt lege ich sie auf ein Bett und umschlinge sie mit meinen Armen; anstatt sich aber zu ergeben, widersetzte sie sich meinem Vorhaben, zunächst durch sanfte Bitten, welche gewöhnlich nur noch unternehmender machen, sodann durch ernstliche Vorstellungen und endlich durch Anwendung ihrer Kräfte. Das war zu viel für mich; der bloße Gedanke an Gewaltthätigkeit hat mich immer empört, denn ich denke, eine liebevolle Vereinigung kann nur dann eine glückliche sein, wenn auf beiden Seiten vollkommenes Vertrauen und vollkommene Hingebung stattfindet. Ich führe meine Sache auf jede Weise; ich spreche als zuerst geschmeichelter, dann getäuschter, zuletzt verachteter Liebhaber. Endlich sage ich ihr, sie habe mich auf eine grausame Weise enttäuscht; ich sehe sie schmerzlich bewegt. Ich sinke ihr zu Füßen, ich bitte sie um Verzeihung. Ach, sagte sie mit dem traurigsten Tone, da mir mein Herz nicht mehr gehört, so bin ich tausendmal mehr als Sie zu beklagen. Ihre Thränen flossen in Strömen; ihr Kopf sank auf den meinigen, und mein Mund preßte sich auf den ihrigen; aber das Stück war zu Ende. Der Gedanke, den Angriff zu erneuern, kam mir nicht ein; ich würde ihn mit Verachtung verworfen haben. Nach einem ziemlich langen Schweigen, welches für uns beide nothwendig war, für sie, um das Gefühl der Schaam zu unterdrücken, für mich, um meiner Vernunft Zeit zur Beruhigung der Zornaufwallungen zu geben, die mir berechtigt schienen, legten wir unsere Masken wieder an und kehrten in die Oper zurück. Unterwegs wagte sie zu mir zu sagen, sie würde auf meine Freundschaft verzichten müssen, wenn ich einen solchen Preis dafür fordere.

Die Gefühle der Liebe, mein Fräulein, müssen denen der Ehre weichen, und Ihre wie meine Ehre nöthigen mich, Ihr Freund zu bleiben, wäre es auch nur, um Sie der Ungerechtigkeit zu überführen. Ich werde aus Ergebenheit thun, was ich aus Liebe zu thun wünschte, und lieber sterben als noch einmal versuchen, in den Besitz von Gunstbezeigungen zu gelangen, deren Sie mich, wie ich glaubte, würdig hielten.

Wir trennten uns in der Oper, wo ich sie in der ungeheuren Menge augenblicklich verlor. Am folgenden Tage sagte sie zu mir, sie habe die ganze Nacht getanzt; in dieser gewaltsamen Leibesübung hoffte sie vielleicht ein Heilmittel zu finden, welches sie von der Medicin kaum noch erwartete.

Ich kehrte in sehr übler Laune in meine Wohnung zurück und suchte vergeblich Gründe, welche eine Weigerung, die mir demüthigend und fast unglaublich schien, rechtfertigen könnten. Ich konnte die Beweggründe Fräuleins H. C. B. nur rechtfertigen, indem ich Sophismus auf Sophismus häufte. Der gesunde Menschenverstand bewies mir, daß ich beschimpft war, allen erdenklichen conventionellen Rücksichten und sittlichen Vorurtheilen, welche die Erziehung in der Gesellschaft aufrecht erhält, zum Trotze. Ich dachte an die witzige Aeußerung der Populia, welche ihrem Gatten nur während ihrer Schwangerschaft untreu wurde: Non tollo vectorem, sagte sie, nisi navi plena. Ich bedauerte, daß ich die Ueberzeugung, nicht geliebt zu werden, erlangt hatte, und ich hielt es meiner unwürdig, noch ferner einen Gegenstand zu lieben, den ich nicht mehr zu besitzen hoffen durfte. Ich schlief ein, fest entschlossen, mich zu rächen, indem ich sie ihrem Schicksale überließe, unbekümmert darum, ob ein entgegengesetztes Benehmen mich in ihren Augen als Helden erscheinen lassen würde. Ich glaubte, meine Ehre schreibe mir vor, mich von Niemand an der Nase herumführen zu lassen.

Die Nacht bringt Rath. Als ich erwachte, war ich ruhig, aber verliebt. Mein letzter Entschluß ging dahin, gegen diese Unglückliche großmüthig zu handeln. Es war sicher, daß sie ohne mich verloren war; ich mußte also meine Dienste gegen sie fortsetzen und mich gleichgültig gegen ihre Gunst zeigen. Die Rolle war nicht leicht, aber ich hatte den Muth, sie gut zu spielen, und die Belohnung fand sich später von selbst.

Neuntes Kapitel.

Ich setze meine Intrigue mit dem liebenswürdigen Fräulein H. C. V. fort. — Vergeblicher Versuch, sie abortiren zu lassen. — Das Aroph. — Flucht des Fräuleins und ihr Eintritt in's Kloster.

Die Schwierigkeiten, der Zwang, steigerten nur meine Liebe für die reizende Engländerin. Ich besuchte sie alle Morgen, und da ihr Zustand mir wirklich Theilnahme einflößte und meine Rolle also eine ganz natürliche war, so konnte sie meine Beeiferung, sie aus ihrer Verlegenheit zu ziehn, nur für das nehmen, was sie war; denn da ich das Feuer, welches ich für sie fühlte, nicht mehr blicken ließ, so mußte sie Alles auf Rechnung des größten Zartgefühls setzen. Das Fräulein seinerseits schien sehr zufrieden mit meiner Veränderung; aber es war möglich, daß ihre Zufriedenheit nur eine scheinbare war, denn ich kannte die Frauen hinlänglich, um zu wissen, daß sie, sollte sie mich auch nicht lieben, gereizt sein müsse, daß ich mich so schnell gefaßt hatte.

Eines Morgens machte sie mir inmitten eines leichtfertigen und unzusammenhängenden Geplauders ein Compliment, daß ich die Kraft gehabt habe mich zu besiegen; dann fügte sie lächelnd hinzu, meine Leidenschaft und meine Begierde müßten nicht sehr stark gewesen sein, da sie sich in Zeit von acht Tagen beruhigt hätten. Ich antwortete ihr ruhig, ich verdanke meine Heilung nicht der Schwäche meiner Leidenschaft, sondern meiner Eigenliebe. Ich kenne mich, mein Fräulein, sagte ich, und glaube keine zu hohe Meinung von meinem Verdienste zu haben, wenn ich glaube, daß ich werth bin, geliebt zu werden. Nachdem ich mich habe überzeugen müssen, daß Sie mir ein solches Verdienst nicht zuerkennen, ist es sehr

natürlich, daß ich mich gedemüthigt und empört fühlte. Kennen Sie, mein Fräulein, die Gewalt dieser beiden Empfindungen?

Leider kenne ich sie nur zu sehr. Sie haben die Verachtung des Gegenstandes, der sie hervorgerufen hat, zur Folge.

Sie überschreiten das Maaß, wenigstens in Bezug auf meine Person. Meine Empörung hat nur ein Inmichgehn und einen Plan mich zu rächen, zur Folge gehabt.

Sich zu rächen! Und wie?

Ich habe Sie nöthigen wollen, mich zu achten, indem ich Ihnen bewiese, daß ich Herr meiner selbst bleiben und ein Gut entbehren könne, welches ich so sehnlich begehrt hatte, Ich weiß nicht ob mir das vollständig gelungen ist, aber jetzt kann ich wenigstens Ihre Reize betrachten, ohne den Besitz derselben zu begehren.

Und ich denke, Sie finden die Befriedigung Ihrer Rache in meiner Achtung. Sie haben sich indeß getäuscht, denn Sie haben voraussetzen müssen, daß ich Sie nicht achte, was falsch ist, da meine Achtung für Sie vor acht Tagen nicht geringer als heute war. Ich habe Sie nicht einen einzigen Augenblick fähig gehalten, mich zu verlassen, um mich dafür zu strafen, daß ich mich Ihren Wünschen entzogen, und ich freue mich, daß ich Sie richtig beurtheilt habe.

Sie sprach mit mir sodann vom Opiate, das ich sie nehmen ließ, und da sie in ihrem Zustande keine Veränderung wahrnahm, sie vielmehr jeden Tag dicker wurde, bat sie mich, die Dosis zu verstärken; aber ich gab ihren Bestürmungen nicht nach, denn ich wußte, daß mehr als ein halbes Gran ihr das Leben kosten könne; ich verbot ihr ebenfalls, sich zum drittenmale zur Ader zu lassen, weil sie, ohne den beabsichtigten Zweck zu erreichen, sich großen Schaden thun konnte. Ihre Kammerfrau welche sie ins Vertrauen hatte ziehen müssen, hatte ihr zweimal durch einen Zögling von St. Côme, der ihr Liebhaber war, zur Ader gelassen. Ich sagte ihr nun, sie müsse freigebig gegen diese Leute sein, um sich deren Verschwiegenheit zu sichern; sie antwortete aber, sie sei in der Unmöglichkeit es zu thun. Ich bot ihr nun Geld an und sie nahm fünfzig Louisd'ors, sie versicherte mir, daß sie mir diese Summe, deren sie für ihren Bruder Richard bedürfe, in Rechnung bringen würde. Ich hatte das Geld nicht

bei mir, aber am selben Tage schickte ich ihr eine Rolle von 1200 Francs nebst einem Billet, worin ich sie freundlichst ersuchte, sich in allen Verlegenheiten nur an mich zu wenden. Ihr Bruder erhielt wirklich diese Summe und glaubte sich dadurch berechtigt, mich um einen wichtigern Dienst zu bitten; denn nachdem er mir am folgenden Tage gedankt hatte, bat er mich, ihm in einer Sache von der größten Wichtigkeit behülflich zu sein. Als junger und ausschweifender Mensch war er an einen schlechten Ort gerathen und hatte denselben völlig angesteckt verlassen. Er klagte bitter über Herrn Farsetti, der ihm nicht vier Louisd'ors habe leihen wollen, weil derselbe, seinen Aeußerungen nach, sich nicht in eine so ekelhafte Geschichte habe mischen wollen; zugleich bat er mich, mit seiner Mutter zu sprechen damit sie ihn heilen lasse. Ich kam seinen Wünschen nach, als aber seine Mutter erfuhr, worum es sich handle, sagte sie, es sei besser ihn in seinem Zustande zu lassen, denn es sei schon das drittemal, als unnützer Weise Geld für seine Heilung auszugenben; kaum würde er geheilt sein, äußerte sie, so würde er seine alte Lebensweise auch wieder beginnen. Sie hatte Recht; denn ich ließ ihn auf meine Kosten durch einen geschickten Chirurgus behandeln, aber es dauerte nicht einen Monat, bis er in seine alte Sünde zurückfiel. Dieser junge Mensch war für schmachvolle Ausschweifungen geschaffen, denn schon im vierzehnten Jahre war er ein zügelloser Wüstling.

Seine Schwester war im sechsten Monate schwanger, und ihre Verzweiflung wuchs in demselben Maße wie ihr Leib; sie hatte den Entschluß gefaßt, das Bett nicht mehr zu verlassen und brachte mich zur Verzweiflung. Da sie glaubte, ich sei von meiner Leidenschaft, welche sie mir eingeflößt hatte, völlig geheilt, so ging sie mit mir wie mit einer vertrauten Freundin um; sie ließ mich alle Theile ihres Körpers befühlen, um mich zu überzeugen, daß sie sich nicht mehr sehen lassen könne. Ich spielte ihr gegenüber die Rolle einer Hebamme; aber wie schwer wurde es mir, mich ruhig und gleichgültig zu zeigen, während das mich verzehrende Feuer aus allen Poren strömte! Ich hielt es nicht mehr aus. Sie sprach vom Selbstmorde mit einem Tone der Ueberzeugung, der schaudern läßt, weil er einen überlegten Entschluß verkündet. Ich war in einer schwer zu beschreibenden Verlegenheit, als das Glück mich auf die komischste Weise aus derselben zog.

Als ich eines Tages bei Madame d'Urfé speiste, fragte ich sie, ob sie ein Mittel wisse, eine junge Person, welche mit ihrem Liebhaber zu weit gegangen sei, vor Schmach zu bewahren. Ein untrügliches, antwortete sie: den Aroph des Paracelsus, und es ist nicht schwer anzuwenden. Wollen Sie es kennen lernen? fügte sie hinzu, und ohne meine Antwort abzuwarten, stand sie auf und suchte ein Manuscript, welches sie mir überreichte. Dieses mächtige, die monatliche Reinigung befördernde Mittel war eine Art Salbe aus mehreren Bestandtheilen, wie Safran, Myrrhen u. s. w. zusammengesetzt, und mit Jungfernhonig gemengt. Um die beabsichtigte Wirkung zu erreichen, war eine cylinderartige Maschine erforderlich; dieselbe mußte mit einer feinen Haut bedeckt und umfangreich genug sein, um die Scheide auszufüllen und zugleich lang genug, um den Eingang des Beckens, in welchem der Fötus ruht, zu erreichen. Das Ende dieses Cylinders mußte stark mit Aroph eingerieben werden, und da derselbe nur im Augenblick einer Reizung des Uterus wirken konnte, so mußte diese durch einen Beischlaf hervorgebracht werden. Außerdem mußte die Thätigkeit wenigstens fünf bis sechsmal täglich eine ganze Woche hindurch wiederholt werden.

Ich fand das Recept und die Operation so lächerlich, daß ich unmöglich meinen Ernst bewahren konnte. Ich lachte von ganzem Herzen, aber nichtsdestoweniger las ich während zweier ganzer Stunden die komischen Träumereien des Paracelsus, an die Madame d'Urfé fester als an das Evangelium glaubte; sodann las ich mit Vergnügen den Boerhave, welcher von diesem Aroph wie ein vernünftiger Mann spricht.

Da ich, wie schon erwähnt, das reizende Fräulein mehrere Stunden täglich und in voller Freiheit sah, und da ich fortwährend verliebt war und mir beständig Zwang anthun mußte, so drohte das unter der Asche glimmende Feuer beständig zur hellen Flamme aufzuschlagen. Ihr Bild verfolgte mich unaufhörlich; sie war beständig der Gegenstand meiner Gedanken, und mit jedem Tage überzeugte ich mich mehr, daß ich meine Ruhe nur wiedergewinnen könne, wenn es mir gelänge, meine Leidenschaft durch den unbedingten Besitz aller ihrer Reize abzukühlen.

Als ich allein zu Hause war und an das Fräulein dachte, entschloß ich mich, ihr meine Entdeckung mitzutheilen, in der

Hoffnung, daß sie meiner bei der Einführung des Cylinders bedürfen würde. Ich ging gegen zehn Uhr zu ihr und fand sie, wie gewöhnlich, im Bette, weinend, weil sie sah, daß das Opiat, welches ich sie einnehmen ließ, keine Wirkung hatte. Der Augenblick schien mir günstig, vom Aroph des Paracelsus mit ihr zu sprechen, welches ich ihr als ein unfehlbares Mittel zur Erreichung des beabsichtigten Zweckes darstellte; während ich ihr aber die Wirksamkeit dieses Mittels rühmte, kam ich auf die Idee, hinzuzusetzen, daß zu einem sichern Erfolge die Vermischung des Arophs mit Samen, der seine natürliche Wärme noch nicht verloren habe, nothwendig sei. Wenn diese Mischung, äußerte ich, zu verschiedenen Malen des Tages den Ring des Uterus befeuchtet, schwächt sie denselben so sehr, daß der Fötus durch seine eigene Schwere hinausgetrieben wird.

Zu diesen Einzelnheiten fügte ich noch lange Reden, um sie von der Wirksamkeit des Mittels zu überzeugen, und als ich sie träumerisch werden sah, sagte ich, da ihr Liebhaber abwesend sei, müsse sie einen sichern Freund haben, der bei ihr wohne und ihr die Dosis verabreiche, so oft Paracelsus es vorschreibe.

Plötzlich fing sie an laut zu lachen und fragte mich, ob meine Reden nicht bloßer Spaß seien.

Ich gab mich verloren, denn die Abgeschmacktheit des Mittels sprang in die Augen, und wenn ihr gesunder Menschenverstand sie dies errathen ließ, so mußte ihr auch mein Beweggrund klar werden. Was glaubt aber nicht eine Frau in ihrem Zustande!

Wenn Sie es wünschen, mein Fräulein, sagte ich mit dem Tone der Ueberzeugung, so werde ich Ihnen das kostbare Manuscript bringen, worin Alles, was ich Ihnen angeführt habe, genau verzeichnet ist, so wie das bünd'ge Urtheil, welches Boerhave darüber abgiebt.

Diese Worte überzeugten sie; sie wirkten gleichsam magisch auf sie, und ich ließ ihre Ueberzeugung nicht erkalten. Der Aroph, sagte ich, ist das mächtigste Mittel zur Beförderung der monatlichen Reinigung.

Und die monatliche Reinigung, versetzte sie, erscheint so lange nicht, als eine Frau schwanger ist; der Aroph muß also ein herrliches Mittel sein, um eine Fehlgeburt zu bewirken. Können Sie ihn bereiten?

Ohne Zweifel; er ist sehr leicht zu bereiten, denn es sind nur einige Ingredienzien dazu erforderlich, welche ich kenne, und welche mit Honig oder frischer Butter in einen Teig verwandelt werden müssen. Aber diese Masse muß den Ring des Uterus im Augenbicke seiner größten Erregung berühren.

Dann scheint es mir, daß derjenige, welcher das Mittel verabreicht, lieben muß.

Ohne Zweifel, wenn er nicht ein reines Vieh ist, welches nur der thierischen Erregung bedarf.

Sie schwieg sehr lange, denn obwohl sie vielen Geist hatte, hinderte sie doch die den Frauen angeborne Schaam und die Unbefangenheit ihres Gemüths, die List zu argwöhnen, welche ich, wie ich bekennen muß, ohne Schonung anwendete. Ich blieb ebenfalls stumm vor Erstaunen, daß ich ohne alle vorhergehende Ueberlegung und ohne Vorbedacht ihr diese Fabel ex abrupto mit dem Charakter der Wahrheit vorgetragen habe.

Endlich brach sie das Schweigen und sagte mit traurigem Tone: Das Mittel scheint mir natürlich und vorzüglich, aber ich muß darauf verzichten. Sodann fragte sie, ob die Bereitung des Aroph viel Zeit erfordere.

Zwei Stunden höchstens, sagte ich, wenn man englischen Safran bekommen kann, welchen Paracelsus dem orientalischen vorzieht.

In diesem Augenblicke trat ihre Mutter mit dem Chevalier Farsetti ein und lud mich nach einigen unbedeutenden Reden zum Essen ein. Ich wollte es ablehnen, als das Fräulein sagte, sie würde mit uns speisen; nun nahm ich die Einladung an und wir gingen hinaus, um ihr Zeit zum Ankleiden zu lassen. Sie ließ nicht auf sich warten und erschien mit einer Nymphen-Taille. Ich war ganz verblüfft; ich hatte Mühe meinen Augen zu trauen und war nahe daran zu glauben, daß sie mich belogen habe; denn ich konnte nicht begreifen, wie sie es angefangen habe, um so sehr die Fülle zu verbergen, welche sie mich mit meinen eigenen Händen hatte berühren lassen.

Herr Farsetti setzte sich neben sie, ich mich neben die Mutter. Das Fräulein, welches nur an den Aroph dachte, kam beim Dessert auf den Einfall, ihren Nachbar, der sich

für einen großen Chemiker ausgab, zu fragen, ob er denselben kenne.

Ich glaube, antwortete Farsetti, mit dünkelvoller Miene, ihn besser als irgend Jemand zu kennen.

Wozu taugt er?

Ihre Frage ist zu unbestimmt.

Was bedeutet das Wort?

Aroph ist ein arabisches Wort, welches ich nicht kenne. Man müßte im Paracelsus nachsehen.

Dieses Wort, antwortete ich, ist weder arabisch noch hebräisch; es gehört eigentlich keiner Sprache an. Es ist aus zwei Wörtern zusammengezogen.

Könnten Sie uns diese Worte angeben? fragte der Chevalier.

Sehr leicht: aro kömmt von aroma und ph ist der Anfangsbuchstabe von philosophorum.

Hat Paracelsus, fragte Farsetti mit gereiztem Tone, Sie so gelehrt gemacht?

Nein, mein Herr, ich verdanke diese Kenntniß Boerhave.

Das ist lustig! sagte er ironisch. Boerhave spricht nirgends davon, aber ich habe es gern, wenn man recht zuversichtlich citirt.

Lachen Sie, mein Herr, sagte ich; das steht Ihnen ohne Zweifel frei, aber hier ist der Prüfstein; nehmen Sie eine Wette an, wenn Sie es wagen. Ich citire nie falsch, wie diejenigen, welche von arabisch sprechen.

Dies sagend, werfe ich ein Börse voll Geld auf den Tisch; aber Farsetti, der seiner Sache nichts weniger als gewiß war, sagte mit verächtlicher Miene, er wette nie.

Das junge Fräulein, welches sich seiner Beschämung freute, sagte, dies sei das beste Mittel, nie zu verlieren und spottete über sein Arabisch. Ich steckte meine Börse wieder in die Tasche, that so, als ob ich hinausgehen müsse und schickte meinen Lakaien zu Madame d'Urfé, um den Boerhave zu holen.

Ich setzte mich sodann wieder zu Tische und unterhielt die Gesellschaft bis zur Rückkehr meines Mercurs, welcher mir das Buch brachte. Ich öffne es, und da ich es am vorigen Tage durchblättert hatte, so fand ich sogleich die betreffende Stelle, und nun Farsetti das Buch hinreichend, bat ich ihn

sich zu überzeugen, daß ich nicht mit Zuversicht, sondern mit Sicherheit citirt habe. Anstatt das Buch zu nehmen, stand er auf und entfernte sich, ohne ein Wort zu sagen. Er ist ärgerlich weggegangen, sagte die Mutter, und ich möchte darauf wetten, daß er nicht wieder kommt. Ich wette das Gegentheil, sagte die Tochter; der morgende Tag wird nicht verfließen, ohne daß er uns mit seiner angenehmen Gegenwart beehrt.

Sie hatte Recht. Von diesem Tage an wurde Farsetti mein unversöhnlicher Feind und ließ keine Gelegenheit vorübergehen, mich davon zu überzeugen.

Nach Tische gingen wir Alle nach Passy, um einem Concerte beizuwohnen, welches Herr de la Popelinière veranstaltete, der uns znm Abendessen einlud. Ich fand hier Sylvia und ihre reizende Tochter, welche mit mir schmollte, und nicht ohne Grund, denn ich hatte sie vernachlässigt. Der berühmte Adept St. Germain erheiterte die Tischgesellschaft durch seine Aufschneidereien, die er mit vielem Geiste und Anstande vortrug. Ich habe nie einen geistreichern, geschicktern und belustigenderen Betrüger gekannt.

Am folgenden Tage schloß ich mich bei mir ein und öffnete Niemandem meine Thüre, um eine Menge Fragen zu beantworten, welche Esther an mich gerichtet hatte. Alle auf den Handel bezüglichen beantwortete ich auf eine sehr dunkle Weise, denn abgesehen von der Furcht, mein Orakel bloßzustellen, mochte ich auch den Interessen ihres Vaters nicht schaden, indem ich ihn zu Irrthümern verleitete. Dieser brave Mann war der ehrenwertheste holländische Millionair, aber er hätte, wenn auch sich nicht zu Grunde richten, doch eine starke Bresche in seinem Vermögen machen können, wofern er sich im Vertrauen auf meine Unfehlbarkeit kopfüber in gewagte Spekulationen gestürzt hätte. Was Esther betraf, so gestehe ich, daß sie für mich nur noch ein Gegenstand angenehmer Erinnerung war.

Fräulein H. C. V. beschäftigte mich ganz und gar trotz ihrer Gleichgültigkeit, und ich sah nicht ohne Unruhe den Augenblick herannahen, wo sie ihren Zustand der Familie nicht mehr würde verbergen können. Ich bereute es, mit ihr vom Aroph gesprochen zu haben; denn seit drei Tagen war davon nicht mehr die Rede gewesen, und es war nicht meine Sache,

einen so zarten Gegenstand wieder aufs Tapet zu bringen; ich fürchtete sogar, ihren Verdacht erweckt zu haben, und besorgte, daß die Achtung, welche sie gegen mich gehegt, sich in ein weniger schmeichelhaftes Gefühl verwandelt haben könnte. Ich würde nur schwer ihre Verachtung ertragen haben. Ich fühlte mich so sehr gedemüthigt, daß ich nicht den Muth hatte, sie zu besuchen, und ich weiß nicht, ob ich mich dazu entschlossen hätte, wenn sie mir nicht zuvorgekommen wäre. Sie schrieb mir ein Billet, worin sie sagte, sie habe keinen andern Freund als mich und sie fordere von mir keinen andern Freundschaftsbeweis, als daß ich sie täglich besuche, wäre es auch nur auf einen Augenblick. Ich beeilte mich, ihr meine Antwort zu bringen. Ich versprach ihr, sie nicht zu vernachlässigen, versicherte ihr, daß meine Freundschaft beständig sei, und sie für alle Fälle auf mich rechnen könnte. Ich hatte mir geschmeichelt, daß sie vom Aroph sprechen würde, aber vergeblich. Ich glaubte, sie habe ihn nach reiflichem Nachdenken für das genommen, was er wirklich war, für eine Chimäre und ich fing an, auf dieses Mittel nicht mehr zu rechnen.

Wollen Sie, sagte ich, daß ich Ihre Mutter und Ihre ganze Familie zum Essen bei mir einlade?

Das würde mir sehr angenehm sein, antwortete sie: das wäre ein Genuß, den ich etwas später nicht mehr haben könnte.

Das Essen war prachtvoll und fein, denn ich hatte hinsichtlich der Kosten und des Geschmacks nichts gespart. Ich hatte Sylvia, ihre Tochter, welche reizend war, einen italiänischen Musiker, Namens Megali, in welchen eine Schwester des Fräuleins verliebt war und einen Baß la Garde, der zu allen gewählten Gesellschaften gezogen wurde, eingeladen. Das Fräulein war während dieser ganzen Zeit von einer entzückenden Munterkeit. Witzige Aeußerungen, geistreiche Einfälle, pikante Anekdoten belebten das Mahl, und die Freude war in allen Beziehungen die Gottheit des Festes. Wir trennten uns erst um Mitternacht, und ehe wir uns trennten, fand das Fräulein ein Mittel, mich zu bitten, daß ich am nächsten Morgen früh zu ihr kommen möge, da sie mir etwas Wichtiges zu sagen habe.

Man wird sich wohl denken, daß ich der Einladung folgte. Ich war vor acht Uhr bei ihr. Ich fand sie sehr traurig, und sie sagte, sie sei in Verzweiflung, weil la Po-

pelinière zum Abschlusse der Ehe dränge und ihre Mutter sie verfolge. Sie hat mir angezeigt, daß ich den Contract unterzeichnen müsse und mir einen Schneider angekündigt, der mir das Maaß zu Corsets und Kleidern nehmen soll. Ich kann das nicht zugeben, denn, setzte sie sehr richtig hinzu, es ist nicht möglich, daß ein Schneider meinen Zustand nicht bemerken sollte. Ich bin entschlossen, mich eher zu tödten als mich zu verheirathen, ehe ich niedergekommen bin, oder mich meiner Mutter anzuvertrauen.

Der Tod, sagte ich, ist ein Mittel, welches man immer anwenden kann, und wozu man nicht eher seine Zuflucht nehmen darf, als bis alle Mittel der Rettung ohne Erfolg versucht worden sind. Mir scheint es, daß Sie la Popelinière leicht los werden können; vertrauen Sie ihm Ihren Zustand an; er ist ein Ehrenmann und wird seinen Entschluß fassen, ohne Sie Preis zu geben, denn er hat ein Interesse, das Geheimniß zu bewahren.

Werde ich aber damit weiter kommen? Und meine Mutter?

Ihre Mutter? Ich übernehme es, sie zur Vernunft zu bringen.

O, mein Freund, wie wenig kennen Sie dieselbe! Die Ehre würde sie nöthigen, mich verschwinden zu lassen, aber vorher würde sie mich Leiden erdulden lassen, denen ich den grausamsten Tod vorziehen müßte.

Weshalb sprechen Sie aber nicht mehr vom Aroph? War es ein bloßer Scherz? Es wäre grausam.

Nein, ich glaube vielmehr, daß es ein unfehlbares Mittel ist, obwohl ich niemals Zeuge seiner wunderbaren Wirkungen gewesen bin. Aber wozu soll ich mit Ihnen darüber sprechen? Sie haben das Zartgefühl, welches mich zum Schweigen nöthigt, errathen müssen. Vertrauen Sie Ihren Zustand Ihrem Liebhaber an; er ist in Venedig; schreiben Sie ihm und ich übernehme es, Ihren Brief binnen fünf oder sechs Tagen durch einen sichern Mann an ihn gelangen zu lassen. Wenn er nicht reich ist, will ich Ihnen das nöthige Geld geben, damit er nicht zu zögern braucht, um Ihnen durch Anwendung des Aroph die Ehre und das Leben wiederzugeben.

Der Plan ist schön und das Anerbieten großmüthig, aber die Sache ist nicht ausführbar; Sie würden nicht daran zwei-

sein, wenn Sie vom ganzen Zusammenhange der Sache unterrichtet wären. Denken wir nicht an ihn, mein Freund; aber angenommen, ich würde mich entschließen, mir das Aroph von einem Andern verabreichen zu lassen, so sagen Sie mir, wie ich es könnte. Wäre auch mein Liebhaber in Paris verborgen, wie sollte er acht Tage ungestört bei mir zubringen, wie es doch ohne Zweifel zur Verabreichung des Spezificums erforderlich wäre? Und wenn auch dies möglich wäre, wie sollte er mir eine Woche hindurch die Dosis fünf oder sechsmal verabreichen? Sie sehen wohl, daß an dieses Mittel nicht zu denken ist.

Um Ihre Ehre zu retten, theures Fräulein, würden Sie sich also entschließen, sich einem Andern hinzugeben?

Ja, entschieden, wenn ich sicher wäre, daß Niemand etwas davon erführe. Aber wo ist ein solcher Mann? Glauben Sie, daß er leicht zu finden ist? Und wenn auch dies der Fall wäre, könnte ich mich wohl entschließen, ihn aufzusuchen?

Ich wußte nicht, wie ich diese Worte deuten sollte, denn das Fräulein kannte meine Liebe für sie, und es schien mir natürlich, daß sie sich nicht bemühte, in der Ferne zu suchen, was sie so nahe hatte. Ich war geneigt, zu glauben, sie wünsche, ich solle sie bitten, mich zum Verabreicher des Mittels zu wählen, theils um ihrem Schaamgefühl die Schande eines schwer zu machenden Anerbietens zu ersparen, theils um sich das Verdienst beizulegen, meiner Liebe nachzugeben und mich dadurch zu größerem Dank zu verpflichten; aber ich konnte mich täuschen und wollte mich nicht dem Schimpf und der Demüthigung einer abschläglichen Antwort aussetzen. Andererseits konnte ich mir nicht gut denken, daß sie mich beleidigen wolle. Da ich nicht wußte, was ich machen sollte und ich sie zu einer Erklärung zwingen wollte, so stand ich, einen tiefen Seufzer ausstoßend, auf, und schickte mich an, meinen Hut zu nehmen und wegzugehen, indem ich ausrief: Grausames Fräulein, ich bin unglücklicher als Sie!

Sich nun in ihrem Bette aufrichtend, bat sie mich, zu bleiben und fragte mich mit Thränen in den Augen, wie ich mich für unglücklicher als sie halten könne. Nun eine gekränkte, aber sentimentale Miene annehmend, sagte ich, sie habe ihre Verachtung gegen mich zu deutlich blicken lassen, da

sie in der traurigen Lage, worin sie sei, mir einen Unbekannten vorzöge, den ich ihr sicherlich nicht verschaffen würde.

Wie grausam, wie ungerecht sind Sie! sagte sie weinend. Ich sehe nun wohl, daß Sie mich nicht lieben, da Sie meine unglückliche Lage zu einem Triumphe benutzen wollen. Ich kann Ihr Benehmen nur als eine Rache betrachten, die eines großmüthigen Menschen unwürdig ist.

Ihre Thränen rührten mich und ich fiel ihr zu Füßen. Da Sie wissen, daß ich Sie anbete, theures Fräulein, wie können Sie mir wohl Rachepläne zutrauen und mich für unempfindlich halten, indem Sie mir mit klaren Worten sagen, Sie wüßten nicht, auf wen Sie in Abwesenheit Ihres Liebhabers Ihre Auge werfen sollten, um Sie aus der Verlegenheit zu ziehen?

Aber sagen Sie mir, ob ich mich nach meiner ersten Ablehnung anständiger Weise an Sie wenden konnte? Und mußte ich nicht fürchten, Sie würden der Nothwendigkeit verweigern, was Ihre Liebe nicht hatte erlangen können?

Sie glauben also, ein Mann, der leidenschaftlich liebt, könne einer Ablehnung wegen, deren Grund nur die Tugend sein kann, zu lieben aufhören? Lassen Sie mich Ihnen mein Herz eröffnen; ich habe in der That glauben können, daß Sie mich nicht liebten, aber ich glaubte jetzt überzeugt sein zu können, daß ich mich getäuscht habe, und daß Sie unabhängig von der Nothwendigkeit, worin Sie sind und aus Gefühl mich glücklich gemacht haben würden. Ich will sogar sagen, daß es Ihnen leid thut, daß ich mir das Gegentheil gedacht habe.

Theurer Freund, Sie sind der getreue Dolmetscher meiner Gefühle. Aber es fragt sich nun noch, wie wir in der Ungestörtheit, deren wir bedürfen, zusammen kommen können.

Seien Sie unbesorgt; da ich Ihre Einwilligung habe, so werde ich bald ein passendes Auskunftsmittel finden. Einstweilen will ich den Aroph bereiten.

Ich hatte beschlossen, falls es mir je gelingen sollte, mein schönes Fräulein zum Gebrauche meines Specificums zu bereden, nur den Honig anzuwenden; die Bereitung des Aroph, welchen ich anwenden wollte, konnte mich also nicht in Verlegenheit setzen. Wenn ich aber hinsichtlich dieses Punktes außer aller Sorge war, so war ich andererseits in eine Art Laby-

rinth gerathen, aus dem ich nicht herauszufinden wußte. Ich sollte mehrere Nächte ohne Unterbrechung in beständiger Arbeit zubringen; ich fürchtete, mich über meine Kräfte hinaus verpflichtet zu haben und dennoch war keine Verminderung möglich, ohne, wenn auch nicht den Erfolg des Aroph, so doch die Schäferstunden, welche ich so mühsam vorbereitet hatte, zu gefährden. Da überdies ihre junge Schwester in demselben Zimmer und ziemlich nahe bei ihr schlief, so konnte die Operation dort nicht stattfinden, und es war unmöglich, sie acht Nächte hinter einander in ein Hôtel garni zu führen. Der Zufall, eine den Lieblingsintriguen gewöhnlich günstige Gottheit, kam mir zu Hülfe.

Als ich einmal ins vierte Stockwerk hinaufgehen mußte, begegnete ich dem Küchenjungen, der, da er sich wohl denken konnte, was ich wolle, mich bat, nicht weiter zu gehn, weil der Platz besetzt sei. Aber, sagte ich, Du kommst ja von dort? —

Das ist wahr, mein Herr, sagte er, aber ich habe nur hineingeguckt und bin sogleich abgegangen.

Wohlan! so werde ich warten, bis der Platz geräumt ist.

Ich bitte Sie, mein Herr, warten Sie nicht.

Ich errathe, Schurke; ich werde nichts sagen, aber ich will sie sehn.

Sie wird nicht herauskommen, denn sie hat Sie gehört und sich eingeschlossen.

Sie kennt mich also?

Ja, und Sie kennen sie auch.

Es ist gut; geh' und sei Deinetwegen und ihretwegen unbesorgt.

Der Küchenjunge entfernte sich, und ich dachte mir sogleich, daß ich von dieser Begegnung würde Nutzen ziehn können. Ich gehe hinauf, und durch eine Spalte erblicke ich Magdalena, die Kammerfrau des Fräuleins. Ich beruhigte sie, indem ich ihr Schweigen gelobte; sie öffnete, und nachdem ich ihr einen Louisd'or in die Hand gedrückt, entschlüpfte sie einigermaßen verlegen. Einen Augenblick darauf ging ich wieder hinunter, und der Küchenjunge, welcher mich auf der Treppe erwartete, bat mich, Magdalene zu bewegen, daß sie ihm die Hälfte abgebe. Ich verspreche Dir einen ganzen, sagte ich, wenn Du mir Alles gestehen willst. Das war dem Burschen ganz

recht. Er erzählte mir seine Liebesgeschichte und sagte, er schlafe alle Nächte bei dem Mädchen auf dem Boden; aber seit drei Tagen seien sie ihres Vergnügens beraubt, weil Madame jetzt Wildpret dort aufbewahre und daher den Schlüssel abgezogen habe. Ich ließ mich hinführen und sah durch das Schlüsselloch, daß eine Matratze hier sehr gut unterzubringen sei. Ich gab dem Küchenjungen einen Louisd'or und entfernte mich, um über meinen Plan weiter nachzudenken.

Ich war der Ansicht, daß das Fräulein, wenn es sich mit Magdalene verständige, sehr gut die Nacht auf dem Boden zubringen könne. Ich versah mich mit einem Dietrich und mehreren Nachschlüsseln; in eine Blechschachtel legte ich mehrere Dosen des angeblichen Aroph, d. h. Honig vermischt mit Hirschhorn, um demselben Festigkeit zu geben und am nächsten Tage ging ich in's Hôtel de Bretagne, wo ich sogleich meinen Dietrich versuchte. Ich bedurfte desselben nicht, denn der erste Nachschlüssel genügte, um ein gebrechliches Schloß zu öffnen.

Stolz auf meine Entdeckung und meinen Erfolg, gehe ich zum Fräulein hinunter und unterrichte sie in wenigen Worten von Allem.

Aber, mein Freund, um mein Zimmer zu verlassen, muß ich durch das Cabinet, wo Magdalene schläft.

Dann, mein Herz, müssen wir das Mädchen in unser Interesse ziehn.

Ihr mein Geheimniß anvertraun?

Ja wohl.

Ich würde das nie wagen.

Ich übernehme es: der goldne Schlüssel öffnet alle Thüren.

Sie willigte in Alles: aber der Küchenjunge setzte mich in Verlegenheit; denn wenn er erfuhr, was wir trieben, konnte er uns schaden. Ich glaubte ihn durch Magdalene gewinnen zu können, oder ich hoffte, daß diese als geistreiches Mädchen ihn uns vom Halse schaffen würde.

Ehe ich ging, sagte ich dem Mädchen, ich habe wichtige Sachen mit ihr zu besprechen und gab ihr ein Stelldichein im Augustinerkloster. Sie fand sich pünktlich ein und ich erklärte ihr meinen Plan Punkt für Punkt. Er war nicht schwer zu begreifen, und nachdem sie gesagt, sie werde dafür

sorgen, daß sich ihr eigenes Bett in diesem neuen Boudoir befinde, fügte sie hinzu, um ganz sicher zu sein, sei es nothwendig, den Küchenjungen ins Interesse zu ziehn. Er ist ein verständiger Junge, sagte Magdalene, und ich glaube für seine Treue stehen zu können; überlassen Sie es mir, diese Sache zu ordnen. Ich gab ihr den Schlüssel und sechs Louisd'ors und bat sie, ihre Herrin von unserer Verabredung in Kenntniß zu setzen, sich mit ihr zu verständigen und den Boden für uns in Bereitschaft zu setzen. Sie entfernte sich sehr fröhlich. Eine Kammerfrau, welche einen Liebhaber hat, ist nie glücklicher, als wenn sie ihre Herrin nöthigen kann, ihre Liebschaft zu beschützen.

Am folgenden Morgen kam der Küchenjunge nach der Petite-Pologne; ich erwartete ihn. Ehe er zum Sprechen kam, sagte ich ihm, er möge gegen die Neugierde meiner Bedienten auf der Hut sein und nicht ohne Noth zu mir kommen. Er versprach mir, vorsichtig zu sein und versicherte mich seiner Ergebenheit. Er gab mir den Schlüssel zum Boden mit dem Bemerken, daß er sich einen andern verschafft habe. Ich bewunderte und lobte seine Vorsicht und schenkte ihm sechs Louisd'ors, die, wie ich sah, besser wirkten als die schönsten Worte.

Am folgenden Morgen besuchte ich das Fräulein nur einen Augenblick, um sie zu benachrichtigen, daß ich mich um zehn Uhr Abends einstellen würde. Ich ging ziemlich früh hin, ohne von Jemand bemerkt zu werden. Ich war im Ueberrock und hatte in den Taschen die Büchse mit dem Aroph, ein vortreffliches Feuerzeug und eine Kerze. Ich fand hier eine gute Matratze, Kopfkissen, und eine gute Steppdecke, ein sehr nützliches Möbel denn die Nächte waren kalt und es handelte sich darum, in den Zwischenräumen der Operation schlafen zu können.

Um elf Uhr verursachte mir ein leises Geräusch ein Herzklopfen, das immer von guter Vorbedeutung ist. Tastend gehe ich hinaus dem Fräulein entgegen, welches ich durch einen zärtlichen Kuß beruhige. Nachdem ich sie hineingeführt, verbarrikadire ich die Thüre und verhänge das Schlüsselloch, um für jeden Fall gegen Ueberraschung gesichert zu sein und die Neugierigen zu täuschen.

Als ich hierauf meine Kerze anzündete, äußerte das Fräulein Unruhe; das Licht kann uns verrathen, sagte sie, wenn Jemand in den vierten Stock kömmt.

Abgesehen davon, daß die Sache nicht wahrscheinlich ist, sagte ich zu ihr, müssen wir uns schon dieser Gefahr aussetzen, denn wie sollten Sie mich ohne Licht mit dem Aroph einreiben? Wolan, versetzte sie, so wollen wir das Licht gleich hinterher auslöschen.

Ohne uns bei den Einleitungen aufzuhalten, welche sonst, wenn man frei ist, in der Liebe so süß sind, entkleideten wir uns und gingen ernstlich an unsere Rolle, die wir mit der größten Vollkommenheit spielten. Ich hatte das Ansehen eines Zöglings von St. Côme, welcher eine Operation macht, sie das einer Kranken, welche sich in ihr Schicksal fügt, nur mit dem Unterschiede, daß es die Kranke war, welche den Verband anlegte. Als der Opferer mit allem Nöthigen versehen war, d. h. als die weißen Hände meiner Engländerin mir das Aroph mit dem Käppchen eines Priesters aufgelegt hatten, legte sie sich in die passendste Stellung und erweiterte mit beiden Händen die Oeffnung der Mündung, durch welche das Spezificum an den Ort gelangen sollte, wo die Vermischung mit dem Lebenssamen zu bewerkstelligen war.

Das Lächerlichste bei der Geschichte wäre für einen Dritten, der uns hätte sehen können, der doktorartige Ernst von uns beiden gewesen.

Als die Einführung völlig bewerkstelligt war, löschte das furchtsame Fräulein das Licht aus; aber nach einigen Minuten mußte sie es sich schon gefallen lassen, daß ich es wieder anzündete. Ich hatte wie ein Meister gearbeitet, aber zu schnell, so daß meine Agnes, welche ihre Aufregung nicht hatte bemeistern können, in Rückstand geblieben war. Ich sagte sehr zuvorkommend zu ihr, ich würde mit großem Vergnügen von Neuem an die Arbeit gehn und der Ton, womit ich dieses Compliment vorbrachte, nöthigte uns zu lautem Lachen.

Bei der zweiten Operation ging ich nicht so rasch zu Werke, wie bei der ersten, und diesmal war das Fräulein im Stande, gleichen Schritt mit mir zu halten.

Die Scham war dem Vertrauen gewichen, und als sie das zurückgebliebene Aroph besichtigte, zeigte sie mir mit der Spitze ihres niedlichen Fingers den sehr wahrnehmbaren An-

theil ihrer Mitwirkung; sodann machte sie mich mit zärtlicher und befriedigter Miene aufmerksam darauf, daß wir zur Erreichung des gewünschten Erfolges, noch einen weiten Weg zurückzulegen hätten, und forderte mich auf, etwas auszuruhen. Sie sehen, sagte ich zu ihr, daß ich der Ruhe nicht bedarf, und ich glaube, wir werden gut thun, wieder an die Arbeit zu gehen.

Wahrscheinlich fand sie den Grund überzeugend, denn ohne ein Wort zu sagen, ging sie wieder an die Arbeit; hierauf schliefen wir ziemlich lange. Als ich erwachte, frisch wie zuvor, beantragte ich eine neue Operation, und als auch diese beendet war, bestimmte mich eine ökonomische Betrachtung meines vorsichtigen Fräuleins zur Mäßigung, denn wir mußten uns für die folgende Nacht frisch erhalten. Sie verließ mich gegen vier Uhr Morgens und kehrte leise in ihr Zimmer zurück; ich verließ mit Tagesanbruch das Hôtel unter der Ägide meines Küchen-Merkurs, der mich durch eine verborgene Thür, die ich nicht kannte, entschlüpfen ließ.

Nachdem ich ein aromatisches Bad genommen, machte ich gegen Mittag wie gewöhnlich Fräulein H. C. V. meine Aufwartung. Ich fand sie in einem eleganten Déshabillé im Bette sitzen, und das Lächeln des Glücks schwebte auf ihren Lippen. Sie sprach von ihrer Dankbarkeit und dankte mir so oft und so feurig, daß ich, der ich mich mit Recht für ihren Schuldner hielt, die Geduld zu verlieren anfing. Sehen Sie denn nicht, theures Fräulein, sagte ich, daß Ihre Danksagungen mich erniedrigen! Sie beweisen mir, daß Sie mich nicht lieben, oder daß, wenn Sie mich lieben, Sie meine Liebe für nicht so groß wie die Ihrige halten. Wir rührten uns gegenseitig und schickten uns an, unsere gegenseitige Liebe ohne Beihülfe des Aroph zu besiegeln, als die Klugheit sich noch rechtzeitig geltend machte. Wir waren nicht sicher und hatten noch viel Zeit vor uns. In Erwartung der Nacht begnügten wir uns mit den zärtlichsten Umarmungen.

Meine Lage war eigenthümlich, denn obwohl ich dieses interessante Mädchen sehr liebte, machte ich mir doch nicht den geringsten Vorwurf daraus, sie getäuscht zu haben, um so weniger, da die Sache keine Folgen haben konnte, weil der Platz schon besetzt war. Es war keine Rache der Eigenliebe, welche mich einen Betrug billigen ließ, der mir wahre Genüsse verschaffte.

Sie sagte, sie fühle sich gedemüthigt, da sie meinen Wünschen widerstanden, als sie mir durch die Hingebung einen wahren Beweis ihrer Liebe für mich geben konnte, während sie jetzt schmerzlich fühle, daß ich Zweifel über ihre wahrhaften Empfindungen haben könne. Ich that mein Möglichstes, um sie zu beruhigen, und im Grunde machte auch mein Gefühl jeden Zweifel unnütz, da ich meinen Zweck so vollständig, wie ich nur wünschen konnte, erreicht hatte. Aber ich erlangte einen Erfolg, zu dem ich mir noch heute Glück wünsche; während meiner nächtlichen Arbeiten, die für den von ihr beabsichtigten Zweck völlig unnütz waren, hatte ich das Glück, ihr Ergebung und Vertrauen in so hohem Grade einzuflößen, daß sie mir aus eigenem Antriebe versprach, sich nicht mehr der Verzweiflung zu überlassen und, möchte es nun kommen wie es wolle, mir zu vertrauen und nur meinem Rathe zu folgen. Während unserer nächtlichen Unterhaltungen sagte sie oft zu mir, sie sei glücklich und werde es bleiben, auch wenn der Aroph keine Wirkung haben sollte. Nicht etwa, als ob sie nicht großes Vertrauen dazu gehabt hätte, denn sie stellte die Anwendung dieses unschuldigen Mittels erst ein, als wir uns die letzten Kämpfe lieferten, in denen wir das Feuer von Neophyten entwickelten, gleichsam als ob wir in diesen letzten Kämpfen die Schaale der Wollust bis auf den letzten Tropfen leeren wollten. Mein theurer Freund, sagte sie im Augenblicke unserer letzten Trennung, Alles was wir gethan haben, scheint mir mehr geeignet zu schaffen als zu zerstören, und wäre die Thür nicht hermetisch geschlossen, so würden wir wahrscheinlich dem kleinen Einsiedler gute Gesellschaft zugeführt haben. Ein Doktor der Sorbonne hätte nicht besser sprechen können.

Drei oder vier Tage darauf fand ich sie gedankenvoll aber ruhig; sie sagte, sie habe alle Hoffnung verloren, ihre Last vor der Entbindung loszuwerden, und sie werde unaufhörlich von ihrer Mutter verfolgt; in wenigen Tagen werde sie nur noch die Wahl haben, ihren Zustand zu offenbaren oder den Kontrakt zu unterzeichnen; da sie sich aber weder zu dem Einen noch zu dem Andern entschließen könne, so wolle sie entfliehen und bat mich, ihr die Mittel dazu zu verschaffen.

Ich war entschlossen, ihr zu dienen; mein Entschluß in dieser Beziehung stand fest; aber ich wollte den Schein retten, denn ich hätte mir eine schlimme Geschichte auf den Hals

ziehen können, wenn man erfahren hätte, daß ich sie entführt habe oder ihr behülflich gewesen sei, das Reich zu verlassen. Uebrigens hatten wir beide nie daran gedacht, unser Geschick durch unauflösliche Bande zu vereinigen.

Ganz in Gedanken vertieft, verließ ich sie und begab mich nach den Tuilerieen, wo ein geistliches Concert gegeben wurde. Es war eine Motette, componirt von Moudonville; der Text war vom Abbé Voisenon, welchem ich das Motiv gegeben hatte: die Israeliten auf dem Berge Horeb. Dieses in freien Versen geschriebene Stück war eine Neuigkeit, welche großes Aufsehen machte. Als ich aus dem Wagen stieg, bemerkte ich Madame du Rumain, welche allein aus dem ihrigen stieg. Ich eile auf sie zu und werde wie ein guter Bekannter empfangen. Es ist mir lieb, Sie hier zu finden, ich betrachte es als einen Glücksfall. Ich will mir diese Neuigkeit ansehn und habe zwei reservirte Plätze; Sie werden mir einen Gefallen thun, wenn sie einen annehmen.

Da ich den ganzen Werth eines so ehrenvollen Anerbietens fühlte, so hütete ich mich, es auszuschlagen, obwohl ich mein Billet in der Tasche hatte, und bot ihr ehrfurchtsvoll meinen Arm an; wir hatten zwei der besten Plätze.

Man plaudert in Paris nicht, wenn man heilige Musik hört, besonders wenn sie neu ist. Madame du Rumain konnte also aus meinem obligatorischen Schweigen während des Concerts nicht auf den Zustand meiner Seele schließen, aber sie errieth ihn, als das Concert zu Ende war, an meiner Physiognomie, denn ich sah niedergeschlagen und befangen aus, was mir nicht natürlich war.

Herr Casanova, sagte sie, thun Sie mir den Gefallen, eine Stunde zu mir zu kommen; ich habe Ihnen zwei oder drei kabbalistische Fragen vorzulegen; Sie werden mir dieselben beantworten, denn sie liegen mir am Herzen; aber Sie müssen sich beeilen, weil ich zum Abendessen in Paris eingeladen bin.

Man wird sich leicht denken, daß ich mich nicht bitten ließ, und als ich zu ihr kam, waren meine Antworten in Zeit von noch nicht einer halben Stunde fertig. Als ich zu Ende war, sagte die liebenswürdige Dame mit dem Tone des höchsten Wohlwollens: Was fehlt Ihnen, Herr Casanova? Sie sind nicht in Ihrer gewöhnlichen Stimmung, und wenn ich nicht irre, so stehen Sie in der Erwartung eines großen

Unglücks. Sollten Sie nicht vielleicht in der Lage sein, einen großen Entschluß fassen zu müssen? Ich bin nicht neugierig; kann ich Ihnen aber bei Hofe nützlich sein, so verfügen Sie über meinen Credit und rechnen Sie auf mich. Wenn es nöthig ist und die Sache Eile hat, so gehe ich morgen früh nach Versailles; ich bin bei allen Ministern angesehen. Theilen Sie mir Ihren Kummer mit, mein Freund, und wenn ich ihn nicht lindern kann, will ich ihn wenigstens theilen. Zweifeln Sie nicht an meiner Verschwiegenheit.

Diese Anrede erschien mir wie eine himmlische Stimme, wie eine Aufforderung meines guten Genius, mich der Dame ganz zu eröffnen, welche beinahe in meinen Gedanken gelesen und mir in unzweideutigen Ausdrücken ihre Theilnahme an meinem Unglücke erklärt hatte. Nachdem ich sie einige Augenblicke angesehen, ohne ein Wort zu sagen, aber mit einer Miene, die meine ganze Dankbarkeit ausdrückte, sagte ich: Ja, Madame, ich bin in einer großen Krisis und stehe vielleicht im Begriffe mich zu Grunde zu richten; aber Ihr Wohlwollen giebt mir die Ruhe wieder, da es mich wieder einigermaßen hoffen läßt. Sie sollen meine Lage kennen lernen. Ich will Ihnen ein Geheimniß anvertrauen, welches die Ehre zu einem unverletzlichen macht, aber ich kann weder an Ihrer Verschwiegenheit noch an Ihrer Güte zweifeln. Wenn Sie mich sodann mit einem Rathe beglücken wollen, so verspreche ich Ihnen, denselben zu befolgen und schwöre nie zu sagen, wer ihn mir gegeben hat.

Nach diesem Eingange, durch welchen ich ihre ganze Aufmerksamkeit gewann, erzählte ich ihr ausführlich die ganze Geschichte; ich verbarg ihr weder den Namen des Fräuleins, noch irgend einen der Umstände, welche mich nöthigten, über ihr Schicksal zu wachen. Indeß schwieg ich vom Aroph und der Art und Weise, wie ich ihn angewendet hatte, da mir die Sache für dieses ernste Drama zu komisch schien; aber ich gestand ihr, daß ich ihr Mittel verschafft habe, um sie von ihrer Last zu befreien.

Nach dieser wichtigen Mittheilung schwieg ich, und Madame du Rumain blieb beinahe eine Viertelstunde in Gedanken versunken. Endlich stand sie auf und sagte:

Ich werde bei Madame de la Marq erwartet; ich muß durchaus hingehen, denn ich werde dort den Bischof von Mont-

rouge treffen, mit dem ich zu sprechen habe; aber ich hoffe Ihnen nützlich sein zu können. Kommen Sie morgen früh um acht Uhr wieder, wo Sie mich allein finden werden, und thun Sie namentlich keinen Schritt, ehe Sie mit mir gesprochen haben. Leben Sie wohl.

Ich verließ sie voll Hoffnung und mit dem festen Entschlusse, mich in dieser kitzlichen Geschichte allein nach ihrem Rathe zu richten.

Der Bischof von Montrouge, mit dem sie über eine wichtige, mir sehr wohl bekannte Sache sprechen wollte, war der Abbé Voisenon, welcher so genannt wurde, weil er oft dorthin ging. Montrouge ist ein Gut bei Paris, welches dem Herzog von la Vallière gehörte.

Ich sah mein theures Fräulein am folgenden Tage und begnügte mich, ihr zu sagen, daß ich ihr in einigen Tagen gute Nachrichten geben zu können hoffe. Ich war zufrieden mit ihr, denn sie zeigte sich ergeben und voll Vertrauen.

Am zweiten Tage ermangelte ich nicht, mich um acht Uhr zu meiner edlen Beschützerin zu begeben. Der Schweizer sagte lächelnd, ich würde den Arzt bei Madame finden, was mich nicht hinderte, hinaufzugehen; als ich mich zeigte, entfernte er sich. Es war Herrenschwand, um den sich alle hübschen Frauen von Paris rissen, und den der unglückliche Poinsinet im „Cercle" auf die Bühne brachte, einem kleinen einactigen Stücke von sehr mittelmäßigem Werthe, was dennoch großes Aufsehn machte.

Mein lieber Betrübter, sagte Madame du Rumain zu mir, sobald wir allein waren, ich habe Ihre Sache in Ordnung gebracht, und es wird nun an Ihnen sein, mir ein unverletzliches Geheimniß zu bewahren. Nach reiflichem Nachdenken über den Gewissensfall, den Sie mir anvertraut haben, bin ich in das Kloster von C.... gegangen, dessen Aebtissin meine Freundin ist, und habe ihr das Geheimniß mitgetheilt, da ich weiß, daß sie nicht im Stande ist, es zu mißbrauchen. Wir haben das Abkommen getroffen, daß sie das Fräulein in ihr Kloster aufnehme, und ihr eine gute Laienschwester zur Pflege in ihren Wochen geben soll. Sie werden nicht läugnen, sagte sie lächelnd, daß die Klöster doch zu etwas gut sind. Ihre Schutzbefohlne wird allein dorthin gehen mit einem Briefe, welchen ich ihr für die Aebtissin mitgeben werde und welchen sie

derselben durch die Pförtnerin zustellen lassen wird. Sie wird sogleich eingelassen und in ein passendes Zimmer gebracht werden. Sie wird keine Besuche und nur solche Briefe, die durch meine Hände gegangen sind, empfangen. Die Aebtissin wird mir ihre Antworten zuschicken, welche ich selbst Ihnen übergeben werde; Sie begreifen wohl, daß sie nur mit Ihnen in Correspondenz bleiben darf und nur durch meine Vermittelung werden Sie Nachrichten von ihr bekommen. Sie werden es ebenso machen und die Adresse immer unausgefüllt lassen. Ich habe der Aebtissin den Namen Ihres Fräuleins sagen müssen, habe ihr aber nicht den Ihrigen genannt denn sie hat mich nicht danach gefragt.

Benachrichtigen Sie Ihr junges Fräulein von diesem Allen, und wenn sie bereit ist, so sagen Sie es mir, und ich werde Ihnen einen Brief geben. Sagen Sie derselben, sie möge nur das durchaus Nothwendige und namentlich keine Diamanten und werthvollen Kleinodien mitnehmen. Sie können ihr die Versicherung geben, daß die Aebtissin sie von Zeit zu Zeit besuchen, sich freundlich gegen sie benehmen und ihr anständige Bücher geben wird, daß sie mit einem Worte vorzüglich gepflegt und behandelt werden wird. Sagen Sie ihr auch, sie möge der sie bedienenden Laienschwester keinerlei Mittheilung machen, denn obwohl diese ehrenhaft und gut ist, so ist sie doch eine Nonne, und das Geheimniß könnte schlecht bewahrt werden. Wenn sie niedergekommen ist, wird sie zur Beichte gehen, Ostern daselbst feiern und von der Aebtissin ein Zeugniß ausgestellt erhalten, womit sie sich ohne alle Schwierigkeit ihrer Mutter wird vorstellen können, die sich nur zu glücklich schätzen wird, wieder in ihren Besitz zu gelangen, und dann wird von der Heirath um so weniger die Rede sein, als sie diese als den Beweggrund ihres Aufenthalts im Kloster anführen wird.

Nachdem ich mich in Danksagungen erschöpft und ihre Klugheit gelobt hatte, bat ich sie, mir augenblicklich den Brief zu geben, da keine Zeit zu verlieren sei. Sie setzte sich aufs Zuvorkommendste an ihr Bureau und schrieb Folgendes:

„Theure Aebtissin!

„Das Fräulein, welches Ihnen diesen Brief überreichen wird, ist diejenige, von der ich das Vergnügen gehabt habe, mit Ihnen zu sprechen. Sie wünscht drei bis vier Monate unter

Ihrem Schutze in Ihrem Kloster zu leben, um ihre Gemüthsruhe wieder zu gewinnen, ihre Andacht zu verrichten und bei ihrer Rückkehr zu ihrer Mutter sicher zu sein, daß von einer Ehe, zu der sie sich nicht entschließen kann und die Veranlassung ist, daß sie sich auf einige Zeit von ihrerer Familie entfernt, nicht mehr die Rede sein wird."

Nachdem sie mir denselben vorgelesen hatte, übergab sie ihn mir unversiegelt, damit das Fräulein ihn lesen könne. Die Aebtissin war eine Prinzessin und ihr Kloster daher gegen jeden Argwohn geschützt. Als ich den Brief aus den Händen von Madame du Rumain empfing, war ich so von Dankbarkeit ergriffen, daß ich ihr zu Füßen fiel. Diese edle Dame war mir noch sehr nützlich, wie ich später melden werde.

Als ich Madame du Rumain verließ, begab ich mich direkt nach dem Hôtel de Bretagne, wo das Fräulein nur Zeit hatte mir zu sagen, daß sie für den ganzen Tag beschäftigt sei, und daß sie aber um elf Uhr Abends auf den Boden kommen wolle, wo wir Zeit genug haben würden, mit einander zu sprechen. Diese Mittheilung war mir sehr angenehm, denn ich sah, daß das Ende eines schönen Traumes da sei, und daß ich keine Gelegenheit mehr haben würde, mit ihr allein zusammenzukommen.

Ehe ich das Hôtel verließ, sagte ich Magdalena ein Wort, damit unser Mercur für den Abend Alles in besten Stand setze.

Ich stellte mich pünktlich ein und brauchte auf meine Schöne nicht lange zu warten. Nachdem ich sie den Brief von Madame du Rumain hatte lesen lassen, deren Namen ich ihr verschwieg, ohne daß sie Anstoß daran nahm, löschte ich das Licht aus, und ohne daß noch von Aroph die Rede gewesen wäre, überließen wir uns dem Vergnügen, uns gegenseitig von unserer Liebe zu überzeugen.

Am Morgen, als die Zeit der Trennung gekommen war, gab ich ihr alle mündlichen Anweisungen, die ich empfangen hatte; sodann verabredeten wir, daß sie das Hôtel um acht Uhr mit den nöthigen Sachen verlassen solle, daß sie einen Fiaker bis zur Place Maubert nehmen, denselben hier entlassen, sodann einen andern bis zur Porte St. Antoine miethen, und endlich weiterhin in einen dritten steigen und mit diesem bis zum Kloster fahren solle. Ich bat sie, alle Briefe, die sie

von mir erhalten habe, zu verbrennen, mir aus dem Kloster so oft wie möglich zu schreiben, ihre Briefe zu versiegeln, aber die Adresse unausgefüllt zu lassen. Sie versprach mir, meinen Anweisungen pünktlich nachzukommen; sodann zwang ich sie, eine Rolle mit zweihnndert Louisd'ors anzunehmen, deren sie benöthigt werden konnte, obwohl nicht vorauszusehen war wie. Sie weinte, mehr bekümmert wegen der grausamen Verlegenheit, in der sie mich ließ, als wegen ihrer eigenen schwierigen Lage; aber ich beruhigte sie, indem ich ihr sagte, daß ich viel Geld und mächtige Protectionen habe. Uebermorgen, sagte sie, werde ich zur verabredeten Stunde aufbrechen; nachdem ich ihr sodann versprochen hatte, den Tag darauf zu ihrer Mutter zu gehen, gleichsam als ob ich nichts wisse, und ihr Alles zu schreiben, was man sagen würde, umarmten wir uns zärtlich und ich entfernte mich.

Ihr Schicksal beunruhigte mich sehr; sie hatte Geist und Entschlossenheit; wenn aber die Erfahrung fehlt, verführt uns der Geist oft zu großen Dummheiten.

Am zweiten Tage darauf nahm ich einen Fiaker und postirte mich an der Ecke einer Straße, durch welche sie kommen mußte. Ich sah sie kommen, aus dem Wagen steigen, den Kutscher bezahlen, in einen Gang treten, einige Augenblicke darauf wieder herauskommen, den Kopf in ein Capuchon gehüllt und ihr kleines Bündel in der Hand tragend, und sodann in einen andern Fiaker steigen, der sogleich die von uns verabredete Richtung nahm. Nun ruhiger und ziemlich sicher, daß sie meinen Anweisungen nachkommen würde, ging ich meinen Geschäften nach.

Am folgenden Tage, dem Sonntage Quasimodo, hielt ich es für durchaus nothwendig, mich im Hôtel de Bretagne zu zeigen; denn da ich vor der Flucht des Fräuleins alle Tage hingegangen war, so konnte ich meine Besuche nicht einstellen, ohne den Verdacht zu bekräftigen, den man gegen mich gefaßt haben mußte. Aber wie schwer war die Aufgabe! Ich mußte mich heiter, ruhig und ohne die geringste Veränderung der Züge an einem Orte zeigen, wo ich sicher war, Traurigkeit und Verwirrung zu finden. Es gehörte, ich gestehe es, eine ungewöhnliche Unverschämtheit dazu.

Ich wählte die Stunde, wo die ganze Familie bei Tische sitzen mußte, und trat direkt ins Eßzimmer. Ich trete wie

gewöhnlich lachenden Angesichts ein und setze mich neben Madame, etwas rückwärts. Ich that so, als ob ich ihr Erstaunen nicht bemerke, obwohl es ziemlich ersichtlich war, denn ihr Gesicht war entflammt. Einen Augenblick darauf fragte ich, wo das Fräulein sei. Sie dreht sich um, blickt mich fest an und erwiedert kein Wort.

Sollte sie krank sein? sage ich.

Das weiß ich nicht.

Dieser trockene Ton war mir lieb; denn er gestattete mir, meinen Ernst anzunehmen. Ich blieb eine Viertelstunde nachdenklich und schweigend, und spielte den Erstaunten und Verwunderten; sodann stand ich auf und fragte sie, ob ich ihr mit etwas gefällig sein könne, und da ich nur einen kalten Dank hierauf erhielt, so verließ ich den Saal und ging in das Zimmer des Fräuleins, als ob ich geglaubt hätte, sie in ihrem Zimmer zu finden. Ich fand hier nur Magdalena. Ich fragte sie, indem ich sie bedeutungsvoll anblickte, wo ihre Gebieterin sei. Sie antwortete mit der dringenden Bitte, es ihr zu sagen, wenn ich es wüßte.

Ist sie allein ausgegangen!

Ich weiß durchaus nichts, mein Herr, aber man glaubt, daß Sie Alles wissen. Ich bitte Sie, mich in Ruhe zu lassen.

Das größte Erstaunen affektirend, verließ ich langsamen Schritts das Hôtel und stieg in den Wagen, sehr zufrieden, daß ich mich dieses schweren Frohndienstes entledigt hatte. Es war natürlich, daß ich nach dieser Aufnahme mich für beleidigt hielt und in der Familie nicht mehr erschien; denn mochte ich nun schuldig oder unschuldig sein, Madame H. C. V. wußte, daß die Art, wie sie mich empfangen hatte, bedeutungsvoll genug gewesen war, als daß ich nicht hätte wissen sollen, woran ich mich zu halten habe.

Zwei Tage darauf stand ich sehr früh an meinem Fenster, als ein Fiaker vor meiner Thür hielt und Madame H. C. V. in Begleitung Herrn Farsetti's ausstieg. Ich beeile mich, ihnen entgegenzugehen und danke ihnen, daß sie bei mir frühstücken wollen. Ich that so, als glaube ich, daß sie nur deswegen gekommen seien. Ich lade sie ein, sich an das Feuer zu setzen und erkundige mich nach dem Befinden von Madame; aber ohne auf meine Frage zu antworten, sagt sie,

sie sei nicht gekommen, um bei mir zu frühstücken, sondern um ernsthaft mit mir zu sprechen.

Madame, sagte ich, ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung, aber erweisen Sie mir die Ehre Platz zu nehmen. Sie setzte sich und Farsetti blieb stehn; ich drang nicht weiter in ihn, sondern beschäftigte mich fortwährend mit Madame und bat sie, mir gefälligst zu sagen, worin ich ihr gefällig sein könne.

Ich bitte Sie, sagte sie, mir meine Tochter zurückzugeben, wenn sie in Ihrer Gewalt ist, oder mir zu sagen, wo sie ist.

Ihre Tochter, Madame? Ich weiß nichts von ihr. Halten Sie mich eines Verbrechens fähig?

Ich klage Sie nicht der Entführung an; ich will Ihnen weder ein Verbrechen vorwerfen, noch Ihnen drohn; ich will Sie nur bitten, mir einen Freundschaftsbeweis zu geben. Seien Sie mir behülflich, meine Tochter noch heute wiederzufinden und Sie werden mir das Leben wiedergeben. Ich bin sicher, daß Sie Alles wissen. Sie waren ihr einziger Vertrauter, ihr einziger Freund; Sie waren täglich einige Stunden mit ihr allein; es ist also unmöglich, daß sie Ihnen nicht Alles anvertraut habe. Haben Sie Mitleid mit einer betrübten Mutter. Noch weiß Niemand etwas; geben Sie sie mir wieder und Alles soll vergessen sein. Ihre Ehre wird gerettet werden.

Madame, ich begreife vollkommen Ihre Lage und Ihr Schmerz rührt mich, aber ich wiederhole Ihnen, daß ich nichts weiß.

Die arme Frau, deren Schmerz mich erschütterte, warf sich mir zu Füßen und vergoß Thränen. Ich wollte sie aufheben, als Farsetti ihr mit dem Tone des Unwillens zurief, sie solle sich schämen, sich so vor einem Manne meines Schlags zu demüthigen. Mich augenblicklich aufrichtend und ihn verachtungsvoll anblickend, sagte ich mit zornigem Tone: Unverschämter, erklären Sie sich über das Wort Schlags.

Man hat die Ueberzeugung, daß Sie Alles wissen.

Diejenigen, welche diese Ueberzeugung wie Sie haben, sind unverschämte Narren. Verlassen Sie augenblicklich meine Wohnung und erwarten Sie mich; in einer Viertelstunde werde ich kommen.

Bei diesen Worten hatte ich den armen Chevalier bei den Schultern gepackt; ich ließ ihn schnell zwei oder drei Pirouetten machen und warf ihn hinaus. Er drehte sich um, um Madame aufzufordern, ihm zu folgen. Aber diese war aufgestanden und suchte mich zu beruhigen. Sie müssen, sagte sie, einem verliebten Menschen verzeihen, der meine Tochter trotz ihrer Verirrung durchaus heirathen will.

Ich weiß es, Madame, aber ohne Zweifel hat er großen Antheil an dem traurigen Entschlusse des Fräuleins, das väterliche Dach zu verlassen; denn sie verabscheut ihn noch weit mehr als den Generalpächter, den sie nicht leiden mag.

Sie hat Unrecht; aber ich verspreche Ihnen, daß von dieser Heirath nicht mehr die Rede sein soll. Sie wissen Alles, denn Sie haben ihr funfzig Louisd'ors gegeben, ohne welche sie nirgends hätte hingehn können.

Das ist nicht richtig, Madame.

Läugnen Sie nicht, mein Herr, und weichen Sie der Wahrheit. Hier ist ein Stück Ihres Briefes.

Sie zeigte mir nun ein Fragment eines Briefes, den ich derselben bei Uebersendung der funfzig Louisd'ors geschrieben hatte, die zur Abhülfe der Bedürfnisse Ihres Bruders bestimmt waren. Dieses Fragment enthielt Folgendes:

„Ich wünsche, diese elenden funfzig Louisd'ors möchten Sie überzeugen, daß ich nichts, nicht einmal mein Leben schonen werde, um Sie von meiner Zärtlichkeit zu überzeugen.“

Ich bin weit entfernt, Madame, diesen Beweis meiner Zuneigung für Ihre Tochter zurückweisen zu wollen, aber ich muß Ihnen auch zu meiner Rechtfertigung etwas mittheilen, was ich Ihnen sonst nie gesagt haben würde; ich habe dem Fräulein diese Summe nur gegeben, um sie in den Stand zu setzen, die Schulden Ihres ältesten Sohnes zu bezahlen, der mir in einem Schreiben, welches ich Ihnen zeigen kann, dafür gedankt hat.

Mein Sohn?

Ihr Sohn, Madame.

Ich werde Ihnen sogleich vollkommene Genugthuung geben.

Ohne mir Zeit zur geringsten Einwendung zu lassen, ruft sie Farsetti, welcher sie im Hofe erwartete, herauf, zwingt ihn heraufzukommen und theilt ihm in meiner Gegenwart mit,

was ich ihr gesagt hatte. Das ist nicht wahrscheinlich, sagte der Unverschämte. Ich sah ihn mit verächtlichem Blicke an und sagte, ich verschmähe es, ihn zu überzeugen, aber ich bäte Madame, sich bei ihrem Sohne selbst nach der Wahrheit dieser Thatsache zu erkundigen. Ich versichere Ihnen, fügte ich hinzu, daß ich immer in Ihre Tochter gedrungen bin, Herr de la Popelinière zu heirathen.

Wie können Sie das zu behaupten wagen, unterbrach mich Farsetti, da Sie in Ihrem Briefe von Ihrer Zärtlichkeit sprechen?

Ich stelle es nicht in Abrede, erwiederte ich; ich liebte sie, ich fand ein Vergnügen daran, es ihr zu sagen, und da ich nach der Ehre strebte, ihrem Manne Hörner aufzusetzen, so legte ich so den Grund zu dem Gebäude. Meine Liebe, welcher Art sie nun auch gewesen sein mag, und das geht den Herrn nichts an, war der gewöhnliche Gegenstand unserer Gespräche während unserer langen Unterhaltungen. Hätte sie mir anvertraut, daß sie fliehen wolle, so würde ich ihr abgerathen haben oder mit ihr gegangen sein, denn ich war verliebt in sie und bin es noch; aber nie würde ich ihr Geld gegeben haben, um ohne mich zu fliehn.

Mein lieber Casanova, sagte nun die Mutter, ich will Sie für unschuldig halten, wenn Sie sich mit mir verbinden wollen, um ihren Aufenthalt ausfindig zu machen.

Ich bin bereit, Ihnen zu dienen, und verspreche Ihnen, meine Nachforschungen schon heute zu beginnen.

Wenn Sie etwas erfahren, bitte ich Sie, es mir mitzutheilen.

Sie können darauf rechnen, sagte ich. Hierauf trennten wir uns.

Ich mußte das Costüm eines guten Schauspielers anlegen, um meine Rolle gut zu spielen; ich mußte meinen öffentlichen Handlungen einen Anstrich von Wahrscheinlichkeit geben, der zu meinen Gunsten sprach. Also ging ich am folgenden Tage zu Herrn Chaban, erstem Commis der Polizei, um ihn aufzufordern, Nachforschungen wegen der Flucht des Fräuleins H. C. V. anzustellen. Ich war der Ansicht, daß ein solcher Schritt zu meiner bessern Deckung dienen müßte; aber dieser Mann, welcher den Geist seines Geschäfts gründlich besaß und welcher mich liebte, seitdem er mich durch Sylvia vor vier

oder fünf Jahren kennen gelernt hatte, fing an zu lachen, als als er hörte, zu welchem Zwecke ich seine guten Dienste in Anspruch nahm.

Wünschen Sie ernstlich, sagte er, daß die Polizei den Aufenthalt der hübschen Engländerin ausfindig macht?

Gewiß, mein Herr.

Ich sah wohl, daß er mich nur zum Sprechen bringen wollte, um mich auf fauler Fährte zu ertappen, und ich hatte nicht den geringsten Zweifel mehr darüber, als ich beim Hinausgehen Farsetti begegnete.

Am folgenden Tage ging ich zu Madame H. C. B., um ihr von meinen bisher fruchtlosen Schritten Mittheilung zu machen.

Ich bin glücklicher als Sie, sagte sie, und wenn Sie mich bis an den Ort begleiten wollen, wo meine Tochter ist, und mir helfen wollen, ihr zur Rückkehr zuzureden, so bin ich des Erfolges sicher.

Von ganzem Herzen, Madame, antwortete ich mit der ernstesten Miene; ich bin bereit, Sie überall hin zu begleiten.

Mich beim Worte nehmend, bindet sie ihre Mantille um, nimmt meinen Arm und zieht mich bis zu einem Fiaker, wo sie mir eine Adresse gab und mich bat, dem Kutscher zu sagen, daß er uns an den angegebenen Ort fahre.

Ich war wie auf glühenden Kohlen; mein Herz schlug; ich fühlte mich dem Ersticken nahe, denn ich fürchtetete die Adresse des Klosters zu lesen. Ich weiß nicht, was ich gethan hätte, wenn meine Befürchtung sich verwirklicht hätte, aber ich würde sicherlich nicht ins Kloster gegangen sein. Endlich las ich, und die Ruhe kehrte in meine Seele zurück, als ich Place Maubert las.

Ich gebe dem Kutscher Befehl; wir fahren ab und bald darauf steigen wir vor einem dunklen, unreinlichen Gange aus, der von den Bewohnern des Hauses keine vortheilhafte Idee gab. Ich reichte ihr meinen Arm, und durch Aufbietung großer Höflichkeit verschaffe ich ihr die Genugthuung, alle Wohnungen der fünf Stockwerke besichtigen zu können; da aber diese vergebliche Nachforschung ihr nicht zum Gegenstande ihres Suchens verhelfen konnte, so erwartete ich, sie niedergebeugt zu sehn. Es kam nicht so, denn als sie mich an

blickte, sah sie zwar betrübt aber befriedigt aus, und ihre Augen schienen mich um Verzeihung zu bitten. Vom Fiakerkutscher selbst, mit dem ihre Tochter die erste Fahrt gemacht, hatte sie erfahren, daß er sie vor diesem Hause abgesetzt habe und daß sie in den Gang getreten sei. Sie sagte zu mir, der Küchenjunge habe ihr verrathen, daß er mir zweimal Briefe vom Fräulein gebracht und Magdalena hörte nicht auf, ihre Ueberzeugung auszusprechen, daß die schöne Flüchtige verliebt in mich, wie ich in sie sei. Sie spielten ihre Rolle vortrefflich.

Sobald ich Madame H. C. V. wieder nach Hause geleitet hatte, ging ich zu Madame du Rumain, um ihr Alles, was mir begegnet war, zu erzählen, sodann schrieb ich an meine junge Freundin im Kloster und benachrichtigte sie von den geringsten Einzelheiten, welche sich seit ihrem Verschwinden zugetragen hatte.

Drei oder vier Tage darauf gab mir Madame du Rumain den ersten Brief des Fräuleins, worin sie von der Ruhe sprach, deren sie sich erfreue, wie von der lebhaften Dankbarkeit, welche sie mir schuldig zu sein glaubte. Sie lobte gegen mich die Aebtissin und die Laienschwester, nannte mir die Bücher, welche man ihr gegeben, und welche nach ihrem Geschmacke waren. Sie meldete mir auch ihre Ausgaben und schätzte sich glücklich, abgesehen von dem Zwange, den die Aebtissin ihr durch die Bitte, ihr Zimmer nicht zu verlassen, auferlegt hatte.

Dieser Brief machte mir große Freude, aber ich empfand eine noch weit größere, als ich den las, welchen die Aebtissin an Madame du Rumain geschrieben hatte. Sie hatte für ihre Schutzbefohlene Zuneigung gewonnen, war unerschöpflich in ihrem Lobe, pries ihr Sanftmuth, ihren Geist und ihr edles Benehmen, und versicherte endlich ihrer Freundin, daß sie die junge Unglückliche jeden Tag besuchen würde.

Ich war erfreut über das Vergnügen, welches Madame du Rumain äußerte, und ihre Freude erhöhte sich noch durch den Brief des Fräuleins, welchen ich ihr gab, nachdem ich ihn gelesen. Unzufrieden waren also nur die arme Mutter, der gräßliche Farsetti und der alte Generalpächter, dessen Mißgeschick schon in allen Cirkeln, im Palais-Royal und in den Kaffeehäusern, erzählt wurde. Ueberall machte man sich das

Vergnügen, mich in die Sache zu mischen; da ich mich aber für völlig sicher hielt, so lachte ich über das Geschwätz der Pflastertreter.

La Popelinière faßte sich indeß bald wie ein Mann von Herz, denn er machte aus diesem Abenteuer den Gegenstand eines Stückes in einem Acte, welches er selbst schrieb und auf seinem kleinen Theater in Paris aufführen ließ. So war der Charakter dieses Mannes beschaffen, welcher sich drei Monate später durch Procuration mit einem sehr hübschen Fräulein, der Tochter eines Capitouls von Bordeaux, verheirathete. Er starb etwa zwei Jahre darauf und hinterließ seine Witwe schwanger mit einem Sohne, der sechs Monate nach dem Tode seines Vaters auf die Welt kam. Die unwürdige Erbin dieses reichen Mannes wagte die Witwe des Ehebruchs zu beschuldigen, und ließ das Kind für unehelich erklären, zur Schmach des Parlaments, welches dieses Urtheil fällte, und zum großen Aergerniß für alle wohldenkenden Leute in Frankreich. Dies Urtheil war um so schmachvoller, als abgesehen davon, daß gegen das Benehmen der Angeklagten nichts zu sagen war und das Urtheil allen menschlichen und göttlichen Gesetzen widersprach, das Parlament auch vor einiger Zeit sich nicht geschämt hatte, ein elf Monate nach dem Tode des Mannes der Mutter gebornes Kind für rechtmäßig zu erklären.

Ich setzte meine Besuche bei der Mutter des Fräuleins etwa noch zehn Tage fort; aber der kalte Empfang, welchen ich fand, bewog mich, sie einzustellen.

Zehntes Kapitel.

Neue Zwischenfälle. — J. J. Rousseau. — Ich lege ein Handelsgeschäft an. — Castel-Bajac. — Man leitet einen Kriminal-Prozeß gegen mich ein. — Herr von Sartines.

Seit einem Monate war Fräulein H. C. B. im Kloster und man sprach schon von dieser Sache nicht mehr, die ich für abgemacht hielt, aber ich irrte mich. Indeß ging ich den Zerstreuungen nach, und das Vergnügen, welches ich daran fand, Geld mit vollen Händen auszugeben, ließ mich nicht an die Zukunft denken.

Der Abbé Bernis, dem ich regelmäßig einmal die Woche meine Aufwartung machte, sagte einst, der General-Controleur lasse sich oft nach mir erkundigen, und ich thue Unrecht, ihn zu vernachlässigen. Er rieth mir, meine Ansprüche zu vergessen und ihm das Mittel zur Vermehrung der Staatseinkünfte, wovon ich gesprochen habe, mitzutheilen. Ich legte zu viel Werth auf die Rathschläge eines Mannes, welchem ich mein Glück verdankte, um denselben nicht ohne Einwendung nachzukommen. Ich begab mich also zum Controleur, und, voll Vertrauen in seine Redlichkeit, gab ich ihm meinen Plan. Es handelte sich darum, ein Gesetz zu erlassen, vermöge dessen jede Erbschaft, die nicht vom Vater auf den Sohn ginge, dem Staate das jährliche Einkommen eines Jahres abtreten sollte. Jede Schenkung zwischen Lebenden, welche vor einem Notar geschähe, sollte ebenfalls dieser Abgabe unterworfen werden. Wie es mir schien, konnte dieses Gesetz Niemand Anlaß zur Unzufriedenheit geben, da der Erbe sich vorstellen konnte, daß er die Erbschaft ein Jahr später angetreten habe. Der Mi-

nister, welcher derselben Ansicht war, sagte, mein Plan habe keine Schwierigkeit, steckte ihn in sein geheimes Portefeuille und versicherte mir, daß mein Glück gemacht sei. Acht Tage später trat an seine Stelle Herr von Silhouette, und als ich mich dem neuen Minister vorstellte, antwortete er kalt, er werde es mir sagen lassen, wenn das Gesetz erlassen werden solle. Das Gesetz erschien in Frankreich zwei Jahre später, und man machte sich über mich lustig, als ich mich für den Urheber desselben erklärte und die Belohnung forderte, auf welche ich Anspruch hatte.

Da der Papst kurze Zeit darauf starb, so wählte man zu seinem Nachfolger den Venetianer Rezzonico, welcher meinen Beschützer Bernis zum Kardinal machte, der von seiner gnädigen Majestät Ludwig XV. zwei Tage, nachdem er das Barett aus seinen Händen empfangen, nach Soissons verbannt wurde; so ist die Freundschaft der Könige.

Die Ungnade meines liebenswürdigen Abbé ließ mich ohne Beschützer; aber ich hatte Geld, und dieser Umstand ließ mich mein Unglück mit ziemlicher Fassung ertragen.

Herr von Bernis, der den Gipfel des Ruhms erstiegen hatte, indem er Alles, was der Kardinal Richelieu geschaffen, zerstört, der in Uebereinstimmung mit dem Fürsten Kaunitz den alten Haß des österreichischen und bourbonischen Hauses in ein glückliches Bündniß umgewandelt, welches Italien von den Schrecken des Krieges befreite, dessen Schauplatz es jedesmal wurde, wenn — was nicht eben selten vorkam — die beiden Häuser an einander geriethen, welcher Wohlthat er den ersten Kardinalshut von Seiten eines Papstes verdankte, der zur Zeit des Traktates Bischof von Padua gewesen war und ihn also hatte würdigen können; — dieser edle Abbé, welcher vor einem Jahre in Rom gestorben ist, wo Pius VI. ihn besonders auszeichnete, wurde vom Hofe verbannt, weil er dem Könige, der ihn um seine Meinung fragte, zu sagen gewagt hatte, er glaube nicht, daß der Prinz von Soubise geeignet sei, seine Armeen zu commandiren. Als die Marquise dies erfuhr, und sie erfuhr es vom Könige selbst, war sie mächtig genug, ihn in Ungnade fallen zu lassen, was allgemeine Unzufriedenheit erregte; man tröstete sich aber bald durch pikante Couplets, und der neue Kardinal gerieth schnell in Vergessenheit. So ist der Charakter dieser Nation: sie ist lebhaft, geistreich und liebenswürdig, und fühlt

weder ihr eigenes noch fremdes Unglück mehr, sobald man das leichte Geheimniß gefunden hat, sie zum Lachen zu bringen.

Zu meiner Zeit brachte man die Verfasser von Epigrammen und Couplets, welche die Regierung und die Minister oder auch nur die Concubinen des Königs angriffen, in die Bastille; das hinderte aber die Schöngeister nicht, die Gesellschaft ferner zu erheitern, und manche rechneten es sich zur Ehre an, wegen einiger Witze verfolgt zu werden. Ein Mann, dessen Namen ich vergessen habe, der aber auf irgend eine Weise berühmt werden wollte, eignete sich die folgenden Verse von Crébillon dem Jüngern an, und ließ sich lieber in die Bastille strecken, als daß er sie verläugnet hätte. Crébillon, der nicht der Mann war, seine Productionen zu verläugnen, sagte zum Herzoge von Choiseul, er habe ganz dieselben Verse gemacht, es sei indeß möglich, daß der Verhaftete sie auch gemacht habe. Dieser witzige Einfall erregte Lachen, und der Verfasser der Sapho wurde nicht beunruhigt.

Grand Dieu! tout a changé de face!
Jupin opine du bonnet, (le roi)
Vénus au conseil a pris place, (la Pompadour)
Plutus est devenu coquet, (Duc de Boulogne)
Mercure endosse la cuirasse (le maréchal de Richelieu)
Et Mars a le petit collet*) (le Duc de Clermont, abbé de St. Germain-des-Près).

Der berühmte Kardinal Bernis lebte zehn Jahre in seinem Exil procul negotiis **), aber nicht glücklich, wie ich funfzehn Jahre später von ihm selbst in Rom gehört habe. Man behauptet, es mache mehr Vergnügen, Minister als König zu sein, aber caeteris paribus, finde ich diese Meinung lächerlich, wenn ich ihre Wahrheit, wie ich muß, an mir selbst prüfe. Das heißt in Frage stellen, ob die Unabhängigkeit besser oder schlechter als ihr Gegentheil ist. Unter einer despotischen Regierung mit einem schwachen und nichtsthuenden Könige, welcher die Krone nur trägt, um einen herrschenden

*) Großer Gott! Alles hat sich geändert. Jupiter ist Jaherr geworden, Venus hat im Rathe Platz genommen, Plutus ist kokett geworden, Mercur legt den Panzer an und Mars trägt den kleinen Kragen.

**) Fern von den Geschäften.

Minister damit zu decken, kann dieser Fall zur Noth eintreten, aber sonst ist er überall unmöglich.

Der Kardinal von Bernis wurde nicht wieder an den Hof gerufen, denn es ist ohne Beispiel, daß Ludwig XV. einen in Ungnade gefallenen Minister zurückberufen hätte; aber nach Rezzonico's Tode mußte er nach Rom gehen, um dem Conclave beizuwohnen, und hier blieb er denn sein ganzes Leben als französischer Gesandter.

Madame d'Urfé bekam um diese Zeit Lust, J. J. Rousseau kennen zu lernen; wir machten ihm daher in Montmorency einen Besuch, unter dem Vorwande, ihm Musik zum Abschreiben zu geben, welches Geschäft er außerordentlich gut verrichtete. Man bezahlte ihn doppelt so theuer wie jeden andern Copisten, aber er verbürgte die vollkommene Genauigkeit. In dieser Zeit lebte der berühmte Schriftsteller nur davon.

Wir fanden einen Mann von einfacher und bescheidener Haltung, von gesundem Urtheil, der sich aber sonst weder durch seine Person noch durch seinen Geist auszeichnete. Rousseau schien uns nicht das zu sein, was man einen liebenswürdigen Mann nennt, und da er nicht die feine Höflichkeit der guten Gesellschaft besaß, so genügte dies für Madame d'Urfé, um ihn roh zu finden. Wir sahen hier die Frau, mit der er lebte, und von der wir hatten sprechen hören, aber kaum blickte sie uns an. Als wir ihn verlassen hatten, erheiterte das sonderbare Wesen des Philosophen unsere Unterhaltung.

Ich will hier den Besuch schildern, den ihm der Prinz von Conti machte, der Vater desjenigen, welcher damals Graf de la Marche genannt wurde. Der Prinz, ein liebenswürdiger Mann, begiebt sich allein nach Montmorency, ausdrücklich um einen angenehmen Tag in der Unterhaltung mit dem Philosophen zu verleben, welcher damals schon berühmt war. Er findet ihn im Park, redet ihn an und sagt ihm, er komme, um sich das Vergnügen zu verschaffen, mit ihm zu speisen und den Tag ungestört zu verplaudern.

Ew. Hoheit wird schlecht speisen; aber ich werde befehlen, noch ein Couvert aufzulegen.

Der Philosoph verläßt ihn, ertheilt seine Befehle, kehrt zum Prinzen zurück und geht zwei oder drei Stunden mit ihm

spazieren. Als die Zeit des Mittagessens gekommen war, führte er den Prinzen in seinen Salon, und als dieser hier drei Converts erblickte, sagte er:

Wer soll denn noch mit uns speisen? Ich glaubte, wir würden allein speisen?

Der dritte, versetzte Rousseau, ist ein anderes Ich selbst. Es ist ein Wesen, welches weder meine Frau, noch meine Geliebte, noch meine Magd, noch meine Mutter, noch meine Tochter, aber dies Alles zu gleicher Zeit ist.

Ich glaube es, mein Theurer; da ich aber nur gekommen bin, um mit Ihnen allein zu speisen, so werde ich nicht mit Ihrem andern Selbst speisen und Sie mit Ihrem Götzen allein lassen.

Dies sagend, grüßte der Prinz und entfernte sich. Rousseau suchte nicht ihn zurückzuhalten.

Zur selben Zeit war ich Zeuge des Durchfallens einer französischen Komödie, welche „die Tochter des Aristides" betitelt war; sie war von Frau von Graffigny, einer verdienstvollen Frau, welche fünf Tage nach dem Durchfallen ihres Stückes vor Kummer starb. Der Abbé Voisenon gerieth in die größte Bestürzung, denn er hatte unglücklicher Weise seine Freundin ermuntert, dies Stück dem Publikum zu schenken und man vermuthete, daß er mit Hand angelegt, so wie an die lettres péruviennes und an Cénie. Vermöge eines bemerkenswerthen Kontrastes starb fast in derselben Zeit die Mutter Rezzonico's vor Freude, weil ihr Sohn Papst geworden war. Der Schmerz und die Freude tödten mehr Weiber als Männer, und das beweist, daß jene gefühlvoller, aber auch schwächer sind.

Als nach Madame d'Urfé's Ansicht mein angeblicher Sohn in Viar's Hause passend eingerichtet war, wollte sie, daß ich ihm mit ihr einen Besuch abstatte. Ich fand ihn fürstlich wohnend, sehr gut gekleidet, gehätschelt und beinahe geachtet. Ich war erstaunt, denn dies übertraf meine Hoffnungen und Wünsche. Sie hatte ihm alle Arten von Lehrern gegeben, und ein kleines sehr gut abgerichtetes Pferd geschenkt, um Reiten zu lernen. Man nannte ihn den Herrn Grafen von Aranda. Ein sechszehnjähriges Fräulein, Viar's Tochter, ein sehr reinliches und hübsches Mädchen war mit seiner Pflege und Aufsicht beauftragt und nannte sich stolz

Gouvernante des Herrn Grafen. Sie versicherte Madame d'Urfé, sie nehme sich seiner ganz besonders an; sie bringe ihm, wenn er erwacht sei, das Frühstück ans Bett, kleide ihn sodann an und verlasse ihn nicht eher, als bis sie ihn zu Bett gebracht habe. Madame d'Urfé lobte Alles, empfahl verdoppelten Eifer und versprach dankbar zu sein. Was den kleinen Mann betraf, so war er glücklich und hörte nicht auf es mir zu sagen; aber ich argwöhnte irgend ein Geheimniß und gelobte mir, ihn allein zu besuchen, um es aufzuklären.

Als wir zurückgekehrt waren, sagte ich zu Madame d'Urfé, ich sei von ihrer Güte außerordentlich gerührt und fände Alles vortrefflich, mit Ausnahme des Namens Aranda, der einst die Veranlassung zu unangenehmen Verwickelungen geben könnte; aber sie erwiederte, der Kleine habe genug gesagt, um die Ueberzeugung zu erwecken, daß er berechtigt sei, diesen Namen zu führen. Ich hatte, sagte sie, in meinem Secretair ein Petschaft mit dem Wappen dieses Hauses; ich bekam es zufällig in die Hand und zeigte es dem Kleinen, wie man einem Kinde ein Spielwerk zeigt; aber kaum hatte er die Augen darauf geworfen, als er ausrief:

Wie kommen Sie zu meinem Wappen?

Ihrem Wappen? antwortete ich; ich habe es vom Grafen Aranda; wie wollen Sie mir aber beweisen, daß Sie dieser Familie angehören?

Fragen Sie mich deshalb nicht, Madame; meine Geburt ist ein Geheimniß, welches ich Niemand offenbaren darf.

Ein solcher Betrug und besonders die Zuversicht des kleinen Schelms überraschten mich im höchsten Grade; ich hätte ihn dessen nicht für fähig gehalten, und da ich der ganzen Sache auf den Grund zu kommen wünschte, so ging ich etwa acht Tage später allein zu ihm.

Ich fand den angeblichen Grafen in Gesellschaft Viar's, und nach dem unterwürfigen Tone, womit das Kind zu mir sprach, mußte dieser glauben, daß es mir angehöre. Er belobte seinen Zögling aufs Höchste, sagte, derselbe spiele ausgezeichnet die Flöte, tanze und fechte zum Entzücken, reite gut und schreibe ganz vorzüglich. Er zeigte mir Federn mit drei, fünf und sogar elf Spitzen, welche derselbe sehr kunstvoll geschnitten hatte, und bat mich, ihn in der Heraldik zu

prüfen, eine für einen vornehmen jungen Mann so nothwendige Wissenschaft, die Niemand besser inne habe, als er.

Der kleine Mann begann nun in heraldischen Ausdrücken sein angebliches Wappen zu beschreiben und ich hätte beinahe laut aufgelacht, weil ich fast gar nichts davon verstand und weil er die Sache mit der Wichtigkeit eines Krautjunkers von zweiunddreißig Ahnen behandelte. Aber mit großem Vergnügen sah ich ihn seine verschiedenen Federn handhaben und mit erhobener Hand schreiben. Mit außerordentlicher Geschicklichkeit zog er alle möglichen Arten von Linien und jedesmal so viele, als die Feder Spitzen hatte. Ich gab Viar meine Zufriedenheit zu erkennen, welcher mich bald darauf mit dem Kleinen allein ließ, und wir gingen sodann in den Garten.

Wirst Du die Güte haben, redete ich ihn an, mir zu sagen, wie Du auf den tollen Einfall gekommen bist, Dich für einen Grafen von Aranda auszugeben?

Er antwortete, ohne im Geringsten aus der Fassung zu kommen. Ich gebe zu, daß es ein toller Einfall ist, aber stören Sie mich nicht, denn er trägt dazu bei, mich hier in Achtung zu setzen.

Es ist ein Betrug, welchen ich nicht dulden werde, weil er ernste Folgen haben und uns beide bloßstellen kann. Es ist eine Schurkerei, mein Freund, welche ich Ihnen in Ihrem Alter nicht zugetraut hätte. Ich glaube wohl, daß Sie es nur aus Unbesonnenheit gethan haben, aber die Sache kann criminalistisch werden, und nach Allem, was Sie Madame d'Urfé gesagt haben, weiß ich nicht recht, wie ich der Sache abhelfen und Ihre Ehre retten soll.

Ich machte meinen Verweisen nicht eher ein Ende, als bis ich ihn weinen gesehn und seine Bitte vernommen hatte.

Die Kränkung, zu meiner Mutter zurückgeschickt zu werden, ziehe ich, sagte er, der Schande vor, Madame d'Urfé zu gestehen, daß ich sie belogen habe; ich kann mich nicht entschließen, noch ferner in dieser Pension zu bleiben, wenn ich den Namen, unter welchem ich hier bekannt bin, aufgeben soll.

Da ich einsah, daß sich keine Gewalt anwenden ließ, wenn ich ihn nicht unter einem andern Namen von Paris wegschicken wollte, so sagte ich zu ihm, er möge sich beruhigen,

ich würde auf das Mittel bedacht sein, jeder Unannehmlichkeit für ihn und für mich vorzubeugen. —

Sage mir nun, aber aufrichtig, welcher Art die Zärtlichkeit ist, die Fräulein Viar für Dich hat.

Ich glaube, Papa, daß ich in der Lage bin, die Verschwiegenheit zu beobachten, welche Sie und Mama mir empfohlen haben.

Gut! diese Antwort sagt mir genug; aber ich finde, daß Du für Dein Alter gelehrt genug bist. Wenn es sich übrigens um eine Beichte handelt, ist die Verschwiegenheit nicht an der Stelle und ich fordere von Dir durchaus eine Beichte.

Nun gut, Papa, die kleine Viar liebt mich sehr und bezeigt es mir auf jede Weise.

Und liebst Du sie auch?

Ja, ich liebe sie.

Bleibt sie Morgens lange bei Dir?

Wir sind den ganzen Tag beisammen.

Sie ist dabei, wenn Du zu Bette gehst?

Ja, sie ist mir beim Auskleiden behülflich.

Thut sie weiter nichts?

Ich möchte es Ihnen nicht sagen.

Ich bewunderte den Tact seiner Antworten, und da ich genug erfahren hatte, um nicht bezweifeln zu können, daß sie in vollkommener Vertraulichkeit lebten, so ermahnte ich ihn bloß, seine Gesundheit zu schonen, und entfernte mich.

Seit einiger Zeit war ich fast wider meinen Willen mit dem Gedanken an eine Speculation beschäftigt, die nach allen meinen Berechnungen gewinnreich werden mußte. Es handelte sich darum, vermittelst des Drucks auf seidenen Stoffen die schönen Dessins herzustellen, die in Lyon durch das langsame und schwierige Mittel der Weberei ausgeführt werden, und so einen großen Absatz durch weit geringere Preise zu erzielen. Ich hatte die nöthigen chemischen Kenntnisse und Fonds genug, um das Unternehmen mit Glück durchführen zu können. Ich hatte mich mit einem kenntnißvollen Manne besprochen, der den Mechanismus dieser Sache und den Handel verstand, und der Director der Anstalt werden sollte.

Ich theilte meinen Plan dem Prinzen von Conti mit, welcher mich ermunterte, ihn zur Ausführung zu bringen, in-

dem er mir seinen Schutz und alle nur wünschenswerthen Freiheiten versprach. Das entschied mich.

Ich miethete im Bereiche des Temple ein großes und schönes Haus für tausend Thaler jährlich. Es enthielt einen geräumigen Saal, wo alle meine Arbeiterinnen arbeiten konnten, einen andern großen Saal, welcher als Magazin dienen sollte, zahlreiche Zimmer zu Wohnungen für meine Arbeiter und die Beamten und eine sehr hübsche Wohnung für mich, wenn ich Lust bekommen sollte, hierherzuziehen.

Ich theilte mein Unternehmen in dreißig Actien; fünf gab ich dem Zeichner, welcher Director werden sollte, und behielt die fünfundzwanzig andern zur Verfügung für Associés, welche verhältnißmäßige Fonds zuschießen würden. Eine gab ich einem Arzt, welcher mir für die Stelle des Magazinaufsehers Bürgschaft stellte, der mit seiner ganzen Familie ins Haus zog, und ich nahm außerdem vier Bedienten, eine Magd und einen Portier. Eine andere Actie mußte ich einem Buchhalter geben, welcher mir zwei Schreiber stellte und ebenfalls in das Hôtel zog. Da mehrere Tischler, Schlosser und Maler vom Morgen bis zum Abend arbeiteten, so kam binnen drei Wochen Alles in Ordnung. Dem Director überließ ich es, zwanzig junge Mädchen anzuschaffen, welche zum Malen bestimmt waren, und welche alle Sonnabende ihren Lohn erhalten sollten. Ich ließ dreihundert Stücke Tafft, Gros de Tours und Camelot von verschiedenen Farben, in das Magazin schaffen, um sie mit Dessins zu bemalen, deren Auswahl ich mir vorbehalten hatte, und ich bezahlte Alles baar.

Ich hatte mit dem Director die Kosten annähernd berechnet, und da ich erst nach Verlauf eines Jahres auf Absatz rechnete, so mußte ich 300,000 Francs ausgeben, was mich nicht in Verlegenheit setzte. In allen Fällen konnte ich zum Verkaufe der Actien meine Zuflucht nehmen, die eine sichere und leichte Rente gaben; aber ich hoffte nie in diese Nothwendigkeit zu kommen, denn ich hatte es auf nichts Geringeres als 200,000 Frcs. Rente abgesehen.

Uebrigens verhehlte ich mir nicht, daß dies Unternehmen mich zu Grunde richten könne, wenn mir der Absatz fehlen sollte; wie sollte ich aber wohl eine solche Furcht hegen, wenn ich die Schönheit meiner Stoffe sah und jeden Tag sagen hörte, ich solle sie nicht so billig verkaufen! Ich konnte nicht

gar eine solche Furcht hegen, da mich Alles zu den schönsten Hoffnungen berechtigte.

In weniger als einem Monate gab ich für die Einrichtung des Hauses ungefähr 60,000 Frcs. aus und war zu einer wöchentlichen Ausgabe von mehr als 1200 Francs genöthigt.

Madame d'Urfé lachte von ganzem Herzen so oft sie mich sah, denn sie war überzeugt, daß dies ganze Unternehmen nur den Zweck habe, die Neugierigen auf falsche Fährte zu führen und mein Incognito zu sichern, so sehr war sie überzeugt, daß es in meiner Macht stehe, Regen und schönes Wetter zu machen.

Der Anblick von zwanzig, mehr oder weniger hübschen jungen Mädchen, von denen das älteste noch nicht fünfundzwanzig Jahre alt war, flößte mir keineswegs Furcht ein, wie ich es hätte wünschen sollen, sondern war mir vielmehr höchst angenehm. Ich glaubte mich in ein Serail versetzt und betrachtete mit Vergnügen ihr bescheidenes und unterwürfiges Wesen, so wie die Aufmerksamkeit, womit sie den Anweisungen des Lehrers folgten, der sie bei ihrer Arbeit leitete. Die am besten bezahlten verdienten täglich nur vierundzwanzig Sous, und alle standen im Rufe größter Anständigkeit, denn sie waren von der Frau des Directors auserwählt worden, einer bejahrten und frommen Frau, welche mich um diese Begünstigung gebeten hatte, und welcher ich die Rolle einer Vertrauten zugedacht hatte, falls ich Lust bekäme, die Früchte ihrer Wahl zu kosten. Manon Baletti theilte meine Freude nicht, sie schauderte, als sie mich im Besitze eines Harems sah, wo, wie sie voraussah, meine Tugend bald neuen Schiffbruch leiden würde. Sie schmollte mir ernstlich, obwohl ich ihr versicherte, daß keins der Mädchen im Hause schlafe.

Diese Anstalt erhöhte mich in meinen eigenen Augen und gab mir eine Wichtigkeit, die theils aus der begründeten Hoffnung eines glänzenden und wohlerworbenen Vermögens, theils aus dem Gedanken, daß die Existenz einer großen Anzahl von Personen von mir abhänge, entsprang; aber dies Glück war zu rein, als daß mir mein böser Genius nicht etwas in den Weg hätte legen sollen.

Schon seit einem Vierteljahre war Fräulein H. C. V. im Kloster, und der Zeitpunkt ihrer Entbindung nahte heran.

Wir schrieben uns zweimal wöchentlich, und hinsichtlich dieses Punktes war ich ganz ruhig; was Herrn de la Popelinière betraf, so konnte von ihm keine Rede mehr sein, denn er war verheirathet, und da das Fräulein, wenn sie das Kloster verließ, zu ihrer Mutter zurückkehren sollte, so konnte überhaupt von nichts mehr die Rede sein. Als sich aber Alles vereinigte, mich in meiner Sicherheit zu befestigen, loderte, wie man sehen wird, das unter der Asche glimmende Feuer plötzlich auf.

Eines Tages, als ich vom Mittagsessen bei Madame d'Urfé kam, ging ich im Tuileriengarten spazieren. Ich war in der großen Allee einigemale auf- und abgegangen, als ich bemerkte, daß eine alte Frau in Begleitung eines schwarz gekleideten und einen Degen tragenden Herrn mich aufmerksam ansah und ihre Beobachtungen ihrem Gefährten mitzutheilen schien. Da die Sache an einem öffentlichen, so besuchten Orte etwas ganz Einfaches war, so setzte ich meinen Spaziergang fort, ohne mir etwas dabei zu denken; als ich aber umkehrte, sehe ich die beiden Individuen ebenfalls umkehren, stehen bleiben und mich von vorne betrachten. Als ich sie nun auch ansehe, erinnere ich mich, den Mann in einem Spielhause gesehen zu haben, wo er den gascognischen Namen Castel-Bajac führte. Ich kehre noch einmal um, und nachdem ich das Gesicht der alten Megäre näher betrachtet, bemerke ich zu meinem großen Leidwesen, daß es dieselbe ist, bei welcher ich mir mit Fräulein H. C. V. über deren Schwangerschaft Rath geholt hatte. Da ich überzeugt war, daß sie mich erkannt, ich aber nichts zu fürchten zu haben glaubte, so verlasse ich den Garten, um anderwärts spazieren zu gehen. Am zweiten Tage um elf Uhr, als ich eben mein Zimmer verlassen wollte, um in den Wagen zu steigen, kömmt ein Mensch von schlechtem Aussehen, reicht mir ein Papier und bittet mich, es zu lesen. Ich öffne es, da ich aber ein unleserliches Gekritzel erblicke, so gebe ich es ihm zurück mit dem Bemerken, daß er selbst es lesen möge. Er thut es und ich vernehme, daß ich vor den Polizei-Commissarius gefordert werde, um eine Klage zu beantworten, welche die Hebamme, deren Namen ich vergessen, gegen mich eingeleitet habe.

Obwohl ich leicht errathen konnte, worüber ich verhört werden würde und überzeugt war, daß sie keinen Beweis für

ihre Aussagen gegen mich beibringen könne, so ging ich doch zu einem mir bekannten Procurator und gab ihm die Vollmacht, mich zu vertreten. Ich sagte ihm, daß ich keine Hebamme in Paris kenne oder je gekannt habe. Er ging zum Commissarius und brachte mir am folgenden Tage die Abschrift der Klage.

Sie führte in der Klage an, ich sei in einer Nacht mit einer jungen, etwa fünf Monate schwangeren Person zu ihr gekommen, und habe, eine Pistole in der einen, eine Rolle von funfzig Louisd'ors in der andern Hand, ihr nur die Wahl gelassen zu sterben oder die 1200 Frcs. zu verdienen, indem sie die junge Dame abortiren lasse, welche wie ich im Domino gewesen, was beweise, daß wir vom Opernball gekommen seien. Die Furcht, sagte sie, habe sie gehindert, mir meine Forderung geradezu abzuschlagen, sie habe aber Herrschaft genug über sich behalten, um mir zu sagen, sie habe die Mittel nicht vorräthig, sie werde aber Alles Nöthige für die nächste Nacht bereit halten, worauf wir sie mit dem Versprechen wiederzukommen verlassen hätten. Da sie geglaubt, daß ich wiederkommen würde, so sei sie am nächsten Morgen zu Herrn Castel-Bajac gegangen und habe denselben gebeten, sich im nächsten Zimmer zu verbergen, um sie gegen Gewaltthätigkeiten zu schützen und um ein Zeuge meiner Reden zu sein; sie habe mich aber nicht wiedergesehn. Sie fügte hinzu, sie würde ihre Erklärung gleich am folgenden Tage abgegeben haben, wenn sie gewußt hätte, wer ich sei; nachdem sie mich aber am vorigen Tage in den Tuilerien erkannt und Herr Castel-Bajac ihr meinen Namen genannt habe, halte sie es für Gewissenspflicht, mich anzugeben, damit ich der Strenge der Gesetze überantwortet würde, und sie für den ihr angethanen Schimpf Genugthuung erhielte. Herr Castel-Bajac hatte als Zeuge unterschrieben.

Die Verläumdung ist offenbar, sagte mein Procurator, oder wenigstens kann die Wahrheit der Thatsachen, deren diese Frau Sie beschuldigt, nicht erwiesen werden. Ich rathe Ihnen also, die Sache vor den Criminal-Lieutenant zu bringen, um von demselben die Genugthuung zu erlangen, welche ihre Ehre erfordert. Ich ermächtigte ihn, Alles, was er für passend hielte, zu thun und nach drei oder vier Tagen meldete er mir, daß dieser Beamte mich privatim zu sprechen wünsche

Zufluchtsort hat entdecken können; man sagt, sie sei todt, und fühlen Sie nicht, welches Gewicht die Anklage eines Mordes hat.

Gewiß, mein Herr; wenn ich aber trotz meiner Unschuld umkomme, so hätten Sie mich verurtheilt. Sie würden mehr zu beklagen sein, als ich.

Sie haben sehr Recht, aber Ihr Schicksal würde dadurch nicht geändert werden. Seien Sie übrigens überzeugt, daß ich Sie nicht verurtheilen werde, wenn Sie unschuldig sind; aber Sie würden vielleicht lange im Kerker schmachten müssen, ehe Sie Ihre Unschuld würden beweisen können. Sie sehen mit einem Worte, daß die Sache in Zeit von vierundzwanzig Stunden eine sehr schlimme geworden ist, und daß sie in Zeit von acht Tagen schrecklich werden kann. Was meine Theilnahme für Sie erregt hat, das ist die Abgeschmacktheit der Anklage, über welche ich habe lachen müssen: aber die Nebenumstände, welche hinzutreten, machen die Sache sehr ernsthaft. Ich sehe die Wahrscheinlichkeit der Entführung ein; ich sehe ein, daß die Liebe und besonders die Ehre Sie zur Zurückhaltung nöthigen. Ich habe beschlossen, mit Ihnen zu sprechen und hoffe, daß Sie mir Ihr Herz ohne Rückhalt öffnen werden. Ich werde Ihnen alle Unannehmlichkeiten ersparen, die Ihnen trotz Ihrer Unschuld, an die ich glaube, drohen. Sagen Sie mir Alles, und seien Sie sicher, daß die Ehre des Fräuleins in keiner Weise darunter leiden soll; wenn Sie sich aber unglücklicher Weise der Verbrechen, die Ihnen zugeschrieben werden, schuldig wissen, so rathe ich Ihnen, kluge Maßregeln zu ergreifen, die Ihnen an die Hand zu geben nicht meine Sache ist. Ich zeige Ihnen an, daß ich Sie binnen drei oder vier Tagen citiren lassen werde, und daß Sie dann in mir nur einen gerechten, aber unparteiischen und strengen Richter wie das Gesetz finden werden.

Ich war versteinert, denn diese Rede zeigte mir die Gefahr, worin ich mich befand, in ihrer ganzen Nacktheit. Ich fühlte, wie hoch ich die wohlwollenden Anerbietungen dieses Ehrenmannes zu schätzen hatte, und ich sagte zu ihm mit bewegter Stimme, daß ich trotz meiner Unschuld die Nothwendigkeit fühle, an seine Güte hinsichtlich Fräuleins H. C. V. zu appelliren, da diese, obwohl frei von jedem Verbrechen, Gefahr laufe, durch das Aufsehen, welches diese unglückliche Geschichte mache, ihren Ruf einzubüßen. Ich weiß, wo sie

ist, sagte ich, und ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß sie ihre Mutter nicht verlassen haben würde, wenn man sie nicht hätte zwingen wollen, einen Mann zu heirathen, den sie verabscheute.

Aber dieser Mann ist jetzt verheirathet, möge sie also zu ihrer Mutter zurückkehren und Sie sind gerettet, wenn nicht anders die Hebamme bei der Behauptung beharrt, daß Sie dieselbe haben abortiren lassen.

Mein Herr, es ist keine Rede vom Abortiren; aber andere Gründe hindern sie, in den Schooß Ihrer Familie zurückzukehren. Ohne eine Einwilligung, welche ich zu erlangen suchen werde, kann ich Ihnen nicht mehr sagen. Ich werde Ihnen dann jede Aufklärung geben können, welche Ihre schöne Seele verdient. Erweisen Sie mir die Ehre, mich übermorgen noch einmal zu hören.

Ich verstehe und werde Sie gern noch einmal hören; ich danke Ihnen ebenso sehr, wie ich Ihnen Glück wünsche. Leben Sie wohl.

Ich stand am Rande eines Abgrundes; aber ich war fest entschlossen, lieber das Reich zu verlassen, als das Geheimniß meiner theuren unglücklichen Freundin zu verrathen. Wäre es möglich gewesen, so hätte ich die Sache gern mit Geld unterdrückt, aber es war nicht mehr Zeit dazu. Ich war überzeugt, daß Farsetti der Hauptagent dieses Imbroglio's sei, daß er mich beständig verfolgt, und daß er die Spione bezahlt habe, von denen Herr von Sartines gesprochen hatte. Auch hatte er den Advokaten Vauversin gegen mich gehetzt, und ich durfte nicht glauben, daß ihm irgend ein Opfer schwer würde, wenn es galt, mich zu verderben. Ich fühlte, daß ich nichts Besseres thun könne, als mich Herrn von Sartines ohne Rückhalt anzuvertrauen; aber dazu bedurfte es der Einwilligung von Madame du Rumain.

Elftes Kapitel.

Mein Verhör. — Ich gebe dem Greffier dreihundert Louisd'ors. — Die Hebamme und Castel-Bajac werden verhaftet. — Das Fräulein kommt mit einem gesunden Knaben nieder und nöthigt ihre Mutter, mir abzubitten. — Mein Prozeß zerfällt in nichts. — Das Fräulein reist nach Brüssel und geht mit ihrer Mutter nach Venedig, wo sie eine vornehme Dame wird. — Meine Arbeiterinnen. — Madame Baret. — Ich werde bestohlen, verhaftet und wieder in Freiheit gesetzt. — Ich reise nach Holland. — L'esprit von Helvetius. — Piccolomini.

Am Tage nach meiner ersten Zusammenkunft mit Herrn von Sartines begab ich mich früh zu Madame du Rumain. Da der Fall dringend war, so nahm ich mir die Freiheit, sie wecken zu lassen, und sobald sie im Stande war, mich zu empfangen, unterrichtete ich sie von Allem aufs Genauste.

Hier ist nicht zu zaudern, mein theurer Casanova, sagte die liebenswürdige Frau; Sie müssen Herrn von Sartines Alles entdecken, und ich selbst werde heute unverzüglich mit ihm sprechen.

Augenblicklich setzte sie sich an ihr Pult und schrieb an den Kriminal-Lieutenant, um denselben um eine Audienz um drei Uhr Nachmittags zu ersuchen. Der Bediente kam in Zeit von noch nicht einer Stunde mit einem Billet zurück, welches ihr meldete, daß sie erwartet würde. Wir kamen überein, daß ich sie am Abend wiedersehen und sie mich dann vom Resultate ihres Besuchs in Kenntniß setzen solle.

Um fünf Uhr war ich schon bei ihr und brauchte nur einige Minuten auf ihre Rückkehr zu warten.

Ich habe Alles enthüllt, sagte sie; er weiß, daß sie auf dem Punkte steht, niederzukommen; er weiß, daß Sie nicht der Vater ihrer Werke sind, was Ihnen in seinen Augen

einen Reflex der Großmuth giebt. Ich habe ihm gesagt, das Fräulein würde nach seiner Niederkunft und Wiederherstellung zu seiner Mutter zurückkehren, ohne derselben indeß seinen Fehler zu bekennen, und das Kind würde an einem sichern Orte untergebracht werden. Sie haben nichts zu fürchten und können ruhig sein; da indeß der eingeleitete Prozeß seinen Lauf haben muß, so werden Sie übermorgen citirt werden. Ich rathe Ihnen, den Greffier unter irgend einem Vorwande zu besuchen und ihn zur Annahme von einigem Gelde zu bewegen.

Ich wurde citirt und erschien. Ich sah Herrn von Sartines, sedentem pro tribunali. Am Schlusse der Sitzung sagte er, er sei genöthigt, eine Personalvorladung gegen mich zu decretiren, und ich dürfe in dieser Zeit mich weder von Paris entfernen noch mich verheirathen, weil durch Einleitung eines Kriminal-Prozesses das Civilrecht suspendirt werde. Ich erwiederte ihm, ich würde weder das Eine noch das Andere thun.

In dem Verhöre gestand ich zu, in einem schwarzen Domino in der fraglichen Nacht auf dem Opernballe gewesen zu sein, aber ich läugnete alles Uebrige. In Bezug auf Fräulein H. C. W. erklärte ich, daß weder ich noch ihre Familie sie im Verdachte der Schwangerschaft gehabt habe.

Da meine Eigenschaft als Fremder Bauersin auf die Idee bringen konnte, unter dem Vorwande, daß ich entfliehen könne, Personalarrest gegen mich zu verfügen, so schien mir die Gelegenheit günstig, um den Greffier in mein Interesse zu ziehen, und ich ging zu ihm. Nachdem ich ihm meine Befürchtungen mitgetheilt, ließ ich eine Rolle von dreihundert Louisd'ors in seine Hand gleiten, über welche ich mir natürlich keine Quittung ausstellen ließ und sagte zu ihm, dieselben seien bestimmt, die Prozeßkosten zu bestreiten, falls ich sie zu tragen hätte. Er rieth mir, Bürgschaft von der Hebamme zu fordern, und ich gab meinem Procurator diesen Auftrag; aber vier Tage darauf trug sich Folgendes zu.

Ich ging auf dem Boulevard du Temple spaziren, als ein Savoyarde mich anredete und mir ein Billet gab, worin stand, eine Person, die sich in einem Gange fünfzig Schritte entfernt befinde, wünsche mich zu sprechen. Das, sagte ich zu mir, ist entweder ein verliebtes Abenteuer oder eine Heraus-

forderung; sehen wir zu. Ich lasse meinen mir folgenden Wagen halten und gehe an den angegebenen Ort.

Es würde mir schwer werden, mein Erstaunen zu schildern, als ich den unwürdigen Castel-Bajac vor mir sah. Ich habe Ihnen nur zwei Worte zu sagen, äußerte er, als er mich erblickte. Wir sind hier sicher. Ich will Ihnen ein sicheres Mittel vorschlagen, Ihren Prozeß zu beenden und sich viel Geld und Unruhe zu ersparen. Die Hebamme ist sicher, daß Sie mit einer schwangern Dame bei ihr gewesen sind; aber es thut ihr jetzt leid, daß Sie beschuldigt werden, dieselbe entführt zu haben. Geben Sie ihr hundert Louisd'ors und sie wird vor Gericht erklären, daß sie sich getäuscht habe, womit Alles für Sie abgemacht sein wird. Sie werden ihr diese Summe nicht eher bezahlen, als bis sie ihre Erklärung abgegeben hat; Ihr Wort genügt ihr. Kommen Sie mit zu Vauversin, und ich bin sicher, daß er Ihnen zu meinem Vorschlage zureden wird. Ich weiß, wo er ist; folgen Sie mir von Weitem.

Ich hatte ihm, ohne ein Wort zu sagen, zugehört, und freute mich zu sehn, daß diese Schufte sich so leicht demaskiren würden. Gehen wir, sagte ich zu den gascognischen Spion; führen Sie mich. Er machte sich auf den Weg und ich folge ihm ins dritte Stockwerk eines Hauses der rue aux Ours und finde hier den Advokaten Vauversin. Als er mich erblickte, ging er ohne Umschweife zur Sache über. Die Hebamme, sagte er, wird mit einem Zeugen zu Ihnen kommen, in der scheinbaren Absicht, Ihnen ins Gesicht zu sagen, daß Sie eine Frau zu ihr geführt und sie aufgefordert haben, dieselbe abortiren zu lassen, und wird dann erklären, daß sie Sie nicht kennt. Sie wird sodann mit dem Zeugen vor Gericht gehn und hier erklären, sie habe sich geirrt und das wird hinreichen, um den Kriminal-Lieutenant zur Einstellung weiterer Schritte zu veranlassen. Auf diese Weise sind Sie sicher, den Prozeß gegen die Mutter des Fräuleins zu gewinnen.

Da ich dies Alles wohl ausgesonnen fand, so sagte ich zu ihm, ich würde alle Tage bis Mittag im Tempel sein.

Aber die Hebamme braucht hundert Louisd'ors.

Das heißt, die ehrenwerthe Frau schätzt ihren Meineid so hoch. Indeß gleichviel; ich verspreche sie, und Sie können

auf mein Wort rechnen; ich werde sie aber nicht eher geben, als bis sie ihren Irrthum gerichtlich hat eintragen lassen.

Das genügt, mein Herr, vorausgesetzt, daß Sie zuvor den vierten Theil der Summe zahlen, der mir für meine Kosten und als Honorar zukömmt.

Ich bin bereit, Sie zu befriedigen, wenn Sie mir eine regelrechte Quittung ausstellen wollen.

Er bedachte sich zunächst, aber da ihm das Geld am Herzen lag, that er nach einer langen Erörterung, was ich wollte. Er dankte mir sehr und sagte endlich, obwohl Madame H. C. V. seine Clientin sei, wolle er mir heimlich Rathschläge geben, durch welche ich alle ihre Schritte vereiteln könnte. Ich dankte ihm so lebhaft, als ob ich von seinen Anerbietungen Gebrauch machen wolle und entfernte mich, um Herrn von Sartines Alles, was vorgefallen war, schriftlich zu melden.

Drei Tage darauf meldete man mir eine Frau und einen Mann, die mich zu sprechen wünschten. Ich gehe hinaus und frage die Frau, was sie wünsche.

Ich wünschte Herrn Casanova zu sprechen.

Das bin ich.

Ich habe mich also geirrt. Ich bitte um Verzeihung. Ihr Gefährte lächelte, und sie entfernten sich.

An diesem Tage erhielt die Marquise du Rumain einen Brief von der Aebtissin, welche ihr meldete, daß ihre Schutzbefohlene mit einem niedlichen Püppchen niedergekommen sei, und daß sie es an einen Ort geschickt habe, wo es wohl gepflegt werden würde. Sie sagte, das Fräulein werde das Kloster erst nach Verlauf von sechs Wochen verlassen und dann mit einer Bescheinigung, welche sie gegen jede Unannehmlichkeit schütze, zu ihrer Mutter zurückkehren.

Kurz darauf wurde die Hebamme eingezogen; Castel-Bajac wurde nach Bicêtre gebracht und Vauversin aus der Liste der Advocaten gestrichen. Die von Madame H. C. V. gegen mich betriebenen Verfolgungen dauerten bis zum Wiedererscheinen ihrer Tochter; aber ich wußte, daß ich nichts davon zu fürchten hatte. Das Fräulein kehrte gegen Ende des August wieder ins Hôtel de Bretagne zurück und überreichte seiner Mutter die Bescheinigung der Aebtissin, welche erklärte, daß sie vier Monate lang bei ihr gewesen, während dieser Zeit nie ausgegangen sei und nie einen Besuch

bekommen habe. Das war die genaue Wahrheit; aber die Aebtissin sagte auch, sie kehre nur darum zu ihrer Familie zurück, weil sie von den Verfolgungen Herrn de la Popelinière's nichts mehr zu fürchten habe, und hierin log die Nonne.

Fräulein H. C. V. wußte die Freude ihrer Mutter, sie fleckenlos wieder erscheinen zu sehen, zu benutzen und sie zu bewegen, die Bescheinigung der Aebtissin persönlich Herrn von Sartines zu übergeben, demselben zu erklären, daß sie von jeder Verfolgung gegen mich abstehe und mir eine genügende Ehrenerklärung zu geben, wobei sie geltend machte, daß ich Entschädigung fordern könne und daß, wenn ihr eigner Ruf nicht leiden solle, über alles Vergangene das tiefste Geheimniß bewahrt werden müsse.

Die Mutter schrieb mir einen sehr befriedigenden Brief, und ich beeilte mich, denselben einregistriren zu lassen, was meinem unangenehmen Prozesse völlig ein Ende machte. Ich schrieb ihr ebenfalls, um ihr Glück zu wünschen, setzte aber keinen Fuß mehr in ihr Haus, um alle unangenehmen Scenen zu vermeiden, die mein Zusammentreffen mit Farsetti hätte herbeiführen können.

Da das Fräulein nicht länger in Paris bleiben konnte, wo ihre Geschichte allgemein bekannt war, so brachte sie Farsetti nebst ihrer Schwester Magdalene nach Brüssel. Kurz darauf traf die Mutter mit ihr hier zusammen und sie reisten nach Venedig, wo sie drei Jahre darauf eine vornehme Dame wurde. Funfzehn Jahre später sah ich sie als Wittwe wieder; sie war ziemlich glücklich und stand wegen ihres Ranges, ihres Geistes und ihrer geselligen Eigenschaften in großem Ansehn; indeß bin ich in keine Verbindung weiter mit ihr gekommen.

In vier Jahren wird der Leser sehen, wo und wie ich Castel-Bajac wiedergefunden habe. Gegen Ende des Jahres 1759, ehe ich nach Holland reiste, gab ich mehrere hundert Francs aus, um die Freilassung der Hebamme zu erlangen.

Ich führte ein fürstliches Leben, und man konnte mich für glücklich halten; aber ich war es nicht. Der ungeheure Aufwand, den ich machte, meine Verschwendung, meine Vergnügungssucht und meine Prachtliebe ließen mich wider meinen Willen in näherer oder fernerer Zukunft Unannehmlichkeiten erblicken. Meine Manufaktur würde mich in den

Stand gesetzt haben, meine Lebensweise lange fortzusetzen, wenn das Kriegsunglück nicht den Absatz gelähmt hätte; die allgemeine Geldverlegenheit, welche unter allen Ständen in Frankreich herrschte, mußte nothwendiger Weise auch ich empfinden. Ich hatte in meinem Magazine vierhundert Stück bemalten Zeuges, aber es war nicht wahrscheinlich, daß ich sie vor dem Frieden verkaufe, und da dieser ersehnte Friede wohl erst in einer entfernteren Zeit eintreten konnte, so drohte mir eine Art Ruin.

In dieser Befürchtung schrieb ich an Esther, sie möge ihren Vater bewegen, die Hälfte der Fonds zuzuschießen, mir einen verständigen Commis zu schicken und sich mit mir zu associren. Herr von D. antwortete, wenn ich die Manufaktur nach Holland verlegen wolle, so wolle er Alles übernehmen und mir die Hälfte des Gewinnstes abgeben; aber ich liebte Paris und nahm ein so vortheilhaftes Anerbieten nicht an. Ich hatte es später zu bereuen.

In meiner Petite-Pologne gab ich viel Geld aus, was aber mich zu Grunde richtete und wovon Niemand etwas erfuhr, war das viele Geld, meine Hauptausgabe, was meine Arbeiterinnen mich kosteten; denn bei meinem Temperament und meiner entschiedenen Neigung zur Abwechselung mußten zwanzig junge Mädchen, welche fast alle hübsch und verführerisch waren, wie es die Pariserinnen sind, eine Klippe sein, an der meine Tugend jeden Tag von Neuem scheitern mußte. Ich war auf die meisten neugierig, und da ich nicht Geduld genug hatte, sie durch vorhergehende Bemühungen um sie meine Neugier theilen zu lassen, so benutzten sie meine Ungeduld und verkauften mir ihre Gunst so theuer wie möglich. Das Beispiel der ersten diente allen andern als Regel, um ein Haus, Möbel, Geld, Kleinodien zu fordern, und ich kannte zu wenig den Werth von hundert Louisd'ors, als daß sie der Befriedigung meiner Wünsche ein Hinderniß hätten entgegenstellen sollen. Meine Laune dauerte nie länger als eine Woche, oft verging sie schon nach drei oder vier Tagen, und natürlich schien mir die letzte meiner Aufmerksamkeit am würdigsten. Sobald ich meine Augen auf eine neue geworfen hatte, sah ich die alten nicht mehr an; aber ich fuhr fort, ihre Ansprüche zu befriedigen, und diese gingen weit. Madame d'Urfé, welche mich für reich hielt, war mir nicht hinderlich. Ich machte sie

bekommen habe. Das war die genaue Wahrheit; aber die Aebtissin sagte auch, sie kehre nur darum zu ihrer Familie zurück, weil sie von den Verfolgungen Herrn de la Popelinière's nichts mehr zu fürchten habe, und hierin log die Nonne.

Fräulein H. C. V. wußte die Freude ihrer Mutter, sie fleckenlos wieder erscheinen zu sehen, zu benutzen und sie zu bewegen, die Bescheinigung der Aebtissin persönlich Herrn von Sartines zu übergeben, demselben zu erklären, daß sie von jeder Verfolgung gegen mich abstehe und mir eine genügende Ehrenerklärung zu geben, wobei sie geltend machte, daß ich Entschädigung fordern könne und daß, wenn ihr eigner Ruf nicht leiden solle, über alles Vergangene das tiefste Geheimniß bewahrt werden müsse.

Die Mutter schrieb mir einen sehr befriedigenden Brief, und ich beeilte mich, denselben einregistriren zu lassen, was meinem unangenehmen Prozesse völlig ein Ende machte. Ich schrieb ihr ebenfalls, um ihr Glück zu wünschen, setzte aber keinen Fuß mehr in ihr Haus, um alle unangenehmen Scenen zu vermeiden, die mein Zusammentreffen mit Farsetti hätte herbeiführen können.

Da das Fräulein nicht länger in Paris bleiben konnte, wo ihre Geschichte allgemein bekannt war, so brachte sie Farsetti nebst ihrer Schwester Magdalene nach Brüssel. Kurz darauf traf die Mutter mit ihr hier zusammen und sie reisten nach Venedig, wo sie drei Jahre darauf eine vornehme Dame wurde. Funfzehn Jahre später sah ich sie als Wittwe wieder; sie war ziemlich glücklich und stand wegen ihres Ranges, ihres Geistes und ihrer geselligen Eigenschaften in großem Ansehn; indeß bin ich in keine Verbindung weiter mit ihr gekommen.

In vier Jahren wird der Leser sehen, wo und wie ich Castel-Bajac wiedergefunden habe. Gegen Ende des Jahres 1759, ehe ich nach Holland reiste, gab ich mehrere hundert Francs aus, um die Freilassung der Hebamme zu erlangen.

Ich führte ein fürstliches Leben, und man konnte mich für glücklich halten; aber ich war es nicht. Der ungeheure Aufwand, den ich machte, meine Verschwendung, meine Vergnügungssucht und meine Prachtliebe ließen mich wider meinen Willen in näherer oder fernerer Zukunft Unannehmlichkeiten erblicken. Meine Manufaktur würde mich in den

Stand gesetzt haben, meine Lebensweise lange fortzusetzen, wenn das Kriegsunglück nicht den Absatz gelähmt hätte; die allgemeine Geldverlegenheit, welche unter allen Ständen in Frankreich herrschte, mußte nothwendiger Weise auch ich empfinden. Ich hatte in meinem Magazine vierhundert Stück bemalten Zeuges, aber es war nicht wahrscheinlich, daß ich sie vor dem Frieden verkaufe, und da dieser ersehnte Friede wohl erst in einer entfernteren Zeit eintreten konnte, so drohte mir eine Art Ruin.

In dieser Befürchtung schrieb ich an Esther, sie möge ihren Vater bewegen, die Hälfte der Fonds zuzuschießen, mir einen verständigen Commis zu schicken und sich mit mir zu associren. Herr von D. antwortete, wenn ich die Manufaktur nach Holland verlegen wolle, so wolle er Alles übernehmen und mir die Hälfte des Gewinnstes abgeben; aber ich liebte Paris und nahm ein so vortheilhaftes Anerbieten nicht an. Ich hatte es später zu bereuen.

In meiner Petite-Pologne gab ich viel Geld aus, was aber mich zu Grunde richtete und wovon Niemand etwas erfuhr, war das viele Geld, meine Hauptausgabe, was meine Arbeiterinnen mich kosteten; denn bei meinem Temperament und meiner entschiedenen Neigung zur Abwechselung mußten zwanzig junge Mädchen, welche fast alle hübsch und verführerisch waren, wie es die Pariserinnen sind, eine Klippe sein, an der meine Tugend jeden Tag von Neuem scheitern mußte. Ich war auf die meisten neugierig, und da ich nicht Geduld genug hatte, sie durch vorhergehende Bemühungen um sie meine Neugier theilen zu lassen, so benutzten sie meine Ungeduld und verkauften mir ihre Gunst so theuer wie möglich. Das Beispiel der ersten diente allen andern als Regel, um ein Haus, Möbel, Geld, Kleinodien zu fordern, und ich kannte zu wenig den Werth von hundert Louisd'ors, als daß sie der Befriedigung meiner Wünsche ein Hinderniß hätten entgegenstellen sollen. Meine Laune dauerte nie länger als eine Woche, oft verging sie schon nach drei oder vier Tagen, und natürlich schien mir die letzte meiner Aufmerksamkeit am würdigsten. Sobald ich meine Augen auf eine neue geworfen hatte, sah ich die alten nicht mehr an; aber ich fuhr fort, ihre Ansprüche zu befriedigen, und diese gingen weit. Madame d'Urfé, welche mich für reich hielt, war mir nicht hinderlich. Ich machte sie

glücklich, indem ich ihr mit meinen Orakeln bei ihren magischen Operationen beistand, in die sie sich mit jedem Tage mehr verliebte, obwohl ihre Experimente sie nie zum Ziele führten. Manon Baletti brachte mich durch ihre Eifersüchteleien und ihre gerechten Vorwürfe zur Verzweiflung. Sie begriff nicht, und sie hatte Recht, wie ich noch länger zögern könne, sie zu heirathen, wenn ich sie liebe. Sie beschuldigte mich, daß ich sie täusche. Ihre Mutter starb an der Schwindsucht in unsern Armen. Zehn Minuten vor ihrem Tode empfahl sie mir ihre Tochter, und ich versprach ihr aufrichtigst, dieselbe zu heirathen; aber das Schicksal, wie man zu sagen pflegt, widersetzte sich dem Plane. Sylvia hatte mir die innigste Freundschaft eingeflößt; ich achtete sie als eine vortreffliche Frau, deren wohlthätiges Herz und reine Sitten allgemeine Achtung verdienten. Ich blieb drei Tage in der Familie und theilte von ganzem Herzen die Betrübniß aller ihrer Mitglieder.

Mein Freund Tiretta verlor seine Geliebte in Folge einer schmerzhaften Krankheit. Da sie vier Tage vor ihrem Tode ihr Ende herannahen fühlte und sich Gott widmen wollte, was sie den Menschen nicht mehr anbieten konnte, so verabschiedete sie ihren Liebhaber, nachdem sie ihm einen werthvollen Ring und eine Börse mit zweihundert Louisd'ors geschenkt hatte. Tiretta schnürte sein Bündel und kam nach der Petite-Pologne, um mir diese traurige Nachricht zu bringen. Ich gab ihm eine Wohnung im Temple, und da er nach einem Monate sich versucht fühlte, sein Glück in Indien zu versuchen, so gab ich ihm ein Empfehlungsschreiben an Herrn von O. in Amsterdam, und in Zeit von noch nicht vierzehn Tagen verschaffte ihm dieser auf einem Schiffe der Gesellschaft, welches nach Batavia ging, eine Stelle als Schreiber. Hätte er sich gut aufgeführt, so würde er reich geworden sein; da er aber an einer Verschwörung Theil nahm, so mußte er flüchten und erlebte dann große Wechselfälle. Ich erfuhr von einem seiner Verwandten, daß er 1788 in Bengalen und reich sei, daß er aber sein Vermögen nicht flüssig machen könne, um in sein Vaterland zurückzukehren und den Rest seines Lebens daselbst glücklich zu verleben. Ich weiß nicht, was später aus ihm geworden ist.

Im Anfange des November kam ein Küchenbeamter vom

Hofe des Herzogs von Elbeuf mit seiner Tochter in meine Manufaktur, um ihr für ihre Hochzeit ein Kleid zu kaufen. Ich wurde von ihrer Schönheit geblendet. Sie wählte ein Stück sehr glänzenden Atlasses und ihr schönes Gesicht erglühte vor Freude, als sie sah, daß ihr Vater mit dem Preise zufrieden war; aber ihr Schmerz war groß, als der Commis zu ihrem Vater sagte, er müsse das ganze Stück kaufen, weil hier kein Einzelverkauf stattfinde. Ich konnte ihrer Betrübniß nicht widerstehen, und um nicht zu ihren Gunsten eine Ausnahme machen zu müssen, ging ich eiligst in mein Kabinet. Wie glücklich wäre ich gewesen, wenn ich das Haus verlassen hätte, denn ich würde viel Geld gespart haben; aber welcher Freuden, welcher Genüsse hätte ich mich dann auch beraubt! In seiner Verzweiflung bat das reizende Mädchen den Director, sie zu mir zu führen, und dieser wagte nicht, ihre Bitte abzuschlagen. Sie tritt ein; zwei große Thränen schwimmen in ihren Augen und mildern das Feuer ihrer Blicke. Mein Herr, sagt sie ohne Weiteres, Sie sind reich genug, Sie können dies Stück kaufen und mir ein Kleid ablassen, das mich glücklich machen wird. Ich blickte ihren Vater an, der so aussah, als ob er mich wegen der Kühnheit seines Kindes um Verzeihung bitte. Ihre Offenheit gefällt mir, Fräulein, und da diese Gefälligkeit Sie glücklich machen wird, so sollen Sie das Kleid haben. Sie fiel mir um den Hals und umarmte mich voll Dankbarkeit, während ihr Vater sich vor Lachen ausschütten wollte. Ihre Küsse behexten mich vollends. Nachdem der Vater das Kleid bezahlt hatte, sagte er:

Mein Herr, am Sonntage verheirathe ich diese kleine Närrin; wir werden zu Abend speisen und tanzen, und Sie werden uns glücklich machen, wenn Sie uns die Ehre erweisen, dem Feste beizuwohnen. Ich heiße Gilbert und bin Controleur des Herzogs von Elbeuf. Ich versprach ihm, mich einzufinden, und die junge Verlobte sprang vor Freuden, was sie mir noch hübscher erscheinen ließ.

Am Sonntage begab ich mich an den bezeichneten Ort; aber ich konnte weder essen noch tanzen. Die schöne Gilbert erhielt mich in einer Art Bezauberung, die so lange dauerte, als ich in der Gesellschaft blieb, an deren Ton ich mich nicht gewöhnen konnte. Es waren Hausbeamte vornehmer Häuser mit ihren Frauen und Töchtern, und dieselben äfften die feinen

Manieren ihrer Herrschaften nach und machten sich dadurch lächerlich; ich kannte Niemand und Niemand wußte, wer ich war; ich spielte unter allen diesen Leuten eine alberne Figur. In derartigen Gesellschaften spielt derjenige, welcher den meisten Geist hat, eine einfältige Rolle. Jeder sagte der Neuvermählten etwas; sie antwortete Allen, und man lachte oft, ohne sich zu verstehn. Der Mann, ein Einfaltspinsel, war mager und traurig, und freute sich, daß seine Frau die Gäste in so guter Laune erhielt. Obwohl ich in seine Frau verliebt war, beneidete ich doch keineswegs sein Loos, sondern bemitleidete ihn. Ich errieth, daß er sie nur heirathe, weil er sein Loos durch sie zu verbessern hoffte und prophezeihte ihm in meinem Innern die Hörner, welche eine schöne und feurige Frau einem Manne aufsetzen mußte, der häßlich war und das Verdienst einer solchen Frau sehr wenig zu empfinden schien. Ich bekam Lust, die junge Frau zu befragen, und sie lieferte mir die Gelegenheit dazu, indem sie sich nach einem Contretanze neben mich setzte. Sie dankte mir zunächst für meine Gefälligkeit und sagte, ihr schönes Kleid habe ihr eine Menge Complimente zugezogen.

Dennoch bin ich überzeugt, daß Sie sich sehnen es auszuziehen, sagte ich, denn ich kenne die Liebe und ihre Ungeduld.

Es ist doch drollig, daß mich Alle für verliebt halten, während ich Herrn Baret vor acht Tagen zum erstenmale gesehen habe; vorher wußte ich gar nicht, daß er auf der Welt sei.

Und warum verheirathet man Sie so eilig, ohne Ihnen Zeit zu weiteren Bekanntschaften zu lassen?

Weil mein Vater Alles eilig betreibt.

Ihr Mann ist wahrscheinlich reich?

Nein; aber er kann es werden. Wir eröffnen übermormorgen an der Ecke der rue St. Honoré und des Prouvaires einen Laden mit seidenen Strümpfen. Ich hoffe, mein Herr, daß Sie bei uns kaufen werden; wir werden Sie gut bedienen.

Sie können darauf rechnen, und ich verspreche Ihnen sogar, Ihnen Handgeld zu bringen, sollte ich auch die Nacht über vor Ihrer Thüre warten müssen, um der Erste zu sein.

Wie liebenswürdig Sie sind! Herr Baret, sagte sie zu ihrem Manne, der zwei Schritte entfernt von uns stand, der

Herr verspricht mir, uns Handgeld zu bringen. Der Herr ist sehr gütig, sagte der Mann hinzutretend, das wird uns Glück bringen; auch soll der Herr mit mir zufrieden sein, denn meine Strümpfe fasern nie.

Am Dienstage hielt ich schon mit Tagesanbruch an der Ecke der rue des Prouvaires Maulaffen feil, bis eine Magd den Laden aufmachte. Ich trete ein. Was wollen Sie? fragte das Mädchen.

Ich will Strümpfe kaufen.

Die Herrschaft schläft noch, und Sie können später wiederkommen.

Nein, ich werde warten, bis sie aufgestanden ist. Hier, sagte ich, indem ich ihr sechs Francs gab, nehmen Sie und holen Sie mir Kaffee; ich werde ihn hier trinken.

Ich soll Ihnen Kaffee holen; ich bin nicht so dumm, Sie allein im Laden zu lassen!

Sie fürchten, ich könnte stehlen?

Meiner Treu, so etwas kömmt vor, und ich kenne Sie nicht.

Sie haben Recht; aber ich werde bleiben.

Baret kam bald darauf herunter und schalt das arme Mädchen aus, daß sie ihn nicht sogleich benachrichtigt habe. Sage Madame, sie solle herunterkommen, sagte er zu ihr; zugleich machte er die Pakete auf, damit ich aussuchen könne. Er hatte Westen, Strümpfe, Beinkleider von gestrickter Seide; ich krame in Allem herum, betrachte Alles, ohne mich zu entscheiden, bis ich seine Frau, frisch wie eine Rose und von blendender Weiße, erscheinen sah. Sie lächelt mich auf die verführerischste Weise an, entschuldigte sich wegen ihres Negligé und dankte mir, daß ich Wort gehalten habe. Das thue ich immer, sagte ich, namentlich einer so liebenswürdigen Dame wie Sie gegenüber.

Madame Baret war siebenzehn Jahre alt, von mittlerem Wuchse, sehr schön gebaut; obwohl sie keine vollkommene Schönheit war, so hätte doch ein Raphael nie eine anziehendere Gestalt, eine Gestalt, die so sehr geeignet war, das Herz zu entflammen, erfinden können. Ihre lebhaften, schwimmenden Augen, ihre langen Wimpern, welche ihrem Blick einen so bescheidenen und wollüstigen Ausdruck gaben, ihr durch das angenehmste Lächeln verschönerter Mund, ihre herrlichen Zähne,

ihre Rosenlippen, ihre blendende Weiße, die anmuthige Aufmerksamkeit, mit welcher sie zuhörte, der Silberklang ihrer Stimme, ihre sprühende Sanftmuth, ihre gehaltene Lebendigkeit, ihre Anspruchslosigkeit, oder vielmehr der geringe Werth, welchen sie auf ihre Reize zu legen schien, deren Macht sie offenbar nicht kannte, mit einem Worte dieses unaussprechliche Ganze versetzte mich in eine Art von Verzückung beim Anblicke dieses schönen Meisterwerks der Natur, in dessen Besitz der Zufall oder gemeines Interesse den armen Baret gesetzt hatte, welcher schmächtig, bleich und kränklich dastand und alle seine Aufmerksamkeit den Strümpfen zuwendete, die offenbar mehr Werth für ihn hatten, als das hübsche Spielwerk, das Hymen ihm mit Unrecht geschenkt hatte, da er seinen Werth nicht schätzen und seine Süßigkeiten nicht genießen konnte.

Ich wählte für fünfundzwanzig Louisd'ors Strümpfe und Westen und zahlte, ohne zu handeln. Auf den Zügen der hübschen Kaufmannsfrau erglänzte Freude, ich betrachtete dieselbe als eine günstige Vorbedeutung für meine Liebe, obwohl ich wenig Hoffnung hatte, denn die Flitterwochen konnten meiner Ansicht nach einer Intrigue nicht günstig sein. Ich sagte sodann dem Mädchen, ich würde ihr sechs Frcs. geben, wenn sie mir das Paket nach der Petite-Pologne brächte, und ich entfernte mich.

Am folgenden Tage brachte Baret mir in eigner Person das Paket. Ich gab ihm sechs Francs für das Mädchen, aber er sagte, er würde sich nicht schämen, sie selber zu behalten. Ich fand diese Habgier sehr gemein, um so mehr, als er seine Magd eines verdienten Trinkgeldes beraubte, nachdem er selber an den fünfundzwanzig Louisd'ors einen recht erheblichen Verdienst gemacht; aber ich mußte ihn mir günstig stimmen, und es war mir lieb, daß ich ein so bequemes Mittel, ihm die Augen zu schließen, gefunden hatte. Indem ich mir also gelobte, das Mädchen zu entschädigen, behandelte ich den Mann aufs Beste, um ihn geschmeidig zu machen. Ich lasse ihm ein Frühstück vorsetzen und frage ihn, warum er seine Frau nicht mitgebracht habe. Sie hat mich darum gebeten, sagte er, aber ich habe nicht gewagt, mir diese Freiheit zu nehmen, weil ich fürchtete, Ihnen zu mißfallen.

Sie würden mir im Gegentheile einen großen Gefallen gethan haben, denn ich finde Ihre Frau reizend.

Sie sind sehr gütig, mein Herr, aber sie ist noch sehr jung.

Ich sehe nicht ein, was das schaden sollte, und wenn sie gern ausgeht, soll es mir lieb sein, wenn Sie sie ein andermal mitbringen. Er sagte, er würde es sehr gern thun.

Wenn ich vor ihrem Laden vorüberfuhr, warf ich ihr Küsse zu, ließ aber nicht anhalten, denn ich brauchte keine Strümpfe mehr. Auch würde ich mich unter einer Menge von Stutzern, mit denen sein kleiner Laden beständig angefüllt war, gelangweilt haben. Man fing an, sich mit ihr in Paris zu beschäftigen, man sprach von ihr im Palais-Royal und ich hörte zu meiner Freude sagen, sie sei nur zurückhaltend, weil sie auf einen reichen Gimpel warte. Daraus sah ich, daß noch Niemand sie genossen hatte, und ich hoffte, dieser Gimpel — aus freien Stücken — sein zu können.

Als sie einige Tage darauf meinen Wagen von ferne bemerkte, winkte sie mir. Ich steige aus und nachdem ihr Mann mich tausendmal um Entschuldigung gebeten, sagte er, er wünsche, daß ich mir neumodische Beinkleider, die er so eben bekommen habe, zuerst ansehe. Diese Beinkleider waren bunt und kein Elegant von gutem Tone ging Morgens ohne solche aus. Für einen jungen wohlgewachsenen Mann war es eine bizarre, aber sehr hübsche Mode. Da sie gut anschließen mußten, so sagte ich ihm, er möchte mir sechs Paar machen lassen und bot ihm Vorausbezahlung an. Ich habe vorräthige von jeder Größe, sagte er; gehen Sie ins Zimmer meiner Frau und probiren Sie sie an.

Der Augenblick war kostbar; ich nahm es an, besonders als ich ihn zu seiner Frau sagen hörte, sie möge mir helfen. Ich gehe hinauf; sie folgt mir, und ich schicke mich an, mich zu entkleiden, indem ich sie um Entschuldigung bitte, daß ich es in ihrer Gegenwart thue. Ich denke mir, erwiederte sie, ich sei jetzt Ihr Kammerdiener, und werde die Dienste eines solchen verrichten. Ich glaubte nicht den Spröden spielen zu dürfen und gab ihrem Diensteifer nach; nachdem ich die Schuhe ausgezogen, überließ ich ihr meine Hose, behielt indeß meine Unterbeinkleider an, um ihr Schamgefühl nicht allzusehr zu verletzen. Als dies geschehen war, nahm sie die Beinkleider, probirte sie mir an, zog sie mir wieder aus, probirte mir neue an, was von beiden Seiten mit Anstand

geschah; denn ich hatte es mir zum Gesetze gemacht, bis zum Schlusse dieser reizenden Scene anständig zu bleiben, da ich etwas Besseres erwartete. Sie fand, daß vier dieser Beinkleider mir ganz prächtig saßen, und da ich nicht in der Stimmung war, ihr zu widersprechen, so gab ich ihr sechszehn Louisd'ors, welche sie dafür forderte, und sagte zu ihr, ich würde mich glücklich schätzen, wenn sie mir die Beinkleider in einem Augenblicke der Muße selbst bringen wollte. Sie ging ganz stolz hinunter, um ihrem Manne zu zeigen, daß sie zu verkaufen verstehe; ich folgte ihr auf dem Fuße und Baret sagte, am folgenden Sonntage würde er die Ehre haben, mir meinen Einkauf in Gesellschaft seines Weibchens zu bringen. Sie werden mir einen Gefallen thun, sagte ich, besonders wenn Sie bei mir zu Tische bleiben. Er erwiederte, da er um zwei Uhr ein dringendes Geschäft habe, so könne er die Einladung nur unter der Bedingung annehmen, daß ich ihm dann gestatte, sich zu entfernen; er versicherte indeß, daß er gegen fünf Uhr seine Frau abholen würde. Ich wußte mich vor Freude kaum zu lassen, so sehr paßte dies in meinen Kram! aber ich wußte mich zu beherrschen und antwortete ruhig, obwohl ich dadurch seiner Gesellschaft beraubt würde, stehe es ihm doch frei, zu thun, was ihm beliebe, um so mehr, als ich erst gegen sechs Uhr auszugehen brauche.

Ich wartete auf den Sonntag, und das bürgerliche Paar hielt mir Wort. Als sie bei mir waren, ließ ich meine Thüre für den ganzen Tag schließen, und da ich mich nach den Ereignissen des Nachmittags sehnte, so ließ ich das Mittagsessen früh auftragen. Das Mahl war ausgezeichnet und die Weine köstlich. Der gute Mann aß und trank nach Herzenslust, so daß ich ihm Höflichkeits halber bemerklich machen mußte, daß er um zwei Uhr ein dringendes Geschäft habe. Da der Champagner seinen Geist etwas geweckt hatte, so kam er auf den glücklichen Einfall, seiner Frau zu sagen, sie möge allein nach Hause gehen, wenn seine Geschäfte ihn länger aufhielten, als er glaube, und ich beeilte mich zu erklären, daß ich sie im Wagen nach Hause bringen würde, nachdem wir vorher noch etwas auf den Boulevards umhergefahren. Er dankte mir, und da er einige Unruhe zeigte, daß er zu spät zu seinem Stelldichein kommen möchte, so versetzte ich ihn in die

größte Freude, als ich ihm sagte, ein für den ganzen Tag bezahlter Fiaker erwarte ihn vor der Thüre. Er entfernte sich, und ich war nun allein mit einem Schatze, den ich bis sechs Uhr Abends zu besitzen sicher war.

Als ich die schwere Thüre sich hinter dem gutmüthigen Manne schließen hörte, sagte ich zu der Frau: Ich gratulire Ihnen, Madame, zu einem so gefälligen Manne, denn mit einem Manne dieses Charakters müssen Sie glücklich sein.

Glücklich ist bald gesagt; aber um es zu sein, muß man es fühlen und Gemüthsruhe haben. Mein Mann hat eine so schwache Gesundheit, daß ich mich nur als eine Krankenwärterin betrachten kann; sodann hat er Schulden gemacht, um sein Geschäft einzurichten, und diese nöthigen uns zur strengsten Sparsamkeit. Wir sind zu Fuße gekommen, um vierundzwanzig Sous zu sparen. Der Ertrag unsers kleinen Geschäfts würde kaum hinreichen, wenn wir keine Schulden hätten, aber so geht Alles für die Zinsen auf und wir verkaufen nicht genug.

Sie haben aber doch viele Kunden, denn jedesmal wenn ich bei Ihnen vorbeikomme, sehe ich den Laden ganz voll.

Diese Kunden sind Tagediebe, Witzlinge, liederliche Menschen, welche mich mit faden Redensarten, die mir zum Ekel sind, belästigen. Sie haben keinen Pfennig, und wir lassen sie nicht aus den Augen, weil wir fürchten, daß ihre Hände sich verirren könnten. Wenn wir ihnen Kredit geben wollten, so würde unser Laden schon seit mehreren Tagen geräumt sein. Ich bin gegen sie abstoßend, weil ich sie loszuwerden hoffe, aber es gelingt mir nicht. Sie haben eine Unerschrockenheit, welche mich zur Verzweiflung bringt. Wenn mein Mann zu Hause ist, gehe ich auf mein Zimmer; aber er ist oft abwesend, und dann muß ich schon bei ihnen aushalten. Außerdem bewirkt der Geldmangel, daß wir wenig verkaufen, und dennoch müssen wir jeden Sonnabend die Arbeiter auszahlen. Ich sehe voraus, daß wir dieselben binnen Kurzem werden entlassen müssen, denn wir haben Wechsel ausgestellt, deren Verfallzeit nicht mehr fern ist. Am Sonnabend müssen wir 600 Frcs. auszahlen und haben nur 200.

Diese Noth in den ersten Tagen Ihrer Ehe überrascht mich. Ihr Vater mußte doch die Verhältnisse seines Schwiegersohns kennen, und was ist aus Ihrer Mitgift geworden?

Meine Mitgift von 6000 Francs hat großentheils zur Einrichtung unsers Ladens und zur Bezahlung von Schulden gedient. Wir haben dreimal mehr an Waaren, als wir schuldig sind; aber wenn der Absatz fehlt, so ist das Kapital todt.

Sie betrüben mich, denn wenn nicht Frieden wird, muß Ihre Lage schlimmer werden. Ihre Bedürfnisse müssen mit der Zeit natürlich immer wachsen.

Ja, denn wenn mein Mann gesund wird, so ist es möglich, daß wir Kinder bekommen.

Wie! hindert ihn seine Gesundheit, Sie zur Mutter zu machen? Das ist nicht möglich.

Ich glaube nicht, daß ich Mutter werden kann, wenn ich Mädchen bleibe; übrigens liegt mir nichts daran.

Das scheint mir unglaublich. Wie kann ein Mann, wenn er nicht auf dem Tode liegt, bei Ihnen krank sein? Er ist also todt?

Er ist nicht todt, zeigt aber wenig Leben.

Ueber diesen witzigen Einfall mußte ich lachen, und während ich meinen Beifall äußerte, umarmte ich sie, ohne viel Widerstand zu finden. Der erste Kuß wirkte wie ein elektrischer Funken; er entflammte mich und ich verdoppelte meine Anstrengungen, bis sie sanft wie ein Lamm wurde. Um sie zu ermuthigen, sagte ich: Ich werde Ihnen beistehen theure Freundin, den am Sonnabend fälligen Wechsel zu bezahlen, und dies sagend zog ich sie sanft in ein Kabinet, wo ein schöner Divan einen bequemen Altar zur Vollbringung eines Liebesopfers darbot.

Ich war erfreut, sie so nachgiebig gegen meine Liebkosungen und meine Neugier zu finden; aber sie überraschte mich über alle Beschreibung, als ich mich zur Vollbringung des Opfers anschickte und schon eine Stellung zwischen den beiden Säulen eingenommen hatte, sie aber plötzlich eine Bewegung machte, durch welche ich an jeder That gehindert wurde. Ich glaubte zunächst, es sei nur eine List, welche die Liebe oft gebraucht, um den Sieg zu versüßen, indem sie ihn durch Hindernisse erkaufen läßt, welche das Vergnügen erhöhn; da ich aber sah, daß sie sich ernstlich vertheidigte, so sagte ich halbzornig: Durfte ich eine Weigerung in einem Augenblicke erwarten, wo ich in Ihren Augen die Gewißheit zu sehen glaubte, daß Sie meine glühenden Wünsche theilten?

Meine Augen haben Sie nicht getäuscht; was sollte ich aber wohl zu meinem Manne sagen, wenn er mich anders fände als Gott mich geschaffen hat?

Es ist nicht möglich, daß er Sie noch nicht berührt hat.

Mein Freund, ich lüge nicht; ich erlaube Ihnen, sich selbst zu überzeugen. Kann ich wohl über eine Frucht, die Hymen gehört, verfügen, ehe er sie gekostet hat?

Nein, göttliches Weib, nein, bewahre diese Frucht für einen Mund, der nicht werth ist, sie zu kosten. Ich beklage Dich und bete Dich an. Komm in meine Arme; überlasse Dich meiner Liebe und fürchte nichts. Die Frucht soll nicht gepflückt werden, aber ich darf die Oberfläche kosten, ohne eine Spur zurückzulassen.

Wir blieben drei Stunden beisammen, in denen wir uns durch tausend köstliche Tollheiten täuschten, die geeignet waren, uns trotz unserer gegenseitigen und wiederholten Libationen zu entflammen. Das tausendmal wiederholte Versprechen, ganz mein zu sein, sobald Baret glauben könne, daß sie ihm ganz angehört, tröstete mich über mein Mißgeschick, und nachdem ich sie auf den Boulevards spatziren gefahren, brachte ich sie bis an ihre Thür, wo ich sie verließ, nachdem ich ihr eine Rolle von fünfundzwanzig Louisd'ors in die Hand gedrückt hatte.

Da ich in sie verliebt war, wie ich es nie in eine Frau gewesen zu sein glaubte, so fuhr ich drei bis viermal täglich bei ihrem Laden vorüber und machte zu diesem Zwecke große Umwege, zum höchsten Mißvergnügen meines Kutschers, der unaufhörlich sagte, daß ich die Pferde zu Grunde richte. Ich war glücklich, wenn ich sie auf den Augenblick meines Vorbeikommens lauern sah und sie mir mit ihren niedlichen Fingerspitzen Küsse zuwarf.

Wir waren übereingekommen, sie solle mir erst, wenn ihr Mann die Schwierigkeiten besiegt habe, einen Wink geben, auszusteigen. Dieser so heiß ersehnte, so ungeduldig erwartete Tag kam endlich. Als sie mir das verabredete Zeichen gab, ließ ich den Kutscher halten, und sie stieg auf den Tritt des Wagens und sagte, ich möchte sie an der Thür der Kirche St. Germain l'Auxerrois erwarten.

Da ich neugierig war, was sie mir zu sagen habe und wozu das Stelldichein führen würde, begab ich mich an den

Ort, und eine Stunde darauf sah ich sie kommen, ihren hübschen Kopf in ein Kapuchon gehüllt. Sie stieg in meinen Wagen, sagt, sie habe einige Einkäufe zu machen und bittet mich, sie nach dem Palais Marchand zu fahren.

Ich selbst hatte Geschäfte und ziemlich dringende; aber was kann man dem angebeteten Gegenstande abschlagen! Ich befehle dem Kutscher, nach der Place Dauphine zu fahren, und bereitete mich vor, die Börse zu ziehen, denn ich hatte ein Vorgefühl, daß sie keine Umstände machen würde. In der That waren wir kaum beim Palais Marchand angekommen, als sie, angelockt durch die Schmeicheleien der Verkäuferinnen, aus einem Laden in den andern ging. Sie wollte die Kleinodien, niedlichen Sachen, Modeartikel, die mit Blitzesschnelle vor der Prinzessin ausgebreitet wurden, und von denen ihr mit zuckersüßen Worten gesagt wurde, daß sie ihr zum Entzücken stehn würden, ja nur besehn. Meine Baret sah mich an, indem sie bemerkte, das Alles in der That sehr hübsch sei und die Sachen ihr großes Vergnügen machen würden, wenn sie nicht zu theuer wären. Und ich, Gimpel aus freien Stücken, ging noch über die Verkäuferin hinaus, indem ich zu ihr sagte, daß nichts zu theuer sein könne, wenn es ihr gefiele, und bezahlte.

Während meine Schöne tausend Kleinigkeiten auswählte über die sie entzückt war, führte mir mein böser Stern Folgendes zu, wodurch ich vier Jahre später in eine gräßliche Lage gerieth. Die Kette der Combinationen wird nie unterbrochen.

Ich sehe zu meiner Linken eine junge zwölf bis dreizehnjährige Person mit einem höchst interessanten Gesichte neben einer häßlichen Frau stehn, die ein Paar Ohrringe von Straß, welche das junge Mädchen in den Händen hielt und mit begehrlichem Auge anblickte, heruntersetzte; sie sah sehr traurig aus, daß sie dieselben nicht kaufen konnte. Ich hörte sie zur Alten sagen, diese Ohrringe würden sie glücklich machen; aber diese riß sie ihr aus den Händen und wollte mit ihr hinausgehn.

Mein schönes Fräulein, sagte die Verkäuferin, ich kann Ihnen billigere und fast ebenso schöne geben; aber die Kleine antwortete, daran sei ihr nichts gelegen, und schickte sich an

weggzugehn, indem sie der „Prinzessin“ Baret eine tiefe Verbeugung gemacht.

Diese, welche sich durch ein solches Zeichen der Achtung ohne Zweifel geschmeichelt fühlte, tritt an sie heran, nennt sie ihre kleine Königin, umarmt sie, sagt zu ihr, sie sei hübsch wie ein Engel und fragt die Alte, wer sie sei.

Fräulein von Boulainvillier, meine Nichte.

Und Sie haben die Grausamkeit, Madame, sagte ich zur Tante, Ihrer reizenden Nichte ein Kleinod zu versagen, das sie glücklich machen würde? Erlauben Sie, Madame, daß ich es ihr anbiete. Dies sagend, überreichte ich die Ringe der jungen Person, deren Gesicht sich mit einer liebenswürdigen Röthe bedeckte; sie sieht die Tante an, wie um sie um Rath zu fragen.

Nimm nur, Nichte, da der Herr die Güte hat, Dir ein so schönes Geschenk zu machen und umarme ihn zum Dank.

Die Ringe, sagte die Verkäuferin, kosten nur drei Louisd'ors. Nun wurde die Sache komisch, denn die Alte rief zornig:

Wie können Sie so betrügen; Sie haben sie mir nur zu zwei Louisd'ors berechnet.

Sie haben Unrecht, Madame; ich habe drei gefordert.

Das ist nicht wahr, und ich leide nicht, daß Sie den Herrn bestehlen. Laß die Ringe liegen, Nichte; möge die Madame sie behalten.

Bis dahin war Alles gut; aber die Alte verdarb die Sache, indem sie zu mir sagte, wenn ich ihrer Nichte die drei Louisd'ors geben wolle, so wolle sie derselben doppelt so schöne Ringe kaufen. Da mir das gleich war, so legte ich lächelnd die drei Louisd'ors vor das Fräulein hin, welches den Schmuck noch in der Hand hielt. Die Verkäuferin greift rasch zu und bemächtigt sich des Geldes, indem sie sagt, der Kauf sei abgeschlossen, das Geld gehöre ihr und der Schmuck sei das Eigenthum des Fräuleins.

Sie sind eine Betrügerin! rief die wüthende Alte.

Und Sie eine alte Kupplerin, erwiederte die Verkäuferin, ich kenne Sie. In Folge des Geschrei's der beiden Megären entstand ein Auflauf vor dem Laden. Da ich Unannehmlichkeiten befürchtete, so nahm ich die Alte beim Arme und führte

sie sanft hinaus. Die Nichte die zufrieden war, daß sie die schönen Ohringe hatte, und wenig danach fragte, ob sie drei oder zwei Louisd'ors kosteten, folgte ihr. Zu seiner Zeit und an seinem Orte werden wir sie wiederfinden.

Nachdem die Baret mich einige zwanzig Louisd'ors hatte wegwerfen lassen, die ihr armer Mann gewiß mehr als ich bedauert hätte, stiegen wir wieder in den Wagen und ich fuhr sie nach der Kirchenthür, wo sie eingestiegen war. Unterwegs sagte sie zu mir, sie würde auf fünf bis sechs Tage nach der Petite-Pologne kommen, und ihr Mann selber würde mich um diese Gefälligkeit bitten.

Wann wird er mich darum bitten?

Morgen, wenn Sie vorüberkommen. Kaufen Sie einige Paar Strümpfe; ich werde die Migräne haben und Baret wird mit Ihnen sprechen.

Man wird sich leicht denken können, daß ich den guten Mann besuchte, und da ich Madame nicht im Laden sah, so erkundigte ich mich freundschaftlichst nach ihrer Gesundheit.

Sie ist krank und liegt im Bette, sagte er, sie muß einige Zeit frische Landluft genießen.

Wenn Sie noch keinen Ort gewählt haben, biete ich Ihnen eine Wohnung in der Petite-Pologne an.

Er antwortete mit einem beifälligen Lächeln.

Ich werde sie bitten, meine Einladung anzunehmen; unterdeß, Herr Baret, packen Sie mir ein Dutzend seidene Strümpfe ein.

Ich gehe hinauf, finde sie im Bette, und trotz ihrer erkünstelten Migräne lacht sie. Die Sache ist abgemacht, sage ich, und Sie werden es sogleich erfahren. In der That kommt der Mann mit meinen Strümpfen und kündigt ihr an, daß ich die Güte haben wolle, ihr ein Zimmer bei mir einzuräumen. Die kleine Listige dankt mir und versichert ihrem Manne, daß die frische Luft sie bald wieder herstellen würde. Es soll an nichts fehlen, Madame, sage ich, aber Sie werden entschuldigen, wenn ich Geschäfte halber Ihnen nur selten Gesellschaft leisten kann. Herr Baret kann Nachts bei Ihnen bleiben, und Morgens früh genug aufbrechen, um bis zur Eröffnung des Ladens zu Hause zu sein. Nach vielen Complimenten sagte Baret, er werde, so lange seine Frau bei mir wohne, seine Schwester kommen lassen; ich entfernte mich, nachdem

ich ihnen gesagt, daß am Abend alle Befehle zu ihrer Aufnahme ertheilt sein sollten, falls ich bei ihrer Ankunft nicht da sein könnte.

Am nächsten Tage kam ich erst nach Mitternacht nach Hause, und die Köchin meldete mir, daß die beiden Gatten zu Bette gegangen seien, nachdem sie ein gutes Abendessen eingenommen hätten. Ich benachrichtigte sie, daß ich täglich zu Hause speisen würde, und ließ mich für alle Besuche verläugnen.

Am folgenden Tage stand ich früh auf und nachdem ich mich erkundigt, ob der Gemahl aufgestanden sei, erfuhr ich, daß er mit Tagesanbruch weggegangen sei und erst zum Abendessen wiederkommen würde. Madame schlief noch. Ich dachte mir wohl, daß sie für mich nicht schlafen würde und beschloß ihr meinen ersten Besuch zu machen. In der That war sie wach und ich leitete süßere Freuden durch tausend Küsse ein, welche sie mir mit Wucher zurückgab. Wir machten uns über den guten Mann lustig, der mir selbst ein Kleinod anvertraut hatte, von welchem ich einen so guten Gebrauch zu machen entschlossen war, und wir wünschten uns Glück, daß wir eine ganze Woche uns einander opfern konnten. Wolan, mein Herz, stehn Sie auf, werfen Sie sich in ein Negligé, und wenn Sie bereit sind, soll Sie das Frühstück in meinem Zimmer erwarten.

Sie machte keine lange Toilette: ein Morgenkleid von Baumwollenzeug, eine hübsche mit feinen Spitzen besetzte Haube, ein Linontuch — — aber wie verschönert wurde dieses Déshabillé durch ihre Frische und die Rosen ihres Teints! Wir frühstückten ziemlich schnell; wir hatten Eile, und als wir zu Ende waren, verschloß ich meine Thür und wir überließen uns dem Glücke.

Erstaunt, sie so zu finden, wie ich sie das letztemal verlassen hatte, sagte ich zu ihr, ich hoffe — — aber sie ließ mir nicht Zeit, meinen Satz zu beenden, sondern sagte:

Mein Schatz, Baret glaubt oder thut so, als glaube er, er habe seine Pflichten als Mann erfüllt: aber es ist nicht so, und ich bin geneigt, mich mit Dir in eine Lage zu versetzen, welche ihm nicht den geringsten Zweifel darüber lassen kann.

Dadurch, mein Engel, werden wir ihm einen wesentlichen Dienst leisten, und die Sache soll bald erledigt sein. Bei

diesen Worten war ich an die Schwelle des Tempels gelangt und öffnete die Pforte auf eine Weise, welche jeden Widerstand vernichtete. Ein leiser Schrei, sodann einige Seufzer zeigten mir, daß das Opfer vollendet worden, und wirklich war der Altar der Liebe mit dem Blute des Opfers benetzt. Nach einer sehr nothwendigen Abwaschung ließ der Opferer seinen Eifer noch einmal an dem Opfer aus, welches furchtloser geworden, seine Wuth reizte und erst nach der vierten Opferung vertagten wir den Kampf bis auf ein andermal. Wir leisteten uns tausend Eide der Liebe und Beständigkeit, und vielleicht waren wir aufrichtig in unsern Versprechungen, da wir trunken von Glück waren.

Wir trennten uns nur, um uns anzukleiden; nachdem wir einen Gang durch den Garten gemacht, speisten wir allein zu Mittag; ein köstliches Mahl und die besten Weine mußten uns die Kräfte geben, unsere feurigen Begierden zu befriedigen und sie durch die süßesten Genüsse einzuschläfern.

Als ich ihr beim Dessert Wein einschenkte, fragte ich sie, wie sie mit ihrem feurigen Temperamente bis jetzt habe unberührt bleiben können. Die Liebe, sagte ich, hätte schon früher eine Blüthe pflücken können, deren Hymen sich nicht hat bemächtigen können. Du bist siebenzehn Jahre alt und seit zwei Jahren muß die Birne reif sein.

Ich glaube es wohl, aber ich habe nie geliebt, und das ist das Warum von Allem.

Hast Du nicht irgend einen liebenswürdigen Courmacher gehabt?

Man hat sich um mich beworben, aber vergeblich. Mein Herz sprach nicht. Mein Vater glaubte vielleicht das Gegentheil, als ich ihn vor einem Monate bat, mich recht schnell zu verheirathen.

Das wäre wohl natürlich; warum hast Du ihn aber so gedrängt, da Du nicht liebtest?

Ich wußte, daß der Herzog von Elbeuf bald vom Lande zurückkommen würde, und hätte er mich noch frei gefunden, würde er mich gezwungen haben, die Frau eines Mannes zu werden, welchen ich verachte und welcher mich durchaus haben wollte.

Und wer ist dieser Mann, gegen den Du eine so große Abneigung hast?

Es ist einer der schändlichen Lieblinge des Herzogs, ein wahres Ungeheuer, welches bei seinem Herrn schläft.

Wie! hat der Herzog solche Neigungen?

Ganz gewiß. Er ist vierundachtzig Jahre alt und glaubt eine Frau geworden zu sein; er behauptet, er müsse einen Mann haben.

Ich wollte mich todtlachen? Ist dieser Liebhaber ein schöner Mann?

Ich finde ihn schrecklich, aber er gilt allgemein für schön.

Die reizende Baret blieb acht Tage bei mir und jeden Tag erneuerten wir zu wiederholten Malen einen Kampf, wo jeder von uns besiegt wurde und Sieger blieb. Ich habe wenige so hübsche, so anziehende Frauen wie sie gesehn, und nie eine frischere, weißere. Ihre Haut war ein Atlas aus Rosenblättern; ihr Athem hatte etwas Aromatisches, wodurch ihre Küsse außerordentlich wohlschmeckend wurden. Ihr Busen war wunderbar schön geformt und zwei Brüste, in welche derselbe auslief, und welche mit zwei Korallenperlen geziert waren, hatten die Härte des Marmors. Ihr Wuchs war fein und die Wellenlinie, welche denselben begränzte, von einer Vollkommenheit, die den Pinsel des geschicktesten Malers herausfordern konnte. Ihr Anblick machte mir ein nicht zu beschreibendes Vergnügen, und in meiner Wonne fühlte ich mich unglücklich, daß ich nicht alle Begierden, welche so viele Reize in mir erweckten, befriedigen konnte. Der Frieß, welcher die beiden Säulen krönte, bestand aus kleinen außerordentlich feinen Löckchen von blaßgoldner Farbe, und mein Finger bemühte sich vergeblich, sie anders zu rollen als die Natur es gethan hatte. Es war nicht schwer gewesen, sie zu den lebendigen und anmuthigen Bewegungen, die das Vergnügen verdoppeln, heranzubilden; die Natur hatte bei ihr alle Kosten dieser Erziehung getragen und ich glaube nicht, daß eine vollkommenere sich finden läßt.

Wir beide sahen den Tag ihrer Entfernung mit gleichem Widerwillen herannahen, und nur die Hoffnung, recht oft wieder zusammenzukommen, konnte uns über dies Unglück trösten. Drei Tage nach ihrer Rückkehr nach Hause besuchte ich sie, verliebter als je, und schenkte ihr zwei Scheine von Mezières, jeden von 5000 Frcs. Ihr Mann mochte darüber denken, was er wollte; aber er war glücklich, daß er seine Schulden

bezahlen konnte und durch diesen Glücksfall in den Stand gesetzt wurde, sein Geschäft fortzuführen und das Ende des Krieges abzuwarten. So mancher Mann würde sich glücklich schätzen, wenn er eine so einträgliche Frau hätte!

Im Anfange des November verkaufte ich für 50,000 Frcs. Actien an einen gewissen Garnier in der rue du Marc, indem ich ihm den dritten Theil der bemalten Stoffe meines Magazins abtrat, und einen von ihm gewählten und von der Gesellschaft bezahlten Controleur annahm. Drei Tage nach der Unterzeichnung des Contracts erhielt ich das Geld; aber in der Nacht leerte der Arzt, welcher die Bewachung des Magazins übernommen hatte, den Koffer und machte sich aus dem Staube. Ich habe mir die Möglichkeit dieses Diebstahls nur dadurch erklären können, daß der Maler mit ihm unter einer Decke steckte. Dieser Verlust war sehr empfindlich für mich, denn meine Angelegenheiten fingen an in Verwirrung zu gerathen, und zum größten Unglück ließ mich Garnier gerichtlich auffordern, ihm die 50,000 Francs zurückzuerstatten. Ich antwortete, ich sei ihm nichts schuldig, da er seinen Controleur eingesetzt habe; der Contract und der Verkauf seien gültig abgeschlossen gewesen, und da er Associé sei, müsse der Verlust gemeinschaftlich getragen werden. Da er bei seiner Ansicht blieb, so rieth man mir zu prozessiren; aber Garnier erklärte den Contract von vornherein für nichtig, indem er mich indirekt beschuldigte, das angeblich gestohlene Gut bei Seite gebracht zu haben. Ich hätte ihn gern tüchtig durchgeprügelt, um ihm Lebensart zu lehren; aber er war alt, und ich würde meine Sache auch dadurch nicht gebessert haben. Ich faßte mich also in Geduld. Der Kaufmann, welcher für den Arzt Bürgschaft geleistet hatte, war nicht mehr vorhanden: er hatte Bankrott gemacht. Garnier ließ Alles was sich im Magazin befand, mit Arrest belegen und dem Butterkönig zur Verwaltung übergeben, ebenso meine Pferde, meine Wagen, überhaupt Alles, was ich hatte.

In dieser verdrießlichen Lage verabschiedete ich meine Arbeiterinnen; ich ersparte dadurch eine große Ausgabe; ich entließ auch die Arbeiter und Bedienten in meiner Manufaktur. Nur der Maler blieb; er hatte nichts zu fordern, da er sich durch den Verkauf von Stoffen selbst bezahlt gemacht hatte.

Ich hatte einen ehrlichen Procurator, etwas sehr Seltenes; aber mein Advokat, der mir beständig versicherte, daß mein Prozeß sich seinem Ende nähere, war ein Schuft. Im Laufe des Prozesses schickte mir Garnier ein verdammtes Dekret zu, welches mich zum Zahlen verurtheilte. Ich brachte es sogleich meinem Advokaten, welcher mir versprach, noch an demselben Tage Appell einzulegen, es aber nicht that, sich also alle Kosten zueignete, welche ich für einen Prozeß bestritt oder zu bestreiten glaubte, den ich nicht hätte verlieren können, wenn es wirklich eine Justiz gegeben hätte. Man wußte mir zwei andere Vorladungen vorzuenthalten, und ehe ich im Entferntesten daran dachte, ward wegen Nichterscheinens Personalarrest gegen mich verfügt. Um acht Uhr Morgens wurde ich in meinem eigenen Wagen in der rue St. Dénis verhaftet. Der Führer der Sbirren setzte sich an meine Seite, ein zweiter neben den Kutscher und ein dritter stieg hinten auf; so zwang man den Kutscher die Richtung nach dem Fort l'Evêque zu nehmen.

Als die Diener der Justiz mich dem Kerkermeister überliefert hatten, sagte mir dieser, wenn ich 50,000 Francs bezahle oder gute Caution stelle, könne ich auf der Stelle frei kommen.

Ich habe, sagte ich, weder das Eine noch das Andere bei der Hand.

Dann werden Sie im Gefängnisse bleiben.

Nachdem der Kerkermeister mich in ein ziemlich reinliches Zimmer geführt hatte, sagte ich ihm, daß ich nur eine einzige Aufforderung erhalten habe.

Das wundert mich nicht, sagte er, denn so etwas kömmt oft vor, aber es ist schwer zu beweisen.

Bringen Sie mir Schreibmaterialien und verschaffen Sie mir einen sichern Commissionnair.

Ich schrieb an meinen Advokaten, an meinen Procurator, an Madame d'Urfé und an alle meine Freunde, und zuletzt an meinen Bruder, der sich kürzlich verheirathet hatte. Der Procurator erschien sogleich; aber der Advokat begnügte sich, mir zu schreiben, daß er die Appellation habe einregistriren lassen, und daß meine Verhaftung ungesetzlich sei, daß ich dieselbe also die feindliche Partei theuer bezahlen lassen könne.

Er bat mich zuletzt, ihn handeln zu lassen und mich einige Tage zu gedulden.

Manon Baletti schickte mir ihren Bruder mit ihren Diamant-Ohrringen. Madame du Rumain schickte mir ihren Advokaten, einen Mann von seltner Redlichkeit, und schrieb mir ein freundschaftliches Billet, worin sie mir 500 Louisd'ors für den folgenden Tag versprach, falls ich derselben bedürfen sollte. Mein Bruder antwortete nicht und besuchte mich nicht. Meine theure Madame d'Urfé ließ mir sagen, daß sie mich zum Mittagessen erwarte. Ich hielt sie für toll, denn ich glaubte nicht, daß sie sich über mich lustig machen wolle.

Um elf Uhr war mein Zimmer voll Menschen. Der arme Baret, der ebenfalls erschienen war, weinte und bot mir seinen ganzen Laden an. Der brave Mann rührte mich außerordentlich. Endlich meldet man mir eine Dame, die im Fiaker angelangt sei. Ich warte, aber Niemand kömmt. Da ich ungeduldig werde, lasse ich den Schließer rufen, und dieser sagt, sie habe sich wieder entfernt, nachdem sie einige Erkundigungen beim Gefängnißschreiber eingezogen. Aus der Beschreibung dieser Dame errieth ich leicht Madame d'Urfé.

Die Entziehung der Freiheit berührte mich unangenehm. Ich erinnerte mich der Bleidächer, und obwohl meine jetzige Lage in keiner Weise mit der früheren zu vergleichen war, so fühlte ich mich doch unglücklich, denn diese Verhaftung mußte meinen Ruf in Paris untergraben. Da ich 30,000 Frcs. bereit hatte und Kleinodieen für mehr als den doppelten Werth, so hätte ich das Geld deponiren und das Gefängniß sogleich verlassen können; zu diesem Opfer konnte ich mich aber nicht entschließen, trotz der dringenden Vorstellungen des Advokaten von Madame du Rumain, welcher mich überreden wollte, das Gefängniß um jeden Preis zu verlassen. Sie brauchen nur die Hälfte dieser Summe zu deponiren, sagte dieser ehrliche Mann, und ich verspreche Ihnen binnen Kurzem ein günstiges Urtheil, durch welches Sie Ihr Geld wiedererhalten werden.

Wir waren noch in lebhaftem Gespräche über diesen Gegenstand, als der Kerkermeister eintrat und sehr höflich sagte:

Mein Herr, Sie sind frei, und eine Dame erwartet Sie in ihrer Equipage vor der Thür.

Ich rufe le Duc, meinen Kammerdiener, und befehle ihm, nachzusehen, wer die Dame sei. Er kehrte zurück; es war

Madame d'Urfé. Ich mache Allen meine Verbeugung, und nach einer vierstündigen Verhaftung bin ich wieder frei und sitze in einer glänzenden Equipage.

Madame d'Urfé empfing mich sehr würdevoll. Ein Präsident au mortier, welcher bei ihr in der Berline saß, bat mich seines Landes wegen um Verzeihung, wo in Folge schreiender Mißbräuche die Fremden oft derartigen Erpressungen ausgesetzt seien. Ich dankte Madame d'Urfé in wenigen Worten und sagte zu ihr, ich sei zwar mit großem Vergnügen ihr Schuldner geworden, aber ihre edle Großmuth komme Garnier zu Gute. Sie antwortete mit angenehmem Lächeln, es würde ihm nicht so leicht werden und wir wollten bei Tische davon sprechen. Sie wollte, ich solle unverzüglich in den Tuilerien und im Palais-Royal spazieren gehn, um das Publikum zu überzeugen, daß das Gerücht von meiner Verhaftung falsch sei. Der Rath war gut; ich that, was sie wollte und versprach ihr, um zwei Uhr bei ihr zu sein.

Nachdem ich mich auf den beiden besuchtesten Promenaden, denen wenigstens, wo die Individuen am meisten beachtet werden, denn auf den Boulevards sieht man nur Massen, hinlänglich gezeigt hatte, nachdem ich mich am Erstaunen gewisser Figuren, denen ich, wie ich wußte, bekannt war, hinlänglich belustigt, brachte ich meinem theuren Mariechen die Ohrringe wieder, die, als sie mich erblickte, einen Schrei der Ueberraschung und des Glücks ausstieß. Ich dankte ihr zärtlich für den Beweis ihrer Zuneigung, den sie mir gegeben hatte, und sagte der ganzen Familie, ich sei nur durch einen hinterlistigen Streich verhaftet worden, und derjenige, von dem derselbe ausgegangen, würde mir ihn theuer bezahlen müssen. Ich versprach ihnen, den Abend bei ihnen zu bleiben, und begab mich dann zu Madame d'Urfé.

Diese gute Dame, deren fixe Idee man schon kennt, brachte mich zum Lachen, als sie zu mir sagte, ihr Genius habe ihr mitgetheilt, daß ich mich absichtlich habe verhaften lassen, damit, aus Gründen, welche ich allein kenne, von mir geredet würde.

Sobald ich Ihre Verhaftung erfuhr, begab ich mich ins Fort l'Evêque, und nachdem der Greffier mir mitgetheilt, warum es sich handelte, habe ich vom Rathhause die Obligationen geholt und dieselben als Bürgschaft für Sie deponirt.

Wenn Sie nicht im Stande sind, sich Gerechtigkeit zu verschaffen, so wird der Mensch es mit mir zu thun bekommen. Sie, mein Freund, müssen zunächst den Advokaten kriminalisch verfolgen, denn es ist offenbar, daß er Ihre Appellation nicht hat einregistriren lassen und daß er Sie bestohlen und betrogen hat.

Ich verließ sie gegen Abend mit der Versicherung, daß sie binnen wenig Tagen ihre Caution würde zurückziehen können, und ich besuchte nach einander die Comédie-Française und das italiänische Theater, wo ich in den Foyers spazieren ging, um mein Wiedererscheinen vollständig zu machen; sodann speiste ich bei Manon Baletti, welche glücklich war, daß sie eine Gelegenheit gefunden, mir einen Beweis ihrer Zärtlichkeit zu geben, und ich erfüllte sie mit Freude, als ich ihr mittheilte, daß ich meine Manufaktur aufgeben würde, denn sie betrachtete dies Serail als das einzige Hinderniß unserer Verheirathung.

Den ganzen folgenden Tag blieb ich bei Madame d'Urfé. Ich fühlte, was ich ihr schuldig war, während ihr vortreffliches Herz sie glauben ließ, daß sie mich nicht genug für die Orakel entschädigen könne, welche ihr eingeredet hatten, daß sie nie einen gewagten Schritt thun könne, so lange sie sich ihrer bediene. Ich begriff nicht, wie sie mit vielem Geiste und einem in allen andern Beziehungen gesunden Urtheile auf solche Verkehrtheiten kommen konnte. Ich bedauerte, sie nicht enttäuschen zu können, und ich fühlte mich unglücklich, wenn ich daran dachte, daß ich sie täusche, und daß ich ihre rücksichtsvolle Behandlung zum Theil nur dieser Täuschung zu danken habe.

Meine Verhaftung verleidete mir Paris und erfüllte mich gegen alle Prozesse mit einem Hasse, den ich noch hege. Ich sah mich sowohl Garnier wie meinem Advokaten gegenüber in ein Labyrinth der Chikane gerathen. Jedesmal, wenn ich als Bittsteller auftreten, Geld an die Advokaten zahlen und eine kostbare Zeit verlieren mußte, die ich nur gut angewendet glaubte, wenn ich mir Vergnügen verschaffte, war mir so zu Muthe, als ob ich zum Richtplatze geführt würde. In diesem gewaltsamen Zustande, der so wenig zu meinem Charakter paßte, faßte ich den weisen Entschluß, mich ernstlich mit meiner Lage zu beschäftigen, um unabhängig von den Ereignissen zu sein und meine Vergnügungen meinen Nei-

gungen gemäß regeln zu können. Ich beschloß zunächst, Alles, was ich in Paris besaß, zu veräußern, und ein zweitesmal nach Holland zu gehen, um hier wieder zu Gelde zu kommen, dasselbe in Leibrenten auf zwei Köpfe anzulegen und sodann frei von allen lästigen Sorgen zu leben. Die beiden Köpfe sollten der meinige und der meiner Frau sein; meine Frau sollte Manon Baletti sein, und dieser Plan, welchen ich ihr mittheilte, würde alle ihre Wünsche erfüllt haben, wenn ich sie zuvor geheirathet hätte.

Ich gab zunächst die Petite-Pologne auf, welche ich nur bis zum Ende des Jahres gemiethet hatte, sodann zog ich aus der Militairschule 80,000 Francs, die als Caution für mein Lotterie-Bureau in der Straße St. Denis dienten. So entäußerte ich mich meiner lächerlichen Lotterie-Einnehmerstelle und schenkte mein Bureau meinem Commis, nachdem ich ihn verheirathet hatte; ich begründete dadurch sein Glück. Ein Freund seiner Frau leistete Bürgschaft für ihn, was ja häufig vorkommt.

Da ich Madame d'Urfé die Verlegenheiten des lächerlichen Prozesses mit Garnier nicht auf dem Halse lassen wollte, so ging ich nach Versailles, um den Abbé de la Ville, seinen vertrauten Freund zu ersuchen, daß er ihn zu einem Vergleiche bewege.

Der Abbé übernahm dies um so lieber, als er wohl einsah, daß sein Freund Unrecht hatte; und einige Tage darauf schrieb er mir, ich möchte zu Garnier gehen, und fügte die Versicherung hinzu, ich würde denselben zu einer gütlichen Ausgleichung geneigt finden.

Garnier war in Ruel; ich suchte ihn dort auf. In geringer Entfernung vom Dorfe hatte er ein Haus, welches ihm 400,000 Frcs. gekostet hatte, eine schöne Besitzung für einen Mann, der als Lieferant von Lebensmitteln während des letzten Krieges ein großes Vermögen erworben hatte. Dieser Mann war sehr reich, aber im Alter von siebenzig Jahren hatte er das Unglück die Frauen zu lieben, und die Impotenz hinderte ihn, glücklich zu sein. Ich fand ihn in Gesellschaft dreier junger Damen, welche hübsch und, wie ich später erfuhr, von guter Familie waren; aber sie waren arm, und das Elend konnte sie zwingen, sich gefällig zu zeigen und ekelhafte tête-à-têtes mit diesem alten Wüstlinge auszuhalten. Ich blieb

zu Tische und hatte Gelegenheit, durch die Demüthigung, welche die Armuth aufzudrücken pflegt, ihre Bescheidenheit hindurchleuchten zu sehen. Nach Tische schlief Garnier ein und überließ mir die Sorge, diese jungen und interessanten Personen zu unterhalten, welche ich, hätte ich nur gekonnt, gern ihrem Unglücke entrissen hätte. Als er erwacht war, gingen wir in ein Kabinet, um uns über unsere Angelegenheit zu besprechen.

Ich fand ihn zuerst anspruchsvoll und zähe; als ich ihm aber bemerkt hatte, daß ich binnen wenigen Tagen Paris verlassen würde, und als er sah, daß er mich nicht daran hindern könne, begriff er wohl, daß, wenn Madame d'Urfé den Prozeß übernähme, dieselbe ihn beliebig verlängern könnte und er ihn möglicher Weise verlieren würde. Das brachte ihn zum Nachdenken, und er forderte mich auf, die Nacht bei ihm zu bleiben. Am folgenden Tage sagte er nach dem Frühstücke:

Mein Entschluß ist gefaßt; ich will 25,000 Francs, oder ich prozessire bis zu meinem Tode.

Ich antwortete ihm, er würde die Summe beim Notar Madame d'Urfé's finden, und er könnte sie einziehen, sobald er den Beschlag aufgehoben hätte, welchen er auf die im Fort l'Evêque deponirte Caution gelegt habe.

Madame d'Urfé konnte ich davon, daß ich wohl gethan habe, einen Vergleich abzuschließen, nur dadurch überzeugen, daß ich ihr sagte, mein Orakel fordere, daß ich nicht eher Paris verlasse, als bis alle meine Angelegenheiten geordnet seien, damit man mich nicht beschuldigen könne, ich habe mich entfernt, um den Verfolgungen von Gläubigern zu entgehen, die ich nicht habe befriedigen können.

Zwei oder drei Tage darauf nahm ich von Herrn von Choiseul Abschied, welcher an Herrn von Affri zu schreiben versprach, damit derselbe mich bei meinen Unterhandlungen unterstütze, falls es mir gelingen sollte, eine fünfprocentige Anleihe bei den Generalstaaten oder einer Privatgesellschaft zu Stande zu bringen. Sie können, sagte er, Jedem die Versicherung geben, daß der Frieden im Laufe des Winters abgeschlossen werden wird, und ich verspreche Ihnen, nicht zuzugeben, daß Sie um Ihre Gebühren gebracht werden, wenn Sie nach Frankreich zurückkehren.

Herr von Choiseul täuschte mich, denn er wußte wohl,

daß der Frieden nicht zu Stande kommen würde; aber ich hatte keinen bestimmten Plan, und ich bereute zu sehr, zu Herrn von Boulogne zu viel Vertrauen gehabt zu haben, als daß ich ohne offenbaren und unmittelbaren Vortheil etwas für die Regierung hätte thun sollen.

Ich verkaufte meine Pferde, meine Wagen, meine Möbel; ich verbürgte mich für meinen Bruder, der Schulden hatte machen müssen, welche er sicher in sehr kurzer Zeit wiederbezahlen konnte, denn er hatte mehrere Gemälde auf der Staffelei, welche von reichen Herren, die sie bestellt hatten, mit Ungeduld erwartet wurden. Ich nahm Abschied von Manon, welche in Thränen gebadet war, obwohl ich ihr aus aufrichtigstem Herzen schwor, sie bald zu heirathen.

Als ich endlich alle Vorbereitungen zur Abreise getroffen, verließ ich Paris mit 100,000 Francs in guten Wechseln und einer gleichen Summe in Kleinodien. Ich saß allein in meiner Postchaise. Le Duc ritt vorauf, weil der Bursche lieber ritt als auf dem Bocke saß.

Dieser le Duc war ein Spanier, achtzehn Jahre alt, sehr verständig, und den ich besonders deshalb liebte, weil er mich gut frisirte; ich versagte ihm kein Vergnügen, was ich ihm für eignes Geld verschaffen konnte. Ueberdies hatte ich noch einen guten schweizer Lakai, welcher mir als Courier diente.

Es war der 1. December 1759; die Kälte war ziemlich empfindlich; aber ich war gegen ihre Strenge geschützt. Da meine Chaise fest geschlossen war, so konnte ich bequem lesen, und ich nahm den Esprit von Helvetius mit, welchen ich noch nicht Zeit zu lesen gehabt hatte. Nachdem ich ihn gelesen, erstaunte ich noch mehr über das Aufsehn, welches er gemacht hatte, als über die Dummheit des Parlaments, welches ihn verurtheilt hatte; denn diese hohe gerichtliche Korporation war dem Einflusse der Geistlichkeit und des Adels unterworfen, und auf Antrieb dieser beiden hatte sie Alles, was sie konnte, gethan, um Helvetius zu Grunde zu richten, diesen liebenswürdigen Mann, der gewiß mehr Geist hatte als sein Buch. Ich habe weder im historischen Theile hinsichtlich der Sitten der Nationen, wo Helvetius nur Abgeschmacktheiten auftischt, noch in dem raisonnirenden Theile hinsichtlich der Moral etwas Neues gefunden. Es sind Alles Sachen, die seit Jahrhun

derten unzählige Male gesagt worden sind, und Blaise Pascal hatte unendlich mehr gesagt, aber besser und schonender. Helvetius, welcher in Frankreich wohnen bleiben wollte, war genöthigt, sein Buch zu widerrufen. Er zog das angenehme Leben, welches er hier führte, seiner Ehre und der seines Systems vor, d. h. seinem eigenen Geiste. Seine Frau hatte einen großartigern Sinn denn sie war dafür, lieber alle Möbel zu verkaufen und in Holland eine Zuflucht zu suchen, als sich der Schande eines Widerrufs zu unterwerfen. Helvetius wäre vielleicht der edlen Eingebung seiner Gattin gefolgt, wenn er sich hätte denken können, daß sein unbegreiflicher Widerruf sein Buch in eine Schurkerei verwandeln müsse, denn durch seinen Widerruf schien er einzugestehn, daß er ohne Ueberzeugung geschrieben, daß er nur gespaßt habe und daß alle Auseinandersetzungen nur Sophismen seien. Uebrigens hatten viele gute Köpfe seinen traurigen Widerruf nicht abgewartet, um seinem kläglichen Systeme Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Und weil der Mensch in Allem, was er thut, Sklave seiner Interessen ist, darum sollte jedes Gefühl der Dankbarkeit lächerlich sein und keine Handlung uns ehren oder entehren können! Ein Bösewicht und ein tugendhafter Mensch könnten mit demselben Maße gemessen werden? Wäre ein so verzweifeltes System nicht abgeschmackt, so wäre die Tugend nur eine Prellerei; und wenn es wahr wäre, müßte die Gesellschaft es ächten, weil sie sich in der Verderbniß, welche die unausbleibliche Folge davon sein würde, nicht erhalten könnte; um so mehr muß sie es vernichten, wenn ihr Alles seine gräßliche Unnatur beweist.

Man hätte Helvetius beweisen können, es sei falsch, daß in Allem, was wir thun, das eigene Interesse der Haupthebel sei, und daß wir uns vorzugsweise an die Sache halten müssen. Es ist sonderbar, daß er die Tugend nicht zugelassen hat, da er sie doch selbst übte. Sollte er, dessen sämmtliche Handlungen den Charakter der Ehrenhaftigkeit trugen, sich nie als Ehrenmann erkannt haben? Es wäre doch komisch, wenn er zu seinem Werke nur durch das Gefühl der Bescheidenheit angeregt worden wäre! Aber gerade dadurch wäre die Wahrheit seines Systems zerstört worden. Und wenn dies der Fall, hat er wohlgethan, sich verächtlich zu machen, um nicht den Vorwurf des Stolzes auf sich zu laden? Die

Bescheidenheit ist nur eine Tugend, wenn sie natürlich ist; ist sie affectirt oder wird sie durch eine bloße Wirkung der Erziehung hervorgerufen, so ist sie abscheulich. Ich habe nie einen so wahrhaft bescheidenen Mann gekannt, wie den berühmten d'Alembert.

In Brüssel angekommen, wo ich zwei Tage blieb, stieg ich im Gasthofe zur Kaiserin ab, und der Zufall ließ mich hier Fräulein H. C. V. nebst Farsetti treffen, aber ich that so, als ob ich sie nicht bemerke. Von hier aus begab ich mich nach dem Haag und stieg im Prinzen von Oranien ab. Als ich den Wirth fragte, was für Personen an seinem Tische speisten, antwortete er, es seien Generalstabs-Officiere und höhere Officiere der hannövrischen Armee, englische Damen und ein Fürst Piccolomini nebst Gemahlin; in Folge dessen beschloß ich, mich einer so guten Gesellschaft anzuschließen.

Da ich Allen unbekannt war und mich auf die Rolle eines Beobachters beschränkte, so suchte ich besonders die angebliche italiänische Fürstin zu studiren, welche ziemlich hübsch war, und ihren Mann, der mir bekannt vorkam. Im Laufe der Unterhaltung kam das Gespräch auf den berühmten St. Germain, und ich erfuhr, daß er in demselben Gasthofe wohne.

Ich war auf mein Zimmer gegangen und schickte mich an schlafen zu gehn, als Fürst Piccolomini eintrat und mich wie einen alten Bekannten umarmte.

Ein Blick, den Sie mir zugeworfen haben, sagte er, hat mir gezeigt, daß Sie mich erkannt haben. Ich habe Sie ebenfalls sogleich erkannt, trotz der sechszehn Jahre, die verflossen sind, seitdem wir uns in Vicenza gesehn haben. Morgen können Sie Allen sagen, daß wir uns wieder erkannt haben, daß ich nicht Fürst, sondern Graf bin, und hier ist mein Paß vom Könige von Neapel ausgestellt, den ich Sie zu lesen bitte.

Während dieses schnellen Monologs hatte ich kein Wort sagen können, und mochte ich auch die Gesichtszüge des Sprechenden noch so viel studiren, so konnte ich mich doch nur entsinnen, ihn gesehn zu haben, ohne mir der Zeit, des Orts und der Gelegenheit genau bewußt werden zu können. Ich öffne den Paß und lese Ruggiero di Rocco, Graf Piccolomini. Dieses genügte; ich erinnerte mich, daß ein Individium dieses Namens die Stelle eines Fechtlehrers in Vicenza bekleidet hatte, und seine Züge, obwohl sehr verändert, ließen mir nun keinen

Zweifel über die Identität des Klopffechters und des Grafen. Ich wünsche Ihnen Glück, sagte ich, daß Sie Ihr früheres Gewerbe nicht mehr betreiben; Ihr jetziges ist ohne Zweifel besser.

Ich trieb es damals, erwiederte er, um nicht Hungers zu sterben, denn mein hartherziger Vater gab mir nichts zu leben, und ich hatte meinen Namen geändert, um denselben nicht zu erniedrigen. Nach dem Tode meines Vaters bin ich in den Besitz seiner Güter gelangt und habe die Römerin, welche Sie gesehen haben, geheirathet.

Sie haben einen guten Geschmack gehabt, denn sie ist schön.

Man findet sie so, und ich habe sie aus Liebe geheirathet.

Er lud mich zuletzt ein, ihn am folgenden Tage nach Tische auf seinem Zimmer zu besuchen, wo ich gute Gesellschaft und eine Pharaobank, die er selbst hielt, finden würde. Er fügte ohne Umschweife hinzu, wenn ich wünsche, wolle er mich als Partner annehmen, wobei ich meine Rechnung finden würde. Ich dankte ihm und versprach ihm meinen Besuch.

Ich ging am nächsten Tage ziemlich früh aus, und nachdem ich einige Minuten bei dem Juden Boas geblieben, und eine mir in seinem Hause angebotene Wohnung höflich abgelehnt hatte, machte ich dem Grafen d'Affri meine Aufwartung, der nach dem Tode der Prinzessin von Oranien, Statthalterin der Niederlande, den Charakter eines Gesandten Sr. Allerchristlichsten Majestät angenommen hatte. Er empfing mich sehr gut, sagte aber, wenn ich mit der Hoffnung, gute Geschäfte für die Regierung zu machen, nach Holland gekommen sei, so würde ich meine Zeit verlieren, denn die Operation des General-Controleurs habe die Nation discreditirt und man sei auf einen Bankerott gefaßt. Dieser Herr von Silhouette, fuhr er fort, hat dem Könige sehr schlecht gedient; das thut mir leid. Mag er immerhin sagen, die Zahlungen seien nur für ein Jahr eingestellt, so schreit man doch laut genug.

Er fragte mich sodann, ab ich einen gewissen Grafen St. Germain kenne, der seit Kurzem im Haag angekommen sei. Ich habe ihn nie bei mir gesehen, sagte er, obwohl er behauptet, vom Könige zur Abschließung einer Anleihe von hundert Millionen bevollmächtigt zu sein. Als man mich über

diesen Mann um Auskunft bat, mußte ich sagen, daß ich ihn nicht kenne, denn ich fürchtete mir eine Blöße zu geben. Sie sehen wohl ein, daß meine Antwort seinen Unterhandlungen nur schaden kann, aber es ist seine Schuld und nicht die meine. Warum hat er mir nicht einen Brief vom Herzoge von Choiseul oder von der Frau Marquise gebracht? Ich halte diesen Mann für einen Betrüger, aber jedenfalls werde ich in Zeit von zehn Tagen mehr über ihn wissen.

Ich sagte ihm Alles, was ich über diesen sonderbaren und wahrhaft außerordentlichen Mann wußte. Er war nicht wenig verwundert, als er erfuhr, daß ihm der König eine Wohnung in Chambord gegeben habe; als ich ihm aber bemerkte, derselbe behaupte, das Geheimniß der Diamantenverfertigung zu besitzen, fing er an zu lachen und sagte, er zweifle nun nicht länger, daß derselbe die hundert Millionen finden würde. Als ich Herrn von Affri verließ, lud er mich zum Mittagsessen für den nächsten Tag ein.

Als ich in den Gasthof zurückkam, ließ ich mich beim Grafen von St. Germain melden, der zwei Heiducken in seinem Vorzimmer hatte. Sie sind mir zuvorgekommen, sagte dieser, als er mich eintreten sah, ich wollte mich eben bei Ihnen melden lassen. Ich denke mir, mein lieber Herr Casanova, Sie sind hierher gekommen, um etwas für unsern Hof zu thun; aber das wird Ihnen schwer werden, denn die Börse ist empört über die Operation des tollen Silhouette. Ich hoffe indeß daß dieses unangenehme Ereigniß mich nicht hindern wird, hundert Millionen zu finden. Ich habe Ludwig XV., den ich meinen Freund nennen darf, mein Wort gegeben und werde ihn nicht täuschen; in drei oder vier Wochen wird mein Geschäft abgemacht sein.

Ich glaube, Herr von Affri kann Ihnen behülflich sein.

Ich bedarf seiner nicht; wahrscheinlich werde ich ihn gar nicht besuchen, denn er könnte sich rühmen, mir geholfen zu haben und das mag ich nicht. Da ich die ganze Mühe habe, so will ich auch den ganzen Ruhm haben.

Ich glaube, Sie gehen an den Hof, und ich bin der Ansicht, der Herzog von Braunschweig könnte Ihnen nützlich sein.

Was sollte ich an diesem Hofe thun? Was den Herzog von Braunschweig betrifft, so habe ich mit ihm nichts zu schaffen und will seine Bekanntschaft nicht machen. Ich brauche

nur nach Amsterdam zu gehn. Mein Kredit genügt. Ich liebe den König von Frankreich, denn es giebt in seinem ganzen Reiche keinen ehrlichern Mann.

Kommen Sie doch an den Gasttisch; es speisen dort sehr anständige Leute und es wird Ihnen dort gefallen.

Sie wissen, daß ich nicht esse, überdieß setze ich mich nie an einen Tisch, wo ich Unbekannte finden kann.

In diesem Falle leben Sie wohl, Herr Graf; wir sehn uns in Amsterdam wieder.

Ich ging in den Speisesaal, wo ich mich bis zur Eßzeit mit einigen Offizieren unterhielt. Man fragte mich, ob ich den Fürsten Piccolomini kenne; ich antwortete, ich habe ihn nach dem Abendessen erkannt; er sei Graf und nicht Fürst, und ich habe ihn lange nicht gesehn.

Als er mit seiner schönen Römerin, die nur italiänisch sprach, erschien, erwies ich ihm einige Höflichkeiten, worauf wir uns zu Tische setzten.

Denkwürdigkeiten

von

Jakob Casanova

von Seingalt.



Denkwürdigkeiten

von

Jakob Casanova

von Seingalt.

Von ihm selbst geschrieben.

Nequidquam sapit qui sibi non sapit.

Herausgegeben

von

M. O. Herni.

Zweite Auflage.

Sechster Theil.

Hamburg, 1856.
Institut für Literatur und Kunst
(**J. C. E. Lembcke**).

Inhaltsverzeichniß des sechsten Bandes.

Erstes Kapitel.

Zweites Kapitel.

Drittes Kapitel.

Viertes Kapitel.

Fünftes Kapitel.

Sechstes Kapitel.

Siebentes Kapitel.

Achtes Kapitel.

Neuntes Kapitel.

Zehntes Kapitel.

Eilftes Kapitel.



Erstes Kapitel.

Portrait der angeblichen Gräfin Piccolomini. — Bank, Duell. — Ich sehe Esther und ihren Vater Herrn v. O. wieder. — Esther ist immer noch für die Kabbala eingenommen. — Ein falscher Wechsel Piccolomini's und die Folgen desselben. — Ich werde gebrandschatzt und komme in Gefahr, ermordet zu werden. — Orgie mit zwei Paduanerinnen und Folgen derselben. — Ich offenbare Esther ein großes Geheimniß. — Ich spiele dem Schurken St. Germain einen Streich; seine Flucht. — Manon Baletti wird mir ungetreu: Brief, welchen sie mir schreibt, um mir ihre Verheirathung zu melden; meine Verzweiflung. — Esther und ich bringen einen Tag mit einander zu. — Mein Portrait und meine Briefe an Manon gelangen in Esthers Hände. — Ich verlebe einen Tag mit dieser reizenden Person. — Das Gespräch kömmt auch auf die Ehe.

Die angebliche Gräfin Piccolomini war eine schöne Abenteurerin. Eine junge Römerin, groß, wohlgewachsen, mit schwarzen feurigen Augen und von blendender Weiße, aber nicht der natürlichen Weiße, die Männern, welche den ganzen Werth einer Haut von Atlas und Rosenblättern zu schätzen wissen, so sehr gefällt, sondern der künstlichen Weiße, welche die Haut der Courtisanen in Rom hat, und welche denjenigen, die ihren Grund kennen, so sehr mißfällt. Uebrigens hatte sie einen schönen Mund, herrliche Zähne, prachtvolle Haare vom schönsten Rabenschwarz, wenn man nach ihren köstlich gewölbten ebenholzschwarzen Augenbrauen urtheilen durfte. Sie verband mit diesen Vortheilen anziehende Manieren und einen gewissen Anstrich von Geist; aber durch Alles blickte etwas hindurch, was die Abenteurerin verrieth und mir eine Art Abneigung gegen sie einflößte.

Da Madame Piccolomini nur italiänisch sprach, so hätte sie ohne einen englischen Offizier, Namens Walpole, welcher sie nach seinem Geschmacke fand und zu unterhalten suchte, die Stumme spielen müssen. Dieser Engländer flößte mir Freundschaft ein, aber keineswegs Sympathie, denn wäre ich blind oder taub gewesen, so hätte Sir Walpole mir weder Liebe noch Haß eingeflößt; alle meine Gefühle für ihn waren durch die Augen und Ohren entstanden.

Obgleich die schöne Piccolomini mir mißfallen hatte, ging ich nichtsdestoweniger nach Tische mit dem größten Theil der Gäste auf ihr Zimmer. Der Graf spielte eine Partie Whist und Walpole eine Partie Primiera mit der Gräfin, welche ihn wie eine abgefeimte Betrügerin bemogelte; aber Walpole, der es wohl bemerkte, bezahlte und lachte, weil das ihm so paßte. Als er etwa funfzig Louisd'ors verloren hatte, bat er um Gnade, und die Gräfin forderte ihn auf, sie ins Schauspiel zu begleiten. Auch dieß war der Wunsch des liebenswürdigen Engländers; er nahm die Einladung an und Madame entfernte sich, ihren Mann bei seiner Whistpartie zurücklassend.

Ich begab mich ebenfalls ins Theater, und der Zufall fügte es so, daß ich im Parterre einen Platz neben dem Grafen Tott erhielt, dem Bruder desjenigen, welcher durch den Aufenthalt in Konstantinopel so berühmt wurde. Wir wechselten einige Worte und ich erfuhr von ihm, daß er Frankreich in Folge eines Duells mit einem Individuum verlassen, das ihn verspottet hatte, weil er nicht der Schlacht bei Minden beigewohnt, und das behauptet, er sei absichtlich nicht zur rechten Zeit zu seinem Corps gestoßen. Er hatte demselben seine Tapferkeit bewiesen, indem er ihm eine Wunde beigebracht, eine allerdings rohe Weise Recht zu behalten, die aber damals wie jetzt ein Mode-Argument war. Er sagte mir auch, er sei ohne Geld, und ich beeiferte mich, ihm meine Börse zu öffnen; da aber, wie man sagt, eine Wohlthat nie verloren ist, so öffnete er mir fünf Jahre später in Petersburg die seinige. Als er in einem Zwischenakte die Gräfin Piccolomini bemerkte, fragte er mich, ob ich ihren Mann kenne. Ich kenne ihn wenig, sagte ich, aber zufälliger Weise wohnen wir in demselben Gasthofe. Er ist ein vollendeter

Gauner, bemerkte er, und seine Frau ist nicht besser als er. Wie es scheint, stand Beider Ruf in der Stadt schon fest.

Nach dem Theater kehrte ich allein in den Gasthof zurück und erfuhr vom Kellner, daß Piccolomini eiligst mit seinem Kammerdiener abgereist sei und nur einen kleinen Koffer mitgenommen habe. Die Ursache dieser schnellen Abreise war ihm unbekannt; als aber einen Augenblick darauf seine Frau dazugekommen war und die Kammerfrau ihr einige Worte ins Ohr gezischelt hatte, sagte sie, er habe sich geschlagen, das komme aber oft bei ihm vor. Sie behielt mich nebst Walpole zum Essen, und ihr Appetit verrieth durchaus nichts von dem Vorfalle, welcher sie von ihrem Gatten trennte.

Gegen Ende des Abendessens erschien ein Engländer, welcher der Whistpartie beigewohnt hatte, und erzählte Walpole, der beim Mogeln ertappte Italiäner habe den Engländer, seinen Gefährten, der ihm diesen Vorwurf gemacht, einen Lügner genannt, worauf sie zusammen hinausgegangen wären. Eine Stunde darauf war der Engländer mit zwei Wunden, einer am Vorderarme, der andern an der Schulter, in den Gasthof zurückgebracht worden. Die Sache hatte nichts zu bedeuten.

Am folgenden Tage war ich zu Tische beim Grafen Affri und kehrte darauf in den Gasthof zurück, wo mir ein Billet des Grafen Piccolomini übergeben wurde, das nebst einem andern, an seine Frau adressirten, durch einen Expressen überbracht worden war. Er bat mich, diese nach Amsterdam nach der Stadt Lyon, wo er wohne, zu geleiten, und ihr den Brief zu übergeben, worin er sie von seinen Anordnungen in Kenntniß setzte. Er wünschte zu wissen, wie der verwundete Engländer sich befinde.

Der Auftrag kam mir lächerlich vor, und ich würde von ganzem Herzen darüber gelacht haben, wenn ich die mindeste Neigung verspürt hätte, das mir von ihm geschenkte Vertrauen zu benutzen. Indeß ging ich zu Madame hinauf, welche ich im Bette sitzend und mit Walpole spielend fand. Sie las den Brief, sagte zu mir, sie könne erst morgen reisen und bestimmte mir die Stunde, als ob die Sache schon völlig abgemacht gewesen wäre; ich machte ihr aber mit ziemlich ironischem Lächeln bemerklich, daß meine Geschäfte mich für diesen Tag an den Haag fesselten und daß ich sie daher unmöglich geleiten könne. Als Walpole den Stand der Sachen erfuhr,

erbot er sich, meine Stelle einzunehmen; ich erwartete dies, und die Schöne nahm sein Anerbieten an. In der That reisten sie am nächsten Tage ab und blieben in Leyden die Nacht.

Den zweiten Tag nach ihrer Abreise setzte ich mich zur Essenszeit mit der gewöhnlichen Tischgesellschaft, welche durch zwei eben angekommene Franzosen vermehrt worden war, zu Tische. Nach der Suppe sagte der Eine ohne alle Veranlassung:

Der berühmte Casanova soll jetzt in Holland sein. Ja, sagte der Andere; es sollte mir lieb sein, wenn ich ihn fände, da ich ihn um eine Erklärung zu bitten habe, die ihm nicht angenehm sein wird.

Ich betrachte dieses Individuum, und da ich sicher bin, nie mit demselben zusammengetroffen zu sein, so fühle ich mir das Feuer ins Gesicht steigen; aber ich beherrsche mich und frage ihn mit ruhigem Tone, ob er Casanova kenne.

Ich muß ihn wohl kennen, erwiederte er mit jenem anmaßenden Tone, der immer mißfällt.

Nein, mein Herr, Sie kennen ihn nicht, denn dieser Casanova bin ich!

Ohne die Fassung zu verlieren, antwortete er mit frechem Tone:

Sie sind in großem Irrthume, wenn Sie der einzige Casanova auf der Welt zu sein glauben.

Diese Antwort war geschickt und setzte mich ins Unrecht; ich biß mich in die Lippen und schwieg; aber ich fühlte mich schwer beleidigt und war fest entschlossen, ihn zu zwingen, mir den Casanova zu suchen, der in Holland sein sollte und den er zu einer unangenehmen Erklärung zwingen wollte. Einstweilen mußte ich die traurige Figur fortspielen, welche ich, meiner Ansicht nach, mehreren Offizieren gegenüber spielte, welche die unpassenden Aeußerungen dieses jungen leichtsinnigen Menschen gehört hatten und glauben konnten, es fehle mir an Muth, während der Unverschämte meine Lage und den Vortheil, den ihm sein geistiger Sieg gegeben zu haben schien, mißbrauchte und bunt ins Gelag hinein über das Hundertste und Tausendste sprach. Er erdreistete sich sogar, mich zu fragen, was ich für ein Landsmann sei.

Ich bin Venetianer, mein Herr.

Also ein guter Freund der Franzosen, da Ihre Republik unter dem Schutze Frankreichs steht.

Bei diesen Worten gestattete mir meine Entrüstung kein längeres Zurückhalten, und mit dem Tone, den man gebraucht, wenn man einen Unverschämten demüthigen will, entgegnete ich ihm, die Republik Venedig sei mächtig genug, um nie, weder des Schutzes von Frankreich, noch desjenigen einer andern Macht bedurft zu haben, und dieselbe habe in den dreizehn Jahrhunderten, seit welchen sie existire, wohl Freunde und Bundesgenossen, aber keine Beschützer gehabt. Um Ihre Unwissenheit zu entschuldigen, werden Sie vielleicht sagen, daß es mehr als eine Republik Venedig giebt.

Ich hatte kaum diese Worte beendet, als das plötzlich ausbrechende Gelächter aller Tischgäste mir das Leben wiedergab. Der Windbeutel schien die Fassung verloren zu haben und biß sich nun seinerseits in die Lippen; aber sein böser Genius gab ihm beim Dessert die Sprache wieder. Das Gespräch flatterte wie gewöhnlich von einem Gegenstande zum andern, und man kam auf den Grafen Albemarle zu sprechen. Die Engländer lobten ihn; sie sagten, wenn er am Leben wäre, würden Frankreich und England nicht in Krieg gerathen sein; das war wahrscheinlich, aber nicht gewiß; denn noch lange Zeit werden diese beiden großen Nationen nicht begreifen, daß ein gutes Vernehmen zwischen ihnen vortheilhaft für sie beide sein würde. Ein anderer Engländer lobte Lolotte, Jenes Geliebte. Ich sagte bei dieser Gelegenheit, ich habe die liebenswürdige Person bei der Herzogin von Fulvi kennen gelernt und Niemand habe mehr als sie verdient, Gräfin von Erонville zu werden. Der Graf von Eronville, General-Lieutenant und Schriftsteller, hatte sie kürzlich geheirathet.

Kaum hatte ich dies gesagt, als der Windbeutel mich lachend ansah und sagte, Lolotte sei in der That eine Person von seltenem Verdienste, denn er habe bei der Pâris bei ihr geschlafen. Nun hielt ich es nicht länger aus. Unwille und Zorn drangen mir aus allen Poren. Ich ergriff meinen Teller und, ihm die untere Seite zeigend, mache ich Miene, ihm denselben an den Kopf zu werfen und sage: Unverschämter Lügner! Er stand auf und stellte sich an das Kamin, den Rücken dem Feuer zudrehend; die an seinem Degen hängende Quaste zeigte mir indeß, daß er Militair sei.

Niemand schien sich um das Vorgefallene zu bekümmern; man sprach noch einige Minuten von diesem und jenem, worauf Alle aufstanden und hinausgingen.

Mein Antagonist sagte zu seinem Gefährten, sie würden sich nach dem Theater wiedersehn, und blieb stehn, den Rücken gegen das Gesims gelehnt. Ich saß noch bei Tisch, und als alle Gäste weggegangen waren und ich mich mit ihm allein sah, stand ich auf, und ihn starr ansehend, ging ich, fest überzeugt, daß er mir folgen werde, falls er Herz habe, hinaus und schlug die Richtung nach Scheweningen ein. In einiger Entfernung vom Gasthofe drehte ich mich um und sah ihn mir in einer Entfernung von funfzig Schritten folgen.

Als ich das Gehölz erreicht hatte, hielt ich an einem passenden Orte an und setzte mich in Positur, um meinen Gegner zu erwarten. Er zog schon in einer Entfernung von zehn Schritten von Leder, und ich hatte gerade noch Zeit genug, den Degen zu ziehn, obwohl er schnell auf mich loskam. Der Kampf dauerte nicht lange; denn als er in den Bereich meines Degens gekommen war, nöthigte ihn mein gewohnter Stoß, der mir nie versagt hat, schneller zurückzuweichen als er herangekommen war. Er war in der Brust oberhalb der rechten Warze verwundet; da aber zum Glück mein Degen platt und die Wunde ziemlich breit war, so heilte die Wunde leicht. Ich näherte mich ihm mit gesenktem Degen; da aber meine Hülfe überflüssig war, so sagte er, wir würden uns in Amsterdam wiedersehen, wenn ich dort hinginge, und er würde seine Revanche nehmen. Ich habe ihn erst fünf oder sechs Jahre später in Warschau wiedergesehen und dort für ihn gesammelt. Ich erfuhr sodann, daß er Varnier hieß, und ich weiß nicht, ob er es war, der Präsident des National-Convents unter dem schändlichen Robespierre wurde.

Erst nach dem Theater kehrte ich in den Gasthof zurück und erfuhr, daß der Franzose, nachdem er eine Stunde mit einem Chirurgus auf seinem Zimmer geblieben, mit seinem Gefährten nach Rotterdam gereist sei. Das Abendessen war heiter, die Unterhaltung angenehm, und über unsere Sache wurde kein Wort geäußert; nur bemerkte eine englische Dame, ich weiß nicht mehr bei welcher Gelegenheit, ein Mann von Ehre dürfe nie wagen, sich an eine Table d'hôte zu setzen, wenn er nicht aller möglichen Vorsicht ungeachtet entschlossen

sei, sich zu schlagen. Das war zu jener Zeit sehr wahr, denn um eines übel aufgenommenen Wortes willen mußte man den Degen ziehen und sich den unangenehmen Folgen eines Duells aussetzen oder mit Fingern auf sich zeigen lassen, selbst von Damen.

Da ich im Haag nichts mehr zu thun hatte, so reiste ich mit Tagesanbruch nach Amsterdam. Als ich unterwegs anhielt, um zu Mittag zu speisen, traf ich Sir James Walpole, der mir erzählte, er sei am vorigen Tage von Amsterdam abgereist, eine Stunde nachdem er ihrem Gemahl die schöne Gräfin abgeliefert, deren er schon sehr müde war, da eine Frau, welche mehr gab als man verlangte, vorausgesetzt daß man mit guter Art die Börse öffnete, ihm nichts zu wünschen übrig gelassen hatte. Gegen Mitternacht kam ich in Amsterdam an und stieg in der zweiten Bibel ab. Esthers Nähe hatte meine Liebe für dieses reizende Mädchen wieder geweckt und die Sehnsucht sie zu sehen, ließ mich nicht schlafen.

Gegen zehn Uhr ging ich aus und begab mich sogleich zu Herrn von D., der mich mit den Aeußerungen der aufrichtigsten Freundschaft empfing und mir liebenswürdige Vorwürfe machte, daß ich nicht bei ihm abgestiegen sei. Als er erfuhr, daß ich meine Manufaktur aufgegeben, wünschte er mir Glück, daß ich sie nicht nach Holland verlegt hätte, wo ich mich zu Grunde gerichtet haben würde. Ich sagte ihm nicht, daß es mir in Frankreich nicht viel besser ergangen sei, denn das lag nicht in meinem Plane. Er beklagte sich bitter über die Unredlichkeit des französischen Hofes, in Folge deren er bedeutende Verluste erlitten; hierauf sagte er zu mir, ich möchte Esther besuchen.

Meine Ungeduld, sie zu umarmen, war zu groß, als daß ich mir es hätte zweimal sagen lassen sollen. Sobald die reizende Person mich erblickte, stieß sie einen Schrei der Ueberraschung und der Freude aus und stürzte in meine Arme, wo ich sie mit enthusiastischer Zärtlichkeit auffing. Ich fand sie größer und in dem Maaße auch ausgebildeter; sie war köstlich. Kaum saßen wir, als sie sich bemühte mir zu beweisen, daß sie eben so gelehrt wie ich in der Kabbala geworden sei. Diese, sagte sie, macht das Glück meines Lebens aus, denn sie giebt mir Gewalt über den Willen meines Vaters, und ich

bin auf diese Weise sicher, daß er mich nur mit einem Manne meiner Wahl verheirathen wird.

Ich sehe mit Vergnügen, daß Ihr scharfer Geist aus dieser leeren Wissenschaft den einzig möglichen Nutzen zieht, den, die schwachen Geister zu leiten. Ihr Vater muß aber glauben, daß Sie dieses Geheimniß von mir haben.

Ja, er glaubte es, und sagte eines Tages, er verzeihe mir alle Opfer, die ich Ihnen habe bringen mögen, um Ihnen diese werthvolle Kenntniß zu entreißen.

Er ist vielleicht in seinen Vermuthungen weiter gegangen als wir in Wirklichkeit, göttliche Esther?

Ich glaube es, mein Freund, aber ich habe ihm gesagt, ich sei ohne Opfer in den Besitz des Geheimnisses gelangt, und ich bin wie Sie eine Art Gottheit geworden, eine wahre Pythonissa, welche antwortet, ohne die Qual des Dreifußes ertragen zu müssen, denn ich bin sicher, daß Ihre Antworten nur aus Combinationen Ihres Geistes hervorgehen.

Aber, wenn es so wäre, wie Sie vermuthen, theure Freundin, wie hätte ich dann die Brieftasche entdecken und die Ankunft des Schiffes ankündigen können?

Sie selbst haben die Brieftasche, die Sie gefunden hatten, an den Ort geworfen, wo sie lag, und in Betreff des Schiffes, mein Lieber, so haben Sie auf gut Glück hin geredet; da Sie aber von ehrenhafter Gesinnung sind, so geben Sie nur zu, daß Sie nicht ohne Angst gewesen sind. Ich werde in der Verwegenheit nie so weit gehen, und wenn mein Vater mir derartige Fragen vorlegt, so ist meine Antwort immer dunkler, als der Ausspruch einer Sibylle. Ich will nicht, daß er sein Vertrauen zu meinem Orakel verliere und nicht den Vorwurf auf mich laden, die Ursache eines Unglücks zu sein, welches mich zu nahe berühren würde.

Wenn dieser Irrthum Sie glücklich macht, will ich Sie darin lassen und zugleich Ihr außerordentliches Talent bewundern, theure Esther. Sie sind einzig.

Ich frage nicht nach Ihrer Bewunderung, sagte sie etwas gereizt, sondern ich verlange ein aufrichtiges Geständniß.

Ich kann nicht weiter gehen.

Bei diesen Worten, welche ich mit ernster Miene sagte, wurde Esther träumerisch; aber mir lag daran, die geistige

Ueberlegenheit, die ich über sie hatte, nicht zu verlieren; ich that mir Gewalt an, um ihr nicht den Willen zu thun und zerbrach mir den Kopf, um ihr etwas vorherzusagen, worauf sie nicht leicht verfallen konnte, als uns gemeldet wurde, daß wir zum Essen erwartet würden.

Wir waren unserer vier bei Tische, und ich glaubte, dieser Vierte sei ein Liebhaber von Esther, denn er hatte die Augen beständig auf sie gerichtet. Es war der Lieblingssekretair des Vaters, der es gerne gesehen haben würde, daß seine Tochter sich in ihn verliebt hätte; aber ich sah bald, daß ihm die nöthigen Eigenschaften fehlten, um bei ihr ein Interesse für seine Person zu erregen. Esther verharrte während des ganzen Essens in Schweigen, und wir sprachen nicht eher von der Kabbala, als bis er sich entfernt hatte.

Ist es möglich, fragte mich Herr von D., daß meine Tochter hat lernen können, Ihr Orakel zu befragen, ohne von Ihnen dazu angeleitet worden zu sein?

Ich habe bis heute die Sache für unmöglich gehalten, antwortete ich ihm; aber Esther hat mich so eben überzeugt, daß ich im Irrthum war. Ich kann das Orakel Niemand mittheilen, wenn ich selbst nicht desselben verlustig gehen soll; denn der Eid, welchen ich selbst dem gelehrten Einsiedler leistete, der mich in dieser Wissenschaft unterrichtet hat, verbietet es mir, bei Strafe desselben verlustig zu gehen. Da Ihr Fräulein Tochter keinen solchen Eid geleistet hat, weil sie die Wissenschaft von selbst gelernt hat, so kann sie dieselbe nach Belieben Jedem mittheilen.

Esther, die über alle Begriffe fein war, sagte sogleich, die Zurückhaltung, zu der mich der weise Einsiedler verpflichtet, sei ihr durch ihr Orakel auferlegt worden, und ohne Erlaubniß des kabbalistischen Genius dürfe sie das Geheimniß Niemand mittheilen, wenn sie nicht selber den Gebrauch desselben verlieren wolle.

Ich las auf dem Grunde ihrer Seele und freute mich, als ich sie wieder ruhig werden sah. Mochte ich sie nun belogen haben oder nicht, sie war mir Dankbarkeit schuldig, denn ich hatte ihr über ihren Vater eine Gewalt gegeben, welche sie von der väterlichen Zärtlichkeit nicht erwarten durfte; aber sie sah wohl, daß ich nur aus Höflichkeit so gehandelt

hatte und es lag ihr daran, mich zu diesem Eingeständniß zu bringen, wenn wir allein wären.

Der brave Mann, welcher von ganzem Herzen an die Unfehlbarkeit unserer Orakel glaubte, hatte die Neugier, uns beiden dieselbe Frage zu stellen, um zu sehen, ob wir übereinstimmen würden. Esther billigte den Gedanken ihres Vaters, denn sie wollte wissen, ob nicht der Eine Schwarz und der Andere Weiß antworten würde, und nachdem Herr von D. seine Frage auf zwei Blätter geschrieben, gab er einem Jeden von uns eins. Esther ging in ihr Kabinet, um ihre Operation zu machen; ich machte die meinige auf dem Tische, wo wir gegessen hatten in Gegenwart ihres Vaters. Sie war schnell fertig, denn sie kam herunter, ehe ich noch die Buchstaben, aus denen die Antwort bestehen sollte, aus den Zahlen gezogen hatte; da ich aber wußte, was ich sagen wollte, so gab ich dem Vater auch meine Antwort, sobald ich ihn im Besitz des Orakels seiner Tochter sah.

Herr von D. fragte, ob er sich aller französischen Papiere, in deren Besitz er sei, zu entledigen suchen solle, trotz des Verlustes, den er beim Verkaufe erleiden würde.

Esthers Orakel antwortete: „Die aufgeklärte Klugheit säet, um mit Nutzen zu ernten, und reißt die Pflanze nicht vor der Ernte aus; die Ihrige steht auf einem guten Boden.“

Das meinige antwortete: „Wenn Sie verkaufen, erwartet Sie Reue, denn vor Ablauf eines Jahres wird ein neuer General-Controleur Alle bezahlen.“

Esthers Orakel war im sibyllinischen Geschmacke; ich bewunderte die geistige Biegsamkeit dieser reizenden Person; das meinige war den Verstandeskräften des braven Mannes durchaus angemessen, der höchst erfreut uns beide zärtlich umarmte, und sodann seinen Stock und Hut nehmend sagte, durch die Uebereinstimmung unserer Antworten werde er im Laufe des Jahres 5—600,000 Francs verdienen, wenn er einen Verlust von drei Millionen wagen wolle. Seine Tochter protestirte nun dagegen und wollte ihn gegen diese Gefahr schützen, er aber umarmte sie nochmals mit der Entschlossenheit eines Muselmannes und sagte: Das Orakel lügt nicht, und wenn es mich auch diesmal belügen sollte, so habe ich doch nur ein Viertel meines Vermögens verloren.

Als Esther mit mir allein blieb, zeigte sie sich sehr

empfänglich für meine Complimente über ihre schöne Antwort, über die Eleganz ihres kabbalistischen Styls wie über ihre Kühnheit, denn sie konnte nicht gleich mir in die französischen Angelegenheiten eingeweiht sein.

Ich danke Ihnen, sagte sie, daß Sie meine Antwort bekräftigt haben; aber geben Sie zu, daß Sie gelogen haben, um mir einen Gefallen zu thun.

Ich gebe es zu, weil es Sie glücklich macht, und ich will Ihnen sogar sagen, daß Sie nicht nöthig hatten, eine größere Vollkommenheit zu begehren, als Sie schon besitzen.

Sagen Sie, daß ich sie nicht erlangen kann; geben Sie diese Wahrheit zu.

Ich gebe sie zu, denn ich thue Ihnen gern den Willen.

Sie sind ein grausamer Mann! Indeß haben Sie geantwortet, Frankreich werde dieses Jahr einen andern General-Controleur erhalten und Sie setzen sich so der Gefahr aus, das Orakel Lügen zu strafen. Ich würde so etwas niemals wagen. Ich liebe mein theures Orakel zu sehr, um es einer solchen Schande auszusetzen.

Das beweist, daß das Orakel nicht von mir ausgeht; aber, da mein Orakel es verkündet hat, so wette ich, daß Silhouette entlassen werden wird.

Mit Ihrer Hartnäckigkeit, mein Freund, bringen Sie mich zur Verzweiflung, denn ich kann nicht eher glücklich werden, als bis ich weiß, daß ich ebenso gut wie Sie, nicht mehr und nicht weniger, im Besitze der Kabbala bin; und jetzt können Sie nicht mehr sagen, daß Sie die Orakel je nach Ihren Einfällen machen. Ich bitte Sie, mich vom Gegentheile zu überzeugen.

Um Ihnen gefällig zu sein, theure Esther, werde ich daran denken.

So verlebte ich den ganzen Tag mit dieser reizenden Person, welche sowohl in sich selbst, wie in ihrem großen Vermögen Alles was nöthig war, um mich zu beglücken, gehabt hätte, wäre nicht die Liebe zur Unabhängigkeit in mir mächtiger als alle andern Leidenschaften gewesen und hätte ich mich namentlich entschließen können, meinen Wohnsitz für immer in Holland aufzuschlagen.

Oft im Laufe meines Lebens habe ich beobachtet, daß häufig meine angenehmsten Augenblicke die Vorläufer irgend

einer Unannehmlichkeit gewesen sind. Den Tag nach diesem köstlichen Tage führte mich mein böser Genius in die Stadt Lyon. Dies war der Gasthof, wo Piccolomini und seine Frau wohnten, welche ich von einem Haufen Gauner und Taugenichtse gleich ihnen umgeben fand. Sobald diese ehrenwerthen Leute meinen Namen nennen hörten, kamen sie Alle auf mich zu, theils um mich zu begrüßen, theils um mich aus größerer Nähe wie ein Wunderthier zu betrachten. Es waren ein Ritter von Sabi, welcher die Uniform eines Majors in polnischem Dienste trug und mich in Dresden gekannt zu haben behauptete; ein Baron von Wiedau, angeblich aus Böhmen, welcher mich mit dem Bemerken anredete, daß sein Freund der Graf St. Germain im Morgenstern abgestiegen sei und sich sogleich erkundigt habe, ob ich in Amsterdam sei; ein pockennarbiger Klopffechter, welchen man mir als Chevalier de la Périne vorstellte und welchen ich sogleich als denselben Talvis erkannte, der dem Fürstbischof von Preßburg die Bank abgenommen, der mir denselben Abend hundert Louisd'ors geliehen und den ich einige Zeit vorher in Paris mit einem Degenstoße beschenkt hatte; endlich ein anderer Italiäner Namens Neri, welcher den Ton und die Manier eines Kesselflickers von St. Flour, aber nicht die Ehrlichkeit eines solchen hatte und welcher zu mir sagte, er erinnere sich, mich eines Abends im Musico gesehen zu haben; ich erinnerte mich, dort die unglückliche Lucie gesehen zu haben.

Unter allen diesen Halsabschneidern befand sich die angebliche Frau des angeblichen Ritters Sabi, eine ziemlich hübsche Sächsin, welche, so gut es ging, italiänisch sprach und der Gräfin Piccolomini den Hof machte.

Vor Verdruß, mich in dieser ehrenwerthen Gesellschaft zu sehen, biß ich mich in die Lippen, aber ich machte gute Miene zum bösen Spiele und grüßte Alle höflich; sodann zog ich aus meiner Tasche eine Rolle von hundert Louisd'ors, welche ich Herrn Périne-Talvis überreichte, indem ich hinzusetzte, ich schätze mich glücklich, ihm dieselbe nebst meinem Danke zurückgeben zu können.

Meine Höflichkeit fand schlechte Aufnahme, denn dieser unverschämte Bediente sagte, indem er die Rolle einsteckte, er erinnere sich wohl, mir die hundert Louisdor's in Preßburg

geliehen zu haben, aber darüber habe er eine wichtigere Sache nicht vergessen.

Und welches ist diese Sache? fragte ich ihn mit kaltem und halb verächtlichem Tone.

Sie sind mir eine Genugthuung mit dem Degen in der Hand schuldig, wie Sie wohl wissen werden. Hier sehen Sie die Spur des Stoßes, welchen Sie vor sieben Jahren gegen mich geführt haben.

Bei diesen Worten hatte der kleine Mann sein weites Jabot aufgemacht und zeigte die kleine Narbe rund herum. Diese mehr burleske als komische Scene schien alle Zungen gelähmt zu haben. Ueberall anderwärts als in Holland, wo ich mich nicht schlage, weil Verhältnisse sehr zarter Art mich dazu nöthigen, erwiederte ich, werde ich mich nicht weigern, Sie noch einmal zu zeichnen, wenn die Lust sich mit mir zu messen, bei Ihnen fortdauert; hier aber bitte ich Sie, mich in Ruhe zu lassen. Jedenfalls wird es gut sein, wenn Sie erfahren, daß ich nicht ohne ein Paar Freunde in meiner Tasche ausgehe, und daß, wenn Sie Lust bekommen, mich anzugreifen ich Ihnen in ehrlicher und rechtmäßiger Vertheidigung, eine Kugel durch den Kopf jagen werde.

Ich verlange nur Genugthuung mit dem Degen in der Hand, sagte er, aber ich werde Ihnen Zeit lassen, Ihre Geschäfte zu beenden.

Daran werden Sie klug thun.

Piccolomini, der meine hundert Louisd'ors in seinen Besitz zu bringen hoffte, schlug sogleich eine Pharaobank vor und schickte sich an abzuziehen. Die Klugheit hätte mich abhalten sollen, in so schlechter Gesellschaft zu spielen; aber die Begierde, die Rolle, welche ich Talvis gegeben hatte, wiederzugewinnen trug den Sieg über die Vernunft davon und ich nahm ein Buch, um Theil am Spiele zu nehmen. Ich verlor sehr schnell hundert Dukaten, aber dadurch wurde ich, wie gewöhnlich, nur noch mehr aufgeregt. Da ich meinen Verlust wiedererobern wollte, so blieb ich zum Abendessen, und als das Spiel wieder begann, war ich glücklicher und bekam meinen ganzen Verlust wieder. Zufrieden so davon gekommen zu sein und kluger Weise die hundert Louisd'ors opfernd, die ich, nur um eine Schuld zu bezahlen, aus der Tasche genommen, bat ich Piccolomini um Auszahlung, und derselbe gab mir einen von

einem Middelburger Hause gezogenen Wechsel auf die Bank von Amsterdam. Ich wollte ihn anfangs nicht annehmen, unter dem Vorwande, daß ich die Mühe des Discontirens scheue, aber er versprach, mir den Betrag am folgenden Morgen zu überreichen und ich glaubte nachgeben zu müssen.

Ich beeilte mich, diese Räuberhöhle zu verlassen, nachdem ich Talvis hundert Louisd'ors verweigert, die er zur Revanche von mir entlehnen wollte. In der üblen Laune, worin ihn meine Weigerung und der Verlust der hundert, ihm von mir ausgezahlten Louisd'ors, versetzte, gestattete er sich Beleidigungen, welche ich mit Verachtung hinnahm und ich legte mich schlafen, indem ich mir fest gelobte, nie wieder den Fuß an einen solchen Ort zu setzen.

Ich ging indeß am folgenden Tage in der Absicht aus, zu Piccolomini zu gehen, um den Wechsel, welchen er mir gegeben hatte, umzusetzen; aber unterwegs trat ich in ein Kaffeehaus, wo ich zufälliger Weise Rigerboos traf, den Freund Theresens, dessen Bekanntschaft der Leser schon gemacht hat. Nachdem wir uns umarmt und von Theresen unterhalten hatten, welche in London war, wo sie Glück machte, zeigte ich ihm meinen Wechsel und sagte ihm, wie ich denselben erhalten. Er prüfte ihn aufmerksam und sagte sodann:

Dieser Wechsel ist falsch, und der ächte, wovon dieser nur eine Copie, ist gestern ausbezahlt worden.

Als er sah, daß ich ihm nicht glauben wollte, sagte er:

Kommen Sie, ich werde Ihnen den Beweis liefern.

In der That führte er mich zu einem Kaufmanne seiner Bekanntschaft, und hier sah ich den ächten Wechsel, den dieser am vorigen Tage einem Unbekannten ausgezahlt hatte. In meinem Unwillen bat ich Rigerboos mich zu Piccolomini zu begleiten, der mir das Papier vielleicht ohne Schwierigkeit discontiren würde und gegen den er mir entgegengesetzten Falls als Zeuge dienen könnte.

Wir begaben uns zu dem angeblichen Grafen, der uns höflich empfing und mich bat, ihm den Wechsel zu geben, dessen Betrag er sogleich bei dem Kaufmanne einziehen lassen wolle; aber Rigerboos nahm das Wort und sagte, der Kaufmann werde ihn nicht bezahlen, weil der Wechsel nur eine Copie desjenigen sei, den er schon am vorigen Tage ausgezahlt habe.

Piccolomini that sehr erstaunt und sagte, das sei nicht möglich; übrigens werde er die Sache gründlich untersuchen.

Untersuchen Sie nach Belieben, bezahlen Sie aber einstweilen die fünfhundert Gulden.

Sie kennen mich, mein Herr, sagte er die Stimme erhebend, ich verbürge mich für die Summe und das muß Ihnen genügen.

Wenn ich wollte, könnte mir das allerdings genügen, aber ich verlange mein Geld.

Da seine Frau hinzukam und sich in die Sache mischte, und sein Bedienter, ein wahrer Halsabschneider, sich ebenfalls einfand, so faßte mich Rigerboos nachdrücklich beim Arm und zog mich fort. Folgen Sie mir, sagte er, als wir die Thürschwelle überschritten hatten und lassen Sie mich machen. Er führte mich zu einem Manne vom edelsten Aussehen; es war der Polizei-Lieutenant, und nachdem dieser gehört, worum es sich handele, sagte er, ich möge ihm den Wechsel dalassen und ihm sagen, wo ich speise. Ich gab das Haus des Herrn von D. an, und nachdem er gesagt, das genüge, entfernten wir uns. Ich dankte Rigerboos und ging zu Esther, welche mir zärtliche Vorwürfe machte, daß ich mich am vorigen Tage nicht habe blicken lassen. Dieser Empfang schmeichelte mir; ich fand sie reizend. Ich muß sehr darauf bedacht sein, sagte ich, Sie nicht täglich zu sehen, denn Ihre Augen üben über mein Herz eine Herrschaft, welcher ich bald nicht mehr werde widerstehen können.

Erlauben Sie mir, das nicht zu glauben, mein Freund, aber hören Sie, haben Sie an das Mittel, mich zu überführen gedacht?

Und auf welche Weise wollen Sie überführt sein?

Wenn Ihre Kabbala wirklich eine Intelligenz ist, welche mit der Ihrigen nichts gemein hat, so können Sie diese über das geeigneste Mittel, mich zu enttäuschen befragen.

Ich finde Ihre Idee vortrefflich und verspreche Ihnen mich damit zu beschäftigen.

Als wir so weit waren, kam ihr Vater von der Börse zurück und wir gingen zu Tische.

Wir waren beim Dessert, als ein Polizei-Gefreiter mir von Seiten des Magistrats fünfhundert Gulden brachte, über welche ich ihm quittirte.

Als derselbe sich entfernt hatte, erzählte ich meinen Gastfreunden die Geschichte vom vorigen Tage wie die vom Morgen, und die schöne Esther machte mir den Vorwurf, daß ich ihr eine schlechte Gesellschaft vorgezogen habe. Um Sie zu strafen, sagte sie, werde ich Ihnen befehlen, mich heute Abend ins Theater zu begleiten, obwohl eine holländische Komödie aufgeführt wird, von der Sie nichts verstehen

Ich werde das Vergnügen haben, bei Ihnen zu sein, und das genügt.

In der That verstand ich kein Wort von dem Kauderwelsch der Schauspieler, und ich langweilte mich sehr, denn Esther entwickelte hier einen verzweifelnden Ernst.

Nach unserer Rückkehr, erzählte sie mir das ganze Stück mit bezaubernder Anmuth und ungeheurem Gedächtnisse; sie sah so aus, als wolle sie mich für die Frohnarbeit, die sie mir auferlegt hatte, entschädigen. Wir aßen sodann zu Abend, und an diesem Abende war, Gott sei Dank, nicht von Kabbala die Rede. Ehe wir uns trennten, nahmen Esther und ihr Vater mir das Versprechen ab, täglich bei ihnen zu Mittag zu speisen und ich verpflichtete mich, sie jedesmal, wenn ich abgehalten würde, in Kenntniß zu setzen.

Am folgenden Tage gegen acht Uhr war ich noch im Schlafrocke, als ich Piccolomini eintreten sah, und da derselbe sich nicht hatte anmelden lassen, so faßte ich Verdacht. Ich klingle schnell meinem Diener, welcher augenblicklich erscheint.

Ich habe mit Ihnen im Geheimen zu sprechen, sagte er, lassen Sie diesen Mann gefälligst hinausgehen.

Er versteht kein Wort italiänisch, erwiedere ich, er kann bleiben. Le Duc verstand Alles.

Gestern gegen Mittag, sagte er, kamen zwei Männer zu mir; ihnen folgte der Wirth, welcher ihnen als Dolmetscher diente. Der eine von ihnen fragte mich, ob ich gewillt sei, augenblicklich einen falschen Wechsel von fünfhundert Gulden, den ich Ihnen vor wenigen Tagen gegeben und den er in der Hand hielt, auszubezahlen. Da ich nicht antwortete, sagte er, ich müsse sogleich und ohne Umschweife ja oder nein sagen; so laute der Befehl, welchen der Polizei-Präsident ihm gegeben. Da ich nichts Anderes thun konnte, so bezahlte ich die fünfhundert Gulden, konnte aber meinen Wechsel nicht zurückerhalten; denn der Mann ließ mir sagen, ich würde denselben

nicht eher erhalten, als bis ich erklärt habe, von wem ich ihn empfangen; denn die Regeln des Handels erforderten, daß Fälscher verfolgt wüden. Ich antwortete, es sei mir unmöglich, die Person zu bezeichnen, von welcher ich ihn erhalten, denn es sei ein Fremder gewesen, der in mein Zimmer gekommen, während ich zum Zeitvertreibe eine kleine Pharaobank gelegt habe.

Ich sagte, nach der Entfernung dieses Unbekannten, von dem ich geglaubt, daß er von Jemand aus der Gesellschaft eingeführt worden sei, habe ich zu meinem Erstaunen erfahren, daß ihn Niemand kenne; hätte ich dies gewußt, so würde ich nicht nur nicht den Wechsel angenommen, sondern ihm auch nicht zu spielen gestattet haben. Darauf entgegnete der zweite, ich möchte mich umthun, um den Fälscher zu entdecken, weil man sonst die Fälschung mir zuschreiben und die Gerechtigkeit gegen mich einschreiten würde. Nach dieser Drohung entfernten sie sich.

Am Nachmittage begab sich meine Frau zum Polizei-Präsidenten, der sie höflich empfing und nachdem er ihre Vorstellungen angehört, ihr durch den Dolmetscher antworten ließ, es sei um so mehr ihre Pflicht, den Fälscher zu entdecken, als Herrn Casanova's Ehre gefährdet werden könnte, denn der Kaufmann könnte auch ihn verfolgen, um zu erfahren, wer seine Unterschrift nachgemacht habe, und Sie könnten dann Recurs an mich nehmen.

Sie sehen, in welcher Verlegenheit wir sind; Sie müssen suchen, uns herauszuziehen. Sie haben Ihr Geld bekommen und haben Freunde. Bitten Sie sie um ihre Verwendung, lassen Sie sie handeln, und man wird von dieser Sache nicht mehr sprechen. Sie haben so gut wie ich ein Interesse daran.

Ich, sagte ich, kann mit dieser Sache nichts zu schaffen haben, außer als Zeuge. Sie haben anerkannt, daß ich den Wechsel von Ihnen erhalten habe, denn Sie haben ihn bezahlt; das genügt mir. Ich möchte Ihnen wohl dienen, aber ich sehe keine Möglichkeit; ich wüßte nicht, was ich anfangen sollte. Der beste Rath, den ich Ihnen geben kann, ist der, den niederträchtigen Schurken zu opfern, der Ihnen diesen falschen Wechsel gegeben hat, oder wenn Sie das nicht können, so schnell wie möglich zu verschwinden, denn Sie könn-

ten auf die Galeeren kommen oder noch etwas Schlimmeres erleben.

Wüthend drehte er mir den Rücken zu und sagte, ich würde es bereuen.

Mein Spanier, der ihm bis zur Treppe gefolgt war, sagte, als er zurückkam, der Herr wäre unter Drohungen abgegangen und ich sollte auf meiner Hut sein. Es ist gut, sagte ich, aber schweige. Indeß war ich ihm in meinem Innern sehr dankbar für seinen Rath; aber ich selbst dachte daran.

Ich kleidete mich an, um zu Esther zu gehen, bei der ich arbeiten sollte, um sie von der Göttlichkeit meines Orakels zu überzeugen, ein sehr gewagtes Unternehmen bei einer Person, deren scharfer Geist durch eigene Kraft so weit gekommen war. Sie gab mir folgende Aufgabe:

Ihr Orakel muß mir eine Sache offenbaren, die nur mir allein bekannt sein kann.

Gewiß war ich nicht in der Lage etwas zu wagen, und da ich einsah, daß es beinahe unmöglich sei, sie zu befriedigen, so sagte ich, es sei möglich, daß das Orakel ihr ein Geheimniß offenbare, dessen Kenntniß ihr unangenehm wäre.

Das ist nicht möglich, sagte sie, da das Geheimniß nur mir bekannt sein soll.

Aber, wenn das Orakel richtig antwortet, werde ich es so gut wie Sie kennen; und könnte es dann nicht etwas sein, was Ihnen unangenehm wäre, wenn ich es wüßte?

Sie können Alles wissen, und wenn Ihr Orakel nicht blos der Sklave Ihres Geistes ist, so steht es ja doch immer in Ihrer Macht zu entdecken, was Sie wissen wollen.

Aber wissen Sie, ob das Orakel nicht seinen Gefälligkeiten Grenzen gesetzt hat?

Mein Freund, Sie suchen leere Ausflüchte.

Beweisen Sie, daß ich irre, oder erklären Sie, daß ich in kabbalistischer Beziehung so gelehrt wie Sie bin.

Sie setzte mir die Pistole auf die Brust, und ich dachte nur noch daran, wie ich mich mit Kriegsehren besiegt erklären könne, als eine lichtvolle Idee in mir aufstieg.

In der Mitte des Grübchens, das ihrem Kinne einen unbeschrieblichen Reiz verlieh, hatte Esther ein kleines schwarzes Maal, das ein klein wenig hervorragte und mit drei oder vier feinen Haaren geschmückt war, die seine Schönheit er-

höhten. Diese Maale, welche wir im Italiänischen neo, nei nennen, und welche einem schönen Gesichte in der Regel einen neuen Reiz verleihen, wiederholen sich, wenn sie sich im Gesichte, am Halse, an den Armen oder Händen befinden, auf dem Körper an denjenigen Theilen, welche dem sichtbaren Theile entsprechen. Ich wußte also, daß Esther ein ziemlich gleiches Maal wie auf dem Kinne an einem gewissen Theile haben müsse, den ein anständiges Mädchen nie zeigt, und als reines Mädchen, wie ich sie mir dachte, wußte sie wahrscheinlich selber nichts davon. Ich werde, sagte ich zu mir, sie in das höchste Erstaunen setzen und meine Ueberlegenheit über sie in einer Art begründen, daß ihr der Gedanke der Gleichheit, den sie sich in den Kopf gesetzt hat, für immer vergehen soll. Indem ich mir nun auch den Schein der ganzen wichtigen Miene und der ganzen Vertieftheit eines Augurn gebe, schicke ich mich an, meine Pyramide zu bilden und gewinne folgende Worte:

„Schöne und weise Esther, Niemand weiß, daß Sie am Eingange des der Liebe geweihten Tempels ein Maal haben, ganz ähnlich dem, das Ihr hübsches Kinn schmückt.“

Während ich arbeitete, war Esther auf die Ecke des Tisches gelehnt und folgte allen meinen Bewegungen. Da sie in der That die Wissenschaft so gut wie ich inne hatte, so bedurfte sie keiner Erklärung, denn sie übersetzte die Zahlen, wie sie aus meiner Feder hervorgingen. Sobald ich alle Zahlen-Combinationen aus der Pyramide ausgezogen, sagte sie daher auch mit ruhiger und ernster Miene zu mir, da ich nicht zu wissen brauche, was das Orakel geantwortet, so werde ich sie sehr verpflichten, wenn ich ihr die Zahlen lasse, die sie gern übersetzen wolle.

Gern, theure Freundin, sagte ich, und um so lieber, als ich dadurch Ihrem Zartgefühl die Mittheilung eines Geheimnisses erspare, das ich noch nicht recht kenne und von dem es Ihnen vielleicht unangenehm wäre, wenn ich es kennte; ich verspreche Ihnen, daß ich es nie zu errathen suchen werde, es genügt mir, wenn Sie überzeugt sind.

Ich werde es sein, wenn ich weiß, ob das Orakel wahr gesprochen hat.

Glauben Sie, liebenswürdige Esther, ich wisse nicht, was jene Antwort bedeutet?

Ich werde überzeugt sein, wenn ich sehe, daß sie richtig ist, und wenn sie richtig ist, so hat das Orakel gesiegt, denn die Sache ist so geheim, daß ich selbst sie nicht kenne. Ihnen kann nichts daran liegen, sie zu erfahren, denn es ist eine Lappalie, welche für Sie kein Interesse hat; für mich aber genügt sie, um mich zu überzeugen, daß Ihr Orakel von einer Intelligenz beseelt ist, welche mit der Ihres Geistes nichts gemein hat.

In diesen Worten lag so viel Arglosigkeit, so viel Aufrichtigkeit, daß das Gefühl, welches in meinem Innern an die Stelle der Zweideutigkeit trat, mir Thränen entlockte, welche Esther nur zu meinem Vortheile deuten konnte. Diese Thränen entrissen mir indeß die Gewissensbisse, und noch jetzt nach so vielen Jahren mache ich mir den Vorwurf, daß ich ein Wesen betrogen habe, welches meine Achtung so sehr verdiente und welches ich zärtlich liebte. Ich warf es mir auch damals vor, aber die Schaam, eine falsche und klägliche Schaam, hinderte mich, ihr die Wahrheit zu erklären und ich rächte sie, indem ich mich selbst haßte, weil ich fähig gewesen war, ein Wesen nach dessen Achtung ich strebte, zu betrügen.

Ich war übrigens nicht ganz sicher, daß ich das Richtige getroffen hatte, denn da es keine Regel ohne Ausnahmen giebt, und auch die Natur diesem Gesetze unterliegt, so war es wohl möglich, daß ich mir eine Beschämung bereitet hatte. Esther mußte allerdings für den Augenblick überzeugt sein, aber es war nicht unmöglich, daß ihre Ueberzeugung verschwand, wenn sie zufällig entdeckte, daß die Uebereinstimmung der Maale auf dem menschlichen Körper natürlich und nothwendig sei. Wenn dieser Fall eintrat, konnte ich mich auf nichts Geringeres als auf die Verachtung dieser liebenswürdigen Person gefaßt machen. Aber was ich auch fürchten mochte, ich hatte die Täuschung zu weit getrieben: es war mir unmöglich, zurückzutreten.

Ich verließ Esther, um Rigerboos einen Besuch zu machen und ihm für seinen Schritt zu meinen Gunsten beim Polizei-Präsidenten zu danken. Er sagte, in Holland habe ich nichts von Piccolomini zu fürchten, aber er rieth mir, zur Vorsicht Pistolen zu tragen. Ich bin, sagte er, im Begriffe, mich am Bord eines Schiffes, welches ich mit den Trümmern meines Vermögens befrachtet habe, nach Batavia einzuschiffen. In

der Lage, worin sich meine Angelegenheiten befinden, schien mir dieser Entschluß der klügste. Ich habe die Ladung nicht versichert, um meinen Gewinnst nicht zu vermindern, der im Falle des Gelingens bedeutend werden muß. Werde ich gekapert oder erleide ich Schiffbruch, so denke ich den Verlust des Schiffes nicht zu überleben, und in keinem Falle verliere ich also etwas.

Der arme Rigerboos sagte dies lachend, aber die Verzweiflung hatte ohne Zweifel an seinem Entschlusse großen Theil, denn man verliert nicht ohne Bedauern sein Leben und sein Vermögen, wenn man nicht anders mächtige Gründe hat, beide zu verachten. Meine theure Therese Trenti, welche Rigerboos immer unsre Dame nannte, hatte nicht wenig zu seinem Ruin beigetragen. Sie war damals in London, wo sie, wie sie uns schrieb, gute Geschäfte machte. Sie hatte den Namen Trenti mit dem Namen Cornelis vertauscht, welcher, wie ich später erfuhr, der wahre Name von Rigerboos war. Wir schrieben eine ganze Stunde an diese sonderbare Frau, da wir die Abreise eines Individuums nach England, welchem Rigerboos eine Empfehlung mitgab, benutzen wollten. Als wir fertig waren, machten wir eine Schlittenfahrt auf der Amstel, die seit einigen Tagen zugefroren war. Dieses Vergnügen, welches die Holländer lieben und welches man sich für einen Dukaten die Stunde verschafft, ist meinem Dafürhalten nach das allerlangweiligste, vorausgesetzt, daß es sich nicht um eine schnell zurückzulegende Reise handle; aber eine Reise ist ohne den Zweck, welchen man dabei zu erreichen beabsichtigt, kein Vergnügen. Nachdem uns das Gesicht ordentlich durchgekältet, aßen wir Austern und tranken Sillery, um uns zu erwärmen und liefen dann aus einem Musico ins andere, ohne irgend einen Gedanken an Ausschweifung und nur um die Zeit zu tödten; es schien aber geschrieben, daß mir ein Unglück zustoße, so oft ich eine derartige Zerstreuung der angenehmen Gesellschaft Esthers vorzöge.

Ich weiß nicht mehr, auf welche Veranlassung Rigerboos mich beim Eintreten in ein Musico ziemlich laut bei meinem Namen nannte; augenblicklich stellte sich eine von den Frauen, welche man an solchen Orten findet, vor mich hin und blickte mich unverwandt an. Obgleich das

Zimmer ziemlich schlecht erleuchtet war, so erkannte ich doch die unglückliche Lucia, welche ich vor einem Jahre an einem solchen Orte getroffen hatte, ohne von ihr erkannt worden zu sein. Ich drehte mich um, indem ich so that, als ob ich sie nicht kenne, denn ihr Anblick war mir lästig; aber sie rief mich mit trauriger Stimme zurück, erinnerte mich an sie und wünschte mir Glück dazu, daß ich mich in einem so blühenden Zustande befinde, daß ich sie wohl nur mit Betrübniß in der Lage erblicken könne, in der sie mir vor die Augen zu treten gezwungen sei. Da ich sah, daß ich ihr nicht aus dem Wege gehen und sie nicht ohne Grausamkeit zurückstoßen konnte, so rief ich Rigerboos und bat ihn, mit mir in ein Zimmer hinaufzugehen, wo das Mädchen uns mit seiner Geschichte unterhalten würde.

Lucia war eigentlich nicht häßlich geworden; sie war nur abscheulich, weil noch Reste vorhanden waren, welche auf frühere Schönheit schließen ließen: sie war ekelhaft. Seitdem ich sie in Pasean kennen gelernt, hatten neunzehn Jahre des Elends, der Ausschweifung und der Demüthigung sie zum verworfensten, gemeinsten Geschöpfe gemacht. Sie erzählte uns weitläuftig ihre Geschichte, welche sich ohne große Kunst in sechs Zeilen geben ließ.

Der Läufer l'Aigle hatte sie nach Triest geführt, um hier ihre Wochen abzuhalten; sodann lebte das schlechte Subjekt fünf oder sechs Monate von dem Handel mit ihren Reizen, worauf ein Schiffskapitain, der Gefallen an ihr fand, sie nebst l'Aigle, der für ihren Mann galt, nach Xanten führte. In Xanten wurde der Läufer Soldat und desertirte vier Jahre darauf. Allein geblieben, lebte sie sechs Jahre von ihrer Person; da aber ihre Waare mit der Zeit im Preise sank, und sie nur noch schlechte Kunden fand, so reiste sie nach England mit einer jungen Griechin, welche ein englischer Marine-Offizier wie seine Frau behandelte, und welche er in den Straßen von London verließ, als er ihrer satt geworden war. Nachdem sie sich zwei bis drei Jahre in den Londoner Cloaken aufgehalten, begab sich Lucia nach Holland, und da sie nicht mehr mit ihren Reizen handeln konnte, so wurde sie Lieferantin, das nothwendige Resultat der Laufbahn, in welche das Schicksal sie geworfen hatte. Lucia war erst dreiund-

dreißig Jahre alt, aber sie sah alt aus, und die Frauen sind immer so alt wie sie aussehen.

Während sie in dem Tone, der für eine solche Erzählung paßte, mit uns sprach, leerte sie zwei Flaschen Burgunder, welche ich hatte kommen lassen und welche mein Freund und ich nicht anrührten. Als sie ihre Geschichte beendet hatte, sagte sie, sie lebe jetzt von dem Ertrage zweier hübscher Personen, die sie bei sich habe und die ihr die Hälfte von Allem, was sie bekämen, abgeben müßten.

Rigerboos fragte sie scherzend, ob diese hübschen Personen im Musico wären.

Nein, antwortete sie, sie sind nicht hier und werden nie hierher kommen, denn sie sind adlich, und ihr Onkel, unter dessen Aufsicht sie stehen, ist ein venetianischer Edelmann.

Bei diesen Worten konnte ich mich des lauten Lachens nicht enthalten; aber Lucia sagte, ohne aus der Fassung zu kommen, sie könne nur wiederholen, was diese ihr gesagt, und fügte hinzu, wenn wir uns selbst überzeugen wollten, würden wir in einer Entfernung von funfzig Schritten ein Haus finden, welches sie für dieselben miethe und wo wir ungestört mit ihnen zusammen kommen könnten, weil ihr Onkel in einem andern Stadtviertel wohne.

Wie, sagte ich, er wohnt nicht bei seinen adligen Nichten?

Nein, er kommt nur zum Mittagsessen, erkundigt sich dann nach ihren Geschäften, und nimmt ihnen Alles ab, was sie verdient haben.

Sehen wir sie uns an, sagte Rigerboos. Da ich große Lust hatte, edle Venetianerinnen, welche ein solches Geschäft trieben, zu sehen und zu sprechen, so bat ich Lucia uns zu ihnen zu führen. Ich wußte wohl, daß diese angeblichen Mädchen von guter Familie nur Betrügerinnen und ihr adliger Onkel nur ein Lump sein konnte; aber das Loos war nun einmal geworfen.

Wir finden zwei ziemlich hübsche Mädchen. Lucia kündigt mich als einen Venetianer an, und darüber gerathen sie ganz außer sich und sind entzückt Jemand gefunden zu haben, mit dem sie sprechen können. Ich bemerkte sogleich, daß sie nicht Venetianerinnen, sondern aus Padua waren, dessen mir sehr wohl bekannte Mundart sie sprachen. Ich sagte es ihnen,

und sie gaben es zu. Ich fragte sie nach dem Namen ihres Onkels, sie aber erwiederten, wie ich erwartet, sehr wichtige Gründe nöthigten sie zum Schweigen. Wir brauchen sie nicht zu kennen, sagte Rigerboos, indem er sich ohne Weiteres des Mädchens bemächtigte, welches ihm am besten gefiel. Lucia ließ Schinken, Austern, eine Pastete und eine Menge Flaschen kommen und zog sich sodann auf ihr Zimmer zurück.

Ich hatte keine Lust, Thorheiten zu begehen; aber Rigerboos war in lustiger Laune; da seine Schöne die Prüde spielte, so machte er sich über sie lustig; ich ahmte ihm nach, und wie gewöhnlich wurden die Geschöpfe menschlich; wir gehen von der einen zur andern und bald sind sie in dem Zustande, in welchen Gott Eva versetzt hatte, ehe unsere neugierige Urmutter eines Feigenblattes bedurfte.

Nachdem ich eine Stunde diese schlüpfrigen Ergötzungen genossen, bezahlten wir; jedes Mädchen erhielt vier Dukaten, und die Zeche war dabei nicht mitgerechnet; nachdem ich sodann Lucia heimlich sechs Louisd'ors gegeben, entfernten wir uns, ich in sehr übler Laune, daß ich dem rohen Genusse geopfert hatte und legte mich schlafen.

Am folgenden Tage wachte ich spät und übelgelaunt auf, sowohl in Folge der Orgie des vorigen Tages, denn die Ausschweifung stimmt das Gemüth ebensowohl traurig, wie sie dasselbe erniedrigt, als weil ich Esther vernachlässigt hatte, der meine Abwesenheit vermuthlich schmerzlich gewesen. Ich mußte sie schnell beruhigen, war übrigens sicher, daß es mir an Entschuldigungen nicht fehlen und dieselben gut aufgenommen werden würden. Ich klingle nach Le Duc, ziehe meinen Schlafrock an und schicke ihn nach Kaffee weg. Kaum war Le Duc hinausgegangen, als die Thür aufgeht und ich La Périne und jenen Wiedau, welchen ich bei Piccolomini gefunden, nnd welcher sich für einen Freund des Adepten St. Germain ausgab, erscheinen sehe. Ich saß auf dem Rande des Bettes und war beschäftigt, meine Strümpfe anzuziehen. Ich bewohnte drei schöne Zimmer, aber nach hinten hinaus, so daß mich Niemand hören konnte, wenn ich auch noch so viel Lärm machte. Die Klingel war am andern Ende des Zimmers und Le Duc konnte vor zehn Minuten nicht zurückkommen, so daß ich in der augenscheinlichsten Gefahr war, ermordet zu werden, ohne mich vertheidigen zu können.

Alle diese Gedanken kamen mir in noch nicht einer Minute, und ich sah kein anderes Mittel der Rettung als ruhig zu bleiben und keine Bewegung zu machen. Was wünschen Sie von mir, meine Herren? Wiedau nahm das Wort und sagte: Graf Piccolomini hat, um sich aus der Verlegenheit zu ziehen, in welche Ihre Denunziation ihn gestürzt, beschlossen zu sagen, daß er den falschen Wechsel von uns erhalten habe und er hat uns dies mitgetheilt. Um den Verfolgungen zu entgehen, sind wir genöthigt, uns unverzüglich aus dem Staube zu machen, und wir haben keinen Pfennig; wir sind in verzweifelter Lage.

Und was kann ich thun, meine Herren?

Geben Sie uns sogleich vierhundert Gulden, nicht mehr, aber augenblicklich. Das genügt uns. Wenn Sie es uns abschlagen, so werden wir flüchten, aber vorher Alles, was wir hier sehen, wegnehmen, und hier ist das Mittel, Sie zu überzeugen.

Dies sagend ziehen sie Jeder eine Pistole aus der Tasche und legen auf mich an.

Gewalt, sage ich, ist nicht nöthig. Diese könnte Ihnen nur verderblich werden. Hier haben Sie hundert Dukaten, mehr als Sie verlangen. Reisen Sie nun; ich wünsche Ihnen eine glückliche Reise; aber ich rathe Ihnen, sich vor der Rückkehr meines Bedienten zu entfernen.

Wiedau nahm die Rolle mit zitternder Hand und steckte sie in die Tasche, ohne sie zu prüfen; aber La Périne, der zugleich frech und schurkisch war, trat an mich heran, den Edelmuth meines Benehmens lobend und fiel mir um den Hals, um mich zu umarmen. Ich stieß ihn zurück, aber ohne Barschheit, und sie entfernten sich; ich war sehr zufrieden so wohlfeilen Kaufs weggekommen zu sein.

Von dieser Nachstellung befreit, klingelte ich, nicht um sie verfolgen zu lassen, sondern um mich eiligst anzukleiden. Le Duc sagte ich kein Wort von dem, was mir begegnet war; ich sprach auch mit meinem Wirthe nicht davon, und nachdem ich meinen Spanier zu Herrn v. D. geschickt, um mich zu entschuldigen, daß ich an diesem Tage nicht die Ehre haben könne, bei ihm zu speisen, begab ich mich zum Polizei-Präsidenten, wo ich bis zwei Uhr warten mußte, ehe ich ihn sprechen konnte. Nachdem dieser Ehrenmann die umständliche Ge-

schichte meines Mißgeschicks angehört hatte, sagte er, er werde sein Möglichstes thun, die Schufte festnehmen zu lassen, verhehlte mir aber nicht, daß es schon zu spät sein dürfte.

Ich benutzte die Gelegenheit, um ihm zu sagen, daß Piccolomini zu mir gekommen sei; ich erzählte ihm dessen Anmaßung und Drohungen. Er dankte mir dafür und versprach mir, die Sache in Ordnung zu bringen; er rieth mir, für alle Fälle auf meiner Hut zu sein und mich zu vertheidigen, wenn ich angegriffen würde, ehe er die Sicherheit erlangt hätte, daß meine Feinde nichts gegen mich unternehmen könnten.

Ich kehrte schnell nach Hause zurück, denn ich fühlte mich krank. Ein starker bitterer Geschmack im Munde verkündete mir die innere Umwälzung, welche alle diese Erschütterungen hervorgebracht hatten, aber ich kannte auch das Heilmittel. Ich trank starke bittere Limonade, welche mich viel Galle auswerfen ließ, und dadurch wurde ich gänzlich wiederhergestellt.

Gegen Abend begab ich mich zu Esther, welche ich ernst und etwas gereizt fand; als sie aber meine Blässe erblickte, belebte sich ihr Gesicht und sie fragte mich mit dem Tone der zärtlichsten Theilnahme, ob ich krank sei. Ich sagte ihr, ich sei sehr unwohl gewesen, habe Medizin eingenommen und sei nun völlig wiederhergestellt. Sie werden es beim Abendessen sehen, reizende Esther, fügte ich hinzu, um sie wegen ihrer Zweifel zu beruhigen, denn seit dem gestrigen Mittagsessen bin ich vollkommen nüchtern.

Im Grunde log ich nicht, denn bei den Paduanerinnen hatte ich nur einige Austern gegessen.

In seiner Freude, welche es kaum mäßigen konnte, forderte das reizende Mädchen mich auf, es zu umarmen, und ich that es mit Vergnügen, wie unwerth ich mich auch einer solchen Gunst fühlen mochte.

Ich, sagte sie, habe Ihnen eine wichtige Neuigkeit zu melden, ich bin nämlich überzeugt, daß Sie nicht der Urheber Ihres Orakels sind, oder daß Sie es nur dann gleich mir sind, wenn Sie es sein wollen. Die Antwort, welche es mir gegeben, ist richtig in einem solchen Grade, daß sie dadurch göttlich wird, denn sie hat mir ein Geheimniß enthüllt, welches gänzlich unbekannt war, da ich selbst es nicht kannte. Sie

können sich mein Erstaunen nicht denken, als ich mich mit ziemlicher Mühe von dieser Wahrheit überzeugte.

Sie besitzen einen Schatz! Ihr Orakel ist unfehlbar; aber wenn es dies ist, darf es niemals lügen, und mein Orakel sagt mir, daß Sie mich lieben. Ich bin sehr froh darüber, denn Sie sind der Mann meines Herzens. Indeß ist es für mich nothwendig, daß Sie mir einen sehr großen Beweis Ihrer Liebe geben, und wenn Sie mich wirklich lieben, können Sie mir nichts abschlagen. Hier lesen Sie Ihre Antwort, ich bin sicher, daß Sie dieselbe nicht kennen. Ich werde Ihnen sodann sagen, was Sie thun müssen, um mich ganz glücklich zu machen.

Ich thue so, als ob ich läse und küsse die Worte, in denen das Orakel sagt, daß ich sie liebe. Ich bin erfreut, sage ich sodann, daß das Orakel Sie so leicht überzeugt hat; aber ich bitte Sie um Verzeihung, wenn ich Ihnen sage, ich halte es nicht für möglich, daß Sie die Sache nicht schon früher gewußt haben sollten. Sie erwiederte erröthend, ich würde es nicht mehr für unmöglich halten, wenn sie mich durch den Anblick des Gegenstandes überzeugen dürfe. Sodann auf die Probe übergehend, welche sie von meiner Liebe überzeugen sollte, sagte sie, ich solle ihr mein Geheimniß mittheilen. Sie lieben mich, sagte sie, und es kann Ihnen keine Mühe kosten, ein junges Mädchen glücklich zu machen, welches Ihre Frau werden soll und deren Herr Sie sein werden. Mein Vater wird in unsere Verbindung willigen und wenn ich Ihre Frau sein werde, werde ich herzlich gern Alles thun, was Sie wünschen. Sollte es Ihnen angenehm sein, so können wir sogar anderwärts leben. Wenn es aber dazu kommen soll, so müssen Sie mir das Geheimniß lehren, die Antwort auf irgend eine beliebige Frage zu finden, ohne daß ich nöthig habe, sie selbst auszusinnen.

Ich ergriff Esthers Hände, welche mir jeden Augenblick zärtlichere Empfindungen einflößte, küßte sie ihr mit ehrfurchtsvollem Feuer und sagte: Sie wissen, göttliche Esther, daß ich mein Wort in Paris verpfändet habe. Manon ist sicherlich nicht mit Ihnen zu vergleichen, aber ich bin dennoch genöthigt, hinsichtlich ihrer Alles zu thun, was ich ihrer Mutter versprochen habe.

Esther seufzte und ließ ihr Haupt auf die Brust sinken;

aber trotz des Schmerzes, welchen mir ihr Kummer bereitete, konnte ich doch keine andere Ausflucht finden, da ich ihr unmöglich eine andere Weise das Orakel zu befragen, als die ihr schon bekannte, lehren konnte; denn ich hatte vor ihr nur etwas Verschlagenheit und Weltkenntniß voraus.

Zwei oder drei Tage darauf, als ich zu Hause war, meldete man mir ziemlich früh einen Mann, der sich für einen Offizier ausgab, dessen Name mir aber völlig unbekannt war. Ich ließ ihm antworten, daß ich nicht zu sprechen sei, und verschloß meine Thür, nachdem der Spanier hinausgegangen war. Die neulichen Begegnisse hatten mich argwöhnisch gemacht und ich wollte Niemand mehr sehen, wenn ich allein war. Die beiden Spitzbuben hatten alle Bemühungen der Polizei vereitelt und Piccolomini war verschwunden: aber ich wußte wohl, daß sich in Amsterdam eine große Anzahl schlechter Subjekte ihres Gelichters befand und hielt Vorsichtsmaßregeln für nöthig.

Einige Zeit darauf kam Le Duc wieder, brachte einen in ziemlich schlechtem Italiänisch geschriebenen Brief und sagte, derselbe sei ihm von einem Offizier übergeben, der auf Antwort warte. Ich öffne ihn und erkenne den Namen, den man mir etwas früher gemeldet hatte. Er sagte, wir kennten uns, aber er könne mir seinen Namen nur mündlich nennen, und er komme nur, um mir einen wichtigen Rath zu geben.

Ich sage zu Le Duc, er solle ihn eintreten lassen und in der Nähe der Thür bleiben. Ich erblicke einen Mann von etwa vierzig Jahren, hübscher Gestalt, in der Uniform, ich weiß nicht welcher Armee, der aber auf seinem Gesichte alle Zeichen eines dem Galgen Entsprungenen trug.

Was wollen Sie von mir, mein Herr? sage ich zu ihm, sobald er in mein Zimmer getreten war.

Mein Herr, wir haben uns vor sechzehn oder siebzehn Jahren in Cerigo gekannt, und es freut mich sehr, daß ich Gelegenheit finde, die Bekanntschaft zu erneuern.

Ich erinnerte mich nun, daß ich nur einige Augenblicke in Cerigo gewesen, als ich den Bailo nach Konstantinopel begleitete, und ich dachte mir, dies müsse einer der beiden Unglücklichen sein, denen ich damals ein Almosen gegeben. Sind sie es, sagte ich zu ihm, der sich für einen Sohn des Grafen Picconi von Padua ausgab, obwohl es im Paduanischen einen Grafen dieses Namens giebt?

Ich bewundere Ihr vortreffliches Gedächtniß, sagte er mit zuversichtlichem Tone; ich bin es.

Und was wollen Sie hier von mir?

Ich kann es Ihnen nicht in Gegenwart Ihres Bedienten sagen.

Mein Bedienter spricht nicht italiänisch; Sie können also sprechen. Uebrigens kann ich ihn auch hinausgehen lassen.

Ich sagte zu Le Duc, er möge im Vorzimmer bleiben, und als derselbe hinausgegangen war, äußerte der angebliche paduanische Graf, ich sei bei seinen Nichten gewesen, habe sie als Courtisanen behandelt und sei ihm daher Genugthuung schuldig.

Dieser Plackereien müde, ergreife ich meine Pistolen und, ihm die Mündung zukehrend, befehle ich ihm, sogleich hinauszugehn. Le Duc erscheint, und der dritte Gauner macht sich aus dem Staube, sagt aber, er werde mich schon irgendwo zu finden wissen."

Die Sache war schmachvoll; ich hätte die ganze Geschichte dem Polizei-Präsidenten erzählen müssen, um mir mein Recht zu verschaffen. Ich hielt es meiner Ehre für angemessen, Schweigen zu beobachten und erzählte diese Geschichte bloß Rigerboos, dem ich Alles anheimstellte. Dieser, der nicht gleich mir vorsichtig zu sein brauchte, that Schritte, und Lucia erhielt die Aufforderung, die angeblichen Fräulein von Stande zu entlassen. Aber das arme Weibsbild kam weinend zu mir und sagte, dieses Unglück stürze sie wieder in das größte Elend; ich schenkte ihr einige Dukaten und sie verließ mich getröstet. Ich bat sie, nicht mehr zu mir zu kommen.

Alles was ich fern von Esther that, schlug zu meinem Unglücke aus, und ich sah ein, daß ich, um glücklich zu sein, mich nie von ihr hätte entfernen dürfen; aber mein Stern, oder vielmehr meine Unbeständigkeit riß mich fort.

Drei Tage darauf besuchte mich der treulose Major Sabi, um mir zu sagen, ich möge auf meiner Hut sein, weil ein venetianischer Edelmann, der von mir beschimpft zu sein behaupte, zu Jedem, der es hören wolle, sage, er habe das Recht, mich todt zu schlagen, weil ich ihm Genugthuung verweigert habe. Und ich, versetzte ich, hätte das Recht, ihn verhaften zu lassen, weil er von den Galeeren, wo ich ihm ein Almosen gegeben, entsprungen ist und weil er, ohne dazu be-

rechtigt zu sein, eine Officiers-Uniform trägt, deren Charakter er entehrt. Welchen Schimpf kann ich übrigens Mädchen anthun, die in einem Hause der Prostitution leben und welche ich über ihr Verdienst bezahlt habe?

Sie haben sehr Recht, wenn es sich so verhält; aber der arme Teufel ist in Verzweiflung; er möchte abreisen und hat keinen Gulden. Ich rathe Ihnen, demselben zum zweitenmale ein Almosen zu geben, und Alles wird zu Ende sein. Einige vierzig Gulden werden Sie nicht ärmer machen und Sie von einem ekligen Feinde befreien.

Einem sehr ekligen, ich gebe es zu.

Ich verstand mich endlich dazu, die vierzig Gulden zu zahlen, und übergab sie ihm in einem Kaffeehause, wo ich ihn nach einer Verabredung mit dem Major finden sollte. Der Leser wird sehen, wo ich dieses schlechte Subjekt einen Monat später wieder fand.

Denke ich jetzt, wo ich kaltblütig bin und diese Zeit weit hinter mir liegt, an alle Unannehmlichkeiten zurück, die ich während meines kurzen Aufenthalts zu Amsterdam zu erdulden gehabt habe, während ich so glücklich hätte sein können, so muß ich erkennen, daß wir fast immer die erste Ursache der Leiden sind, die uns über den Hals kommen, der Unglücksfälle, über die wir uns so ungerecht beklagen. Würde ich vernünftiger sein, wenn ich noch einmal in diese Zeit zurückversetzt würde? Ja, wenn ich nicht mehr Ich wäre.

Herr von D. lud mich zum Abendessen in der Loge der Bürgermeister ein, eine außerordentliche Gunst, denn gegen alle Regeln der Freimaurerei ließ man sonst nur die vierundzwanzig Mitglieder zu, aus denen sie bestand, und diese vierundzwanzig Maurer waren die reichsten Millionaire der Börse. Ich habe Sie angekündigt, sagte Herr von D., und um Sie würdig zu empfangen, wird die Loge französisch eröffnet werden. Die Herren nahmen mich in der That auf eine ganz ausgezeichnete Weise auf, und ich hatte das Glück, Ihnen so zu gefallen, daß ich einstimmig für die ganze Zeit meines Aufenthaltes in Amsterdam zum überzähligen Mitgliede erklärt wurde. Als wir uns entfernten, sagte Herr von D., ich habe mit einer Gesellschaft gespeist, welche über ein wirkliches Kapital von dreihundert Millionen verfügen könne.

Am folgenden Tage bat mich der ehrliche Holländer, ihm

eine Frage zu beantworten, auf welche das Orakel seiner Tochter eine zu dunkele Antwort ertheilt habe. Esther forderte auch dazu auf, und ich bat sie um die Frage; sie lautete:

„Ich wünsche zu wissen, ob das Individuum, welches mich mit meiner Gesellschaft zur Uebernahme eines sehr wichtigen Geschäfts veranlassen will, der Freund des Königs von Frankreich ist.“

Es war mir nicht schwer, zu errathen, daß es sich vom Grafen von St. Germain handelte. Herr von O. wußte nicht, daß ich ihn kannte, und ich hatte nicht vergessen, was der Graf von Affri mir gesagt. Hier, sagte ich zu mir, bietet sich mir eine Gelegenheit, mein Orakel glänzen zu lassen und der schönen Esther etwas zu denken zu geben.

Ich ging sogleich an die Arbeit, und nachdem ich meine Pyramide geordnet, und um ihm zu imponiren, über die vier Schlüssel die Buchstaben O. S. A. D. gesetzt hatte, suchte ich die Antwort, indem ich mit dem vierten Schlüssel D. begann.

Sie lautete:

„Der Freund verläugnet. Der Befehl ist unterschrieben. Man bewilligt. Man verweigert. Alles verschwindet. Verschiebe.“

Ich thue, als ob ich meine Antwort sehr dunkel fände; aber Esther stößt einen Schrei des Erstaunens aus und findet, daß sie in einem außerordentlichen Style sehr viel sage. Herr von O. ruft freudetrunken aus: Meine Kinder, die Antwort ist für mich ganz klar. Das Orakel ist göttlich! Das Wort verschiebe! hat Bezug auf mich; das verstehe ich wohl.

Mein Freund, Sie und meine Tochter, sind sehr geschickt, das Orakel sprechen zu lassen; aber ich bin geschickter als Sie, es zu deuten. Ich werde nun Alles hintertreiben. Es handelt sich um nichts Geringeres, als hundert Millionen gegen Verpfändung der französischen Krondiamanten auszugeben. Dies Geschäft möchte der König ohne Einmischung seiner Minister, und selbst ohne daß sie etwas davon erführen, abmachen. Ich bitte Sie, mit Niemand darüber zu sprechen. Er ging hinaus.

Diesmal, sagte Esther, sobald wir allein waren, bin ich sicher, daß die Antwort unabhängig von Ihrem Willen ist. Bei Allem, was Ihnen heilig ist, sagen Sie mir, was die vier Buchstaben bedeuten, und warum Sie dieselben gewöhnlich nicht anwenden?

Ich wende sie nicht an, reizende Esther, weil die Erfahrung mir gelehrt hat, daß sie nicht nothwendig sind; da aber diese Aufschrift beim Bau der Pyramide vorgeschrieben ist, so habe ich sie bei einer Gelegenheit, die mir wichtig schien, nicht auslassen wollen.

Was besagen dieselben?

Es sind die vier Anfangsbuchstaben der heiligen Namen der vier Kardinalintelligenzen der Erde.

Welches sind diese Namen?

Es ist nicht erlaubt, sie auszusprechen, wer aber das Orakel empfangen will, muß sie kennen.

Ach, theurer Freund, betrüge mich nicht, denn ich glaube Alles, und Du würdest einen Mord begehen, wenn Du ein so reines Vertrauen wie das meinige täuschen wolltest.

Ich täusche Dich nicht, theure Esther.

Du müßtest mir also diese heiligen Namen mittheilen, wenn Du mir die Kabbal● lehren wolltest.

Gewiß, und ich kann sie nur dem offenbaren, den ich zu meinem Erben einsetzen werde. Auf das Uebertreten dieser Vorschrift ist die Drohung völligen Vergessens gesetzt, und diese Drohung ist, Sie werden es zugeben, schöne Esther, sehr geeignet, mich von jedem Uebertreten abzuhalten.

Ich gebe es zu. Ich Unglückliche! Und Ihre Erbin wird wahrscheinlich Ihre Manon sein.

Nein, Manons Geist eignet sich nicht für diese Art von Wissen.

Sie müssen sich aber für Jemand entscheiden, denn Sie sind sterblich. Wenn Sie wollen, wird mein Vater sein großes Vermögen mit Ihnen theilen, ohne Sie zu nöthigen, mich zu heirathen.

Esther! Was haben Sie gesagt? Glauben Sie, daß die Bedingung, Sie zu besitzen mir mißfallen könnte?

Nach einem köstlichen Tage, den ich fast den glücklichsten meines Lebens nennen könnte, verlasse ich die zu reizende Esther gegen Abend, um nach Hause zu gehen.

Drei oder vier Tage darauf kam Herr von D. in Esthers Kabinet und fand dieselbe sowie mich mit der Berechnung von Pyramiden beschäftigt. Ich lehrte ihr, die kabbalistischen Combinationen nach allen Schlüsseln zu verdoppeln, zu verdreifachen und zu vervierfachen. Herr von D. ging mit großen

Schritten auf und ab und schlug sich in einer Art von Entzücken vor den Kopf. Erstaunt und fast erschrocken, ihn in einem so ungewöhnlichen Zustande zu sehen, stehn wir auf; er umarmt uns inbrünstig und zwingt uns beinahe, uns auch zu umarmen, was wir sehr gern thaten. Was bedeutet aber das Alles, theurer Papa? Sie setzen mich in unbeschreibliches Erstaunen.

Setzet Euch neben mich, theure Kinder, und hört Euren Vater und besten Freund. Ich habe so eben einen Brief von einem der Secretaire Ihrer Hochmögenden empfangen, worin dieser mir im Wesentlichen anzeigt, der französische Gesandte bei den Generalstaaten habe im Namen des Königs seines Herrn die Auslieferung des Herrn Grafen von St. Germain beantragt, und man habe ihm geantwortet, die Auslieferung werde nach dem Wunsche Ihrer Allerchristlichsten Majestät erfolgen, sobald man sich der Person des angeblichen Grafen bemächtigt haben würde. In Gemäßheit dieses Versprechens und da man gewußt, daß Herr von St. Germain im Morgensterne wohne, hat man um Mitternacht Polizeibeamte hingeschickt, aber der Vogel war schon ausgeflogen gewesen. Der Wirth erklärte, der Graf sei mit Anbruch der Nacht mit der Post abgereist und habe den Weg nach Nymwegen eingeschlagen. Man hat hinter ihm hergeschickt, aber man hat wenig Hoffnung, ihn einzuholen.

Man weiß nicht, wie er hat dahinter kommen können, daß ein solcher Befehl gegen ihn ergangen ist, und wie er sich der drohenden Verhaftung hat entziehen können.

Man weiß es nicht, sagte Herr von O. lachend; aber man glaubt allgemein, daß Herr Calcoen, derselbe, der mir geschrieben, diesen Freund des Königs von Frankreich benachrichtigt hat, daß man ihn um Mitternacht suchen und sich seiner bemächtigen würde, wenn er sich nicht vorher aus dem Staube mache. Er ist nicht dumm genug gewesen, um einen so nützlichen Rath zu vernachlässigen. Die Regierung hat Herrn von Affri geantwortet, sie bedaure sehr, daß Se. Excellenz so lange gezögert, die Verhaftung und Auslieferung St. Germains zu fordern, und der Gesandte wird sich über diese Antwort nicht wundern, denn sie gleicht allen denen, welche man in solchen Fällen zu ertheilen pflegt.

Die Weisheit des Orakels ist bestätigt, und ich wünsche

mir Glück, daß ich richtig gerathen habe, denn wir waren im Begriffe, ihm hunderttausend Gulden a conto zu zahlen, die er, wie er sagte, gleich gebrauche. Er hatte uns den schönsten Krondiamanten als Unterpfand gegeben, und dies Unterpfand ist in unsern Händen zurückgeblieben. Aber wir werden ihm denselben wiedergeben, sobald er sich einstellen wird, um ihn zurückzufordern, wenn nicht anders der Gesandte denselben reklamirt. Ich habe nie einen so schönen Stein gesehn.

Nun, Kinder, werdet Ihr einsehn, welche ungeheure Verpflichtung ich gegen das Orakel habe. Ich will jetzt an die Börse gehen, wo ich mich an dem Danke weiden werde, welchen die ganze Gesellschaft sich beeifern wird, mir darzubringen; ich werde in den Ruf des klügsten, scharfsinnigsten, bestunterrichteten Mannes von ganz Holland kommen. Diese Ehre verdanke ich Euch, meine Kinder, aber ich schmücke mich ohne Bedenken mit Pfauenfedern.

Mein lieber Casanova, Sie speisen bei uns. Nach Tische werde ich Sie bitten, Ihre unbegreifliche Intelligenz zu befragen, ob wir erklären sollen, daß wir den herrlichen Solitair besitzen, oder ob wir besser thun, zu schweigen, bis er reclamirt wird.

Nach dieser Rede umarmte der Papa uns von Neuem und verließ uns.

Mein Freund, sagte Esther, dies ist die beste Gelegenheit, mir einen großen Beweis Deiner Freundschaft zu geben. Er wird Dir nichts kosten, auf mich aber Ehre und Freude häufen.

Befiehl, meine Esther, befiehl. Du kannst nicht glauben, daß ich eine Sache, welche mir nichts kostet, Dir verweigern werde, da ich mich glücklich schätzen würde, Dir mein Leben opfern zu können.

Mein Vater wünscht, Du sollest ihm nach Tische sagen, ob man den Besitz des Diamanten erklären soll oder ob es besser sei, Schweigen darüber zu beobachten, bis er reklamirt wird. Wenn er diese Bitte von Neuem an Dich richtet, so sage ihm, er solle sich an mich wenden und erbiete Dich, falls meine Antwort dunkel ausfallen sollte, das Orakel Deinerseits zu befragen. Mache sogleich die Operation und ich werde die Antwort aus der Pyramide hervorgehen lassen. Mein Vater

wird mich noch mehr lieben, wenn er sieht, daß mein Wissen mit dem Deinigen übereinstimmt.

Theure Esther! Warum kann ich nicht tausendmal mehr thun, um Dir meine Liebe und meine Hingebung zu beweisen! Gehen wir an die Arbeit.

Theure Freundin, ich will, daß Du selbst die Frage stellest, die Pyramiden bauest und mit eigener Hand die vier mächtigen Anfangsbuchstaben schreibest. Gut. Beginne das Ausziehn der Antwort mit dem göttlichen Schlüssel. Nie war eine Schülerin so gelehrig.

Als Alles in Ordnung war, gab ich ihr die Additionen und die Subtractionen, welche ich wollte, an die Hand, und sie war ganz verdutzt, als sie folgende Antwort fand: Schweigen nothwendig. Ohne Schweigen allgemeine Verhöhnung. Diamant ohne Werth; reine Composition. Bloße Nachahmung.

Ich glaubte, sie würde toll vor Freude werden. Sie erstickte beinahe vor Lachen. Welche Antwort! Wie großartig! Was! der Diamant ist falsch, und durch mich sollen sie erfahren, wie dumm sie gewesen sind, sich auf solche Weise anführen zu lassen? Von mir soll mein Vater dies wichtige Geheimniß erfahren? Das übertrifft meine Erwartung, beschämt mich, und ich habe Mühe, meine Freude zu mäßigen.

Welchen Dank bin ich Dir nicht schuldig, liebenswürdiger und außerordentlicher Mann! Natürlich wird man baldigst die Thatsache prüfen und sobald man zur Entdeckung gelangt sein wird, daß der berufene Diamant nur glänzende Nachahmung ist, wird die Gesellschaft meinen Vater anbeten, aber sie wird einsehn, wie lächerlich sie sich gemacht haben würde, wenn sie eingestehen mußte, daß sie von einem schurkischen Intriguanten betrogen worden sei. Theurer Freund, kannst Du mir diese Pyramide lassen?

Ich lasse sie Dir sehr gern; aber, theure Esther, Du wirst nicht gelehrter dadurch werden.

Der Vater kam zurück, wir speisten, und nach dem Dessert wurde die Scene wahrhaft komisch, als der ehrliche v. D. durch das Orakel seiner Tochter erfuhr, daß der Stein falsch sei. Er schrie laut auf, erklärte die Sache für unglaublich, unmöglich, und bat mich zuletzt, dieselbe Frage zu stellen, denn er war überzeugt, daß seine Tochter sich getäuscht oder vielmehr, daß das Orakel sie zum Besten gehabt habe.

Ich ging ans Werk, und meine Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Als er sah, daß sie mit der seiner Tochter übereinstimmte, obwohl sie auf eine verschiedene Weise ausgedrückt war, setzte er keinen Zweifel mehr in die Wissenschaft Esthers und beeilte sich, den vorgeblichen Diamanten prüfen zu lassen und seinen Associé's Schweigen nach angestellter Probe anzuempfehlen. Diese Empfehlung blieb übrigens ohne Wirkung, obwohl die Interessenten mit Niemand davon sprachen, denn die Geschichte war allgemein bekannt; man sagte sogar, wie dies gewöhnlich geschieht, die Geprellten wären nicht blos halb geprellt worden und der Graf von St. Germain hätte die hunderttausend Gulden in die Tasche gesteckt; das war aber falsch.

Meine Esther war ganz stolz; anstatt sich aber nun zufrieden zu geben, wuchs nur ihre Lust die Wissenschaft so vollständig zu besitzen, wie ich sie ihrer Ansicht nach besaß.

Man erfuhr bald, daß St. Germain durch Emden gekommen sei, sich hier nach England eingeschifft habe und dort angelangt sei. Wir werden an seinem Orte auf diesen berühmten Betrüger zurückkommen. Einstweilen habe ich einen Vorfall ganz anderer Art zu erzählen, der mir beinahe auf die allerlächerlichste Weise das Leben gekostet hätte.

Es war am Weihnachtstage. Ich war ziemlich früh aufgestanden und in heiterer Stimmung als gewöhnlich. Nach der Alten-Weiber-Ansicht bedeutet das immer etwas Schlimmes; da ich aber für solche Vorurtheile nicht zugänglich war, so war ich damals wie auch jetzt weit entfernt, meine Heiterkeit als eine üble Vorbedeutung anzusehn. Diesmal rechtfertigte indeß der Zufall den Glauben. Ich bekam aus Paris einen Brief und ein dickes Paket; es war von Manon. Ich öffne und glaube vor Schmerz zu sterben, als ich Folgendes las: „Seien Sie vernünftig und empfangen Sie die Nachricht, welche ich Ihnen mittheile, mit kaltem Blut. Dieses Paket enthält alle Ihre Briefe und Ihr Portrait. Senden Sie mir das meinige zurück und wenn Sie meine Briefe aufbewahrt haben, so erweisen Sie mir den Gefallen, sie zu verbrennen. Denken Sie nicht mehr an mich. Meine Pflicht legt mir die Verbindlichkeit auf, mein Möglichstes zu thun, um Sie zu vergessen, denn morgen um diese Stunde werde ich die Gat-

lin Herrn Blondels, Architekten des Königs und Mitglieds seiner Akademie, sein. Sie werden mich sehr verbinden, wenn Sie bei Ihrer Rückkehr nach Paris die Güte haben wollen, so zu thun, als ob Sie mich nicht kennen, falls der Zufall mich Ihnen in den Weg führen sollte."

Das Lesen dieses Briefes vernichtete mich gleichsam, und länger als zwei Stunden war es mir unmöglich, mich wieder zu erholen. Ich ließ Herrn von D. sagen, da ich unwohl sei, würde ich den ganzen Tag das Zimmer hüten. Als ich mich etwas ruhiger fühlte, öffnete ich das Paket. Mein Portrait war das Erste, was mir in die Hände fiel. Ich betrachtete es, und meine Gemüthsstimmung war derartig, daß ich ein wüthendes und drohendes Gesicht zu sehn glaubte, obwohl ich mit lachender und heiterer Miene dargestellt war. Ich setzte mich an mein Bureau, und in zwanzig Briefen, welche ich zerriß, sobald sie beendet waren, überhäufte ich die Ungetreue mit Vorwürfen und Drohungen jeder Art.

Niedergebeugt, vernichtet, wie ich war, bemühe ich mich, eine Tasse Bouillon zu trinken und legte mich mit einem Fieberanfalle zu Bette, vergeblich den Schlaf herbeirufend, der sich nicht einstellte. Tausend Pläne kreuzten sich in meinem kranken Kopfe, aber ich verwarf sie sogleich wieder, um neue auszusinnen. Diesen Blondel, welchen ich nicht kannte, wollte ich meiner Wuth opfern und ihn strafen, daß er mir eine Frau entrissen, auf deren Alleinbesitz ich ein Recht zu haben glaubte und welche man für meine Gattin hielt. Ich wollte die Ungetreue strafen, indem ich ihr den Gegenstand raubte, den sie mir vorgezogen hatte. Ich klagte ihren Vater an, ich fluchte ihrem Bruder, daß er mich über die Schmach, welche man mir so treuloser Weise bereitet hatte, in Unwissenheit gelassen habe.

In dieser Art Wahnsinn verlebte ich den Tag und die ganze Nacht, und da ich mich am folgenden Tage noch bedrückter fühlte, so ließ ich Herrn von D. anzeigen, daß ich nicht ausgehn könne. Ich las sodann von Neuem Manon's Briefe, welcher ich tausend überspannte Beinamen gab, und schrieb an sie wie am vorigen Tage, ohne daß ich einen Brief nach Wunsch zu Stande bringen konnte. Der leere Magen und die Aufregung meiner Sinne, die betäubende Dünste in mein Gehirn sendeten, ließen mich einige Augenblicke meine

Schmerzen vergessen, die sich indeß nach wenigen Augenblicken wieder heftiger einstellten.

Gegen drei Uhr kam der gute Herr von D. zu mir, um mich zu einer Reise mit ihm nach dem Haag zu bereden, wo am folgenden Tage, dem St. Johannes-Winterfeste, alle angesehenen Maurer Hollands zur Feier dieses Festes zusammen kommen sollten; als er aber sah, in welchem Zustande ich war, stand er ab. Was hat diese Krankheit zu besagen, mein lieber Casanova?

Ein großer Kummer, sagte ich, aber sprechen Sie nicht davon.

Er verließ mich beinahe ebenso afficirt wie ich selbst, und bat mich, Esther zu besuchen. Aber am folgenden Morgen kam sie mir zuvor, denn gegen neun Uhr sah ich sie mit ihrer Gouvernante eintreten. Ihre Gegenwart that mir wohl. Erstaunt, mich entstellt und niedergeschlagen zu sehen, fragte sie mich, was das für ein Kummer sei, von dem ihr Vater gesprochen hätte und den ich nicht bemeistern könne.

Setzen Sie sich neben mich, theure Esther und erlauben Sie, daß ich aus dem Gegenstande, der mich so sehr bewegt, Ihnen ein Geheimniß mache. Der große Arzt, die Zeit, und mehr noch Ihre angenehme Unterhaltung werden eine Heilung bewirken, welche ich nicht von meiner Vernunft erwarten darf. So lange wir von anderen Sachen sprechen, theure Freundin, werde ich nicht an das Unglück denken, das mich zerreißt.

Wolan, mein Freund, kleiden Sie sich an und bleiben Sie den Tag bei mir; ich werde Alles aufbieten, um Sie zu zerstreuen.

Ich bin sehr schwach, theure Esther, denn seit drei Tagen trinke ich nur etwas Bouillon oder Chokolade. Bei diesen Worten sah ich ihr schönes Gesicht sich entfärben und einige Thränen ihren Augen entschlüpfen.

Nach einem Augenblicke des Schweigens näherte sie sich meinem Bureau, nahm eine Feder und schrieb einige Zeilen, welche sie mir brachte. Diese lauteten: „Mein Freund, wenn eine große Summe Goldes, außer der, welche mein Vater Ihnen schuldet, Ihren Kummer verscheuchen oder auch nur mildern kann, so kann ich Ihr Arzt sein, und Sie können überzeugt sein, daß Sie mich glücklich machen, wenn Sie

meine Bitte annehmen.“ Ich ergriff ihre Hände, welche ich zärtlich küßte und sagte:

Nein, theure und großmüthige Esther, nicht Gold ist es, was mir fehlt; ich habe dessen genug, und wenn es mir daran fehlte, würde ich mich vertrauensvoll und als Freund an Sie, sowie an Ihren Vater wenden; was mir aber fehlt, und was mir Niemand geben kann, das ist die Geistesstärke, um einen Entschluß fassen zu können.

Aber das wäre ja gerade ein geeigneter Fall, sich an Ihr Orakel zu wenden.

Ich konnte mich des Lachens nicht enthalten.

Wie können Sie lachen? sagte sie. Wenn ich Recht habe, so kann demselben das Heilmittel nicht unbekannt sein.

Mein Engel, ich habe über die komische Idee gelacht, Sie das Orakel befragen zu lassen. Ich werde es nicht um Rath fragen, weil es mir ein schlimmeres Mittel anrathen könnte als das Leiden, dem ich erliege.

Aber, mein Freund, es wird immer in Ihrer Macht stehen, es nicht anzuwenden

Ja, gewiß steht es in unserer Macht zu handeln oder nicht zu handeln, wenn die Handluug nicht aus uns hervorgeht, aber ich würde dadurch die jener Intelligenz schuldige Ehrfurcht verletzen.

Esther war verblüfft und blieb einige Augenblicke stumm; endlich sagte sie, wenn sie mir einen Gefallen damit thue, wolle sie den ganzen Tag bei mir bleiben. Die Freude, worin dieser Vorschlag mich versetzte, war zu ersichtlich, als daß sie dieselbe nicht hätte bemerken sollen. Ich antwortete, wenn sie zum Essen bleiben wolle, würde ich aufstehen und drei Couverts auflegen lassen, und ohne Zweifel würde sie mir Muth zum Essen geben. Wohlan, sagte sie fröhlich, ich werde den Kabliau bereiten, den sie so sehr lieben. Sie gab Befehl, die Tragchaise wegzuschicken und ging zur Wirthin, um ein leckeres Mahl, den Rost und den Weingeist, dessen sie zur Bereitung ihrer kleinen Ragouts bedurfte, zu bestellen.

Esther war ein Schatz, ein Engel an Vollkommenheit, welcher mir unter der Bedingung angehören wollte, daß ich ihr meine unmittheilbare Wissenschaft, mittheile. Da ich mich durch den Gedanken, einen köstlichen Tag zu verleben, erleichtert fühlte, so sah ich wohl, daß ich Manon würde vergessen

können, und ich war sehr erfreut darüber. Ich stand auf und Esther, welche mich aufgestanden fand, als sie wiederkam, sprang vor Freuden. Mein Freund, sagte sie, setzen Sie Ihrer Güte die Krone auf, indem Sie sich frisiren und ankleiden lassen, als ob Sie zu einem Balle gehen wollten.

Das, sagte ich, ist eine lächerliche Laune, aber sie gefällt mir, weil sie Dir Vergnügen macht.

Auch Dir wird sie Vergnügen machen, versetzte sie mit bezaubernder Anmuth.

Ich klingelte Le Duc und sagte, ich wolle frisirt und angekleidet sein, als ob ich zum Balle ginge. Wähle mir den Rock, welcher mich am besten kleidet. Nein, sagte Esther, ich werde selbst wählen.

Le Duc öffnete den Koffer, in welchem er sie nach Belieben herum kramen läßt und rasirt und frisirt mich. Esther, welcher die Beschäftigung Vergnügen machte, ließ sich von ihrer Gouvernante helfen. Sie legte auf mein Bett ein Spitzenhemde und den Rock, welchen sie am meisten nach ihrem Geschmacke fand. Sich mir sodann nähernd, als wolle sie sehen, ob Le Duc mich ordentlich frisire, sagte sie: Ein Täßchen-Bouillon wird Ihnen wohlthun, mein Freund; lassen Sie welche kommen; sie wird Ihrem Magen Stimmung für das Mittagsessen geben. Ich folgte ihrem durch die zärtlichste Theilnahme eingegebenen Rath, und that wohl daran. Diese liebenswürdige Person übte auf mich einen so wohlthätigen Einfluß, daß ich allmählig das Gefühl bekam, als ob ich Manon nicht liebe, sondern hasse. Das gab mir Muth und vollendete meine Heilung; wenn ich aber jetzt die verschiedenen Gefühle, welche ich damals hatte, analysire, so glaube ich zu erkennen, daß Manon, indem sie vernünftiger Weise Blondel's Hand annahm, weit mehr meine Eigenliebe als meine Liebe verletzt hatte.

Ich war unter den Händen meines Kammerdieners, das Gesicht gegen den Kamin gekehrt, und ohne Esther zu sehen, dachte ich mit einer Art Behagen daran, daß sie meine Sachen besichtige, als sie plötzlich mit trauriger Miene und einen Brief in der Hand haltend, vor mich hintrat. Es war das verhängnißvolle Schreiben Manons.

Bin ich strafbar, sagte sie mit furchtsamer Miene, daß ich die Ursache Ihres Schmerzes entdeckt habe?

Ich war etwas verlegen, sagte aber, mit einem beifälligen Blicke auf sie:

Nein, nein, theure Esther, beklagen Sie Ihren Freund und sprechen wir nicht mehr davon.

Ich kann ihn also bis zu Ende lesen?

Ja, mein Herz, wenn es Ihnen Vergnügen macht, denn ich kann es nicht mehr, und Sie werden mich desto mehr beklagen.

Alle Briefe der ungetreuen Manon Baletti lagen zusammen mit den meinigen, nach dem Datum geordnet auf meinem Nachttische. Ich zeigte sie Esther, welche sie mit einer Art Gier zu lesen anfing.

Sobald ich wie zu einem Galafeste angekleidet war, ging Le Duc hinaus und wir waren nun allein, denn die gute Gouvernante, welche am Fenster Kanten stickte, mischte sich nie in etwas. Esther sagte, sie habe nie etwas mit so großem Vergnügen gelesen wie diese Briefe.

Diese verdammten Briefe, welche Dir, theure Esther, so sehr gefallen, werden mich tödten

Tödten, mein Freund? Nein, ich werde Sie hoffentlich heilen.

Ich wünsche es, aber nach Tische wirst Du mir behülflich sein, sie zu verbrennen, ohne Ausnahme selbst desjenigen, worin sie mir dies befiehlt.

Sie verbrennen! Schenken Sie sie mir. Ich verspreche Ihnen, sie mein ganzes Leben gewissenhaft aufzuheben.

Sie gehören Ihnen, Esther; ich werde sie Ihnen morgen bringen.

Dieser Briefe waren mehr als zweihundert an der Zahl, und die kürzesten hatten vier Seiten. Erfreut, in den Besitz derselben gelangt zu sein, sagte sie, sie wolle sie sogleich zusammenbinden und am Abend mit nach Hause nehmen. Wollen Sie Ihrer Ungetreuen das Portrait zurückschicken?

Ich weiß nicht, was ich damit beginnen soll?

Schicken Sie es Ihr zurück, denn sie verdient nicht, daß Sie ihr die Ehre erweisen, es zu behalten. Ich bin sicher, daß Ihr Orakel Ihnen denselben Rath geben würde. Wo ist das Portrait? Wollen Sie es mir zeigen?

Das Portrait befand sich im Innern einer goldenen Tabacksdose; aber ich hatte es Esther nie gezeigt, weil ich fürchtete,

sie könne Manon schöner als sich finden und deshalb glauben, ich thäte es aus Eitelkeit; da sie aber den Wunsch äußerte, es zu sehen, so öffnete ich das Kästchen, in welchem es lag und gab es ihr.

Ein anderes Mädchen als Esther hätte Manon häßlich gefunden oder wenigstens nach Fehlern gesucht; aber Esther lobte sie, fand sie schön und begnügte sich zu sagen, es sei doch schade, daß eine so schöne Person eine so häßliche Seele beherberge.

Manons Anblick brachte Esther in Zug; sie bat mich, ihr alle Portraits zu zeigen, welche mir Madame Manzoni aus Venedig geschickt hatte. Darunter waren nackte Figuren; aber Esther war rein und ihr Geist zu aufgeklärt, um sich auf Ziereereien einzulassen, die nur Prüde kleiden, für welche das Natürliche nicht paßt. O'Morphi gefiel ihr sehr, und ihre Geschichte, die ich ihr mit allen Einzelheiten erzählte, kam ihr sehr merkwürdig vor. Das Portrait der schönen Nonne M. M. im Ordenskleide und dann als Venus gab ihr viel Stoff zum Lachen; aber ich weigerte mich, ihr die Geschichte derselben zu erzählen, obwohl sie ein lebhaftes Verlangen danach äußerte.

Als die Zeit des Mittagsessens gekommen war, wurden wir auf eine vortreffliche Weise bedient, und wir verlebten zwei köstliche Stunden, indem wir uns gütlich thaten und unterhielten. Es schien mir, als sei ich durch ein Wunder vom Tode zum Leben übergegangen, und Esther war sehr erfreut, daß sie mein Arzt gewesen. Ehe wir von Tische aufstanden, versprach ich ihr, Manons Portrait an den Mann zu schicken; aber ihr vortreffliches Herz gab ihr bald ein Mittel ein, mir davon abzurathen, und es wurde ihr nicht schwer.

Als wir einige Zeit darauf, vor einem warmen Kamine sitzend, plauderten, nahm sie Papier, errichtete die Pyramide und schrieb die Buchstaben O. S. A. D. darüber. Sie fragte, ob ich gut thun würde, dem Manne das Portrait zurückzuschicken, oder ob es edler und angemessener sei, wenn ich es der ungetreuen Manon zurückschicke. Während der Berechnung sagte sie oft mit süßem Lächeln: Ich habe die Antwort nicht vorbereitet; Sie können es mir glauben. Ich that so, als glaube ich es, und wir lachten wie zwei Auguren, welche sich an einsamer Stelle begegnen. Die Antwort er-

ging endlich dahin, ich solle das Portrait zurückschicken, aber derjenigen, welche es mir gegeben; es dem Manne zurückzuschicken wäre eine tadelnswerthe und eines Ehrenmannes unwürdige Handlung.

Ich stimmte der Antwort bei, umarmte die Pythonissa zwanzigmal, und versprach ihr, der Anweisung ihres Orakels pünktlich zu folgen; ich fügte indeß hinzu, ich sähe mit Vergnügen, daß sie keiner Unterweisung in der Wissenschaft bedürfe, da sie dieselbe schon eben so vollkommen inne habe wie derjenige, der sie erfunden.

Ich sagte die Wahrheit; aber Esther lachte, und da sie fürchtete, daß ich es wirklich glauben könnte, gab sie sich die möglichste Mühe, mir das Gegentheil zu versichern.

In solchen Scherzen gefällt sich die Liebe; auf solche Weise wächst sie und wird in kurzer Zeit zum Riesen.

Sollte ich zu neugierig sein, sagte Esther, wenn ich Sie fragte, wo Ihr Portrait ist? Manon sagt in Ihrem Briefe, sie schicke es Ihnen zurück; aber ich habe es nicht gesehen.

In meinem ersten Aerger habe ich es weggeworfen, ich weiß nicht wohin. Sie sehen wohl ein, daß ein so verachtetes Möbel mir nicht angenehm sein kann.

Suchen wir es, theurer Freund, ich wünsche es zu sehen.

Wir fanden es bald auf meiner Kommode unter einem Haufen Bücher. Esther betrachtete es und sagte, es sei sprechend ähnlich.

Ich würde es Ihnen anbieten, theure Freundin, wenn ein solches Geschenk Ihrer würdig wäre.

Und welches Geschenk könnten Sie mir wohl machen, was dieses aufwöge?

Sie wollen es annehmen, Esther, obgleich es durch andere Hände gegangen ist?

Es wird in meinen Augen nur desto mehr Werth haben.

Wir mußten uns endlich trennen; aber wir hatten einen Tag verlebt, den man köstlich nennen kann, wenn man das Glück in gegenseitiger Befriedigung ohne Beimischung einer heftigen oder stürmischen Leidenschaft sucht. Sie entfernte sich um 10 Uhr, nachdem sie das Versprechen empfangen, daß ich den ganzen folgenden Tag bei ihr zubringen würde.

Nachdem ich neun Stunden ununterbrochen geschlafen hatte, stand ich frisch und munter auf; sodann eilte ich zu

Esther, welche noch schlief, aber von der Gouvernante geweckt wurde, trotz mei er dringenden Bitte, ihren Schlummer nicht zu stören.

Sie empfing mich, im Bette sitzend und mit dem angenehmsten Lächeln, und indem sie mir meinen starken Briefwechsel mit Manon zeigte, der auf ihrem Nachtische lag, sagte sie, sie habe bis zwei Uhr Morgens mit Theilnahme darin gelesen.

Diese liebenswürdige Person war in einem entzückenden Zustande. Ein hübsches Batisthäubchen, mit hellblauem Bande und mit Kanten besetzt, schmückte ihr reizendes Gesicht, und ein leichtes Tuch von indischem Mousselin, das sie eiligst über ihren Elfenbeinnacken geworfen hatte, verbarg nur zur Hälfte ihren alabasternen Busen, dessen Form Praxiteles beschämt haben würde. Sie erlaubte mir, von ihren Rosenlippen hundert Küsse zu pflücken, welche brennend wurden und welche der Anblick so vieler Reize nicht mildern konnte; aber ihre schönen Hände verwehrten mir hartnäckig die Annäherung an zwei Rundungen, welche meine Hände zu ergreifen suchten.

Ich setzte mich neben sie und wiederholte ihr mit dem Tone der Ueberzeugung, ihre göttlichen Reize, verbunden mit ihrem überlegenen Geiste, wären sehr geeignet, alle Manons der Erde in Vergessenheit zu bringen.

Ist Manon in Ihrer ganzen Person schön?

Ich weiß es nicht, schöne Esther, denn da ich nicht ihr Gatte geworden bin, habe ich mich nicht davon überzeugen können.

Ich lobe Ihre weise Zurückhaltung, sagte sie lächelnd; dieselbe ziemt sich für einen feinfühlenden Mann.

Ich habe von ihrer Amme erfahren, daß sie vollkommen gut gewachsen ist, und daß kein Fleck, kein Maal die Weiße ihrer Haut stört.

Sie müssen von mir eine ganz andere Idee haben?

Ja, meine Esther, denn das Orakel hat mir das große Geheimniß enthüllt, welches Sie kennen zu lernen wünschten. Das hindert indeß nicht, daß ich Sie überall vollkommen schön finde.

Ich beging einen dummen Streich, der beinahe zu meiner Schande ausgeschlagen wäre, denn ich fügte hinzu:

Wenn ich Ihr Mann würde, würde es mir leicht werden, diesen Flecken nicht zu berühren.

Sie glauben also, sagte sie erröthend und mit etwas gereiztem Tone, Sie glauben also, daß Sie beim Berühren etwas finden könnten, was geeignet wäre, Ihre Begierden zu vermindern?

Diese Frage, welche mich gänzlich demaskirte, erfüllte mich mit Beschämung. Ich vergoß Thränen darüber und bat sie mit einem Tone so wahrhafter Reue um Verzeihung, daß die Sympathie sie ihre Thränen mit den meinigen vermischen ließ. Wir wurden dadurch nur vertrauter, denn nachdem ich ihre Thränen mit meinen Lippen getrocknet hatte, entflammte uns beide zugleich dasselbe Feuer, und ohne die Klugheit, welche lauter als unsere Begierden sprach, würde vermuthlich in diesem Augenblicke Alles vollbracht worden sein. Wir genossen eine Seligkeit, welche uns an die süßen Genüsse denken ließ, die uns zu verschaffen in unserer Macht stand. Drei Stunden verflossen sehr schnell! Sie bat mich, in ihr Kabinet zu gehen, um ihr Zeit zum Ankleiden zu lassen; sodann gingen wir hinunter und speisten mit dem armen Secretair, der sie anbetete, den sie nicht liebte, und der mich nur sehr ungern auf so gutem Fuße mit ihr sehen mußte.

Den Rest des Tages verbrachten wir mit vertraulichen Gesprächen, wie man sie führt, wenn die erste Grundlage innigster Freundschaft zwischen zwei Personen verschiedenen Geschlechts gelegt ist, welche glauben, daß sie für einander geschaffen sind und sich nie werden trennen müssen. Wir flammten noch im Salon; aber wir waren nicht so frei wie im Schlafzimmer. In der Luft des Schlafzimmers der geliebten Frau liegt etwas so Inniges, eine so balsamische Luft, so wollüstige Ausströmungen, daß ein Liebhaber, welcher zwischen dem Himmel und diesem Ort des Entzückens zu wählen hätte, nicht einen Augenblick schwanken könnte.

Wir trennten uns, das Herz geschwellt von Glück, und mit dem Zuruf: Morgen!

Ich war wirklich in Esther verliebt, denn in dem, was ich für sie empfand, war etwas Sanfteres, Ruhigeres und zugleich Lebhafteres, als die sinnliche Liebe, welche nie frei von stürmischer Aufregung ist. Ich glaubte sie bewegen zu können, mich zu heirathen, ohne daß sie die Forderung stelle,

ich solle ihr etwas lehren, was ich nicht lehren konnte. Ich bedauerte, sie nicht in dem Glauben gelassen zu haben, daß ihre Wissenschaft der meinigen gleich sei, und ich hielt es für unmöglich, ihr die Ueberzeugung meines Betrugs zu geben, ohne stärkern Unwillen als die Liebe, welche ich ihr eingeflößt hatte, bei ihr zu erregen. Esther war indeß das einzige Weib, welches Manon bei mir in Vergessenheit bringen konnte, und diese schien mir dessen, was ich für sie hatte thun wollen, schon unwerth.

Als Herr von D. zurückgekehrt war, speiste ich mit ihm zu Mittag. Mit Vergnügen hatte er gehört, daß seine Tochter mich geheilt hatte, indem sie einen ganzen Tag bei mir geblieben war. Als wir allein waren, sagte er, er habe im Haag erfahren, daß der Graf St. Germain das Geheimniß besitze, Diamanten zu machen, die sich von den ächten nur durch das Gewicht unterschieden, was seiner Meinung nach hinreichte, um demselben ein glänzendes Vermögen zu sichern. Ich hätte ihm ein großes Vergnügen bereiten können, wenn ich ihm Alles hätte erzählen wollen, was mir von diesem berühmten Charlatan bekannt war.

Am folgenden Tage führte ich Esther ins Concert, wo sie mir sagte, am nächsten Tage werde sie ihr Zimmer nicht verlassen, und wir könnten hier ungestört von unserer Verheirathung sprechen. Es war der letzte Tag des Jahres 1759.

Zweites Kapitel.

Ich enttäusche Esther. — Ich reise nach Deutschland. — Mein Abenteuer in der Umgegend von Köln. — Die Frau des Bürgermeisters; ich mache ihre Eroberung. — Ball in Bonn. — Aufnahme beim Kurfürsten von Köln. — Frühstück in Brühl. — Erste Vertraulichkeit. — Abendessen ohne Einladung beim General Kettler. — Ich bin glücklich. — Meine Abreise von Köln. — Die kleine Toscani. — Das Kleinod. — Meine Ankunft in Stuttgart.

Das Stelldichein, welches mir Esther gegeben hatte, mußte wichtig werden; die Liebe hatte es mir angesetzt, aber ich glaubte die Ehre als Theilnehmer hinzuziehen zu müssen. Ich ging also zu ihr mit dem festen Entschlusse, keinen Mißbrauch mit dieser reizenden Person zu treiben und sie nöthigenfalls selbst auf Kosten meines Glücks zu enttäuschen, jedoch nicht ohne die leise Hoffnung, daß ich in diese Gefahr nicht gerathen würde.

Ich fand sie in ihrem Bette liegend, und sie sagte, sie würde den ganzen Tag darin bleiben. Ich billigte ihren Entschluß, denn ich fand sie entzückend in dieser Lage. Wir wollen arbeiten, mein Freund, sagte sie, und nachdem ihre Gouvernante einen kleinen Tisch an ihr Bett gerückt, übergab sie mir ein Papier mit Fragen, welche alle darauf hinauskamen, daß ich ihr vor unserer Verheirathung meine vorgegebene Wissenschaft mittheilen müsse. Alle Fragen waren mit Kunst gestellt; alle hatten den Zweck, das Orakel dahin zu bringen, daß es mir befehle, sie zu befriedigen, oder daß es mir dies ausdrücklich verbiete. Ich sah die Schlinge, und

war nur darauf bedacht, derselben zu entgehen, während ich an die Fragen zu denken schien. Ich konnte das Orakel nicht sprechen lassen, wie Esther es wollte, ich konnte es aber auch kein ausdrückliches Verbot verfügen lassen, weil ich befürchtete, daß sie in der Gereiztheit darüber sich an mir zu rächen suchen würde. Ich mußte indeß so thun, als ob ich wirklich guten Willen hätte, und ich zog mich durch zweideutige Antworten aus der Verlegenheit, bis zu dem Augenblicke, wo mich der gutmüthige Papa zum Essen rief.

Er erlaubte seiner Tochter, in ihrem Bette zu bleiben, aber unter der Bedingung, daß sie den übrigen Theil des Tages nicht arbeite, denn er fürchtete, die Anstrengung könnte ihre Kopfschmerzen vergrößern. Sie versprach es ihm, und ich war sehr froh darüber; als ich aber von Tische aufstand, kehrte ich zu ihr zurück, und da ich sie schlafend fand, setzte ich mich neben ihr Bett und achtete ihren Schlummer.

Als sie erwacht war, schlug sie vor, uns einen Augenblick mit Lesen zu beschäftigen, und da mir Colardeau's Heroiden wie durch Eingebung in die Hände kamen, so setzte uns die von Heloise und Abailard völlig in Feuer und Flamme; da dieses so süße und belebende Feuer auch auf unsere Gespräche überging, so sprachen wir von dem Geheimnisse, welches das Orakel uns enthüllt hatte.

Aber, theure Esther, hat das Orakel Dich nicht mit einer Sache bekannt gemacht, welche Du sehr gut wußtest?

Nein, mein Freund, dies Geheimniß war und mußte mir ganz unbekannt sein.

Du bist also nie neugierig gewesen, Dich kennen zu lernen?

Wie neugierig ich auch gewesen sein mag, so hat doch die Natur das Maal so angebracht, daß ich es nur in Folge einer sehr sorgfältigen Untersuchung entdecken konnte.

Du hättest es also nie gefühlt?

Es ist nicht zu fühlen.

Ich glaube es nicht.

Sie erlaubte meiner Hand eine unbescheidene Untersuchung, und mit Entzücken durchstreiften meine Finger den Umkreis des Tempels der Liebe. Diese Berührung war wohl geeignet alle Flammen zum lodernden Brande zu entfachen. Da ich den Gegenstand meines Suchens nicht finden konnte,

und mehr als einen trügerischen Genuß wünschte, so wurde mir die Erlaubniß zu Theil, mich mit meinen eignen Augen zu überzeugen, daß das Maal in der That vorhanden sei; aber hierauf beschränkten sich auch die Zugeständnisse, und ich mußte mich mit tausend Küssen begnügen, welche ich glühend auf alle Theile drückte, die die Bescheidenheit meinen Blicken nicht mehr entzog.

Gesättigt von Glück, ohne den höchsten Genuß erlangt zu haben, den sie mir weislich verwehrte, faßte ich nach zwei Stunden, gewidmet solchen Spielen, denen nichts Anderes zu vergleichen ist, den Entschluß, ihr die Wahrheit zu gestehen, obwohl ich nicht frei von der Furcht war, ihren Zorn zu erregen, wenn ich ihr bewiese, wie sehr ich ihr Vertrauen gemißbraucht habe.

Esther, welche viel Geist hatte und welche ich nimmermehr hätte täuschen können, wenn sie weniger gehabt hätte, hörte mich ohne Erstaunen, ohne Unterbrechung und ohne die geringste Spur von Zorn an. Am Schlusse meiner langen und aufrichtigen Beichte sagte sie:

Ich weiß, daß Du mich ebenso sehr liebst, wie ich Dich, und da ich der Meinung bin, die Mittheilung, welche Du mir gemacht hast, könne nicht wahr sein, so bin ich überzeugt, daß wenn Du mir das Geheimniß Deiner Wissenschaft nicht mittheilst, dies nur darin seinen Grund hat, daß die Sache nicht in Deiner Macht steht. Also verspreche ich Dir, nicht mehr in Dich zu dringen, daß Du etwas thust, was Du nicht willst oder was nicht in Deiner Macht steht. Bleiben wir zärtlich vereinigt bis zum Tode und sprechen wir davon nicht mehr.

Nach einem kurzen Schweigen fuhr sie fort: Ich verzeihe Ihnen, mein Freund, aber wenn die Liebe Ihnen den Muth der Aufrichtigkeit geraubt hat, so bedaure ich Sie. Sie haben mich von der Wirklichkeit Ihrer Wissenschaft zu sehr überzeugt, als daß Sie meinen Glauben erschüttern könnten. Es ist nichts dagegen zu sagen. Sie konnten nicht eine Sache wissen, welche mir selbst unbekannt war und welche kein Sterblicher wissen konnte.

Und wenn ich, göttliche Esther, Ihnen beweise, daß ich wissen mußte, daß Sie dies Maal hatten, daß ich sogar muthmaßen konnte, daß es Ihnen nicht bekannt war, wird dann

Ihr Glauben erschüttert werden und werden Sie dann endlich an meine Aufrichtigkeit glauben?

Sie wußten es? Wie haben Sie es gesehen? Das ist unglaublich?

Ich will Ihnen Alles sagen.

Ich erklärte ihr nun die Theorie der Uebereinstimmung der Maale, welche sich auf dem menschlichen Körper befinden, und um sie zu überzeugen, sagte ich ihr endlich, daß ihre Gouvernante, welche auf der rechten Wange einen großen Flecken habe, einen ähnlichen auf ihrem rechten Hintertheile haben müsse. Sie lachte laut und sagte: Das werde ich untersuchen, aber ich kann Dich, theurer Freund, nur um so mehr bewundern, weil Du eine Kenntniß besitzest, welche Niemand anders als Du besitzt?

Glaubst Du, theure Esther, daß ich der einzige Besitzer des Geheimnisses bin? Enttäusche Dich. Diese Wissenschaft besitzen alle diejenigen, welche sich mit der Anatomie, der Physiologie oder selbst mit der Astrologie befaßt haben, welche letztere chimärisch ist, wenn man in der Betrachtung der Sterne die Principien unserer Handlungen finden will.

O, ich bitte Dich, verschaffe mir zu morgen, unfehlbar zu morgen, alle Bücher, aus welchen ich viele Sachen dieser Art lernen kann. Mich verlangt darnach, gelehrt zu werden und alle Unwissenden durch meine Zahlen-Kabbala in Erstaunen zu setzen; denn ich sehe wohl ein, um die Unwissenden in Erstaunen zu setzen, muß man dem Wissen etwas Charlatanerie beifügen. Ich will mich gänzlich dem Studium widmen. Wir können, theurer Freund, uns bis zum Tode lieben; wir brauchen uns ja zu diesem Zwecke nur zu verheirathen.

Froh und zufrieden kehrte ich in meinen Gasthof zurück; es kam mir so vor, als sei ich von einer großen Last befreit. Nachdem ich am folgenden Tage alle Werke, die ich zu ihrer Belehrung und Unterhaltung geeignet hielt, gekauft hatte, ging ich zu ihr, um sie ihr zu übergeben. Es waren gute und schlechte darunter, aber ich machte sie mit denselben bekannt. Mein Conis gefiel ihr besonders, weil sie in demselben den Charakter der Wahrheit fand. Da sie durch das Orakel glänzen wollte, so mußte sie sich physische Kenntnisse verschaffen, und ich leitete sie auf den Weg.

Da mir in dieser Zeit der Einfall kam, vor meiner Rückkehr nach Paris eine kleine Reise nach Deutschland zu machen, so theilte ich ihr denselben mit und sie bestärkte mich darin, indem sie mich aufforderte, nach Beendigung derselben und noch vor Ende des Jahres wieder zu ihr zu kommen. Mein Versprechen war aufrichtig, und wenn ich dies reizende und außerordentliche Weib nicht wiedergesehn habe, so kann ich mir nicht den Vorwurf machen, sie getäuscht zu haben, denn die spätern Ereignisse hinderten mich, ihr Wort zu halten.

Ich schrieb an Herrn von Affri, und bat ihn, er möge mir einen Paß schicken, dessen ich bedurfte, um das Reich zu bereisen, wo die Franzosen und alle kriegführenden Mächte damals im Felde lagen. Er antwortete sehr höflich, ich brauche keinen Paß, wenn ich aber der entgegengesetzten Ansicht sei, wolle er ihn mir sogleich schicken. Sein Brief genügte mir, ich legte ihn unter meine Papiere, und in Köln setzte er mich mehr in Achtung als alle möglichen Pässe der Welt.

Ich übergab Herrn v. D. alle Fonds, welche ich bei verschiedenen Bankiers hatte, und dieser brave Mann, welcher aufrichtig mein Freund war, überwies mir einen Kreditbrief für ein Dutzend der angesehensten deutschen Häuser.

Als meine Angelegenheiten geordnet waren, reiste ich in meiner Postchaise, welche ich von Masdyk hatte kommen lassen, im Besitz einer Summe von etwa 100,000 holländischen Gulden, reich an Juwelen und ausgestattet mit einer der bestversehenen Garderoben. Meinen schweizer Lakai schickte ich nach Paris zurück und behielt nur meinen treuen Spanier, welcher mich diesmal begleitete, indem er sich hinten auf meiner Chaise auffsetzte.

Hier endet die Geschichte meines zweiten Aufenthalts in Holland, während dessen ich nichts für mein Vermögen that. Ich hatte einigen Kummer, einige Scheerereien, welche ich meiner Unbesonnenheit verdankte, zu erdulden; wenn ich aber nach so vielen Jahren recapitulire, so erkenne ich doch gern an, daß die Unannehmlichkeiten reichlich durch die süßen Genüsse bei Esther aufgewogen wurden.

Ich blieb nur einen Tag in Utrecht, um das den Herrenhutern gehörige Gut zu besuchen, und am zweiten Tage langte ich ohne Aufenthalt unterwegs, doch nicht ohne Gefahr, in Köln an, denn eine halbe Meile von der Stadt

legten fünf Deserteure, drei rechts und zwei links, auf mich an, indem sie mir zuriefen: Die Börse oder das Leben! Ich aber ergreife mein Pistol, lege auf den Postillon an und drohe ihn niederzuschießen, wenn er nicht im Galopp fortführe; die Meuchelmörder schossen auf meinen Wagen, ohne weder einen Menschen noch die Pferde zu verwunden, da sie nicht Verstand genug hatten, den Postillon herunterzuschießen.

Hätte ich nach Art der Engländer, welche immer eine leiche Börse für kühne Räuber haben, eine solche statt meiner sehr gefüllten gehabt, so würde ich sie diesen armen Teufeln hingeworfen haben; da ich aber nicht Zeit hatte, ihnen einen Antheil herauszusuchen, so setzte ich mein Leben aufs Spiel, um mich nicht ausplündern zu lassen. Mein Spanier war ganz erstaunt, daß keine von den Kugeln, welche um seine Ohren gepfiffen waren, ihn getroffen hatte.

Die Franzosen lagen in Köln in Winterquartieren, und man quartierte mich in der goldnen Sonne ein. Als ich in den Saal trat, war die erste Person, welche sich meinen Blicken darbot, der Graf von Lastic, ein Neffe Madame d'Urfé's, welcher mich auf die ausgezeichnetste Weise aufnahm und sich erbot, mich zu Herrn von Torci, dem Platz-Kommandanten, zu führen. Ich nahm es an, und dieser Herr begnügte sich mit dem Briefe Herrn von Affri's. Ich erzählte ihm, was mir unterwegs begegnet war, und er wünschte mir Glück zum guten Ausgange dieses Abenteuers; aber mit militairischer Offenheit tadelte er diese Anwendung meiner Tapferkeit. Sie haben, sagte er, hohes Spiel gespielt, um Ihr Geld zu retten, aber Sie konnten ein Glied dabei einbüßen, und dafür giebt es keinen Ersatz. Ich antwortete ihm, indem man der Gefahr trotze, vermindere man sie häufig. Wir lachten, sodann sagte er, wenn ich keine Eile mit der Weiterreise habe, werde er mir wahrscheinlich das Vergnügen verschaffen können, dieselben hängen zu sehn. Ich beabsichtige, morgen abzureisen, erwiederte ich, und wenn mich etwas in Köln zurückhalten könnte, wäre es sicherlich nicht die Neugier, der Hinrichtung einiger Unglücklichen beizuwohnen. Diese Art von Vergnügungen ist durchaus nicht nach meinem Geschmacke.

Ich mußte ein Mittagsessen bei Herrn von Lastic annehmen, der mich überredete, mit seinem Freunde, Herrn von Flavacour, einem sehr liebenswürdigen höhern Officier, ins

Theater zu gehen. Da ich überzeugt war, daß man mich einigen Damen vorstellen werde, und da ich eine gute Figur während meines Hierseins spielen wollte, so verwendete ich eine Stunde auf meinen Anzug.

Ich saß in einer Loge, einer hübschen Frau gegenüber, welche mich mehrmals ansah. Es bedurfte dessen kaum, um mich neugierig zu machen, und ich bat Herrn von Lastic, mich zu ihr zu führen, was er mit der größten Zuvorkommenheit that. Er stellte mich zunächst dem Grafen Kettler vor, General-Lieutenant in österreichischen Diensten, der sich im französischen Hauptquartiere aufhielt, wie der französische General Montacet im österreichischen. Sodann wurde ich der hübschen Dame genannt, deren Schönheit mir beim Eintreten in die Loge aufgefallen war. Sie empfing mich mit anmuthigem Lächeln, befragte mich über Paris, Brüssel, wo sie erzogen war, und that dies, ohne meinen Antworten die geringste Beachtung zu schenken, da meine Spitzen und Kleinodien ihre Aufmerksamkeit fesselten.

Indem wir von diesem und jenem sprachen, wie Leute, die sich zum erstenmale sehen, fragte sie mich mit einem plötzlichen, obwohl durchaus höflichen Uebergange, ob ich die Absicht habe, mich lange in Köln aufzuhalten. Ich denke morgen über den Rhein zu gehn und werde in Bonn wahrscheinlich zu Mittag speisen. Diese Antwort, die ich ebenso gleichgültig gab, wie sie gefragt hatte, schien sie zu reizen. Mir erschien dies als ein gutes Vorzeichen. Der General Kettler stand bei diesen Worten auf und sagte: Ich bin sicher, daß Madame Sie bewegen wird, Ihre Abreise zu verschieben und ich werde mich sehr darüber freuen, wenn ich dadurch das Vergnügen erhalte, Ihre weitere Bekanntschaft zu machen. Er verbeugte sich, entfernte sich mit Lastic und ließ mich mit dieser entzückenden Schönheit allein. Es war die Gemahlin des Bürgermeisters, welche der General Kettler fast nie verließ.

Täuscht sich der Graf nicht, sagte sie mit freundlichem Tone, wenn er mir eine solche Macht zuschreibt?

Ich glaube nicht, Madame, aber er könnte sich wohl täuschen, wenn er glaubt, daß Sie diese Macht aufbieten wollen.

Sehr gut! Wir müssen ihn also anführen, wäre es auch

nur, um ihn wegen seiner unberufenen Einmischung zu strafen. Bleiben Sie.

Diese Sprache war mir so neu, daß ich mir etwas dumm vorkam. Ich mußte mich erst sammeln. Durfte ich erwarten, in Köln etwas Derartiges zu finden? Den Ausdruck „unberufene Einmischung“ fand ich großartig, „die Strafe“ sehr gerecht und das Wort „anführen“ köstlich, um so mehr als die Idee, mich als Mittel des „Anführens“ zu gebrauchen, göttlich war. Ich dachte mir, daß es Unsinn wäre, auf den Grund gehen zu wollen, und eine ergebene und dankbare Miene annehmend, neigte ich mich bis auf Ihre Hand, welche ich auf eine achtungsvolle und gefühlvolle Weise küßte, die ihr zwar nicht geradezu erklärte, was ich für sie empfand, ihr aber doch zeigte, daß es nicht schwer sein würde, mich zu zähmen.

Sie werden also bleiben, mein Herr, und das ist sehr liebenswürdig von Ihnen; denn wenn Sie morgen reisen, könnte man glauben, Sie hätten sich hier nur gezeigt, um uns Ihre Geringschätzung zu erkennen zu geben. Der General giebt morgen einen Ball und ich hoffe, Sie werden mit uns tanzen.

Wenn ich hoffen darf, Madame, daß Sie sich für den ganzen Ball mit mir engagiren werden.

Ich verspreche nur mit Ihnen zu tanzen, bis Sie müde sein werden.

Sie werden also nur mit mir tanzen.

Woher haben Sie aber die Pomade, nach welcher die Luft duftet? Ich habe sie gerochen, sobald Sie in den Saal getreten sind.

Ich habe sie aus Florenz kommen lassen und wenn sie Ihnen unangenehm ist, werde ich sie wegthun, Madame.

Thun Sie das ja nicht; das wäre ein Mord. Ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich mir eben solche verschaffen könnte.

Und ich würde mich außerordentlich glücklich schätzen, wenn Sie mir erlaubten, Ihnen morgen früh einen kleinen Vorrath zu schicken.

Die Thür öffnete sich, als ich diesen Satz vollendet hatte, und die Anwesenheit des zurückgekehrten Generals hinderte sie, mir zu antworten. Ich stand auf, um zu gehn, aber

der Graf sagte zu mir: Ich bin sicher, daß Madame Sie zu bewegen gewußt hat, Ihre Abreise zu verschieben und bei mir zu Abend zu speisen und zu tanzen.

Sie hat mich hoffen lassen, daß Sie mir diese Ehre erweisen würden, und daß ich die Ehre haben würde, die Kontretänze mit ihr zu tanzen. Wie ist da zu widerstehen, Herr General?

Sie haben Recht, und ich bin Madame verbunden, daß sie Sie zurückgehalten hat. Ich werde die Ehre haben, Sie zu erwarten.

Ich verließ diese Loge verliebt und beinahe glücklich in der Hoffnung. Meine glückliche Pommade war ein Geschenk Esthers und ich gebrauchte sie zum erstenmale. Das Kästchen enthielt vierundzwanzig Töpfe von herrlichem Porzellan. Am nächsten Tage packte ich zwölf derselben in ein elegantes Kästchen, welches ich mit Wachsleinwand umwickelte und ihr versiegelt, ohne Billet, zuschickte, als ob es ihr von einem Commissionair zugesendet worden wäre.

Den Morgen vertrieb ich mir, indem ich Köln mit einem Lohnbedienten durchstreifte; ich besichtigte alle heroisch-komischen Wunder dieser alten Stadt, und ich lachte von ganzem Herzen, als ich das von Ariost so sehr gefeierte Pferd Bayard mit den vier Haimonssöhnen erblickte; die Gruppe zeigte den Herzog Amone, Vater des unbesieglichen Bradamante und des glücklichen Ricciardetto.

Ich speiste bei Herrn von Castries, und alle Gäste waren erstaunt, daß der General Kettler selbst mich zu seinem Balle eingeladen hatte, da er sehr eifersüchtig auf seine Dame war, welche seine Bewerbungen nur duldete, weil sie ihrer Eigenliebe schmeichelten. Der liebe Graf stand schon in einem gewissen Alter, war von wenig angenehmer Figur und da seine unbedeutenden geistigen Eigenschaften das, was ihm physisch fehlte, nicht aufwogen. so war er wohl sehr wenig geeignet, Liebe zu wecken. Trotz seiner Eifersucht mußte er sichs gefallen lassen, daß ich bei Tische neben seiner Schönen saß und die ganze Nacht mit ihr plauderte oder tanzte. Es war eine köstliche Nacht, und ich kehrte so verliebt in meine neue Bekanntschaft nach Hause zurück, daß ich nicht mehr an die Abreise dachte. In einem Augenblicke der Hitze, dreist gemacht durch unsere Unterhaltung, wagte ich ihr zu sagen wenn sie mir ein Stelldichein verspreche, wolle ich mich ver,

pflichten den ganzen Karneval in Köln zu bleiben. Und was würden Sie sagen, entgegnete sie, wenn ich Ihnen das Versprechen gäbe und es nicht hielte?

Ich würde mich ganz allein über mein Schicksal beschweren, aber Sie nicht anklagen; ich würde sagen, daß es Ihnen unmöglich gewesen.

Sie sind sehr gütig; bleiben Sie also bei uns.

Am Tage nach dem Balle stattete ich ihr meinen ersten Besuch ab. Sie empfing mich sehr gut und stellte mich ihrem Manne vor, einem braven Manne, der weder jung noch schön, aber sehr höflich war. Als sie eine Stunde darauf den Wagen des Generals kommen hörte, sagte sie schnell zu mir: Wenn der Graf Sie fragt, ob Sie nach Bonn auf den Ball des Kurfürsten zu gehen beabsichtigen, so antworten Sie ihm ja. Als der General gekommen war, entfernte ich mich unter den üblichen Höflichkeitsäußerungen.

Ich wußte nicht, ob der Kurfürst oder sonst Jemand einen Ball gäbe und wann er stattfinden sollte. Da aber ein Vergnügen in Aussicht stand, so erkundigte ich mich danach und erfuhr, daß der ganze Adel von Köln eingeladen war. Es war ein Maskenball und daher hatte Jeder Zutritt. Es stand also fest bei mir, daß ich hingehen würde, denn meiner Ansicht nach, hatte ich den Befehl dazu bekommen, und auf alle Fälle durfte ich, da die liebenswürdige Dame auf dem Balle sein wollte, ein glückliches Zusammentreffen hoffen; da ich aber so unbekannt wie möglich bleiben wollte, so versprach ich mir, Allen, die mich fragen würden, zu sagen, daß besondere Gründe mich am Erscheinen hinderten.

Es traf sich nun gerade so, daß der Graf mir die Frage in Gegenwart seiner Dame vorlegte, und ohne Rücksicht auf ihren Befehl, eine bejahende Antwort zu geben, erwiederte ich, meine Gesundheit gestatte mir nicht, mir dieses Vergnügen zu verschaffen. Sie sind weise, mein Herr, sagte der General; wo es sich um die Gesundheit handelt, muß man alle Vergnügungen zu opfern verstehen. Ich denke jetzt wie er; damals dachte ich anders.

Am Tage des Balles gegen die Abenddämmerung fuhr ich in einem Postwagen ab, in einem Anzuge, welchen Niemand in Köln kannte, und mit einem Kistchen, worin zwei Dominos enthalten waren, begab ich mich eiligst nach Bonn,

nahm hier ein Zimmer, wo ich meinen Domino anzog, während ich den andern in der Kiste verschloß, und ließ mich sodann in einer Sänfte an den Hof bringen.

Ich gelangte ohne Schwierigkeit hinein, und Allen unbekannt, sah ich alle Kölner Damen, welche unmaskirt waren, sowie meine Schöne, welche an einer Pharaobank saß und zu einem Dukaten pointirte. Ich sah mit Vergnügen, daß der Bankier der Graf Verita war, ein Veroneser, welchen ich in Baiern kennen gelernt hatte. Er stand im Dienste des Kurfürsten. Seine kleine Bank überstieg nicht fünf bis sechshundert Dukaten, und die Zahl der Pointeurs, sowohl Männer wie Frauen, belief sich höchstens auf zwölf. Ich stellte mich neben meine Dame, und der Bankier überreichte mir ein Buch und gab mir die Karten zum Abheben. Ich entschuldigte mich mit einem Winke, und meine Nachbarin hob ungebeten ab. Ich setze zehn Dukaten auf eine Karte und verliere viermal hintereinander. In der zweiten Taille spiele ich mit demselben Unglücke. Da in der dritten Niemand abheben will, so bittet man den General, welcher es annimmt, da er nicht spielt. Ich kam auf den Gedanken, sein Abheben könne mir günstig sein, und setze daher fünfzig Dukaten auf eine Karte; ich gewinne; ich mache Paroli und in der zweiten Taille sprenge ich die Bank. Alle sind neugierig, man blickt mich an, man folgt mir, aber ich ergreife einen günstigen Augenblick und mache mich aus dem Staube.

In meinem Zimmer angelangt, lege ich hier mein Geld ab, wechsele mein Kostüm und kehre auf den Ball zurück. Ich finde den Spieltisch von neuen Kämpfern umringt und einen andern Bankier mit vielem Golde; da ich aber nicht mehr spielen wollte, so hatte ich wenig Geld mitgenommen. Ich mische mich in alle Gruppen, und überall vernehme ich die Neugierde zu erfahren, wer die Maske gewesen, die die erste Bank gesprengt habe.

Da mir nichts daran gelegen war, die Neugierigen zu befriedigen, so streife ich rechts und links umher und entdecke den Gegenstand meiner Nachforschungen, welcher sich mit dem Grafen Verita unterhielt; ich nähere mich ihnen und höre, daß sie von mir sprechen. Der Graf sagte zu ihr, der Kurfürst wolle wissen, wer die Maske sei, die seine Bank gesprengt habe, und der General Kettler habe geantwortet, es

könnte wohl ein Venetianer sein, der seit etwa acht Tagen in Köln verweile. Meine Dame sagte, sie glaube nicht, daß ich gekommen sei, denn sie habe mich sagen hören, meine Gesundheit erlaube mir nicht, den Ball zu besuchen. Ich kenne Casanova, sagte der Graf, und wenn er in Bonn ist, wird der Kurfürst es erfahren, und er wird nicht abreisen, ohne daß ich ihn gesehen habe. Ich sah voraus, daß man mich nach dem Balle leicht würde entdecken können; aber ich forderte den Scharfsinnigsten heraus, es während desselben zu thun. Auch würde es mir gelungen sein, wenn ich klug gewesen wäre; aber man arrangirte Kontretänze, und da ich Lust zu tanzen bekommen hatte, so engagirte ich mich, ohne zu bedenken, daß ich genöthigt sein würde, die Maske abzunehmen. Dies begegnete mir, als ich nicht mehr zurücktreten konnte.

Als meine schöne Dame mich sah, sagte sie zu mir, sie habe sich getäuscht und sie würde gewettet haben, ich sei eine Maske, welche den Grafen Verita gesprengt habe. Ich erwiederte, daß ich so eben erst angekommen sei.

Als der Graf mich am Ende des Kontretanzes bemerkte, kam er auf mich zu und sagte: Mein theurer Landsmann, ich bin sicher, daß Sie mich gesprengt haben; ich wünsche Ihnen Glück dazu.

Ich würde mir auch Glück wünschen, wenn ich es wäre.

Ich bin meiner Sache sicher.

Ich ließ ihn reden und lachte; nachdem ich sodann einige Erfrischungen am Büffet genommen, fuhr ich fort zu tanzen. Zwei Stunden darauf kam der Graf lachend wieder und sagte: Sie haben in diesem und diesem Hause, in diesem und diesem Zimmer ihr Kostüm gewechselt. Der Kurfürst weiß Alles, und um Sie für diesen Betrug zu strafen, hat er mir befohlen Ihnen zu sagen, daß Sie morgen nicht abreisen dürfen.

Er wird mich also verhaften lassen?

Warum nicht, wenn Sie sich weigern, morgen mit ihm zu Mittag zu speisen.

Sagen Sie Sr. Hoheit, daß ich in solchen Fällen gelehrig bin und seinen Befehlen gehorchen werde. Wollen Sie mich wohl sogleich vorstellen?

Er hat sich zurückgezogen, aber kommen Sie morgen Mittag zu mir. Er reichte mir die Hand und entfernte sich.

Ich versäumte die Zusammenkunft nicht; als aber der Graf mich vorstellte, spielte ich einen Augenblick eine ziemlich traurige Figur, denn der Kurfürst war von fünf bis sechs Hofleuten umgeben, und da ich ihn nie gesehen, suchte ich einen Geistlichen, dem meine Augen nirgends begegneten. Er bemerkte meine Verlegenheit und beeilte sich derselben ein Ende zu machen, indem er in schlechtem Venetianisch zu mir sagte: Ich bin heute im Kostüme des Großmeisters des deutschen Ordens. Trotz seines Kostüms machte ich vor ihm die übliche Kniebeugung; als ich ihm aber die Hand küssen wollte, hinderte er es, indem er die meinige freundschaftlich drückte. Ich war in Venedig, sagte er, als Sie unter den Bleidächern saßen, und mein Neffe, der Kurfürst von Baiern hat mir mitgetheilt, daß Sie sich nach Ihrer glücklichen Flucht einige Zeit in München aufgehalten haben; wären Sie nach Köln gekommen, so würde ich Sie festgehalten haben. Ich hoffe, Sie werden uns nach Tische eine Erzählung Ihrer Flucht geben, zum Abendessen bleiben und an einer kleinen Maskerade theilnehmen, auf der wir uns amüsiren werden.

Ich verpflichtete mich zum Erzählen, vorausgesetzt, daß er die Geduld hätte, mich bis zum Schlusse zu hören, und theilte ihm zugleich mit, daß die Erzählung zwei Stunden dauern würde. Man langweilt sich nicht, indem man sich unterhält, hatte er die Güte zu sagen; sodann belustigte ich ihn, indem ich ihm den Dialog mittheilte, den ich über diesen Gegenstand mit Herrn von Choiseul gehabt hatte.

Während des Essens sprach der Fürst fortwährend in venetianischer Sprache mit mir und sagte mir die freundlichsten Sachen. Er war ein heiterer, jovialer, gutmüthiger Mann, und da seine ganze Persönlichkeit den Charakter der Gesundheit hatte, so war ein so nahes Ende wie das seine schwerlich vorauszusehen: er starb im folgenden Jahre.

Sobald wir von Tische aufgestanden waren, bat er mich, meine Erzählung zu beginnen. Ich war lebhaft und zwei ganze Stunden hindurch hatte ich das Vergnügen, die glänzendste Gesellschaft zu unterhalten.

Meine Leser kennen die Geschichte, deren Interesse aus der wahrhaft dramatischen Situation hervorgeht; aber es ist unmöglich, ihr schriftlich das ganze Feuer zu geben, welches sie durch einen guten Vortrag erhält.

Der kleine Ball des Kurfürsten war sehr angenehm. Wir waren Alle als Bauern kostümirt, und die Kleider wurden uns aus der Privatgarderobe des Fürsten geliefert. Die Damen hatten sich in einem anstoßenden Salon angekleidet. Es wäre lächerlich gewesen, andere Kostüme zu wählen, da der Kurfürst selbst ein solches angelegt hatte. Der General Kettler war von der ganzen Gesellschaft am besten verkleidet, denn er war Bauer von Natur. Meine Dame war zum Entzücken. Man tanzte nur Contretänze und Allemanden. Es waren nur vier oder fünf vornehme Damen da; alle andern, mehr oder weniger hübsch, gehörten zur Privatbekanntschaft des Fürsten, welcher sein ganzes Leben hindurch großer Liebhaber des schönen Geschlechts war. Zwei dieser Damen tanzten die Furlana, und es machte dem Kurfürsten ein außerordentliches Vergnügen, sie uns tanzen zu sehen. Ich habe schon früher erwähnt, daß die Furlana ein venetianischer Tanz ist, und daß es keinen ungestümern giebt. Er wird bloß von einem Herrn und einer Dame getanzt, und da die beiden Tänzerinnen sich ablösten, so machten sie mich beinahe todt. Man muß sehr kräftig sein, um zwölf Touren zu machen, und da ich nach der dreizehnten völlig erschöpft war, so bat ich sie, sich meiner zu erbarmen.

Bald darauf wurde ein Tanz getanzt, wo man bei einer gewissen Tour die Tänzerin ergreift und umarmt; ich war nicht zurückhaltend und fand jedesmal Gelegenheit, meine Schöne zu finden und zu umarmen, was ich mit großem Feuer that, worüber der Kurfürst laut lachte, während der General vor Aerger platzte.

Während einer Pause fand dieses reizende und originelle Weib Gelegenheit, mir heimlich zu sagen, daß die Kölner Damen am Mittag des nächsten Tages abreisen würden, und daß es mir zur großen Ehre gereichen würde, wenn ich sie alle zum Frühstück in Brühl einlüde. Schicken Sie einer Jeden ein Billet mit dem Namen ihres Kavaliers und vertrauen Sie sich dem Grafen Verita an, welcher Alles aufs Beste besorgen wird, wenn Sie ihm sagen, Sie wollten es so machen, wie der Prinz von Zweibrücken es vor zwei Jahren gemacht hat. Verlieren Sie keine Zeit. Rechnen Sie auf etwa zwanzig Personen und bestimmen Sie die Stunde.

Sorgen Sie besonders dafür, daß Ihre Einladungsschreiben um neun Uhr Morgens vertheilt sind.

Alles dies wurde mit einer erstaunlichen Schnelligkeit vorgebracht, und ich, der von der Herrschaft, welche diese Frau über mich ausüben zu können glaubte, beinahe bezaubert war, ich dachte nur daran ihr zu gehorchen, ohne zu fragen, ob ich solle. Brühl, ein Frühstück, zwanzig Personen, wie der Prinz von Zweibrücken, Billets für die Damen, der Graf Verita: ich war so gut unterrichtet, als ob sie mir ihren Plan eine ganze Stunde auseinander gesetzt hätte.

Ich gehe in meinem Kostüm als Bauer hinaus und bitte einen Pagen, mich in die Gemächer des Grafen Verita zu führen, welcher lachte, als er mich in diesem Aufzuge erblickte. Ich trug ihm mein Anliegen mit einer diplomatischen Wichtigkeit vor, die ihn vollends in gute Laune versetzte.

Ihre Sache ist leicht, sagte er, sie kostet mir nur die Mühe, an den Haushofmeister ein Billet zu schreiben, und das werde ich sogleich thun; aber sagen Sie mir, wie viel Sie ausgeben wollen.

So viel wie möglich.

Sie wollen sagen so wenig.

Nein, durchaus nicht; so viel, denn ich will die Gesellschaft auf eine prachtvolle Weise bewirthen.

Sie müssen indeß eine Summe angeben, denn ich kenne meinen Mann.

Nun wohl, zwei, dreihundert Dukaten; ist das genug?

Zweihundert. Der Prinz von Zweibrücken hat nicht mehr ausgegeben.

Er begann das Billet zu schreiben und gab mir sein Wort, daß Alles bereit sein würde. Ich verlasse ihn und mich an einen sehr flinken italiänischen Pagen wendend, sage ich diesem, ich würde dem Kammerdiener, der mir sogleich die Namen der nach Bonn gekommenen kölnischen Damen und der sie begleitenden Kavaliere bringe, zwei Dukaten geben. Ich wurde in Zeit von noch nicht einer halben Stunde befriedigt, und ehe ich den Ball verließ, meldete ich meiner Dame, daß Alles nach ihrem Wunsche geschehen werde.

Ehe ich mich niederlegte, schrieb ich achtzehn Billets, und am folgenden Tage hatte ein Lohnbediente sie vor neun Uhr an ihre Adressen gebracht.

Um neun Uhr nahm ich Abschied vom Grafen Berita, der mir im Namen des Kurfürsten eine prächtige goldene Dose, mit seinem in Diamanten gefaßten Portrait als Großmeister des deutschen Ordens übergab. Ich war sehr gerührt von diesem Zeichen des Wohlwollens und sprach gegen den Grafen den Wunsch aus, Sr. Hoheit vor meiner Abreise zu danken; aber der liebenswürdige Landsmann sagte, ich könne warten, bis ich auf der Reise nach Frankfurt durch Bonn käme.

Um ein Uhr sollte das Frühstück stattfinden; um zwölf Uhr war ich schon in Brühl, einem Lusthause des Kurfürsten, welches außer dem Ameublement nichts recht Bemerkenswerthes hat. Es ist eine dürftige Copie von Trianon. Ich fand in einem schönen Saale einen für vierundzwanzig Personen gedeckten Tisch, vergoldetes Tischgeschirr, Damasttischzeug, prachtvolles Porzellan und auf dem Büffet viel massives und vergoldetes Silbergeschirr. An einem Ende des Saales standen zwei andere Tische, mit Zuckersachen und den besten europäischen und fremden Weinen besetzt. Ich kündigte mich als den Amphitryo des Tages an, und der Küchenmeister versicherte mir, daß ich zufrieden sein würde. Das Ambigu, sagte er, wird nur aus vierundzwanzig Schüsseln bestehen, aber Sie werden vierundzwanzig Schüsseln englischer Austern und ein prächtiges Dessert haben. Als ich eine große Menge Bediente sah, sagte ich, dieselben wären nicht nöthig; aber er machte mir bemerklich, daß sie es seien, da die der Gäste nicht zugelassen würden, und er fügte hinzu, ich möge deshalb durchaus nicht besorgt sein, da die ganze Bedienung diesen Gebrauch kenne.

Ich empfing sämmtliche Gäste am Kutschenschlage und becomplimentirte sie auf keine andere Weise, als daß ich sie wegen der Kühnheit, sie eingeladen zu haben, um Verzeihung bat.

Punkt ein Uhr begann die Tafel und ich konnte mich an dem Erstaunen weiden, welches ich in den Augen meiner Dame las, als sie sah, daß ich sie nicht minder prachtvoll wie ein Reichsfürst bewirthete. Sie wußte, daß Niemand bezweifeln konnte, sie sei der unmittelbare Gegenstand dieses Aufwandes, aber es war ihr lieb, daß ich sie nicht vor den Andern auszeichnete. Es waren vierundzwanzig Converts gelegt, und obwohl ich nur achtzehn Personen eingeladen hatte,

waren doch alle Plätze besetzt. Es hatten sich also drei Paare eingedrängt, aber diese Beeiferung war mir lieb. Als galanter Kavalier wollte ich mich nicht setzen und bediente die Damen, von einer zur andern gehend, dabei im Stehen die ausgewählten Stücke essend, welche sie mir um die Wette reichten, und dafür sorgend, daß Alle befriedigt wurden.

Die Austern gingen erst bei der zwanzigsten Flasche Champagner aus, so daß beim Beginn des Frühstücks Alle durcheinander sprachen. Dieses Frühstück hätte für ein herrliches Mittagsessen gelten können, und ich bemerkte mit Vergnügen, daß kein Tropfen Wasser getrunken wurde, denn der Champagner, Tokaier, Rheinwein, Madeira, Malaga, Cyperwein, Alicante und Capwein vertragen solches nicht, und diese wurden allein gereicht.

Vor dem Dessert wurde eine ungeheure Schüssel Trüffelragout aufgetragen. Ich rieth Maraschino dazu zu trinken, und die Damen, welche diesen nach ihrem Geschmack fanden, tranken ihn wie Wasser. Das Dessert war wirklich üppig. Man erblickte hier die Portraits aller europaischen Fürsten. Alle überhäuften den Küchenmeister mit Complimenten, und dieser, der in seiner Eigenliebe geschmeichelt war und den Liebenswürdigen spielen wollte, sagte, die Sachen ließen sich sehr gut in die Tasche stecken, und nun nahm ein Jeder nach Belieben.

Der General Kettler, welcher trotz seiner Eifersucht und der Rolle, welche er mich spielen sah, nichts errieth, sagte:

Ich wette, daß der Kurfürst uns diesen Streich gespielt hat, um das Fest zu vervollständigen. Se. Hoheit hat das Incognito bewahren wollen, und Herr Casanova hat seine Rolle vortrefflich gespielt.

Diese Naivetät brachte die ganze Gesellschaft zum Lachen. Herr General, sagte ich, wenn der Kurfürst mich mit einem solchen Befehle beehrt hätte, würde ich ohne Zweifel gehorcht haben, aber er hätte mich gedemüthigt. Se. Hoheit hat mir eine weit größere Gnade erwiesen, sehen Sie, und dies sagend reichte ich ihm die Dose, welche zwei oder dreimal um den Tisch wanderte.

Als wir zu Ende waren, standen Alle auf, verwundert, daß ihnen drei Stunden bei einem Vergnügen verflossen, welches Alle gern noch verlängert hätten; aber endlich mußten

wir uns doch trennen, und nach tausend schönen Complimenten machten sich Alle auf den Weg, um noch zur Theaterzeit anzukommen. Ich war ebenso zufrieden, wie meine Gäste und gab dem Küchenmeister zwanzig Dukaten, um die Bedienung zu belohnen, worauf ich mich entfernte, nachdem ich ihm versprochen, dem Grafen Verita schriftlich meine Zufriedenheit auszudrücken.

Ich kam früh genug in Köln an, um noch das kleine Stück zu sehen, welches die französischen Schauspieler aufführten, und da ich keinen Wagen hatte, ließ ich mich in einer Tragchaise ins Theater tragen. Kaum eingetreten, erblickte ich den Grafen von Lastic allein mit meiner Schönen. Ich betrachtete das als gute Vorbedeutung und begab mich zu ihnen. Wie sie mich erblickte, sagte sie mit traurigem Ton, der General sei so krank, daß er sich habe zu Bett legen müssen. Als Herr von Lastic sich aber einige Augenblicke darauf entfernte, gab sie den erkünstelten traurigen Ton auf und machte mir mit unendlicher Grazie tausend Complimente, welche mein Frühstück hundertmal aufwogen. Der General, sagte sie, hat zu viel getrunken; er ist ein ekliger und neidischer Mensch und hat die Bemerkung gemacht, daß es Ihnen nicht zustehe, uns wie ein Prinz zu bewirthen. Ich habe erwiedert, daß Sie vielmehr uns wie Prinzen und als ächter Kavalier, die Serviette unter dem Arme, bedient hätten. Er hat mich ausgezankt, weil ich Sie vertheidigt habe.

Warum geben Sie ihm nicht den Abschied, Madame? Ein Tölpel, wie er, ist nicht geeignet, einer so ausgezeichneten Schönheit zu dienen.

Es ist zu spät, mein Freund. Eine Frau, welche Sie nicht kennen, würde sich seiner bemächtigen. Ich würde mich verstellen müssen, und das würde mir unangenehm sein.

Ich begreife vollkommen. Warum bin ich nicht ein großer Fürst? Einstweilen erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß ich weit kränker als Kettler bin.

Sie scherzen hoffentlich.

Ganz und gar nicht; ich spreche sehr ernsthaft, denn die Küsse, welche ich so glücklich war, Ihnen auf dem Balle zu rauben, haben mein Blut entflammt, und wenn Sie nicht die Güte haben, mir das einzig mögliche Heilmittel zu bewilligen, so werde ich unglücklich für mein ganzes Leben abreisen.

Schieben Sie Ihre Reise auf; Stuttgart kann Ihnen nicht so sehr am Herzen liegen. Ich denke an Sie, glauben Sie es mir, und ich will Sie nicht betrügen; aber die Gelegenheit ist schwer zu finden.

Hätten Sie heute Abend nicht den Wagen des Generals, ich aber den meinigen, könnte ich Sie in allen Ehren nach Hause bringen.

Seien Sie still. Sie haben Ihren Wagen nicht, und ich muß Sie nach Hause bringen. Die Idee ist reizend, mein Freund, aber es darf nicht so aussehen, als ob die Sache unter uns verabredet worden sei. Sie werden mich zu meinem Wagen geleiten; ich werde Sie fragen, wo der Ihrige ist, und Sie werden mir antworten, daß Sie keinen haben; ich werde Sie dann einladen, in den meinigen zu steigen, und Sie nach Ihrem Gasthofe bringen. Es sind nur zwei Minuten, aber es ist doch immer etwas, bis sich etwas Besseres findet.

Ich antwortete nur mit einem Blicke, worin sich die Trunkenheit aussprach, in die mich die Hoffnung des Glückes versetzte.

Das sehr kurze Stück schien mir ein Jahrhundert zu dauern. Endlich ließ man den Vorhang nieder und wir gingen hinaus. An ihrem Kutschenschlage angekommen, stellte sie die verabredeten Fragen, und als ich erwiederte, daß ich keinen Wagen habe, sagte sie: Ich fahre nach dem Hause des Generals, um mich nach seinem Befinden zu erkundigen, und wenn es Ihnen nicht zu lange dauert, könnte ich Sie auf dem Rückwege nach Hause bringen.

Die Erfindung war köstlich; wir mußten zweimal durch diese lange schlecht gepflasterte Stadt fahren, und diese Fahrt gab uns etwas mehr Zeit. Leider war der Wagen halb offen, und auf der Hinfahrt schien uns der Mond ins Gesicht. Ich betrachtete diesen damals nicht als das schützende Gestirn der Liebenden. Wir thaten, was wir konnten, im Grunde aber fast gar nichts, und dieses Spiel setzte mich in Verzweiflung, obgleich meine köstliche Partnerin ihr Möglichstes that, um die Sache zu vervollständigen. Zum größten Unglücke drehte der Kutscher, der neugierig und frech war, zuweilen den Kopf um, wodurch wir genöthigt wurden, unsere Bewegungen zu mäßigen. Die Schildwache sagte dem Kutscher, Se. Excellenz sei für Niemand sichtbar, und freudig schlugen wir den Weg

nach meinem Gasthofe ein, denn nun hatten wir den Mond im Rücken und die Neugier des Kutschers war weniger hinderlich. Es ging etwas besser oder vielmehr etwas weniger schlecht als auf der Hinfahrt, aber es schien mir, als ob die Pferde Flügel hätten; da ich indeß das Bedürfniß fühlte, mir den Kutscher für den Fall einer Wiederholung günstig zu stimmen, so gab ich ihm beim Aussteigen einen Dukaten.

Völlig aufgerieben und unglücklich, obwohl verliebter als je, kam ich nach Hause, denn meine Schöne hatte mich überzeugt, daß sie nicht passiv war und daß sie das Vergnügen mit eben solchem Feuer genoß, wie sie es gab. In dieser Lage faßte ich den Entschluß, Köln nicht eher zu verlassen, ehe ich nicht mit diesem wahrhaft göttlichen Weibe die Schaale der Wollust bis auf den Boden geleert hätte; dies konnte aber wohl nicht eher der Fall sein, als bis der General die Stadt verlassen haben würde.

Am nächsten Tage um 12 Uhr ging ich ins Hôtel des Generals, um mich einschreiben zu lassen; aber er empfing und man ließ mich eintreten. Madame war da. Ich richtete an den General ein den Umständen angemessenes Compliment, aber der grobe Oesterreicher beantwortete es nur mit einem ziemlich kalten Kopfnicken. Viele Offiziere standen im Zimmer, und vier Minuten darauf machte ich eine allgemeine Verbeugung und entfernte mich. Dieser Bauer hütete drei Tage das Zimmer, und da Madame nicht ins Theater kam, so war ich des Glücks, sie zu sehen, beraubt.

Am letzten Tage des Karnevals lud Kettler eine große Gesellschaft zu einem Abendessen ein, auf welches ein Ball folgen sollte. Als ich der liebenswürdigen Dame in ihrer Loge den Hof machte und sie einen Augenblick allein fand, sagte sie zu mir: Sind Sie zum Abendessen des Generals eingeladen? Nein, erwiederte ich. Wie? sagte sie in gebieterischem und unwilligem Tone, Sie sind nicht eingeladen? Se müssen dennoch hingehn. Haben Sie die Sache auch wohl bedacht, Madame? sagte ich; ich werde Ihnen in Allem, nur n cht hierin gehorchen.

Ich weiß Alles, was Sie mir sagen können; aber Sie müssen kommen. Ich würde mich für entehrt halten, wenn Sie nicht zum Abendessen erschienen. Wenn Sie mich lieben,

werden Sie mir diesen Beweis Ihrer Zärtlichkeit und ich darf sagen Ihrer Achtung geben.

Sie fordern es; ich werde erscheinen. Aber wissen Sie auch, angebetetes Weib, daß Ihr Befehl mich in die Lage bringt, das Leben zu verlieren oder ihn zu tödten, denn ich bin nicht der Mann, einen Schimpf hinzunehmen. Ich fühle das Alles, antwortete sie. Ihre Ehre liegt mir ebenso sehr und sogar mehr als die meinige am Herzen; aber es wird Ihnen nichts zustoßen, und ich nehme Alles auf mich. Sie müssen hingehn, versprechen Sie es mir jetzt, denn mein Entschluß ist gefaßt. Wenn Sie nicht hingehn, gehe ich auch nicht hin, aber dann können wir uns auch nie wiedersehen.

Ich werde hingehen, rechnen Sie auf mich.

Da Herr von Castries hinzukam, so verließ ich die Loge und ging ins Parterre, wo ich zwei sehr peinliche Stunden verbrachte, da ich die Folgen des ungewöhnlichen Schritts, welchen diese Frau mir zumuthete, voraussah. Indeß fest entschlossen, mein Versprechen zu halten, — so groß war die Macht, welche diese Schönheit über mein ganzes Wesen hatte, — war ich darauf bedacht, mich so gut wie möglich zu benehmen, um so weit es anginge, das Unrecht, welches man mir geben würde, zu vermindern. Nach dem Ende der Komödie ging ich zum General; ich fand hier nur fünf oder sechs Personen. Ich nähere mich einer Stiftsdame, welche die italiänische Poesie sehr liebte und verflocht sie ohne Mühe in eine interessante Unterhaltung. Eine halbe Stunde darauf war der Saal gefüllt, und Madame kam zuletzt mit dem General. Mit der Stiftsdame beschäftigt, rührte ich mich nicht vom Flecke und Kettler bemerkte mich daher nicht, da überdieß Madame, welche sehr aufgeweckt war, ihm nicht Zeit ließ, die Gäste zu prüfen; bald entwickelte sich am andern Ende des Saales eine Unterhaltung. Eine Viertelstunde darauf wurde gemeldet, daß aufgetragen sei. Die Stiftsdame steht auf, nimmt meinen Arm und wir setzen uns beide neben einander, fortwährend von italiänischer Literatur sprechend. Aber nun kommt die Wendung. Als alle Plätze besetzt waren, fand sichs, daß ein Herr, der eingeladen war, keinen Platz und kein Couvert hatte. Aber das ist unmöglich, sagte der General mit erhobener Stimme, und während man die Stühle zusammenrückte, um ein Couvert einzuschieben, mustert der General die Gesellschaft. Ich that,

als ob ich dies Alles nicht beachte; als er aber zu mir kam, sagte er laut: Mein Herr, ich hatte Sie nicht einladen lassen.

Das ist wahr, Herr General, entgegnete ich ehrfurchtsvoll; aber ich habe, und wohl mit Grund, gemeint, daß es nur aus Vergessenheit unterlassen sei und ich habe geglaubt Ew. Excellenz meine Aufwartung nicht vorenthalten zu dürfen.

Als ich dies gesagt, begann ich wieder das Gespräch mit der Stiftsdame, ohne Jemand anzusehen. Das tiefste Schweigen herrschte vier oder fünf Minuten; aber die Stiftsdame begann jetzt sehr unterhaltende Gespräche, und ich unterstützte sie, indem ich ihre Aeußerungen ricochetweise den andern Gästen zusendete, so daß bald die ganze Gesellschaft heiter gestimmt wurde und nur der General schmollte. Daran lag mir wenig, aber meiner Eigenliebe lag daran, ihn heiter zu stimmen, und ich lauerte auf den Augenblick, wo ich dieses Wunder würde zu Stande bringen. Die Gelegenheit zeigte sich beim zweiten Gange.

Herr von Castries lobte die Dauphine, sodann sprach man von ihren Brüdern, dem Grafen von der Lausitz und dem Herzoge von Kurland; weiter kam man auf den Fürsten von Biron, ehemaligen Herzog, welcher sich in Sibirien befand, zu sprechen, und man verbreitete sich über seine persönlichen Eigenschaften. Als einer der Gäste äußerte, sein ganzes Verdienst habe darin bestanden, der Kaiserin Anna gefallen zu haben, bat ich ihn um Verzeihung und fügte hinzu: Sein größtes Verdienst ist, daß er dem letzten Herzog Kettler treu gedient hat, der ohne den Muth dieses jetzt so unglücklichen Mannes all sein Gepäck im Kriege verloren haben würde. In Folge eines heroischen Zuges, der von der Geschichte aufbewahrt zu werden verdient, schickte ihn Kettler an den Petersburger Hof, aber Biron bewarb sich nie um das Herzogthum. Er wollte sich nur die Grafschaft Wartenberg sichern, denn er erkannte die Rechte des jüngeren Zweiges des Hauses Kettler an, welches ohne die Laune der Czarin, die durchaus einen Herzog aus ihrem Lieblinge machen wollte, jetzt regieren würde.

Der General, dessen Gesicht sich während meiner Erzählung aufgeheitert hatte, sagte mit dem huldvollsten Tone, der ihm zu Gebote stand, zu mir, er habe nie Jemand so unterrichtet gefunden wie mich und fügte mit dem Tone des Bedauerns hinzu: Ja, ohne diese Laune würde ich jetzt herrschen.

Nach dieser bescheidenen Erklärung lachte er laut auf und schickte mir eine Flasche Rheinwein von ausgezeichneter Qualität; während des ganzen übrigen Theils des Abendessens richtete er das Wort nur an mich. Ich freute mich innerlich über die Wendung, welche meine Angelegenheiten genommen hatten, aber doch weniger als über die Befriedigung, welche ich in den schönen Augen meiner Dame las.

Man tanzte die ganze Nacht, und ich verließ meine Stiftsdame nicht, welche übrigens eine reizende Frau war und zum Entzücken tanzte. Ich erlaubte mir mit Madame nur ein einziges Menuet zu tanzen. Gegen Ende des Balles fragte mich der General, um seiner Plumpheit die Krone aufzusetzen, ob ich bald abreisen würde; ich antwortete, ich würde Köln erst nach der großen Revue verlassen.

Ich legte mich zu Bett, erfreut, der Frau Bürgermeisterin den größten Beweis der Liebe gegeben zu haben und dankbar gegen das Glück gestimmt, welches mir so behülflich gewesen, den rohen General zur Vernunft zu bringen; denn Gott weiß, was ich gethan haben würde, wenn er sich so weit vergessen hätte, mich zum Aufstehen vom Tische aufzufordern. Als ich die Schöne wieder sah, sagte sie, sie habe Todesschauer gefühlt, als sie ihn sagen gehört, er habe mich nicht eingeladen. Sicher, sagte sie, würde er nicht dabei stehen geblieben sein, wenn Sie ihm nicht durch den Adel Ihrer Entschuldigung Einhalt gethan hätten; hätte er aber noch ein Wort gesagt, so stand mein Entschluß fest.

Und welcher?

Ich wäre aufgestanden, hätte Ihnen die Hand geboten und wir wären zusammen weggegangen. Herr von Castries hat mir gesagt, daß er ebenso gehandelt haben würde, und ich glaube, alle Damen, welche Sie nach Brühl eingeladen haben, würden unserm Beispiele gefolgt sein.

Indeß würde die Sache nicht dabei stehen geblieben sein, denn ich würde auf der Stelle Genugthuung gefordert haben, und hätte er sie mir verweigert, so hätte ich ihm meinen Degen in den Leib gerannt.

Ich sehe das wohl ein, aber ich bitte Sie zu vergessen, daß ich Sie dieser Gefahr ausgesetzt habe. Ich meinerseits werde nie vergessen, was ich Ihnen schuldig bin und werde Sie von meiner Dankbarkeit überzeugen.

Als ich zwei Tage darauf erfuhr, daß sie unpäßlich sei, ging ich um elf Uhr Morgens zu ihr, wo ich sicher war, den General nicht bei ihr zu finden. Sie empfing mich im Zimmer ihres Mannes, der mich mit dem freundschaftlichsten Tone fragte, ob ich ihnen die Ehre erweisen wolle, mit ihnen in Familie zu speisen. Ich beeilte mich ihm zu danken und die Einladung mit Vergnügen anzunehmen: das Mittagsmahl war angenehmer als Kettlers Abendessen. Der Bürgermeister war ein ziemlich hübscher Mann; er war angenehm, hatte ziemlich viel Geist und viel Bildung. Er liebte den häuslichen Frieden, und seine Frau, welche er glücklich machte, mußte ihn lieben, denn er gehörte nicht zu den Männern, welche sagen: Mißfalle Allen, wenn Du nur mir gefällst.

Als ihr Mann einen Augenblick hinausging, zeigte sie mir ihr ganzes Haus. Hier, sagte sie, ist unser Schlafzimmer, und hier ein Kabinet, wo ich mich auf fünf oder sechs Tage jeden Monat zu Bette lege, wenn der Anstand es erfordert. Hier ist eine öffentliche Kirche, welche wir als unsere Kapelle ansehen können, denn durch diese beiden vergitterten Fenster hören wir die Messe. Sonntags steigen wir diese Treppe hinunter, und gelangen hinein durch eine kleine Thür, deren Schlüssel ich beständig bei mir trage.

Es war der zweite Fastensonnabend: wir hatten ein ausgezeichnetes Mittagsessen von Fastenspeisen; aber dies interessirte mich am wenigsten. Mich entzückte der Anblick dieser schönen und jungen Frau, die von den Kindern einer ersten Ehe umgeben war und von ihrer Familie angebetet wurde. Ich zog mich früh zurück, um an Esther zu schreiben, welche ich nicht vernachlässigte, wie sehr ich auch mit meiner neuen Leidenschaft beschäftigt sein mochte.

Am folgenden Tage hörte ich die Messe in der kleinen Kirche des Bürgermeisters. Ich hatte einen Ueberrock angezogen, um nicht Aufmerksamkeit zu erregen. Es war ein Sonntag, und ich sah die Schöne im Capuchon, gefolgt von ihrer Familie, eintreten. Ich beobachtete die kleine Thür, welche so gut in der Mauer verborgen war, daß man sie schwerlich gefunden haben würde, wenn man sie nicht kannte; sie öffnete sich von innen nach der Treppe zu.

Der Teufel, der bekanntlich in der Kirche mächtiger als anderwärts ist, gab mir einen Plan ein, den Weg zum Ge-

nusse meiner Schönen durch diese Thür zu suchen. Ich theilte ihr am folgenden Tage in der Komödie meinen Plan mit. Ich habe so gut wie Sie daran gedacht, sagte sie lachend, und ich werde Ihnen schriftlich die hiezu nöthigen Instruktionen ertheilen; Sie werden sie in der ersten Zeitung finden, die ich Ihnen geben werde. Wir konnten unsere köstliche Unterhaltung nicht fortsetzen, denn sie hatte eine Dame aus Aachen bei sich, die einige Tage bei ihr bleiben wollte und die sie nicht verlassen durfte. Auch wurde die Loge von Besuchern nicht leer.

Ich brauchte nicht lange zu warten, denn am folgenden Tage überreichte sie mir öffentlich die Zeitung, mit dem Bemerken, sie habe nichts Interessantes darin gefunden. Ich wußte, daß dieselbe sehr interessant für mich war. Ihr Billet enthielt Folgendes:

„Der schöne von der Liebe erdachte Plan unterliegt keiner Schwierigkeit, aber mancher Unsicherheit. Die Frau schläft nur, wenn der Mann sie darum bittet, im Kabinet, was nur zu gewissen Epochen der Fall ist, und die Trennung dauert nur vier oder fünf Tage. Diese Zeit ist nicht fern, aber eine lange Gewohnheit macht es unmöglich, ihn zu täuschen. Wir müssen also warten. Die Liebe wird Ihnen anzeigen, wann die Stunde des Glücks geschlagen hat. Sie müssen sich in der Kirche verbergen und dürfen nicht daran denken, den Mann, der sie öffnet und schließt, zu bestechen, denn obwohl arm, ist er doch zu dumm, um bestochen werden zu können und würde das Geheimniß verrathen. Es bleibt nichts anders übrig als seine Wachsamkeit zu täuschen, indem Sie sich verbergen. An Werktagen schließt er die Kirche Mittags, an Festtagen erst gegen Abend, und er öffnet sie unfehlbar mit Tagesanbruch. Wenn die Sache so weit gediehen ist, so brauchen Sie nur die Thüre leicht aufzustoßen, denn sie wird an diesem Tage unten nicht verschlossen sein. Da das Kabinet, wo der glückliche Kampf stattfinden soll, nur eine sehr dünne Wand hat, so müssen Sie wissen, daß Sie weder ausspeien, noch husten, noch sich schnauben dürfen, denn das würde ein großes Unglück sein. Das Weggehen wird keine Schwierigkeit haben, denn Sie gehen in die Kirche und verlassen dieselbe, sobald sie geöffnet ist. Da der Pedell Sie

am Abend nicht gesehen hat, so ist Alles zu wetten, daß er Sie auch nicht am Morgen sehen wird.“

Hundertmal küßte ich dies reizende Schreiben, worin sich ein so praktischer Sinn zu erkennen gab, und schon am folgenden Tage rekognoscirte ich die Oertlichkeiten; das war die Hauptsache. In der Kirche war eine Kanzel, wo mich Niemand hätte entdecken können; aber die Treppe führte nach der Sakristei, welche immer verschlossen war. Ich wählte also einen Beichtstuhl, dicht bei der Thüre. Streckte ich mich da, wo der Beichtvater seine Füße hinsetzte, nieder, so konnte ich nicht gesehen werden; aber der Raum war so eng, daß ich anfangs zweifelte, ob ich es würde aushalten können, wenn die Thüre geschlossen wäre. Ich wartete bis Mittag, um den Versuch zu machen, und als die Kirche leer war, versuchte ich es. Ich mußte mich zusammenkauern und war dennoch durch die durchbrochene Thüre so wenig gedeckt, daß Jemand, der in einer Entfernung von zwei Schritten vorüberging, mich leicht sehen konnte. Ich schwankte indeß nicht, denn bei allen derartigen Abenteuern richtet man nur dann etwas aus, wenn man dem Zufall viel überläßt. Entschlossen, mich allen Wechselfällen des Schicksals auszusetzen, kehrte ich nach Hause zurück, mit meiner Entdeckung zufrieden. Ich schrieb zunächst alle meine Beobachtungen und meinen Entschluß auf, und nachdem ich mein Schreiben in eine alte Zeitung gepackt hatte, übergab ich es ihr am Abend in der Loge, dem gewöhnlichen Orte unsers täglichen Zusammentreffens.

Etwa acht Tage darauf fragte sie den General in meiner Gegenwart, ob er ihrem Manne, der nach Aachen reisen und dort drei Tage bleiben wollte, einen Auftrag zu geben habe. Ich hatte genug gehört, aber ein Blick von ihr belehrte mich, daß ich die Gelegenheit benutzen solle. Meine Freude war um so größer als ich damals den Schnupfen hatte, und zum größten Glücke war der folgende Tag ein Festtag; ich konnte mich also mit Anbruch der Nacht im Beichtstuhle verbergen, was mir eine mehrstündige Qual ersparte.

Es war vier Uhr, als ich mich im Beichtstuhl niederkauerte und, mich so gut wie möglich verbergend, mich allen Heiligen empfahl. Um fünf Uhr entfernte sich der Küster, nachdem er seinen gewöhnlichen Umgang in der Kirche gemacht, und schloß die Thüre. Als ich den Schlüssel sich um-

drehen hörte, verließ ich mein enges Gefängniß und setzte mich auf eine Bank den Fenstern gegenüber; als ich dann einige Augenblicke darauf ihren Schatten durch die Gitter hindurch erblickte, war ich sicher, daß sie mich gesehen habe.

Ich blieb etwa eine Viertelstunde auf meiner Bank, sodann stieß ich die Thüre auf und trat ein. Nachdem ich dieselbe wieder geschlossen, setzte ich mich auf die untersten Stufen der Treppe, wo ich fünf Stunden sitzen blieb, welche mir in der Erwartung des Glücks nicht peinlich geworden sein würden, hätten nicht die hin und hertrabenden Ratten mich auf eine schreckliche Weise gequält. Die Natur hat mir eine unbesiegliche Abneigung gegen dies kleine Thier gegeben, das nicht eben sehr zu fürchten ist, dessen Gestank mir aber einen sehr unangenehmen Ekel verursacht.

Punkt zehn Uhr schlug endlich die Schäferstunde; ich sah den Gegenstand meiner Wünsche mit einer Kerze in der Hand erscheinen und verließ meine peinliche Stellung. Wenn meine Leser so etwas erlebt haben, so werden sie sich eine Vorstellung von den Freuden dieser köstlichen Nacht machen können; aber die Einzelheiten werden sie nicht errathen können, denn war ich auch in der Sache erfahren, so war doch meine Partnerin unerschöpflich in Mitteln, den Genuß eines so süßen Spiels zu erhöhen. Sie hatte für ein köstliches kaltes Abendessen gesorgt, aber ich rührte dasselbe nicht an, denn ich hatte einen andern Appetit, welchen ich nur im ununterbrochenen Genusse aller ihrer Schönheiten befriedigen konnte.

Sieben volle Stunden schwelgten wir, und sie schienen mir sehr kurz, obwohl wir uns keine Ruhe gegönnt hatten, außer um die Wollust mit den süßesten Reden zu würzen.

Der Bürgermeister war jeder großen Leidenschaft unfähig; indeß sein kräftiges Temperament setzte ihn in den Stand, jede Nacht unweigerlich seine ehelichen Pflichten zu erfüllen; aber, mochte er es nun aus Gesundheitsrücksichten oder aus Zartgefühl thun, er suspendirte seine Rechte, so oft der Mond die seinigen bei seiner Frau geltend machte, und um sich gegen jede Versuchung zu schützen, entfernte er dann seine theure Hälfte. Diesmal war die liebenswürdige Dame nicht in dem etwas unangenehmen Falle der Trennung.

Erschöpft, aber nicht gesättigt, verließ ich sie bei Tages-

anbruch und gab ihr die Versicherung, daß sie mich das nächste Mal ebenso wiederfinden würde; ich legte mich sodann wieder in den Beichtstuhl, voll Furcht, daß der anbrechende Tag mich dem Küster verrathen könne. Indeß kam ich mit der Furcht davon und entfernte mich ungestört. Ich blieb fast den ganzen Tag im Bette und ließ mir ein vortreffliches Mittagsessen in mein Zimmer bringen. Am Abend begab ich mich ins Theater, um in dem Anblicke des reizenden Gegenstandes zu schwelgen, in dessen Besitz Liebe und Ausdauer mich gesetzt hatten.

Nach vierzehn Tagen gab sie mir ein Billet, worin sie mich benachrichtigte, daß sie in der folgenden Nacht allein schlafen würde. Es war ein Wochentag, und da die Kirche daher nur bis zwölf Uhr geöffnet war, so begab ich mich um elf Uhr hin, nachdem ich zuvor ein reichliches Frühstück eingenommen. Ich legte mich in meinem Loche nieder, und der Küster schloß die Kirche, ohne etwas bemerkt zu haben.

Ich hatte zehn Stunden vor mir, und wenn ich bedachte, daß ich sie theils in einem Winkel der Kirche, theils im Dunkeln auf der Treppe in Gesellschaft einer Menge von Ratten zubringen mußte, ohne nur eine Prise Taback nehmen zu können, weil ich mich nicht schnauben durfte, so fand ich die Sache gerade nicht sehr interessant; indeß die Aussicht auf eine Belohnung erleichterte mir die Lage. Gegen ein Uhr hörte ich ein leises Geräusch und sah eine Hand ein Papier durch das Gitter auf die Fliesen werfen. Ich hob es mit klopfendem Herzen auf, denn mein erster Gedanke war der, daß ein Hinderniß eingetreten sei und wenn ich um den gehofften Genuß betrogen wurde, so eröffnete sich mir die Aussicht, eine Nacht auf den Bänken der Kirche schlafen zu müssen. Ich machte es auf, und wie groß war meine Freude, als ich Folgendes las: „Die Thüre ist offen. Sie werden sich besser auf der Treppe befinden, wo Sie Licht, ein bescheidenes Mittagsessen und Bücher finden werden. Der Sitz ist schlecht, aber ich habe dem nur durch ein kleines Kissen abhelfen können. Die Zeit wird Ihnen nicht so lang werden wie mir, seien Sie davon überzeugt; aber haben Sie Geduld. Ich habe dem General gesagt, daß ich mich unwohl fühle und heute nicht ausgehen würde. Gott bewahre Sie davor zu

husten, besonders in der Nacht, denn dann wären wir verloren!“

Wie sinnreich macht die Liebe! Ich bedachte mich keinen Augenblick. Ich trat ein und fand ein gutes Couvert, feine Speisen, köstlichen Wein, einen Rost, Weingeist, Kaffee, Citronen, Zucker und Rum, um Punsch zu machen, wenn ich Lust bekäme. Hiermit und mit unterhaltenden Büchern konnte ich warten; aber ich war erstaunt, daß das reizende Weib dies Alles hatte zu Stande bringen können, ohne von Jemand aus der Familie bemerkt zu werden.

Drei Stunden las ich, drei andere aß ich, trank Kaffee und machte Punsch; hierauf schlief ich ein. Um zehn Uhr weckte mich mein Engel. Diese zweite Nacht war süß, aber bei Weitem nicht so sehr wie die erste, denn wir waren des Vergnügens des Sehens beraubt, und die lästige Nachbarschaft des theuern Gemahls war uns bei unsern Freuden hinderlich. Wir schliefen einen guten Theil der Nacht, und am Morgen früh mußte ich vorsichtig meinen Rückzug antreten.

Dies war das Ende meiner Liebschaft mit dieser Schönen. Der General reiste nach Westphalen, und sie mußte bald auf's Land gehen. So schickte ich mich also an, Köln zu verlassen, versprach ihr jedoch, im folgenden Jahre wiederzukommen, ein Versprechen, das ich, wie man sehen wird, nicht halten konnte. Ich verabschiedete mich bei meinen Bekannten und nahm ihr Bedauern mit.

Der zwei und einhalbmonatliche Aufenthalt in dieser Stadt verminderte mein baares Geld nicht, obwohl ich jedesmal, wenn ich zum Spielen veranlaßt wurde, verlor. Der Abend in Bonn entschädigte mich reichlich. Mein Bankier, Herr Franck, beklagte sich, daß ich kein Geld von ihm entnommen habe, aber ich war verpflichtet, mäßig zu sein, um alle diejenigen, die mir auflauerten, zu überzeugen, daß ich werth sei, gut behandelt zu werden.

Ich verließ Köln gegen die Mitte des März und machte einen Halt in Bonn, um dem Kurfürsten meine Huldigungen darzubringen, aber er war abwesend. Ich speiste mit dem Grafen Verita und dem Abbé Scampar, dem Günstlinge des Fürsten. Nach Tische gab mir der Graf einen Brief für eine Stiftsdame in Koblenz, welche er gegen mich lobte. Das nöthigte mich, in dieser Stadt zu verweilen; aber anstatt dieser

Dame, welche nach Mannheim gereist war, fand ich in dem Gasthofe, wo ich abstieg, eine Schauspielerin Namens Toscani, welche mit ihrer Tochter, einer sehr jungen und hübschen Person, nach Stuttgart zurückkehrte. Sie kam von Paris, wo sie ein Jahr geblieben war, und ihre Tochter vom berühmten Vestris im Charaktertanze hatte unterrichten lassen. Ich hatte sie in Paris kennen gelernt, ohne sie besonders zu beachten, obwohl ich ihr einen kleinen Wachtelhund geschenkt hatte, an welchem ihre Tochter sehr hing. Diese junge Person war ein wahres Juwel, und es wurde ihr nicht schwer, mich zu bewegen, sie nach Stuttgart zu begleiten, wo überdies alle nur denkbaren Zerstreuungen meiner warteten. Die Mutter war ungeduldig, zu sehn, wie der Herzog ihre Tochter finden würde, welche sie von Kindheit an für das Vergnügen des wollüstigen Fürsten bestimmt hatte, denn obwohl derselbe eine anerkannte Maitresse hatte, wollte er doch alle Balletfigurantinnen versuchen, wenn er einige Vorzüge bei ihnen entdeckte.

Wir speisten allein, und es läßt sich denken, daß die Gesellschaft von zwei Coulissenheldinnen gerade keine Moralaphorismen aufkommen ließ. Die Toscani sagte, ihre Tochter sei noch ganz unentweiht, und sie wäre fest entschlossen, dem Herzog nicht eher zu erlauben, sie zu berühren, als bis er die herrschende Maitresse, deren Stelle ihre Tochter einnehmen sollte, entlassen habe. Diese Maitresse war die Tänzerin Gardella, die Tochter eines venetianischen Gondelführers, von welchem ich im ersten Bande gesprochen; sie war die Frau des Michael Agata, welchen ich in München getroffen hatte, als ich aus den schrecklichen Bleidächern entflohen war, in denen ich so lange geschmachtet hatte.

Da ich die Behauptung der Mutter zu bezweifeln schien, und ihr durch einige ziemlich deutliche Anspielungen zu verstehen gab, daß die erste Blüthe schon in Paris gepflückt worden sei, und daß der Herzog nur die zweite bekommen würde, so kam ihre Eitelkeit ins Spiel, und nachdem ich ihnen vorgeschlagen, mich mit meinen eigenen Augen davon überzeugen zu wollen, wurde die feierliche Verabredung getroffen, daß die Operation am folgenden Tage stattfinden solle. In der That blieben sie ihrem Versprechen getreu, und ich hatte am nächsten Morgen einen sehr hübschen Zeitvertreib, welcher zwei Stunden dauerte und mich nöthigte, die ganze Gluth, welche

die Tochter in meinen Sinnen entzündet hatte, mit der Mutter zu löschen.

Obgleich die Toscani noch jung war, würde sie mich doch kalt wie Eis gefunden haben, wenn ihre reizende Tochter mich nicht aufgeregt hätte, ohne mich befriedigen zu können; denn die Mutter traute mir nicht genug, um mich mit diesem Juwel allein zu lassen. Sie trat an Stelle ihrer Tochter und stand sich gut dabei.

Ich beschloß also, mit diesen beiden Nymphen nach Stuttgart zu reisen, wo ich die Binetti finden sollte, welche noch immer mit Enthusiasmus von mir sprach. Diese Schauspielerin war die Tochter des Gondelführers Romano. Ich war ihr behülflich gewesen die Bühne zu betreten, in demselben Jahre, wo Frau von Valmarana sie an einen französischen Tänzer Namens Binet verheirathet hatte, der seinen Namen durch Anhängung einer Sylbe italiänisirt hatte, im Gegensatze zu denjenigen, welche sich durch Hinzufügung einer andern adeln. Ich mußte hier zugleich die Gardella, Baletti den jüngern, den ich sehr liebte, die junge Vulcani, welche er geheirathet hatte, und mehrere alte Bekanntschaften finden, die meiner Ansicht nach den Aufenthalt in Stuttgart zu einem köstlichen machen mußten. Man wird aber bald sehn, wie gefährlich es ist, seine Rechnung ohne den Wirth zu machen. Auf der letzten Poststation trennte ich mich von den Schauspielerinnen und stieg im Bären ab.

Drittes Kapitel.

Das Jahr 1760. — Die Maitresse Gardella. — Portrait des Herzogs von Würtemberg. — Mein Mittagsessen bei der Gardella und Folgen desselben. — Unglückliches Zusammentreffen. — Ich spiele und verliere viertausend Louisd'ors. — Prozeß. — Glückliche Flucht. — Meine Ankunft in Zürich. — Eine von Jesus Christus in eigner Person geweihte Kirche.

Der Hof des Herzogs von Würtemberg war um diese Zeit der glänzendste in Europa. Die großen Subsidien, welche Frankreich für ein Corps von zehntausend Mann zahlte, die er im Dienste dieser Macht unterhielt, setzten ihn in den Stand, diese Ausgaben zu bestreiten, die sein Luxus und seine Ausschweifungen erforderten. Dieses Corps war sehr schön, hatte sich aber während des ganzen Krieges nur durch Fehler ausgezeichnet.

Der Herzog war prachtliebend in seinen Neigungen: prächtige Bauten, Jagdequipage, herrliches Gestüt, Phantasien jeder Art; ungeheure Summen kosteten ihm aber die hohen Gehälter und mehr als Alles sein Theater und seine Maitressen. Er hatte französische Komödie, italiänische ernste und komische Oper und zwanzig italiänische Tänzer, von denen jeder auf einem großen italiänischen Theater eine erste Stelle bekleidet hatte. Noverre war sein Choreograph und Ballet-Direktor; er verwendete zuweilen bis hundert Figuranten. Ein geschickter Maschinist und die besten Decorationsmaler arbeiteten um die Wette und mit großen Kosten, um die Zuschauer zum Glauben an Zauberei zu zwingen. Alle Tänzerinnen

waren hübsch, und alle rühmten sich, den Herrn wenigstens einmal glücklich gemacht zu haben. Die Haupttänzerin war eine Venetianerin, Tochter eines Gondelführers Namens Gardello. Es war dieselbe, welche der Senator Malipiero, von welchem meine Leser schon wissen, daß er mir zuerst eine gute Erziehung hatte geben lassen, für das Theater heranbilden ließ, indem er ihr einen Tanzmeister bezahlte. Nach meiner Flucht aus den Bleidächern hatte ich sie in München an Michael Agata verheirathet gefunden. Der Herzog, der sie nach seinem Geschmacke fand, bat ihren Mann um dieselbe, und dieser schätzte sich glücklich, daß er sie ihm abtreten konnte; als er sich aber nach einem Jahre an ihren Reizen gesättigt hatte, pensionirte er sie mit dem Titel Madame.

Diese Ehre hatte alle Tänzerinnen eifersüchtig gemacht, denn alle hielten sich für geeignet, anerkannte Maitresse zu werden, um so mehr als die Gardella nur den Rang und das Gehalt einer solchen hatte. Alle intriguirten, um sie zu verdrängen, aber die Venetianerin hatte im höchsten Grade die Gabe zu fesseln, und sie erhielt sich trotz aller Kabalen. Anstatt dem Herzoge seine beständigen Treulosigkeiten vorzuwerfen, ermunterte sie ihn vielmehr dazu, und da sie ihn nicht liebte, war sie glücklich in Bezug auf den Zeitvertreib von ihm vernachlässigt zu werden. Ihre größte Freude war es, wenn die Tänzerinnen, welche sich um die Ehre des Taschentuchs bewarben, sich ihr empfahlen. Sie empfing sie gut, gab ihnen Rathschläge und ermunterte sie, sich dem Fürsten angenehm zu machen. Der Fürst, der seinerseits die Toleranz der Favorite bewundernswerth und sehr bequem fand, hielt sich verpflichtet, ihr seine Dankbarkeit zu bezeigen. Er ließ ihr öffentlich alle Ehrenbezeigungen wiederfahren, welche nur einer Prinzessin hätten erwiesen werden können.

Ich bemerkte bald, daß die große Leidenschaft des Fürsten darin bestand, von sich sprechen zu machen. Er würde gern Herostratus nachgeahmt haben, wenn er es für angemessen gehalten hätte, um eine der hundert Stimmen des Nachruhms zu beschäftigen. Er wünschte, daß man von ihm sage, kein Fürst habe mehr Geist, mehr Geschmack, mehr Genie, Vergnügungen zu erfinden und zugleich mehr Fähigkeit zum Regieren gehabt, er wünschte endlich, daß man von ihm glaube, er sei ein zweiter Herkules in den Arbeiten des Bachus und

des Amor, ohne daß die dem Vergnügen geweihten Augenblicke seiner Regierungsthätigkeit Abbruch thäten. Ohne Erbarmen fiel der Diener in Ungnade, dem es nicht gelang, ihn nach einem drei oder vierstündigen Schlafe zu wecken, welchem er sich, wie alle Menschen überlassen mußte; aber er erlaubte ihm, alle Mittel zu gebrauchen, um ihn zum Aufstehen zu nöthigen.

Es kam vor, daß der Bediente, nachdem er ihn eine Menge Kaffee hatte trinken lassen, ihn in ein kaltes Bad stürzen mußte, wo Se. Hoheit schon aufwachen mußte, wenn er nicht ertrinken wollte.

Sobald der Herzog angekleidet war, versammelte er seine Minister und erledigte die laufenden Geschäfte; sodann gab er dem Ersten Besten, der sich ihm vorstellte, Audienz. Uebrigens läßt sich nichts Komischeres denken als die Audienzen, welche er seinen armen Unterthanen ertheilte. Es waren oft plumpe Bauern, Handwerker der niedrigsten Klasse und der arme Mann schwitzte Blut und Wasser, um sie zur Vernunft zu bringen, was ihm nicht immer gelang, denn oft entfernten sie sich eingeschüchtert, verzweifelnd und wüthend. Was die hübschen Bäuerinnen betraf, so untersuchte er ihre Beschwerden unter vier Augen, und obwohl er ihnen gewöhnlich nichts bewilligte, so verließen sie ihn doch getröstet.

Die Subsidien, welche der König von Frankreich dumm genug war, ihm für Dienste ohne Nutzen zu zahlen, reichten für seine Verschwendung nicht aus. Er überlud seine Unterthanen so sehr mit Steuern und Frohnden, daß dies geduldige Volk sich einige Jahre darauf an das Reichskammergericht von Wetzlar wendete, welches ihn zwang sein System zu ändern. Seine Narrheit bestand darin, daß er nach Art des Königs von Preußen herrschen wollte, während dieser Monarch über den Herzog spottete, den er seinen Affen nannte. Er hatte die Tochter des Markgrafen von Baireuth geheirathet, die schönste und vollkommenste deutsche Prinzessin. Sie war nicht in Stuttgart, als ich mich daselbst aufhielt; sie hatte sich wegen einer tödtlichen Beleidigung, die sie von dem ihrer zu unwürdigen Gatten erlitten, zu ihrem Vater geflüchtet. Man hat mit Unrecht behauptet, die Prinzessin habe ihren Gatten verlassen, weil sie seine Treulosigkeiten nicht mehr habe ertragen können.

Nachdem ich allein auf meinem Zimmer gespeist, machte

ich Toilette und ging in die Oper, welche der Herzog in dem schönen von ihm erbauten Theater dem Publikum gratis geben ließ. Dieser Fürst saß vor dem Orchester, umgeben von seinem glänzenden Gefolge. Ich setzte mich in eine Loge des ersten Ranges, allein und sehr erfreut, daß ich ohne die geringste Zerstreuung ein Musikstück des berühmten Jumelli, welcher im Dienste des Herzogs stand, hören konnte. Da ich die Sitte einiger deutschen Höfe nicht kannte, so begegnete es mir, daß ich ein Solo beklatschte, welches ein Kastrat, dessen Namen ich vergessen habe, zum Entzücken sang; aber einen Augenblick darauf trat ein Individuum in meine Loge und redete mich auf eine unhöfliche Weise an, worauf ich nur erwiedern konnte: Nictferstand. (Ich verstehe nicht.)

Er ging hinaus, und bald darauf erschien ein Offizier, welcher in gutem Französisch zu mir sagte, es sei nicht erlaubt zu klatschen, wenn der Herzog im Theater wäre.

Sehr gut, mein Herr, ich werde wiederkommen, wenn der Herzog nicht im Theater ist; denn wenn eine Arie mir gefällt, ist es mir unmöglich, dies nicht durch Beifallklatschen auszudrücken.

Nachdem ich diese Antwort gegeben, lasse ich meinen Wagen rufen; als ich aber eben einsteigen will, meldet mir derselbe Offizier, daß der Herzog mich zu sprechen wünsche. Ich folge ihm.

Sie sind also Herr Casanova?

Ja, gnädiger Herr.

Woher kommen Sie?

Von Köln.

Ist es das erstemal, daß Sie nach Stuttgart kommen?

Ja, gnädiger Herr.

Denken Sie hier lange zu bleiben?

Fünf oder sechs Tage, wenn Ew. Hoheit es mir erlaubt.

Sehr gerne, so lange es Ihnen beliebt, und es soll Ihnen erlaubt sein zu klatschen, so viel Sie wollen.

Ich werde diese Erlaubniß benutzen, gnädiger Herr.

Gut.

Ich setzte mich auf eine Bank, und Alle schauten dem Spiele der Schauspieler aufmerksam zu. Als einen Augenblick darauf ein Sänger eine Arie sang, applaudirte der Herzog, und die langohrigen Hofleute ahmten dem Herrn nach; aber

ich, der den Gesang sehr mittelmäßig fand, blieb ruhig; ein Jeder nach seinem Geschmacke. Nach dem Ballet ging der Herzog in die Loge der Favorite, küßte ihr die Hand und entfernte sich. Ein Offizier, welcher neben mir stand und nicht wußte, daß ich die Gardella kannte, sagte zu mir, es sei Madame, und nachdem ich die Ehre gehabt, mit dem Fürsten zu sprechen, könnte ich mir auch die verschaffen, ihr in ihrer Loge die Hand zu küssen.

Ich hatte starke Lust zu lachen, aber ich unterdrückte sie, und in Folge eines unbegreiflichen und höchst unbesonnenen Einfalls ließ ich mich verleiten, ihm zu antworten, ich glaube mich dessen enthalten zu können, da sie meine Verwandte sei. Kaum hatte ich diese Aeußerung gethan, als ich mich auch schon in die Lippen biß, denn diese ungeschickte Lüge konnte mir nur schaden; aber es war nun einmal geschrieben, daß ich in Stuttgart nur Fehler machen sollte. Der Offizier, welchen meine Antwort zu überraschen schien, grüßte mich und ging in die Loge der Favorite, um sie von meiner Anwesenheit in Kenntniß zu setzen. Nachdem die Gardella sich gegen mich gewendet, winkte sie mir mit dem Fächer, und ich beeilte mich, ihrer Aufforderung zu folgen, indem ich innerlich über die thörichte Rolle lachte, welche ich spielen würde. Als ich eingetreten war, reichte sie mir mit einer anmuthigen Bewegung die Hand, welche ich ihr küßte, indem ich sie meine Cousine nannte. Sie haben sich dem Herzoge als meinen Cousin vorgestellt? Nein, sagte ich zu ihr. Wolan, antwortete sie, so thue ich es und lade Sie zu morgen zum Mittagsessen ein.

Sie entfernte sich und ich besuchte die Tänzerinnen, welche beim Entkleiden waren. Die Binetti, eine meiner ältesten Bekanntschaften, war außer sich vor Freude, mich wiederzusehn, und lud mich zum täglichen Mittagsessen bei ihr ein. Kurtz, ein guter Violinist, der mein Kamerad im Orchester von St. Samuel gewesen, stellte mir seine Tochter vor, eine sehr schöne Person, indem er mit dem Tone eines Herrn zu mir sagte: „Diese ist nicht für die schönen Augen des Herzogs gemacht, er wird sie nie bekommen.“ Der gute Mann war nicht Prophet, denn der Herzog hatte sie kurze Zeit darauf und wurde von ihr geliebt. Sie schenkte ihm zwei kleine Püppchen, welche Unterpfänder der Liebe indeß die Unbeständigkeit Sr. Hoheit nicht zu fesseln vermochten. Diese reizende

Person hatte nichtsdestoweniger Alles, was erforderlich war, um einen Mann zu fesseln, denn mit der vollkommensten Schönheit verband sie die pikanteste Grazie, einen sehr gebildeten natürlichen Geist und eine Güte, eine Milde, welche sie allgemein beliebt machten. Aber der Herzog war übersättigt, und für ihn bestand das Vergnügen nur noch in der Unbeständigkeit.

Nächst der jungen Kurtz sah ich die kleine Vulcani, welche ich in Dresden kennen gelernt hatte, und welche mich überraschte, indem sie mir ihren Mann vorstellte, der mir um den Hals fiel. Dies war Baletti, der Bruder meiner Ungetreuen, ein junger talentvoller Mann, den ich außerordentlich liebte.

Ich war von allen diesen Bekanntschaften umgeben, als der Offizier, dem mich als einen Verwandten der Gardella zu bekennen ich thöricht genug gewesen war, erschien und die Geschichte zu erzählen begann. Die Binetti sagte, nachdem sie ihn angehört: „Mein Herr, das ist eine Lüge.“ „Aber, meine Liebe, entgegnete ich, Sie können doch das nicht besser wissen als ich.“ Sie antwortete mir nur mit lautem Lachen, aber Kurtz nahm das Wort und sagte sehr komisch: „Da die Gardella nur die Tochter eines Gondelführers wie die Binetti ist, so findet diese mit Recht, daß sie ihr hinsichtlich der Verwandtschaft den Vorzug hätten geben sollen.“

Am folgenden Tage speiste ich sehr heiter mit der Favorite, obwohl sie zu mir sagte, da sie den Herzog noch nicht gesehen, so wisse sie nicht, wie er den Scherz aufnehmen würde, den ihre Mutter sehr unpassend finde. Diese Mutter, im Elend geboren, war sehr stolz darauf, daß ihre Tochter die Ehre hatte, Maitresse eines Fürsten zu sein, und meine Verwandtschaft schien ihr ein Flecken. Sie hatte die Frechheit, mir zu sagen, ihre Aeltern seien nie Komödianten gewesen, ohne zu bedenken, daß, wenn ihr dieser Stand schimpflich erschien, es gewiß schimpflicher war, herunterzusteigen als hinaufzusteigen. Ich hätte mit ihrer üblen Laune Mitleiden haben sollen, aber da ich nie einen geduldigen Charakter hatte, so fragte ich sie, ob ihre Schwester noch lebe, zu welcher Frage sie ein Gesicht schnitt, und welche sie nicht beantwortete. Diese Schwester war eine dicke Blinde, welche auf einer Brücke in Venedig bettelte.

Nachdem ich den ganzen Tag auf die heiterste Weise mit

dieser Favorite verlebt, der ältesten meiner Bekanntschaften dieser Art, verließ ich sie mit dem Versprechen, am nächsten Tage bei ihr zu frühstücken; als ich aber fortging, bedentete mir der Portier, ich möge keinen Fuß mehr in dieses Haus setzen und wollte mir nicht sagen, in wessen Namen er mir diesen huldvollen Befehl ertheile. Ich sah nun wohl ein, daß ich besser gethan haben würde, meine Zunge in Zaum zu halten; aber dieser Streich konnte nur von der Mutter oder vielleicht auch von der Tochter ausgehn, deren Eigenliebe ich verletzt hatte; sie war Schauspielerin genug, um ihre Empfindlichkeit verbergen zu können.

Ich war mit mir selbst unzufrieden; ich entfernte mich in übler Laune; ich fühlte mich gedemüthigt, daß eine erbärmliche und schamlose Schauspielerin mich schlecht behandelt hatte, während ich durch ein anständigeres Benehmen freundliche Aufnahme in der besten Gesellschaft hätte finden können. Hätte ich nicht der Binetti versprochen, am folgenden Tage bei ihr zu speisen, so würde ich augenblicklich Post genommen haben, und dadurch würde ich allen Unannehmlichkeiten entgangen sein, die in dieser unglücklichen Stadt meiner noch warteten.

Die Binetti wohnte bei dem Wiener Gesandten, welcher ihr Liebhaber war, und der Theil des Hauses, welchen sie bewohnte, lehnte sich an die Stadtmauer. Diesen Umstand muß man kennen, wie man später sehen wird. Ich speiste allein mit meiner liebenswürdigen Landsmännin, und hätte ich mich in diesem Augenblicke fähig gefühlt, mich zu verlieben, so würde sich meine ganze frühere Zärtlichkeit für sie wieder eingestellt haben; denn sie war sehr wohl erhalten und hatte viel Anmuth und Weltkenntniß.

Der Wiener Gesandte war liebenswürdig, großmüthig und tolerant; ihr Mann dagegen war ein sehr schlechtes Subject, welches sie nicht verdiente und welches sie nie sah. Ich verlebte einen köstlichen Tag bei ihr, indem wir von unsern alten Erinnerungen sprachen, und da mich nichts in Stuttgart zurückhielt, so beschloß ich, übermorgen abzureisen, weil ich der Toscani und ihrer Tochter versprochen hatte, am nächsten Tage mit ihnen Ludwigsburg zu besuchen. Wir wollten um fünf Uhr Morgens aufbrechen; aber mir begegnete Folgendes.

Als ich von der Binetti kam, wurde ich auf eine sehr höfliche Weise von drei Offizieren angeredet, welche ich im

Kaffeehause kennen gelernt hatte, und wir machten einen Spaziergang. Wir beabsichtigen eine Vergnügungspartie mit einigen gutmüthigen Schönen, sagten sie, und Sie werden uns einen Gefallen thun, wenn Sie daran Theil nehmen wollen. Ich spreche nicht vier Worte deutsch, meine Herren, erwiederte ich, und wenn ich Ihnen den Willen thäte, würde ich mich langweilen. Aber die Damen sind Italiänerinnen, entgegneten die Offiziere, und die Sache paßt daher für Sie. Ich fühlte eine ganz eigne Abneigung, ihnen zu folgen; aber mein böser Genius trieb mich, in diesem unseligen Orte nur Dummheit über Dummheit zu begehn, und ich ließ mich gleichsam unwillkürlich gehn.

Wir kehren wieder in die Stadt zurück, und ich lasse mich in das dritte Stockwerk eines Hauses von schlechtem Aussehn führen, wo ich in einem mehr als ärmlichen Zimmer die beiden angeblichen Nichten Peccini's finde. Einen Augenblick darauf tritt Peccini selbst ein, und mit schamlosem Tone wirft er sich mir an den Hals und umarmt mich, indem er mich seinen besten Freund nennt. Seine Nichten überhäuften mich mit Liebkosungen und schienen dadurch andeuten zu wollen, daß wir ältere Bekannte seien. Ich lasse Alles geschehn und schweige.

Die Offiziere begannen nun ihre Ausschweifungen; ich ahmte ihnen nicht nach; aber meine Zurückhaltung hinderte sie nicht. Da ich nun erkannte, an welchen schlechten Ort ich mich hatte führen lassen, so sah ich meinen ganzen Fehler ein; aber falsche Scham hielt mich ab, mich plötzlich zu entfernen. Ich that übel daran, aber ich nahm mir vor, künftig klüger zu sein.

Bald trug man eine Garküchensuppe auf; ich aß nicht; da ich aber nicht unhöflich erscheinen wollte, so trank ich zwei oder drei kleine Gläser Ungarwein. Nach dem Abendessen, welches nur sehr kurze Zeit dauerte, brachte man Karten, und einer der Offiziere legte eine Pharaobank; ich pointirte und verlor fünfzig bis sechszig Louisd'ors, welche ich bei mir hatte. Ich fühlte mich trunken, der Kopf schwindelte mir; ich wollte aufhören und mich zurückziehn, aber ich bin nie so unbegreiflich schwach gewesen, wie an jenem Tage, sei es in Folge einer falschen Scham, sei es in Folge des verfälschten Getränks, welches man mir vorgesetzt hatte. Die großmüthi-

gen Offiziere, welche mein Verlust schmerzte, wollten durchaus, daß ich wiedergewänne und zwangen mich, mit hundert Louisd'ors in Marken, welche sie mir auszahlten, eine Bank zu legen. Ich gebe nach und verliere. Ich lege eine neue Bank und verliere wieder. Da mein Kopf sich erhitzte, meine Trunkenheit zunahm und der Aerger mich blind machte, so verstärkte ich fortwährend die Bank, verlor indeß immer, und um Mitternacht erklärten die ehrlichen Schurken, die mich nicht mehr zu erzürnen fürchteten, daß sie nicht weiter spielen wollten. Sie zählten die Marken und es fand sich, daß ich gegen hunderttausend Francs verloren hatte. Ich war dermaßen trunken, obgleich ich keinen Tropfen Wein mehr genossen hatte, daß ich meine Sänfte kommen und mich nach Hause tragen lassen mußte. Als ich mich entkleidete, bemerkte mein Bediente, daß ich weder meine Uhren noch meine goldne Dose hatte. Vergiß nicht, sagte ich zu ihm, mich um vier Uhr Morgens zu wecken. Darauf legte ich mich schlafen und schlief sehr ruhig.

Als ich mich am Morgen ankleidete, fand ich in meiner Tasche etwa hundert Louisd'ors, worüber ich mich nicht wenig wunderte; denn nachdem meine Betäubung vorüber war, erinnerte ich mich sehr wohl, daß ich dieselben am vorigen Tage nicht bei mir gehabt hatte; aber allein mit meiner Vergnügungspartie beschäftigt, verschob ich das Nachdenken über diesen Zwischenfall und meinen ungeheuren Verlust auf später. Ich gehe aus, um die Toscani aufzusuchen, und wir fuhren nach Ludwigsburg, wo wir ein vortreffliches Mittagsessen fanden, und hier war ich in so heiterer Stimmung, daß meine Gäste das Unglück, welches mich betroffen, nimmermehr hätten errathen können. Am Abend kehrten wir nach Stuttgart zurück.

Als ich nach Hause kam, sagte mir mein Spanier, daß man in dem Hause, wo ich den vorigen Abend zugebracht habe, nichts von meinen Uhren und meiner Dose wisse, daß drei Offiziere mich hätten besuchen wollen, und da sie mich nicht gefunden, ihn beauftragt hätten, mir zu melden, daß sie am folgenden Tage bei mir frühstücken würden. Sie ermangelten nicht es zu thun.

Meine Herren, sagte ich, sobald sie in mein Zimmer getreten waren, ich habe eine Summe verloren, welche ich nicht

bezahlen kann, und welche ich sicherlich nicht verloren hätte, wenn nicht das Gift, daß Sie mich mit dem Ungarweine haben trinken lassen, mich berauscht hätte. Sie haben mich an einen gemeinen Ort geführt, wo man mir auf eine empörende Weise für mehr als dreihundert Louisd'ors an Sachen gestohlen hat. Ich werde mich gegen Niemand beklagen, denn ich muß die Strafe meines thörichten Vertrauens tragen. Wäre ich klug gewesen, so würde mir das Alles nicht begegnet sein.

Sie schrieen laut auf und sprachen von der Rolle, welche der Schein der Ehre sie zu spielen zwinge. Alle ihre Reden waren vergeblich, denn ich hatte schon den Entschluß gefaßt, nichts zu bezahlen.

Während wir so mit einander stritten, und als wir schon anfingen zornig zu werden, kamen Baletti, die Toscani Mutter und Binetti, welche Alles mit anhörten. Ich ließ für Alle ein Frühstück besorgen, und nachdem meine Freunde gegessen hatten, entfernten sie sich.

Als wir wieder allein waren, machte mir einer der drei Schurken folgenden Vorschlag: Wir sind zu anständig, mein Herr, um den Vortheil unserer Stellung zu mißbrauchen. Sie sind unglücklich gewesen, wie es Jedem begegnen kann, und wir wünschen nichts sehnlicher als einen Vergleich. Wir wollen uns mit ihren sämmtlichen Sachen, Kleinodien, Diamanten, Waffen und Wagen, welche wir abschätzen lassen werden, abfinden lassen, und wenn die Summe, welche Sie uns schulden, dadurch nicht gedeckt wird, so wollen wir für den Rest Wechsel auf Ziel nehmen und gute Freunde bleiben.

Mein Herr, ich wünsche in keiner Weise die Freundschaft von Leuten, welche mich ausziehen und kann Sie durchaus nicht bezahlen.

Bei diesen Worten brachen sie in Drohungen aus.

Meine Herren, sagte ich mit der größten Kaltblütigkeit, Ihre Drohungen können mich nicht einschüchtern, und ich sehe für Sie nur zwei Mittel, zu dem Gelde zu gelangen; der erste ist der Weg der Justiz, und dann denke ich leicht einen Advokaten zu finden, der meine Sache führt; der zweite besteht darin, daß Sie sich an meine Person halten und daß wir in allen Ehren und in aller Stille die Sache mit dem Degen ausmachen.

Drittes Kapitel.

Das Jahr 1760. — Die Maitresse Gardella. — Portrait des Herzogs von Würtemberg. — Mein Mittagsessen bei der Gardella und Folgen desselben. — Unglückliches Zusammentreffen. — Ich spiele und verliere viertausend Louisd'ors. — Prozeß. — Glückliche Flucht. — Meine Ankunft in Zürich. — Eine von Jesus Christus in eigner Person geweihte Kirche.

Der Hof des Herzogs von Würtemberg war um diese Zeit der glänzendste in Europa. Die großen Subsidien, welche Frankreich für ein Corps von zehntausend Mann zahlte, die er im Dienste dieser Macht unterhielt, setzten ihn in den Stand, diese Ausgaben zu bestreiten, die sein Luxus und seine Ausschweifungen erforderten. Dieses Corps war sehr schön, hatte sich aber während des ganzen Krieges nur durch Fehler ausgezeichnet.

Der Herzog war prachtliebend in seinen Neigungen: prächtige Bauten, Jagdequipage, herrliches Gestüt, Phantasien jeder Art; ungeheure Summen kosteten ihm aber die hohen Gehälter und mehr als Alles sein Theater und seine Maitressen. Er hatte französische Komödie, italiänische ernste und komische Oper und zwanzig italiänische Tänzer, von denen jeder auf einem großen italiänischen Theater eine erste Stelle bekleidet hatte. Noverre war sein Choreograph und Ballet-Direktor; er verwendete zuweilen bis hundert Figuranten. Ein geschickter Maschinist und die besten Decorationsmaler arbeiteten um die Wette und mit großen Kosten, um die Zuschauer zum Glauben an Zauberei zu zwingen. Alle Tänzerinnen

waren hübsch, und alle rühmten sich, den Herrn wenigstens einmal glücklich gemacht zu haben. Die Haupttänzerin war eine Venetianerin, Tochter eines Gondelführers Namens Gardello. Es war dieselbe, welche der Senator Malipiero, von welchem meine Leser schon wissen, daß er mir zuerst eine gute Erziehung hatte geben lassen, für das Theater heranbilden ließ, indem er ihr einen Tanzmeister bezahlte. Nach meiner Flucht aus den Bleidächern hatte ich sie in München an Michael Agata verheirathet gefunden. Der Herzog, der sie nach seinem Geschmacke fand, bat ihren Mann um dieselbe, und dieser schätzte sich glücklich, daß er sie ihm abtreten konnte; als er sich aber nach einem Jahre an ihren Reizen gesättigt hatte, pensionirte er sie mit dem Titel Madame.

Diese Ehre hatte alle Tänzerinnen eifersüchtig gemacht, denn alle hielten sich für geeignet, anerkannte Maitresse zu werden, um so mehr als die Gardella nur den Rang und das Gehalt einer solchen hatte. Alle intriguirten, um sie zu verdrängen, aber die Venetianerin hatte im höchsten Grade die Gabe zu fesseln, und sie erhielt sich trotz aller Kabalen. Anstatt dem Herzoge seine beständigen Treulosigkeiten vorzuwerfen, ermunterte sie ihn vielmehr dazu, und da sie ihn nicht liebte, war sie glücklich in Bezug auf den Zeitvertreib von ihm vernachlässigt zu werden. Ihre größte Freude war es, wenn die Tänzerinnen, welche sich um die Ehre des Taschentuchs bewarben, sich ihr empfahlen. Sie empfing sie gut, gab ihnen Rathschläge und ermunterte sie, sich dem Fürsten angenehm zu machen. Der Fürst, der seinerseits die Toleranz der Favorite bewundernswerth und sehr bequem fand, hielt sich verpflichtet, ihr seine Dankbarkeit zu bezeigen. Er ließ ihr öffentlich alle Ehrenbezeigungen wiederfahren, welche nur einer Prinzessin hätten erwiesen werden können.

Ich bemerkte bald, daß die große Leidenschaft des Fürsten darin bestand, von sich sprechen zu machen. Er würde gern Herostratus nachgeahmt haben, wenn er es für angemessen gehalten hätte, um eine der hundert Stimmen des Nachruhms zu beschäftigen. Er wünschte, daß man von ihm sage, kein Fürst habe mehr Geist, mehr Geschmack, mehr Genie, Vergnügungen zu erfinden und zugleich mehr Fähigkeit zum Regieren gehabt, er wünschte endlich, daß man von ihm glaube, er sei ein zweiter Herkules in den Arbeiten des Bachus und

verlor keinen Augenblick, um den Gesandten, ihren Liebhaber, davon in Kenntniß zu setzen.

Dieser Diplomat erschien mit ihr, und nachdem er sich die Geschichte mit allen ihren Einzelheiten von mir hatte erzählen lassen, sagte er, der Herzog wisse wahrscheinlich nichts davon. Schreiben Sie einen kurzen Bericht des schändlichen Vorfalls nieder, sagte er; ich werde die Schrift dem Herzoge zustellen und bezweifle nicht, daß Ihnen Gerechtigkeit zu Theil werden wird.

Ich setzte mich ans Bureau der Binetti, und nachdem ich meinen wahrheitsgemäßen Bericht beendet hatte, übergab ich ihn dem Gesandten, welcher mir versicherte, daß der Herzog vor Ablauf einer Stunde von meinen Angelegenheiten in Kenntniß gesetzt sein solle.

Während des Essens gab mir meine Landsmännin von Neuem die bestimmtesten Zusicherungen, daß ihr Liebhaber mein Beschützer werden würde, und wir verlebten den Tag auf eine ziemlich heitere Weise; aber gegen Abend entdeckte mir mein Spanier, daß ich verhaftet werden würde, wenn ich nach dem Gasthofe zurückkehre, denn, sagte er, ein Offizier ist in Ihr Zimmer gekommen, und da er Sie nicht gefunden, hat er sich an der Straßenthür postirt und unten an der Treppe stehen zwei Soldaten unter seinem Befehl.

Die Binetti sagte zu mir: Sie werden nicht nach Hause gehen; Sie werden hier schlafen, wo Sie keine Beleidigung zu fürchten haben. Lassen Sie holen, was Sie brauchen und warten wir. Ich gab meine Befehle, und mein Spanier holte mir die Sachen, deren ich bedurfte.

Um Mitternacht kam der Gesandte wieder; wir lagen noch nicht im Bette, und er hatte nichts dagegen, daß seine Schöne mir ein Asyl eröffnet hatte. Er versicherte mir, meine Bittschrift sei dem Fürsten übergeben worden; aber während der drei Tage, welche ich in diesem Hause blieb, hörte ich nicht davon sprechen.

Am vierten Tage, während ich über den von mir zu fassenden Entschluß Jeden um Rath fragte, bekam der Gesandte vom Staatsminister einen Brief, worin dieser ihn im Namen seines Fürsten ersuchte, mich aus seinem Hause zu entfernen, da ich einen Prozeß mit Offizieren Seiner Hoheit habe und er den Lauf der Justiz hemmen würde, indem er

mich in seinem Hause behielte. Der Gesandte übergab mir den Brief und ich las in demselben, daß der Minister ihm versprach, es solle nach strengem Rechte entschieden werden. Ich mußte mich nun wohl entschliessen, wieder in den Gasthof zu gehen; aber die Binetti wurde darüber so wüthend, daß sie dem Gesandten Beleidigungen sagte, welcher nur darüber lachte und entgegnete, er könne mich gegen die Gewaltthätigkeiten des Fürsten nicht schützen. Da ich nicht Unterthan des Kaisers war, hatte er Recht.

Ich kehrte in meinen Gasthof zurück, ohne zu irgend Jemand zu gehen; als ich aber zu Mittag gespeist hatte und mich eben zu meinem Advokaten zu einer Besprechung begeben wollte, brachte mir ein Gerichtsdiener eine Vorladung, welche mir mein Wirth verdollmetschte, und worin ich aufgefordert wurde, vor ich weiß nicht welchem Notar zu erscheinen, der meine Aussagen entgegennehmen sollte. Ich ging mit dem Gerichtsdiener zu demselben und blieb zwei Stunden bei dem Manne, der Alles, was ich lateinisch sagte, deutsch niederschrieb. Als er geendet hatte, bat er mich zu unterzeichnen. Ich machte ihm bemerklich, daß ich eine Schrift, die ich nicht lesen und verstehen könne, auch nicht unterzeichnen könne. Er bestand auf seinem Willen, aber ich blieb unerschütterlich. Er gerieth in Zorn, und sagte, es sei unpassend von mir, die Unverdächtigkeit eines Notars zu beargwohnen. Ich antwortete ruhig, ich beargwohne seine Unverdächtigkeit nicht, aber ich handele nach einem von der Klugheit eingegebnen Principe, und da ich das, was er geschrieben, nicht verstände, so scheine es mir natürlich, daß ich auch meine Unterschrift nicht gebe. Ich verließ ihn und ließ mich zu meinem Notar fahren, der mein Benehmen lobte und mir versprach, am folgenden Tage zu mir zu kommen, um meine Procuration zu empfangen. Dann, sagte er, wird Ihre Sache die meinige sein.

Getröstet durch diesen Mann, der mir Vertrauen einflößte, ging ich nach Hause, und nach einem gutem Abendessen, legte ich mich nieder und schlief mit der größten Ruhe. Als ich aber erwachte, meldete mir mein Spanier einen Offizier, welcher ihm folgte, und der mir in gutem Französisch sagte, ich solle mich nicht wundern, daß ich Gefangener auf meinem Zimmer sei; denn da ich Fremder sei, und einen Prozeß habe, so sei es in der Ordnung, daß die gegnerische

Partei sich sicher stelle, daß ich nicht vor Beendigung des Prozesses durchgehe. Er bat mich höflich um meinen Degen, und zu meinem großen Bedauern mußte ich ihm denselben übergeben. Es war ein schön gearbeiteter Stichdegen, ein Geschenk von Madame d'Urfé, welcher wenigstens fünfzig Louisd'ors werth war.

Ich schrieb an meinen Advokaten ein Billet, um ihn von diesem Ereignisse zu benachrichtigen; er kam zu mir und gab mir die Versicherung, daß mein Arrest nur wenige Tage dauern würde.

Da ich zu Hause bleiben mußte, so ließ ich meine Freunde davon in Kenntniß setzen und erhielt die Besuche der Tänzer und Tänzerinnen, der einzigen anständigen Leute, die ich in diesem unseligen Stuttgart kannte, wohin ich nie einen Fuß hätte setzen sollen. Meine Lage war nicht erfreulich; durch ein Glas Wein vergiftet, war ich betrogen, bestohlen, beschimpft worden, sah mich meiner Freiheit beraubt, bedroht, hunderttausend Francs zu bezahlen, und mußte, wenn ich sie nicht bezahlen wollte, mich bis aufs Hemde ausziehen lassen, da Niemand wußte, was ich in der Brieftasche hatte. Ich hatte an Madame la Gardella geschrieben, aber ohne Erfolg, denn ich bekam keine Antwort. Die Binetti, die Toscani und Baletti, welche bei mir zu Mittag oder Abend speisten, waren mein einziger Trost. Die drei Schurken waren einzeln zu mir gekommen, um sich hinter dem Rücken der Andern Geld von mir geben zu lassen, und Jeder von ihnen hatte mir unter vier Augen versprochen, mich aus der Verlegenheit zu ziehen. Jeder wollte sich mit drei- oder vierhundert Louisd'ors begnügen; aber hätte ich sie auch einem von ihnen gegeben, so wäre ich doch keineswegs sicher gewesen, daß die beiden Andern von ihrer Forderung abstehen würden. Ich würde ihre Forderungen dadurch anerkannt und die Sache schlimmer gemacht haben. Ich sagte ihnen, sie langweilten mich, und ich würde ihnen Dank wissen, wenn sie mich nicht mehr mit ihrer Gegenwart belästigen wollten.

Am fünften Tage meiner Haft reiste der Herzog nach Frankfurt, und an demselben Tage meldete mir die Binetti im Auftrage ihres Liebhabers, daß der Herzog den Offizieren versprochen habe, sich nicht in die Sache zu mischen, und daß jener fürchte, ich würde das Opfer eines ungerechten Ur-

theils werden. Er rieth mir demgemäß, ich sollte suchen, mich durch Aufopferung aller meiner Sachen, Kleinodien und Diamanten aus der Verlegenheit zu ziehn und mir eine Quittung von meinen drei Gegnern zu verschaffen. Die Binetti als kluge Frau billigte diesen Rath nicht, und ich fand noch weniger Gefallen daran; aber sie hatte versprochen, den Auftrag auszurichten.

Ich hatte für mehr als hunderttausend Francs Kleinodien und Spitzen; aber ich konnte mich nicht entschließen, sie zu opfern. Ich war in der gräßlichsten Ungewißheit, als mein Advokat kam. Er sagte mir folgendes:

Mein Herr, Alles, was ich gethan habe, hat zu nichts geführt. Gegen Sie besteht eine Clique, welche sich höheren Schutzes zu erfreuen scheint, und welche die Gerechtigkeit zum Schweigen bringt. Es ist meine Pflicht, Ihnen zu sagen, daß Sie verloren sind, wenn Sie kein Mittel finden, sich mit Ihren Gaunern zu verständigen. Der Ausspruch des Polizeirichters, eines Schurken wie die Andern, wird ganz summarisch sein; denn als Fremder dürfen Sie nicht hoffen, daß Ihre Angelegenheit den gewöhnlichen Gang der Chikane gehe. Zu diesem Behufe müßten Sie eine Bürgschaft stellen können. Man hat Zeugen anzuschaffen gewußt, welche aussagen, daß Sie ein Spieler von Gewerbe sind, daß Sie die drei Offiziere zu Ihrem Landsmanne Peccini geführt haben, daß es nicht wahr ist, daß man Sie betrunken gemacht habe, und daß Sie weder Ihre Uhren noch Ihre Dose verloren hätten, denn man behauptet, dieselben würden sich unter Ihren Sachen vorfinden, wenn das Inventarium derselben aufgenommen würde. Machen Sie sich hierauf für morgen oder übermorgen gefaßt, und bezweifeln Sie nicht die Wahrheit dessen, was ich Ihnen sage; Sie würden es zu spät bereuen. Man wird Ihren Koffer, Ihre Kassette, Ihre Taschen durchwühlen; man wird von Allem ein Inventarium aufnehmen und an demselben Tage eine Versteigerung veranstalten. Wenn der Ertrag die Schuld übersteigt, so werden mit dem Reste die Kosten bezahlt werden, und Ihnen wird sehr wenig übrig bleiben; wenn die Summe nicht hinreicht, um Alles zu bezahlen, so werden Sie als gemeiner Soldat in die Truppen Sr. Hoheit eingestellt werden. Ich habe den Offizier, welcher Ihr Hauptgläubiger ist, sagen hören, daß die vier Louisd'ors, welche Sie als

Handgeld erhalten, in Anrechnung gebracht werden sollen, und daß der Herzog sehr erfreut sein wird, einen so schönen Mann als Rekruten zu bekommen.

Der Advokat ging weg, ohne daß ich es gewahr wurde, so sehr hatte mich seine Rede niedergeschmettert. Meine Aufregung war so groß, daß es mir in Zeit von noch nicht einer Stunde so vorkam, als ob alle Flüssigkeiten einen Ausgang suchten, um den Platz zu verlassen, den sie inne hatten. Ich genöthigt Soldat eines kleinen Fürsten wie der Herzog zu sein, der nur durch den schrecklichen Schacher mit Menschenfleisch, den er gleich dem Kurfürsten von Hessen betrieb, existirte! Ich, ausgeplündert von Gaunern und von einem ungerechten Urtheile bedroht! Das darf nicht sein. Suchen wir also ein Mittel, Zeit zu gewinnen. Ich schrieb zunächst an meinen Hauptgläubiger, ich sei zu einem vernünftigen Vergleiche geneigt, aber ich wünsche, daß alle drei sich mit Zeugen beim Notar einfänden, um ihre Erklärung legalisiren zu lassen, damit ich abreisen könne.

Ich berechnete mir, es sei unmöglich, daß nicht einer von den dreien morgen auf Wache sei, wodurch ich einen Tag gewann, unterdeß hoffte ich ein Mittel zu finden, wie ich mich aus der Verlegenheit ziehen könne.

Sodann schrieb ich einen Brief an den Polizeivorstand, welchen ich Excellenz und gnädiger Herr titulirte, und welchen ich um seinen mächtigen Schutz anrief. Ich sagte demselben, da ich mich entschlossen habe, meine Sachen zu verkaufen, um den gerichtlichen Verfolgungen gegen mich ein Ende zu machen, so bäte ich ihn, das Gerichtsverfahren gegen mich einzustellen, da die Kosten meine Verlegenheit nur vergrößern würden. Ich bat ihn überdies, mir einen ehrlichen Mann zuzuschicken, der meine Sachen nach ihrem wahren Werthe abschätzen solle, sobald ich mich mit den Offizieren, meinen Gläubigern, geeinigt hätte, und ich ersuchte ihn um seine Verwendung bei diesen. Als ich geendet hatte, ließ ich durch meinen Spanier die Briefe an ihre Adressen bringen.

Der Offizier, an welchen ich geschrieben und welchem ich zweitausend Louisd'ors schulden sollte, kam nach Tische zu mir. Ich lag in meinem Bette und sagte ihm, ich glaube das Fieber zu haben. Er sprach sentimental, und das war mir lieb, mochte es nun aufrichtig oder affektirt sein. Er

sagte, er habe mit dem Polizeivorstande gesprochen, der ihn meinen Brief habe lesen lassen. Sie haben das beste Theil erwählt, sagte er, indem Sie sich für einen Vergleich erklärt haben; aber es ist nicht nöthig, daß wir alle drei kommen. Ich werde mir von den beiden Andern eine Vollmacht ausstellen lassen, und die wird für den Notar genügen.

Mein Herr, sagte ich, ich bin zu unglücklich, als daß Sie mir die Genugthuung verweigern könnten, Sie alle drei zusammenzusehen; ich glaube nicht, daß Sie mir dies abschlagen können.

Wolan, Sie sollen befriedigt werden; aber wenn Sie Eile haben, so muß ich Ihnen sagen, daß Sie diese Genugthuung erst am Montage erlangen können, denn ein Jeder von uns ist an einem der vier folgenden Tage auf Wache.

Das thut mir leid, aber ich werde bis Montag warten. Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, daß jeder gerichtliche Akt bis dahin eingestellt wird.

Ich gebe es Ihnen; hier ist meine Hand; Sie können darauf rechnen. Ich werde Sie aber um eine Gefälligkeit bitten. Ihre Postchaise gefällt mir; ich nehme sie für den Kostenpreis.

Sehr gern.

Rufen Sie gefälligst den Wirth und sagen Sie ihm in meiner Gegenwart, daß sie mir gehört.

Ich lasse den Wirth kommen und thue, was der Mensch wünschte; aber der Wirth sagt, er könne über den Wagen verfügen, sobald er selbst bezahlt sei, worauf er ihm den Rücken zudrehte und hinausging. Ich bin sicher, die Chaise zu erhalten, sagte der Offizier lachend; sodann umarmte er mich und ging ab.

Diese Unterhaltung war mir so angenehm gewesen, daß ich mich halb hergestellt fühlte. Noch vier Tage waren mein. Ich konnte mich glücklich schätzen.

Einige Stunden später erschien ein ehrlich aussehender Mann, welcher gut italiänisch sprach, und meldete mir im Namen des Polizeivorstandes, daß meine Gläubiger am nächsten Montage zusammenkommen würden und daß er selbst den Auftrag habe, meine Sachen abzuschätzen. Er rieth mir, in den Vergleich die Bedingung aufnehmen zu lassen, daß meine Sachen nicht zur Auction kommen und meine Gläubiger die-

selben nach seiner Abschätzung annehmen sollten. Er sagte, ich würde mir zu diesem Rathe Glück wünschen, wenn ich ihn befolgte.

Nachdem ich ihm erwiedert hatte, daß auch er mit mir zufrieden sein würde, stand ich auf und bat ihn, meinen Koffer und die Kassette, worin ich meine Kleinodien hatte, zu besichtigen. Er prüfte Alles und sagte, meine Spitzen allein hätten einen Werth von 20,000 Francs. Sie haben, fügte er hinzu, für mehr als 100,000 Francs Sachen, aber ich gebe Ihnen mein Wort und fürchte nicht von Ihren Gegnern Lügen gestraft zu werden, daß ich den Offizieren im Geheimen das gerade Gegentheil sagen werde. Suchen Sie dieselben so zu bewegen, daß sie sich mit der Hälfte dessen, was Sie ihnen schulden, begnügen, und Sie können dann mit der Hälfte Ihrer Sachen abreisen.

In diesem Falle, mein Herr, verspreche ich Ihnen fünfzig Louisd'ors; hier haben Sie einstweilen sechs auf Abschlag.

Ich nehme sie mit Dank an, und Sie können auf meine Ergebenheit rechnen. Die ganze Stadt weiß, daß Ihre Gegner Gauner sind und der Herzog weiß es ebensogut; aber er hat Gründe so zu thun, als ob er ihre Räubereien nicht kenne.

Ich athmete auf und war nur noch darauf bedacht, die Zeit gehörig zu benutzen, um meine Flucht mit dem ganzen Gepäck, ausgenommen meinen armen Wagen, sicher zu stellen. Ich hatte eine schwierige Aufgabe; aber ich war nicht unter den Bleidächern, und die Erinnerung an meine große Flucht hob meinen Muth!

Ich ließ zunächst die Toscani, Baletti nnd den Tänzer Binetti zum Abendessen einladen; denn ich mußte mich mit diesen Leuten verständigen, welche von dem Zorne der drei Schufte nichts zu fürchten hatten, und auf deren Freundschaft ich rechnen konnte.

Nachdem wir gut zu Abend gespeist hatten, unterrichtete ich meine Gäste von allen Umständen meiner Lage und von meinem Entschlusse zu fliehen, ohne meine Sachen aufzugeben. Jetzt, meine Freunde, sagte ich, geben Sie mir Ihren Rath.

Nach einem augenblicklichen Schweigen sagte Binetti,

wenn ich den Gasthof verlassen und zu ihm gelangen könne, so würde ich mich aus einem Fenster seiner Wohnung hinunterlassen können, und wäre ich auf den Boden gelangt, so sei ich auch außerhalb der Stadt und nur hundert Schritte von der Heerstraße entfernt, auf welcher ich Post nehmen und so vor Tagesanbruch die Staaten des Herzogs verlassen könnte. Bei diesen Worten steht Baletti auf, öffnet das Fenster und findet, daß ich wegen eines Bretterdachs über einem Laden mich durch dieses nicht retten könne. Ich sehe ebenfalls hinaus, und da ich mich überzeuge, daß er Recht hat, so sage ich, ich würde wohl einen anderen Weg finden, den Gasthof zu verlassen; was mich aber in Verlegenheit setze, das sei mein Gepäck. Die Toscani sagt nun: Sie müssen Ihre Koffer aufgeben, die sich nicht unbemerkt mitnehmen lassen, und Ihre sämmtlichen Sachen zu mir schicken. Ich verpflichte mich, Alles, was Sie mir anvertrauen werden, an den Ort zu schaffen, wo Sie bleiben werden. Ich werde die Sachen zu verschiedenen Malen unter meinen Kleidern fortschaffen und schon heute Abend anfangen. Diese Idee schien Baletti gut, er sagte, seine Frau solle ebenfalls kommen, um die Sache zu beschleunigen. Wir blieben bei dieser Idee stehen, und ich versprach Binetti, in der Nacht vom Sonntage zum Montage Punkt zwölf Uhr zu ihm zu kommen, sollte ich auch die Schildwache ermorden, welche am Tage beständig vor der Thür meines Zimmers stand, sich aber Nachts entfernte, nachdem sie mich eingeschlossen und erst am Morgen wiederkam. Baletti verbürgte sich für einen treuen Bedienten und verpflichtete sich, mir einen gut bespannten Wagen mit allen meinen Sachen in andern Koffern auf der Heerstraße zu stellen. Um die Zeit zu benutzen, begann die Toscani sogleich das Ausräumen und befestigte zwei Röcke unter ihren Kleidern. Während der folgenden Tage arbeiteten drei Frauen und meine beiden Freunde so eifrig, daß am Sonnabend um Mitternacht meine Koffer, meine Chatoulle und mein Necessaire leer waren; die Kleinodien behielt ich, weil ich sie in den Taschen forttragen wollte.

Am Sonntage brachte mir die Toscani die Schlüssel der beiden Koffer, worin sie meine Sachen sorgfältig eingepackt hatte, und Baletti meldete mir, daß alle Anstalten getroffen seien, und daß ein guter Postwagen mich mit seinem Bedien-

ten gleich nach Mitternacht auf der Heerstraße erwarte. Da ich mit dem Allen zufrieden war, so fing ich es folgendermaßen an, um meinen Gasthof zu verlassen.

Der Soldat, welcher mich bewachte, hielt sich in einem kleinen Vorzimmer auf, in welchem er auf- und abging, ohne je bei mir einzutreten, außer wenn ich ihn rufen ließ; wenn er wußte, daß ich mich zu Bett gelegt hatte, verschloß er die Thür und entfernte sich bis zum nächsten Morgen. Auch war er gewohnt, Abends die von meinem Tisch abgetragenen Speisen in einem Winkel des Vorzimmers zu essen. In Gemäßheit dieser Gewohnheiten, welche ich gut studirt hatte, gab ich meinem Spanier folgende Anweisung.

Nach dem Abendessen werde ich mich, anstatt mich schlafen zu legen, bereit halten, mein Zimmer zu verlassen, und werde dies thun, sobald ich draußen kein Licht mehr erblicke; ich werde mein Licht so stellen, daß es weder meinen Schatten zurückwerfen noch die Seite nach der Thür zu erhellen kann. Bin ich erst aus dem Zimmer, so kann ich ohne Schwierigkeit die Treppe erreichen, und damit ist die ganze Sache abgemacht. Ich werde zu Binetti gehn, von seiner Wohnung aus die Stadt verlassen und Dich in Fürstenberg erwarten. Niemand kann Dich hindern, morgen oder übermorgen abzureisen. Sobald Du also siehst, daß ich in meinem Zimmer bereit bin, und ich werde mich während des Abendessens der Schildwache bereit machen, wirst Du das auf dem Tische stehende Licht auslöschen, und Du wirst dies leicht thun können, indem Du es putzest. Du wirst es sodann nehmen, um es wieder anzuzünden, und ich werde den Augenblick, wo Du zurückkömmst, benutzen, um mich unter dem Schutze der Dunkelheit aus dem Staube zu machen. Wenn Du glaubst, daß ich das Vorzimmer verlassen habe, so kehrst Du mit dem angezündeten Licht zum Soldaten zurück und hilfst ihm langsam seine Flasche leeren. Dann werde ich in Sicherheit sein, und wenn Du ihm dann sagst, daß ich zu Bett gegangen bin, wird er in mein Zimmer kommen, mir eine gute Nacht wünschen, die Thür schließen, den Schlüssel in seine Tasche stecken und sich mit Dir entfernen. Es ist nicht wahrscheinlich, daß er mit mir wird sprechen wollen, wenn Du ihm sagst, daß ich mich zu Bett gelegt habe.

Da er indeß möglicher Weise Lust bekommen konnte, mich

zu sehn, so legte ich einen Perrückenkopf, welchem ich eine Nachtmütze mit einem Bande aufgesetzt hatte, auf das Kopfkissen und zog die Decke so über, daß beim ersten Blicke die Täuschung nicht bemerkt werden konnte.

Alles dies glückte, wie ich später von meinem Spanier erfuhr, vollständig. Während dieser mit meinem Wächter trank, zog ich meinen Pelz an, steckte mein Jagdmesser in den Gürtel, denn ich hatte keinen Degen mehr, und zwei geladene Pistolen in die Taschen. Sobald ich aus der Dunkelheit sah, daß le Duc das Licht ausgelöscht hatte, verließ ich leise das Zimmer und gelangte ohne das geringste Geräusch an die Treppe. Als ich einmal so weit gekommen war, war das Uebrige leicht, denn die Treppe führte auf den Flur, und die Eingangsthür war bis nach Mitternacht immer geöffnet.

Schnellen Schritts eilte ich durch die Straßen, und um drei Viertel auf zwölf Uhr kam ich bei Binetti an, dessen Frau mich am Fenster erwartete. Als ich in das Zimmer getreten war, aus welchem meine Entweichung bewerkstelligt werden sollte, verloren wir keine Zeit; ich warf meinen Pelz aus dem Fenster Baletti zu, welcher im Graben bis zu den Knöcheln im Schlamme stand; nachdem ich sodann einen Strick fest um meinen Körper gebunden hatte, umarmte ich die Binetti und die kleine Baletti, welche mich an dem Stricke, der um ein Stück Holz gebunden war, sehr sanft hinuntergleiten ließen. Baletti fing mich in seinen Armen auf, ich durchschnitt den Strick, und nachdem ich den Pelz wieder angezogen hatte, folgte ich meinem theuren Baletti.

Wir trotzten dem Schlamme, in welchen wir bis an die Knie versanken, bahnten uns mit vieler Mühe einen Weg durch die Hecken und gelangten dann sehr ermüdet auf die Heerstraße, obwohl dieselbe in gerader Richtung nur vierhundert Schritte von dem Hause entfernt war. In geringer Entfernung an der Thür eines kleinen Wirthshauses fanden wir den Wagen, in welchem sich Baletti's Bediente befand. Er stieg aus und sagte uns, der Postillon sei in's Wirthshaus gegangen, um ein Glas Bier zu trinken und seine Pfeife anzuzünden. Ich belohnte diesen treuen Diener, nachdem ich seine Stelle eingenommen und seinen Herrn umarmt hatte,

7*

und bat sie sodann, sich zu entfernen und mir alles Uebrige zu überlassen.

Es war der 2. April 1760, mein Geburtstag, ein in der Geschichte meines Lebens bemerkenswerther Zeitabschnitt, da kein Jahr vergangen ist, wo mir an diesem Tage nicht etwas Glückliches oder Unglückliches begegnet wäre.

Ich saß seit zwei oder drei Minuten im Wagen, als der Postillon kam und fragte, ob wir noch lange warten müßten. Er glaubte mit der Person zu sprechen, welche er in seinem Wagen gelassen hatte, und ich hütete mich, ihn aus seinem Irrthume zu reißen. Vorwärts, sagte ich, und fahre in einem Zuge nach Tübingen, ohne die Pferde in Waldenbuch zu wechseln. Er gehorchte; wir fuhren scharf zu, und ich bekam in Tübingen große Lust über das Gesicht zu lachen, welches er bei meinem Anblicke machte. Baletti's Diener war jung und klein; ich war groß und ausgewachsen. Nachdem er große Augen gemacht, sagte er, ich sei nicht der Herr, mit welchem er abgefahren. Du warst betrunken, entgegnete ich, indem ich ihm ein viermal größeres Trinkgeld, als er zu bekommen pflegte, in die Hand drückte, und der arme Teufel erwiederte kein Wort. Wer hat nicht oft schon die Erfahrung gemacht, daß das beste Mittel, Recht zu behalten, darin besteht, nicht aufs Geld zu sehn! Ich reiste sogleich weiter und machte nicht eher Halt, als bis ich in das Fürstenberger Gebiet gelangte, wo ich in vollkommener Sicherheit war.

Ich hatte unterwegs nichts genossen, und als ich im Gasthofe anlangte, verging ich beinahe vor Hunger. Ich ließ mir ein gutes Abendessen geben, worauf ich mich niederlegte und ruhig schlief. Als ich erwacht war, ließ ich mir Papier bringen und schrieb an die drei Schufte einen Brief in dreifacher Ausfertigung. Ich versprach ihnen, sie drei Tage an dem Orte, wo ich wäre, zu erwarten, und forderte sie auf die schonungsloseste Weise zum Duell heraus, indem ich auf mein Ehrenwort versicherte, daß ich ihre Niederträchtigkeit veröffentlichen würde, wenn sie sich weigern sollten, sich mit mir zu messen. Ich schrieb sodann an die Toscani, die Baletti und die liebenswürdige Maitresse des österreichischen Gesandten, empfahl ihnen le Duc und dankte ihnen für ihre freundschaftliche Hülfe.

Die drei Schufte stellten sich nicht; aber die beiden

Töchter des Wirths, beide sehr hübsch, unterhielten mich während der drei Tage, welche ich wartete, auf die angenehmste Weise.

Am vierten Tage gegen Mittag hatte ich das Vergnügen, meinen getreuen Spanier mit dem Mantelsacke auf dem Sattel angesprengt kommen zu sehn. Mein Herr, sagte er, ganz Stuttgart weiß, daß Sie hier sind, und es ist zu fürchten, daß die drei Offiziere, welche zu feige sind, um ein Duell anzunehmen, Sie ermorden lassen. Wenn Sie klug sind, reisen Sie sogleich nach der Schweiz. Du bist wohl sehr feige, armer Junge, antwortete ich; sei ohne Furcht für mich und erzähle mir Alles, was sich seit meiner Abreise zugetragen hat.

„Mein Herr, sobald Sie das Zimmer verlassen hatten, that ich, wie Sie mir geheißen hatten; ich war dem armen Teufel behülflich, seine Flasche zu leeren, womit er wohl ganz allein zu Stande gekommen sein würde; sodann sagte ich zu ihm, Sie wären zu Bett gegangen. Er schloß die Thür wie gewöhnlich und ging ab, nachdem er mir die Hand gedrückt hatte. Als er weggegangen war, legte ich mich schlafen. Am folgenden Morgen um neun Uhr bezog der gute Mann seinen Posten, und um zehn Uhr kamen die drei Offiziere; als ich ihnen sagte, Sie schliefen noch, gingen sie ab und befahlen mir, sie aus dem nächsten Kaffeehause abzuholen, sobald Sie erwacht wären. Da sie lange warteten und ich nicht kam, so kehrten sie gegen Mittag wieder und befahlen dem Soldaten, die Thür aufzumachen. Ich hatte nun eine angenehme Scene, obwohl ich unter diesen drei Schuften nicht geringe Gefahr lief.“

„Sie treten ein und als sie den Perrückenkopf erblicken, den sie für den Ihrigen halten, nähern sie sich dem Bett und wünschen Ihnen höflich einen guten Morgen. Da Sie nicht antworteten, faßte der Eine Sie an, und nun rollte der Perrückenkopf auf den Boden. Ich breche in lautes Lachen aus, welches ich nicht unterdrücken kann, als ich ihr Erstaunen sehe.“

„Du lachst, Lümmel? Du wirst uns sagen, wo Dein Herr ist.“

Diese wüthenden Worte wurden von einigen Stockschlägen begleitet.

Da ich nicht der Mann war, mir eine solche Behandlung gefallen zu lassen, so sagte ich ihnen mit einem derben Fluche,

ich würde mich vertheidigen, wenn sie so fortführen, und da ich nicht der Wächter meines Herrn sei, so möchten sie nur die Schildwache fragen.

Die Schildwache, welche nun befragt wurde, schwor bei allen Heiligen, daß Sie nur aus dem Fenster entkommen sein könnten; aber trotz dieser Behauptung wurde ein Korporal gerufen und der arme Mensch ungeachtet seiner Unschuld in's Gefängniß geführt.

In Folge des Lärms, welcher sich im Zimmer erhob, kam der Wirth herbei, öffnete die Koffer, und als er sah, daß sie leer waren, sagte er, Ihre Postchaise sei mehr als hinreichend für ihn, um sich bezahlt zu machen; dem Offizier, welcher behauptete, daß Sie ihm dieselbe abgetreten hätten, antwortete er nur mit einem Lächeln.

Während dessen war ein höherer Offizier erschienen, welcher erklärte, Sie könnten nur durch das Fenster entkommen sein und demgemäß befahl, die Schildwache unverzüglich in Freiheit zu setzen; nun aber erlaubte man sich gegen mich die schrecklichsten Ungerechtigkeiten, denn da ich mich des Lachens nicht enthalten konnte, und auf alle Fragen „Ich weiß nicht“ antwortete, so erlaubten die Herren sich, mich ins Gefängniß zu schicken, wo ich so lange bleiben sollte, bis ich erklärt habe, wo Sie oder doch wenigstens Ihre Sachen wären.

Am folgenden Tage kam einer von ihnen in mein Gefängniß und sagte, wenn ich noch ferner schwiege, würde ich unfehlbar zu den Galeeren verurtheilt werden. Beim Worte eines Spaniers, sagte ich, ich weiß nichts; aber wenn ich auch etwas wüßte, würde ich doch nichts gestehn, denn Niemand kann einem ehrlichen Diener befehlen, der Angeber seines Herrn zu sein. Nachdem ich dies gesagt hatte, befahl der Schurke dem Kerkermeister, mir eine Tracht Prügel aufzuzählen, und ich wurde sodann entlassen.

Mein Rücken war etwas wund; aber stolz, meine Pflicht gethan zu haben und so billig weggekommen zu sein, legte ich mich in dem Gasthofe zu Bette, wo ich gut aufgenommen wurde. Am folgenden Tage wußte ganz Stuttgart, daß Sie hier seien und den drei Gaunern eine Herausforderung zugeschickt hätten; aber Jeder sagte, dieselben würden nicht toll genug sein, um mit ihrer Person einzutreten. Indeß bittet Sie Madame Balletti, sich von hier zu entfernen, weil die

Leute Sie ermorden lassen könnten. Der Wirth hat Ihre Chaise verkauft, und Ihre Koffer hat der Wiener Gesandte, der Ihnen, wie man sagt, zu den Fenstern der Wohnung seiner Geliebten hinausgeholfen hat. Ich bin ohne Hindernisse hierher gelangt.

Drei Stunden nach Le Duc's Ankunft nahm ich die Post, begab mich nach Schaffhausen und von dort mit Miethspferden nach Zürich, weil es in der Schweiz keine Post giebt; ich stieg im Schwerdte ab, einem ausgezeichneten Gasthofe.

Als ich mich nach dem Abendessen allein in einem der glänzendsten Salons der Schweiz sah, in den ich wie aus den Wolken gefallen war, denn ich war ganz absichtslos hierher gelangt, überließ ich mich zahllosen Betrachtungen über meine gegenwärtige Lage und mein vergangenes Leben. Ich rief mir alles Unglück ins Gedächtniß zurück und prüfte mein Benehmen. Ich mußte bald erkennen, daß alles Unglück, welches mich getroffen, mich durch meine Schuld getroffen hatte, und daß ich fast immer des Glückes gespottet hatte, wenn es mich mit seinen Gunstbezeigungen überhäufte. Ich war so eben einer Schlinge entgangen, worin ich hätte umkommen können, und wo trotz meiner Unschuld, Schande meiner wartete; bei diesem Gedanken schauderte ich. Ich faßte den Entschluß nicht mehr der Spielball des Glücks zu sein und mich gänzlich aus den Händen desselben zu befreien. Ich nahm ein Verzeichniß meines Vermögens auf und fand, daß ich hunderttausend Thaler hatte. Das genügt, sagte ich, um mir eine Existenz gegen alle Wechselfälle zu sichern, und ich werde das wahre Glück im vollkommenen Frieden finden.

Voll von diesen Gedanken, legte ich mich zu Bett und hatte eine köstliche Nacht mit bezaubernden Träumen. Ich sah mich in einer friedlichen Einsamkeit, im Ueberflusse und in Ruhe. Es kam mir so vor, als ob ich auf einem schönen Landgute wäre, das mir gehörte, und wo ich eine Freiheit genösse, welche der Mensch in der Welt vergeblich sucht. Ich träumte ohne Zweifel, aber in meinem Traume kam es mir so vor, als ob ich nicht träume, als ein plötzliches Erwachen beim Anbruch des Tages mich auf eine unangenehme Weise aus meiner Täuschung riß. Mein eingebildetes Glück war zu süß gewesen, als daß ich es nicht hätte zu verwirklichen

suchen sollen. Ich stehe auf, kleide mich schnell an, und gehe nüchtern aus, ohne zu wissen, wohin ich schreite.

Nachdem ich eine Stunde gegangen, völlig in Betrachtungen über meinen Traum vertieft, erwachte ich plötzlich gleichsam aus dem Schlafe und befand mich in einer Kluft zwischen zwei hohen Bergen. Ich schreite weiter und gelange in eine von Bergen umgebene Ebene; zu meiner Linken in der Ferne und in einer herrlichen Lage erblicke ich eine große Kirche, welche an ein großes Gebäude von regelmäßiger Bauart gränzt. Ich errathe, daß es ein Kloster ist und schreite auf dasselbe zu.

Ich finde die Kirchenthür offen, trete ein und werde vom Reichthum der Marmor-Verzierungen wie von der Schönheit des Altarschmucks geblendet, und nachdem ich die letzte Messe gehört, begebe ich mich in die Sakristei, wo ich eine Menge Benediktiner finde.

Der Abt, welchen ich unter seinen Mönchen an dem Kreuze erkannte, das er um den Hals trug, trat auf mich zu, und fragte mich, ob ich wünsche, daß man mir alle Sehenswürdigkeiten des Klosters uns der Kirche zeige. Ich erwiederte ihm, das würde mir großes Vergnügen machen, und er selbst erbot sich, mich mit zwei andern Brüdern zu begleiten. Ich sah sehr reiche Altardecken, Meßgewänder, welche mit Gold und feinen Perlen bedeckt waren, Monstranzen, mit Diamanten und andern edlen Steinen geschmückt, eine reiche Balustrade u. s. w.

Da ich sehr wenig deutsch und den Schweizer Dialekt, eine meiner Ansicht nach sehr schwierige Mundart, die sich zur deutschen Sprache wie das Genuesische zum Italiänischen verhält, gar nicht verstand, so fing ich an lateinisch zu sprechen und fragte den Abt, ob die Kirche schon alt sei. Hierauf begann Se. Hochwürden eine lange Geschichte, welche mich hätte veranlassen können, meine Neugierde zu bereuen, wenn er nicht mit der Bemerkung geschlossen hätte, dies sei die einzige von Jesus Christus geweihte Kirche. Das hieß die Gründung etwas weit zurückverlegen, und ohne Zweifel drückte mein Gesicht einiges Erstaunen aus, denn um mich zu überzeugen, daß er die Wahrheit gesagt habe, führte mich der Abt in die Kirche, wo er mir auf einer Marmorplatte des Fußbodens die Spur zeigte, welche Jesus im Augenblicke der

Einweihung zurückgelassen hatte, um die Ungläubigen zu überzeugen und den Superior der Sorge zu überheben, den Diözesan-Bischof zur Einweihung zu berufen.

Dieses Wunder war durch eine göttliche Offenbarung, welche der Superior im Schlafe gehabt hatte, zur Kenntniß desselben gekommen, und als er sich in die Kirche begab, um die Thatsache zu untersuchen, erblickte er die Aushöhlung, welche der göttliche Fuß hervorgebracht hatte, und dankte dem Herrn.

Viertes Kapitel.

Ich fasse den Entschluß Mönch zu werden. — Ich beichte. — Vierzehntägiger Aufschub. — Giustiniani, der abgefallene Kapuziner. — Ich komme auf andere Gedanken; was mich dazu veranlaßt. — Toller Streich im Gasthofe. — Mittagsessen mit dem Abte.

Die Miene der Ueberzeugung, womit der Abt diesen Unsinn erzählte, reizte mich zum Lachen, und nur schwer vermochten die Rücksicht auf die Heiligkeit des Orts und die Gesetze der Höflichkeit dasselbe zu unterdrücken. Ich hörte mit so ehrfurchtsvollem Schweigen zu, daß Se. Hochwürden, davon bezaubert, mich fragte, wo ich wohne. Nirgends, sagte ich, denn ich bin von Zürich zu Fuße gekommen, und mein erster Besuch galt Ihrer Kirche.

Ich weiß nicht, ob ich diese Worte mit Salbung sprach; aber der Abt faltete die Hände und erhob sie zum Himmel, wie um Gott zu danken, daß er mein Herz gerührt, und mich auf meiner Pilgerfahrt hierher geleitet habe, um die Last meiner Sünden abzulegen. Die Sache schien mir natürlich, denn ich weiß wohl, daß ich immer wie ein großer Sünder ausgesehen habe.

Der Abt sagte, es sei beinahe Mittag, und er hoffe, ich würde ihm die Ehre erweisen, mit ihm zu speisen; ich nahm die Einladung sehr gern an, denn abgesehen davon, daß ich nüchtern war, wußte ich auch, daß man an solchen Orten gewöhnlich eine sehr gute Küche findet. Ich wußte nicht, wo ich war, und wollte auch nicht fragen, da ich ihn gern bei dem Glauben ließ, daß ich eine Pilgerreise zur Buße für meine Sünden unternommen habe.

Unterwegs erzählte mir der Abt, daß seine Mönche Fastenspeisen äßen, daß wir aber Fleisch essen würden, vermöge eines Dispenses Benedikt's XIV., der ihm gestatte, während des ganzen Jahres mit seinen Gästen Fleisch zu essen. Ich antwortete ihm, ich würde um so lieber sein Vorrecht theilen, als der heilige Vater geruht habe, mir dieselbe Gnade zu verleihen, was ihn nach meiner Person neugierig zu machen schien. Als wir in sein Zimmer gelangt waren, welches in keiner Weise der Zelle eines Büßers glich, beeilte er sich, mir den Dispens zu zeigen, den er in einem schönen Rahmen und unter Glas aufbewahrte, und der dem Eßtische gegenüber an der Tapete hing, damit die Neugierigen und Bedenklichen von demselben Kenntniß nehmen könnten.

Da der Tisch nur für zwei Personen gedeckt war, so brachte ein Bedienter in großer Livree ein drittes Couvert, was dem bescheidenen Abte Gelegenheit gab, mir zu sagen, er speise gewöhnlich mit seinem Kanzler; denn, fügte er hinzu, ich muß eine Kanzellei haben, weil ich als Abt Unserer lieben Frau zu Einsiedeln Fürst des heiligen römischen Reichs bin.

Ich athmete auf, denn ich wußte nun endlich, wo ich war, und das war mir lieb, weil ich von Unserer lieben Frau zu Einsiedeln hatte sprechen hören; ich lief also nicht mehr Gefahr, in der Unterhaltung unwissend zu erscheinen.

Dies Kloster war das Loretto diesseits der Berge, denn es war berühmt durch die große Anzahl der Pilgerfahrten, welche hieher gemacht wurden.

Während des Essens fragte mich der fürstliche Abt, aus welchem Lande ich sei, ob ich verheirathet sei, ob ich beabsichtige, alle schönen Gegenden der Schweiz zu besuchen, für welchen Fall er mir Empfehlungsbriefe für alle Orte, die ich besuchen möchte, anbot. Ich erwiederte, ich sei Venetianer, Junggeselle und würde mit Dank die Briefe annehmen, die er mir geben möchte, nachdem ich ihm in einer geheimen Besprechung, die er mir hoffentlich bewilligen würde, und worin ich ihm meinen Gewissenszustand zu eröffnen wünsche, gesagt hätte, wer ich sei.

So ging ich, ohne vorhergefaßten Entschluß und ohne eigentlich zu wissen, was ich sagte, die Verpflichtung ein, bei diesem Abte zu beichten. Ich hatte einmal diese Grille.

Wenn ich einem plötzlichen Einfalle folgte, wenn ich etwas that, was ich nicht vorher bedacht hatte, so kam es mir so vor, als ob ich die Gesetze meines Schicksals erfülle, als ob ich einem höhern Willen nachgäbe. Nachdem ich ihm so klar und deutlich gesagt hatte, daß ich bei ihm zur Beichte gehen wolle, glaubte er einen salbungsvollen Ton gegen mich annehmen zu müssen, und natürlicher Weise langweilten mich seine Reden keineswegs während eines leckern und feinen Mahls, denn wir hatten sogar Schnepfen und Wasserschnepfen, was mich zu dem Ausrufe veranlaßte:

Wie, Ew. Hochwürden, in dieser Jahreszeit solches Wild! Er erwiederte mit zufriedenem Lächeln: das ist ein Geheimniß, welches ich Ihnen gern mittheilen werde.

Der Abt war ein Feinschmecker ersten Ranges und ein außerordentlicher Weinkenner; denn obwohl er Mäßigkeit affektirte, hatte er die feinsten Weine und ausgesuchtesten Speisen. Man trug eine herrliche Lachsforelle auf, welche ihm ein Lächeln entlockte, und, das gute Essen mit einem feinen Scherze würzend, sagte er in gutem Lateinisch, es würde lächerlich sein, das Gericht nicht zu versuchen, weil es ein Fisch sei, und zur Beschönigung seines Sophismus fügte er hinzu: Etwas Fastenspeise ist nothwendig, um die Fleischspeisen zu dämpfen.

Während wir uns so unterhielten, beobachtete mich der Abt, und da mein Aeußeres ihm die Gewißheit gab, daß ich nichts von ihm fordern würde, sprach er mit Zuversicht und sogar mit einer gewissen Hingebung.

Als das Mahl beendet war, grüßte der Kanzler ehrfurchtsvoll und ging hinaus. Sodann führte mich der Abt im ganzen Kloster umher und endlich auch in die Bibliothek, wo sich das Portrait des Kurfürsten von Köln als Fürstbischof dargestellt befand. Ich sagte, das Bild sei ähnlich, aber häßlicher, und hierauf die Dose aus der Tasche ziehend, welche dieser Fürst mir geschenkt hatte, reichte ich sie ihm mit dem Bemerken, daß das Portrait sprechend ähnlich sei. Er betrachtete es wohlgefällig und lobte die Laune des Kurfürsten sich als Großmeister abmalen zu lassen. Ich sah indeß wohl, daß die Schönheit der Dose der Vorstellung des Abtes von meinem Individuum keineswegs schadete. Was die Bibliothek betraf, so hätte ich, wäre ich allein gewesen, laut aufgeschrieen.

Sie enthielt nur Foliobände, von denen die jüngsten ein Jahrhundert zählten, und diese dicken Bücher handelten nur von Theologie und religiösen Streitigkeiten: Bibeln, Commentarien, Kirchenväter, mehrere juristische Werke in deutscher Sprache, Annalen und das große Dictionnair von Hoffmann. Ohne Zweifel, Ew. Hochwürden, sagte ich, haben Ihre Mönche Privatbibliotheken, in denen man physikalische, Geschichts- und Reisewerke findet. Nein, antwortete er, meine Mönche sind gute Leute, die nur bemüht sind, ihre Pflicht zu thun, und ruhig in süßer Unwissenheit zu leben.

Ich weiß nicht, was mir in diesem Augenblicke durch den Kopf fuhr; aber mich überraschte eine unbegreifliche Grille, die, Mönch zu werden. Ich sagte dem Abte zunächst nichts davon, bat ihn aber, mich in sein Kabinet zu führen. Ich wünsche, sagte ich hier, Ew. Hochwürden eine Generalbeichte aller meiner Sünden abzulegen, damit ich morgen, rein von allen meinen Verbrechen, das heilige Abendmahl empfangen kann. Ohne zu antworten, führte er mich in einen hübschen Pavillon und sagte, er sei bereit mich zu hören, litt aber nicht, daß ich nieder kniete.

Ihm gegenübersitzend, unterhielt ich ihn drei Stunden von einer Menge anstößiger Geschichten, welche ich indeß ohne Salz erzählte, da ich in einer ascetischen Stimmung war, und den Styl der Zerknirschung brauchen mußte, obwohl ich diese in Wahrheit nicht fühlte; denn indem ich meine lustigen Streiche recapitulirte, war ich weit entfernt, die Erinnerung daran unangenehm zu finden.

Nichtsdestoweniger glaubte der erlauchte oder hochwürdige Abt wenigstens an meine Rührung, denn er sagte, wenn ich durch ein regelmäßiges Leben die Gnade wiedergefunden hätte, so würde meine Zerknirschung vollkommen werden. Nach der Ansicht des guten Abtes und noch mehr nach meiner eigenen ist ohne die Gnade die Zerknirschung unmöglich.

Nachdem er die geweihten Worte gesprochen, welche die Kraft haben, das ganze Menschengeschlecht zu entsündigen, rieth er mir, auf ein Zimmer zu gehn, in welches er mich führen ließ, hier den Rest des Tages zu beten und mich früh niederzulegen, vorher aber zu Abend zu speisen, wenn ich gewohnt sei, den Tag mit einer Mahlzeit zu beschließen. Er

sagte, ich solle am folgenden Tage nach der ersten Messe das Abendmahl nehmen; hierauf trennten wir uns.

Ich gehorchte mit einer Gelehrigkeit, welche ich später nie habe begreifen können; aber damals dachte ich nicht daran. Allein in einem Zimmer, welches ich mir nicht einmal die Mühe nahm zu untersuchen, überließ ich mich dem Gedanken, welchen ich vor der Beichte gehabt hatte, und überredete mich leicht, daß der Zufall oder mein guter Genius mich gerade an den Ort geführt habe, wo das Glück mich erwarte und wo ich bis zu meinem letzten Tage gegen die Launen des Zufalls geschützt sein würde. Nur von mir hängt es ab, sagte ich zu mir, hier zu bleiben, denn ich bin sicher, daß der Abt mir das Ordenskleid nicht versagen wird, wenn ich ihm zehntausend Thaler als Leibrente für mich aussetze.

Um glücklich zu sein, brauchte ich meiner Ansicht nach nur eine Bibliothek nach meiner Wahl, und ich bezweifelte durchaus nicht, daß mir der Abt den Besitz aller wünschenswerthen Bücher gestatten würde, wenn ich verspräche, dieselben nach meinem Tode dem Kloster zu schenken, unter der Bedingung, daß ich während meiner Lebenszeit freien Gebrauch davon machen dürfe.

Was die Gesellschaft der Mönche betraf, die unter ihnen herrschende Zwietracht, den Neid so wie die Scherereien, welche von allen solchen Verbindungen unzertrennlich sind, so war ich sicher, daß ich dieselben nicht zu fürchten habe, denn ich wollte nichts und hatte keinen Ehrgeiz, der ihre Eifersucht hätte erregen können. Trotz meiner jetzigen Vorliebe sah ich indeß die Möglichkeit der Reue ein und schauderte dann; aber ich hoffte, ein Mittel dagegen zu finden. Wenn ich mich um das Gewand des heiligen Benedikt bewerbe, sagte ich zu mir, werde ich ein zehnjähriges Noviziat fordern; stellt sich die Reue während dieser zehn Jahre nicht ein, so kann sie unmöglich später kommen. Uebrigens wollte ich förmlich erklären, daß ich nach keiner geistlichen Stellung und Würde strebe. Ich wollte nur Frieden und hinlängliche Freiheit, um meinen neuen Neigungen gemäß zu leben, ohne zum geringsten Aergerniß Anlaß geben zu können. Ich glaubte die Schwierigkeit, welche aus der langen Dauer meines Noviziats entstand, heben zu können, indem ich im Falle einer Gesinnesänderung die zum Voraus gezahlten zehntausend Thaler aufgab.

Ehe ich mich schlafen legte, schrieb ich diesen schönen Plan nieder, und da ich am folgenden Tage ebenso entschlossen war wie am vorigen, so gab ich nach dem Abendmahle die Schrift dem Abte, welcher mich in seinem Zimmer erwartete, um Chokolade mit mir zu trinken.

Er las sogleich meine Bittschrift, legte sie auf den Tisch, ohne etwas zu sagen, las sie nach dem Frühstücke noch einmal indem er dabei auf- und abging und sagte, er würde mir nach Tisch eine Antwort geben.

Ich erwartete den Mittag mit der Ungeduld eines Kindes, welchem man Spielzeug für seinen Geburtstag versprochen, so sehr kann eine lächerliche Grille einen Menschen ändern, indem sie augenblicklich seinem Geiste eine ganz andere Richtung giebt. Wir speisten eben so gut wie am vorigen Tage, und als wir von Tische aufgestanden waren, sagte der liebenswürdige Abt: Mein Wagen steht vor der Thür, um Sie nach Zürich zurückzubringen. Reisen Sie und lassen Sie mir vierzehn Tage, um meine Antwort vorzubereiten. Ich werde sie Ihnen selbst überbringen. Hier haben Sie unterdeß zwei versiegelte Briefe, welche ich Sie persönlich abzugeben bitte. Ich erwiederte, ich sei ihm unterworfen, werde genau seinen Auftrag ausrichten, ihn im Schwerdte erwarten und der Hoffnung verbleiben, daß er meine Wünsche gütigst erfüllen werde. Ich nahm seine Hand, welche er sich küssen ließ und fuhr dann ab.

Als mein Spanier mich erblickte, fing der Bursche an zu lachen; da ich seinen Gedanken errieth, so sagte ich: Worüber lachst Du?

Ich lache, daß Sie kaum in der Schweiz angekommen sind und schon das Mittel gefunden haben, sich zwei Tage außer dem Hause zu vergnügen.

Es ist gut, sage dem Wirth, daß ich eines guten Wagens bedarf, der vierzehn Tage zu meiner Verfügung stehen muß, so wie eines Lohnbedienten, für welchen er sich verbürgen kann.

Mein Wirth, der Ote hieß, Hauptmann gewesen war und in Zürich in großer Achtung stand, meldete mir, daß es in der ganzen Umgegend nur offene Wagen gebe. Ich begnügte mich mit einem solchen, da ich keinen andern bekom-

man konnte, und er sagte, dem Diener, welchen er mir gegeben habe, könne ich vertrauen.

Schon am folgenden Morgen überbrachte ich die Briefe des Abtes. Der eine war für einen Herrn Orelli, der andere für Herrn Pestalozzi; ich fand weder den einen noch den andern zu Hause; aber am Nachmittage besuchten mich beide, luden mich für verschiedene Tage bei sich zum Essen ein und forderten mich auf, sie am selben Abend in das Stadt-Conzert zu begleiten, das einzige öffentliche Vergnügen, das man in Zürich findet, und dem nur die Mitglieder der Gesellschaft und die Fremden beiwohnen konnten, welche letztere, trotz der Ehre der Vorstellung durch ein Mitglied, einen Thaler zahlen müssen. Diese beiden Herren lobten den Abt von Einsiedeln um die Wette.

Ich fand das Conzert schlecht und langweilte mich. Die Männer saßen sämmtlich zur Rechten, die Frauen zur Linken. Das war mir langweilig, denn trotz meiner eben erfolgten Bekehrung sah ich drei oder vier hübsche Damen, welche mir gefielen und welche die Augen oft nach meiner Seite hinwendeten. Ich hätte ihnen gern den Hof gemacht, um meine noch übrige Zeit zu genießen.

Als das Conzert zu Ende war, gingen Alle in buntem Gemische hinaus, und die beiden Bürger stellten mich ihren Frauen und Fräuleins vor. Diese Fräuleins waren die liebenswürdigsten der Stadt und gehörten zu denen, welche ich bemerkt hatte.

Auf der Straße werden hier keine lange Ceremonien gemacht; sobald ich daher den beiden Herren gedankt hatte, schlug ich den Weg nach dem Schwerdte ein.

Am folgenden Tage speiste ich bei Herrn Orelli und hatte Gelegenheit dem Verdienste seiner Tochter Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ohne ihr indeß zu zeigen, welchen Eindruck sie auf mich gemacht haben könnte. Am folgenden Tage spielte ich dieselbe Rolle bei Herrn Pestalozzi, obwohl seine reizende Tochter sehr geeignet gewesen wäre, mich zum Tone der Galanterie zu reizen. Zu meinem großen Erstaunen war ich ganz vernünftig, und nach vier Tagen war mein Ruf in der ganzen Stadt begründet. Ich fand es höchst erstaunlich, daß man mich auf den Promenaden mit einer Miene der Ehrfurcht grüßte, an welche ich nicht gewöhnt war; aber in der

frommen Stimmung, worin ich zu sein glaubte, diente dies nur dazu, mich in der Ansicht zu bestätigen, der Gedanke, die Kutte anzulegen, sei eine göttliche Eingebung. Indeß langweilte ich mich; aber ich glaubte, das sei unvermeidlich bei einer so außerordentlichen Veränderung der Lebensweise, und dieses Gefühl würde verschwinden, wenn ich mich an ein vernünftiges Leben gewöhnt hätte.

Um so schnell wie möglich auf die Höhe meiner künftigen Confratres zu gelangen, studirte ich alle Morgen drei Stunden die deutsche Sprache. Ich hatte dazu einen sonderbaren, aus Genua gebürtigen Lehrer angenommen, einen frühern Kapuziner, der aus Verzweiflung Apostat geworden war und Giustiniani hieß. Dieser arme Mann, welchem ich jeden Morgen einen Sechsfrankenthaler gab, betrachtete mich wie einen Abgesandten des Himmels, während ich in meiner Anwandlung von Frömmelei ihn für einen der Hölle entsprungenen Teufel hielt, denn er ergriff jeden Augenblick, wo ich den Unterricht unterbrach, um mir von allen religiösen Genossenschaften Schlechtes zu sagen. Diejenigen, welche im besten Rufe standen, waren seiner Ansicht nach die verderbtesten, weil sie die verführerischsten waren. Er nannte alle Mönche elendes Gesindel und Schandflecken des Menschengeschlechts. Aber, sagte ich eines Tages zu ihm, von Unserer lieben Frau von Einsiedeln werden Sie doch zugestehen — — Wie! versetzte der Genuese, ohne mich vollenden zu lassen, glauben Sie, ich wollte eine Vereinigung von vierzig Ignoranten, Faullenzern, lasterhaften, heuchlerischen Menschen, Schmutzfinken, die unter dem Schutze des Gewandes der Demuth im Laster und Stolz leben und das Gut der armen Dummköpfe aufzehren, welche sich für sie entblößen, während sie selbst mit der Arbeit ihrer Hände ihren Unterhalt bestreiten könnten, glauben Sie, ich wollte solche Menschen vom allgemeinen Tadel ausnehmen?

Aber Se. Hochwürden der Abt?

Ein emporgekommener Bauer, welcher die Rolle eines Fürsten spielt und die Geckenhaftigkeit so weit treibt, sich wirklich für einen solchen zu halten.

Aber er ist es wirklich.

Nicht mehr als ich, der ich nichts bin. Es ist weiter nichts als eine Maske, die ich nur komisch finden kann.

men konnte, und er sagte, dem Diener, welchen er mir gegeben habe, könne ich vertrauen.

Schon am folgenden Morgen überbrachte ich die Briefe des Abtes. Der eine war für einen Herrn Orelli, der andere für Herrn Pestalozzi; ich fand weder den einen noch den andern zu Hause; aber am Nachmittage besuchten mich beide, luden mich für verschiedene Tage bei sich zum Essen ein und forderten mich auf, sie am selben Abend in das Stadt-Conzert zu begleiten, das einzige öffentliche Vergnügen, das man in Zürich findet, und dem nur die Mitglieder der Gesellschaft und die Fremden beiwohnen konnten, welche letztere, trotz der Ehre der Vorstellung durch ein Mitglied, einen Thaler zahlen müssen. Diese beiden Herren lobten den Abt von Einsiedeln um die Wette.

Ich fand das Conzert schlecht und langweilte mich. Die Männer saßen sämmtlich zur Rechten, die Frauen zur Linken. Das war mir langweilig, denn trotz meiner eben erfolgten Bekehrung sah ich drei oder vier hübsche Damen, welche mir gefielen und welche die Augen oft nach meiner Seite hinwendeten. Ich hätte ihnen gern den Hof gemacht, um meine noch übrige Zeit zu genießen.

Als das Conzert zu Ende war, gingen Alle in buntem Gemische hinaus, und die beiden Bürger stellten mich ihren Frauen und Fräuleins vor. Diese Fräuleins waren die liebenswürdigsten der Stadt und gehörten zu denen, welche ich bemerkt hatte.

Auf der Straße werden hier keine lange Ceremonien gemacht; sobald ich daher den beiden Herren gedankt hatte, schlug ich den Weg nach dem Schwerdte ein.

Am folgenden Tage speiste ich bei Herrn Orelli und hatte Gelegenheit dem Verdienste seiner Tochter Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ohne ihr indeß zu zeigen, welchen Eindruck sie auf mich gemacht haben könnte. Am folgenden Tage spielte ich dieselbe Rolle bei Herrn Pestalozzi, obwohl seine reizende Tochter sehr geeignet gewesen wäre, mich zum Tone der Galanterie zu reizen. Zu meinem großen Erstaunen war ich ganz vernünftig, und nach vier Tagen war mein Ruf in der ganzen Stadt begründet. Ich fand es höchst erstaunlich, daß man mich auf den Promenaden mit einer Miene der Ehrfurcht grüßte, an welche ich nicht gewöhnt war; aber in der

frommen Stimmung, worin ich zu sein glaubte, diente dies nur dazu, mich in der Ansicht zu bestätigen, der Gedanke, die Kutte anzulegen, sei eine göttliche Eingebung. Indeß langweilte ich mich; aber ich glaubte, das sei unvermeidlich bei einer so außerordentlichen Veränderung der Lebensweise, und dieses Gefühl würde verschwinden, wenn ich mich an ein vernünftiges Leben gewöhnt hätte.

Um so schnell wie möglich auf die Höhe meiner künftigen Confratres zu gelangen, studirte ich alle Morgen drei Stunden die deutsche Sprache. Ich hatte dazu einen sonderbaren, aus Genua gebürtigen Lehrer angenommen, einen frühern Kapuziner, der aus Verzweiflung Apostat geworden war und Giustiniani hieß. Dieser arme Mann, welchem ich jeden Morgen einen Sechsfrankenthaler gab, betrachtete mich wie einen Abgesandten des Himmels, während ich in meiner Anwandlung von Frömmelei ihn für einen der Hölle entsprungenen Teufel hielt, denn er ergriff jeden Augenblick, wo ich den Unterricht unterbrach, um mir von allen religiösen Genossenschaften Schlechtes zu sagen. Diejenigen, welche im besten Rufe standen, waren seiner Ansicht nach die verderbtesten, weil sie die verführerischsten waren. Er nannte alle Mönche elendes Gesindel und Schandflecken des Menschengeschlechts. Aber, sagte ich eines Tages zu ihm, von Unserer lieben Frau von Einsiedeln werden Sie doch zugestehen — — Wie! versetzte der Genuese, ohne mich vollenden zu lassen, glauben Sie, ich wollte eine Vereinigung von vierzig Ignoranten, Faullenzern, lasterhaften, heuchlerischen Menschen, Schmutzfinken, die unter dem Schutze des Gewandes der Demuth im Laster und Stolz leben und das Gut der armen Dummköpfe aufzehren, welche sich für sie entblößen, während sie selbst mit der Arbeit ihrer Hände ihren Unterhalt bestreiten könnten, glauben Sie, ich wollte solche Menschen vom allgemeinen Tadel ausnehmen?

Aber Se. Hochwürden der Abt?

Ein emporgekommener Bauer, welcher die Rolle eines Fürsten spielt und die Geckenhaftigkeit so weit treibt, sich wirklich für einen solchen zu halten.

Aber er ist es wirklich.

Nicht mehr als ich, der ich nichts bin. Es ist weiter nichts als eine Maske, die ich nur komisch finden kann.

Was hat er Ihnen gethan?

Nichts, aber er ist Mönch.

Er ist mein Freund.

In diesem Falle nehme ich nichts zurück, bitte Sie aber um Verzeihung.

Dieser Giustiniani hatte, ohne daß ich es wußte, großen Einfluß auf mich; denn da ich von meinem wahren Berufe durchdrungen war, so hielt ich ihn nicht für gefährlich. Es ereignete sich aber noch Folgendes, was den Eindruck Unserer lieben Frau von Einsiedeln völlig zerstörte.

Den Tag vor dem versprochenen Besuche des Abtes stand ich gegen sechs Uhr Abends an meinem nach der Brücke hinausliegendem Fenster, von welchem aus ich die Vorübergehenden betrachtete, als ich plötzlich in starkem Trabe einen vierrädrigen Wagen heranfahren sah, welcher vor der Thür des Gasthofes anhielt. Derselbe war ohne Bedienten; demgemäß öffnete der Kellner den Schlag, und ich sah vier gutgekleidete Frauen aussteigen. An den drei ersten bemerkte ich nichts Besonderes; aber die vierte, als Amazone gekleidet, fiel mir durch ihre Eleganz und Schönheit auf. Es war eine junge Brünette mit schön geschlitzten, hervortretenden Augen, über welchen sich zwei schön gerundete Augenbraunen wölbten; sie hatte einen Teint von Lilien und Rosen und trug eine Haube von blauem Atlas mit silberner Troddel, welche ihr auf das Ohr fiel und ihr ein siegreiches Ansehn gab, dem ich nicht zu widerstehen vermochte. Ich legte mich so weit wie möglich aus dem Fenster, und sie blickte empor, um zu sehen, gleichsam als ob ich sie gerufen hätte. Meine gezwungene Stellung nöthigte sie, mich eine halbe Minute zu betrachten; das war zuviel für eine bescheidene Frau und mehr als nöthig war, um mich in Brand zu setzen.

Ich eilte nun an das Fenster meines Vorzimmers, welches nach der Treppe hinausging, und bald sah ich sie laufend vorbeikommen, um ihre Begleiterinnen einzuholen. Als sie dem Orte, wo ich stand, gegenüber angelangt war, drehte sie sich zufällig um, und als sie mich erblickte, stieß sie einen Schrei des Schreckens aus, als ob ihr ein Gespenst erschienen wäre; sogleich aber erholte sie sich wieder, fing unter lautem Lachen an weiterzulaufen und begab sich zu den drei Damen, welche schon auf ihrem Zimmer waren.

Sterbliche, versetzt Euch an meine Stelle, und wenn Ihr könnt, widersteht einer so unvorhergesehenen Begegnung. Und Ihr, Fanatiker, beharrt, wenn Ihr den Muth dazu habt, bei der unsinnigen Idee, Euch in einem Kloster zu begraben, wenn Ihr das gesehen habt, was ich am 23. April in Zürich sah.

Ich war in solcher Aufregung, daß ich mich auf mein Bett werfen mußte, um mich zu beruhigen. Einige Minuten darauf stand ich wieder auf, schritt fast unbewußt auf das nach dem Flure führende Fenster zu, und sah den Kellner aus dem Zimmer der Damen kommen. Kellner, sagte ich zu demselben, ich werde an der allgemeinen Wirthstafel speisen.

Wenn sie dies thun, um die Damen zu sehen, sagte er, so ist es unnütz, denn sie lassen sich das Abendessen auf das Zimmer bringen. Sie wollen sich früh zu Bette legen, um mit Tagesanbruch aufbrechen zu können.

Wohin gehen sie?

Nach Unserer lieben Frau zu Einsiedeln, um dort ihre Andacht zu verrichten.

Woher sind sie?

Aus Solothurn.

Wie heißen sie?

Das weiß ich nicht. Ich war im Begriff mich zu Bett zu legen und dachte dabei über die Mittel nach, mich der schönen Amazone zu nähern. Soll ich nach Einsiedeln gehen? Ja; was soll ich aber dort thun? Die Damen gehen dorthin, um zu beichten, und ich kann mich nicht in einen Beichtstuhl begeben. Welche Figur sollte ich unter den Mönchen und den Gegenständen der Anbetung spielen? Und wenn ich dem Abte unterwegs begegnete, wie konnte ich wohl umhin, wieder umzukehren? Hätte ich einen treuen Freund gehabt, so hätte ich mich in einen Hinterhalt gelegt und die Zauberin entführt; das wäre leicht gewesen, denn sie hatte Niemand bei sich, der sie hätte vertheidigen können. Und wenn ich mich nun dreist bei ihnen zum Abendessen einlüde? Ja, aber die Frommen flößen mir Furcht ein; man würde mich abweisen. Meiner Ansicht nach konnte die schöne Amazone nur äußerlich fromm sein, denn in ihrer Physiognomie sprach sich die Liebe zum Vergnügen aus, und seit langer Zeit hatte ich mich gewöhnt, die Frauen am Spiele ihrer Phsiognomie zu erkennen.

Ich wußte nicht mehr, was ich machen sollte, als ich auf folgenden glücklichen Einfall kam. Ich stellte mich an das nach dem Flure führende Fenster und blieb hier stehn, bis der Kellner vorüberkam. Ich ließ ihn in mein Zimmer kommen und das Gespräch mit einem Goldstücke einleitend, bat ich ihn, mir seine Schürze zu leihen, weil ich die Damen während des Abendessens bedienen wollte. Du lachst?

Ja, mein Herr, über Ihre Laune, deren Grund ich errathe.

Du hast Erfahrung.

So viel wie ein Anderer, mein Herr, und ich werde Ihnen eine schöne, ganz neue Schürze suchen. Die Schöne hat auch gefragt, wer Sie sind.

Was hast Du ihr geantwortet?

Daß Sie ein Italiäner seien und weiter nichts.

Sei verschwiegen und ich werde das Geschenk verdoppeln.

Mein Herr, ich habe Ihren Spanier gebeten, mir beim Aufwarten behülflich zu sein, denn ich bin allein und muß zugleich unten aufwarten.

Sehr wohl, aber er darf nicht in das Zimmer kommen, denn der Bursche würde lachen. Er wird in die Küche kommen, Du wirst ihm die Schüsseln geben und er wird sie mir an der Thürschwelle reichen.

Der Kellner geht hinaus und kehrt einen Augenblick darauf mit einer Schürze und le Duc zurück, dem ich sehr ernsthaft erkläre, was er zu thun habe. Er lacht wie ein Narr, sagt aber, ich würde mit ihm zufrieden sein. Ich lasse mir ein Tranchirmesser bringen, ordne meine Haare en catogan, entblöße den Hals und binde die Schürze über eine scharlachrothe mit Gold gestickte Weste. Als ich hierauf in den Spiegel sah, überzeugte ich mich zu meiner großen Freude, daß ich plebejisch genug aussah, um die bescheidene Person, welche ich spielen sollte, vorstellen zu können. Ich war sehr erfreut, denn da sie aus Solothurn sind, sagte ich, so müssen sie französisch sprechen.

Le Duc benachrichtigte mich, daß der Kellner heraufkomme. Ich begab mich in das Zimmer der Damen und den Tisch ansehend, sagte ich:

Es wird sogleich aufgetragen werden, meine Damen.

Beeilen Sie sich doch, sagte die häßlichste, denn wir wollen

vor Tagesanbruch aufstehn. Ich brachte Sessel herbei und sah die Schöne von der Seite an, welche mich betrachtete und wie versteinert aussah. Als hierauf der Kellner gekommen, half ich ihm die Schüsseln auf den Tisch setzen; sodann sagte er zu mir: Bleibe Du hier, denn ich muß unten aufwarten.

Ich nahm einen Teller und stellte mich hinter einen Stuhl meiner Amazone gegenüber, von welchem aus ich, ohne so zu thun, als ob ich sie betrachte, sie sehr gut sehen konnte, oder vielmehr ich sah nur sie. Sie war erstaunt; die Andern beehrten mich mit keinem Blicke, offenbar das Beste, was sie thun konnten. Als sie die Suppe gegessen hatte, wechselte ich schnell ihren Teller und verrichtete sodann dasselbe Geschäft bei den andern, worauf sie sich selbst das Rindfleisch nahmen.

Während sie aßen, bemächtigte ich mich eines Kapauns au gros sel und tranchirte ihn als Meister. Dieser Kellner, sagte die schöne Amazone, wartet sehr gut auf. Dienen Sie schon lange in diesem Gasthofe?

Erst einige Wochen, Madame.

Sie warten ausgezeichnet auf.

Madame ist sehr gütig.

Ich hatte unter den Aermeln meine Manschetten von ausgezeichnet feinen gestickten englischen Spitzen versteckt, aber mein ähnliches Jabot guckte etwas aus der Oeffnung der Weste hervor, welche ich nicht sorgfältig genug zugeknöpft hatte. Als sie dasselbe bemerkte, sagte sie zu mir: Warten Sie, warten Sie!

Was wünscht Madame?

Lassen Sie mich doch sehen. Das sind herrliche Spitzen!

Ja, Madame, man hat es mir gesagt; aber sie sind alt. Ein italiänischer Herr, der hier wohnt, hat sie mir geschenkt.

Sie haben eben solche Manschetten.

Ja, Madame. Dies sagend, streckte ich meine Hand aus und knöpfte meine Weste auf. Sie zog langsam die Manschette hervor und schien sich absichtlich so zu setzen, daß ich mich in ihren Reizen berauschen konnte, obwohl sie eng geschnürt war. Welch köstlicher Augenblick! Ich wußte, daß sie mich erkannt hatte, und als ich sah, daß sie mein Geheimniß

ehrte, empfand ich eine wirkliche Qual, da ich bedachte, daß ich diese Maskerade nur bis zu einem gewissen Punkte treiben konnte.

Als sie lange genug betrachtet hatte, sagte ihre Nachbarin: Aber, meine Liebe, welche Neugierde! Man sollte glauben, Du habest nie Spitzen gesehen.

Die liebenswürdige Neugierige wurde roth.

Als das Abendessen beendet war, zogen sich die drei Häßlichen jede in einen Winkel zurück, um sich zu entkleiden, während ich den Tisch abräumte, und meine Heldin fing an zu schreiben. Ich gestehe, viel fehlte nicht daran, so wäre ich geckenhaft genug gewesen, mir zu schmeicheln, sie schriebe an mich; ich hatte eine zu gute Meinung von ihr, als daß ich diesen Gedanken nicht hätte verwerfen sollen.

Als der Tisch abgeräumt war, stellte ich mich in einer ehrfurchtsvollen, meiner Stellung angemessenen Haltung an die Thüre.

Worauf warten Sie? fragte die Schöne.

Auf Ihre Befehle, Madame.

Ich danke Ihnen, ich habe kein Bedürfniß.

Sie tragen Stiefeln, Madame, und wenn Sie sich nicht gestiefelt zu Bett legen wollen — —

Sie haben in der That Recht, aber ich möchte Ihnen diese Mühe nicht machen.

Bin ich denn nicht hier, um Sie zu bedienen, Madame?

Mit diesen Worten kniete ich vor ihr nieder und schnürte ihre Halbstiefeln langsam auf, während sie fortfuhr, zu schreiben. Ich ging höher hinauf, ich band das Band ihrer Hosen auf und ergötzte mich am Anblicke und noch mehr am Betasten ihrer herrlich geformten Waden; aber zu früh für meine Wünsche hörte sie auf zu schreiben, drehte den Kopf um und sagte:

Nun ists genug, mein Herr; ich bemerkte nicht, daß Sie sich zu viel Mühe geben. Gehen Sie, morgen Abend sehen wir uns.

Sie werden also hier zu Abend speisen, meine Damen?

Ja gewiß.

Ich nahm die Stiefeln mit und fragte sie, ob ich die Thüre verschließen solle. Nein, mein Lieber, antwortete sie

mit einer Syrenenstimme; lassen Sie den Schlüssel nur drinnen stecken.

Als le Duc die Stiefeln der Zauberin in Empfang nahm, fing er an wie ein Narr zu lachen und sagte: Sie hat Sie gefangen.

Wie so?

Ich habe Alles gesehn, Sie haben Ihre Rolle wie der beste Pariser Schauspieler gespielt und ich bin überzeugt, daß sie Ihnen morgen früh einen Louisd'or als Trinkgeld geben wird; wenn Sie ihn aber nicht mir geben, plaudere ich die Sache aus.

Hier, Schurke, hast Du ihn zum Voraus und nun besorge mir schnell ein Abendessen.

- Das, theurer Leser, sind Freuden, die ich mir in meinem Alter nicht mehr verschaffen kann, die ich aber noch in der Erinnerung genießen darf. Es giebt Ungeheuer, welche die Reue predigen und Philosophen, welche unsere Vergnügungen als bloße Eitelkeit betrachten. Laßt sie reden. Die Reue ziemt sich nur für das Verbrechen, und die Vergnügungen sind Wirklichkeiten, die leider zu schnell vergehn.

Ein wohlwollender Traum ließ mich die Nacht mit meiner Amazone zubringen, ohne Zweifel ein Irrthum, aber ein köstlicher Irrthum. Warum kann ich mich nicht noch jetzt in so süße Illusionen einwiegen, welche die Nächte so angenehm machen!

Am folgenden Tage, als der Morgen graute, stand ich mit den Stiefeln in der Hand an ihrer Thür, gerade als der Kutscher sie eben weckte. Ich fragte sie, um doch etwas zu sagen, ob sie frühstücken wollten, und sie erwiederten lachend, sie hätten zu gut zu Abend gespeist, um schon so früh Appetit zu haben. Ich ging hinaus, um ihnen Zeit zum Ankleiden zu lassen; aber da die Thüre etwas geöffnet war und dem Spiegel, worin meine Schöne sich bespiegelte, gegenüberlag, so konnten meine Blicke sich an einem Alabasterbusen berauschen. Als sie geschnürt war und ihr Kleid angezogen hatte, rief sie nach ihren Stiefeln. Ich bat sie um die Erlaubniß, ihr dieselben anzuziehn; sie ging mit guter Miene darauf ein, und da sie Hosen von hellgrünem Sammt angezogen hatte, so spielte sie den Cavalier. Verdient auch wohl ein Kellner, daß man sich Zwang anthut! Desto schlimmer für ihn, wenn

er sich durch die Kleinigkeiten, die man ihm, ohne Gewicht darauf zu legen, bewilligt, verleiten läßt, Hoffnungen zu hegen. Er wird dafür bestraft werden, denn wer möchte wohl glauben, daß er kühn genug sein sollte, um weiter zu gehn! Ich, der ich unglücklicher Weise alt geworden bin, habe jetzt einige derartige Vorrechte und mache davon Gebrauch, indem ich mich selbst verachte und noch mehr diejenigen, die sie mir einräumen.

Nach ihrer Abreise legte ich mich etwas verstört, aber voll Hoffnung, sie am Abend wiederzusehn, zu Bett. Als ich erwachte, erfuhr ich, daß der Abt von Einsiedeln in Zürich sei, und Herr Ote meldete mir, daß Se. Hochwürden mit mir allein auf meinem Zimmer speisen würde. Ich erwiederte ihm, da ich den Abt bewirthen wolle, so solle er für das bestmögliche Essen sorgen.

Gegen Mittag ließ sich der gute Prälat melden und machte mir zunächst ein Kompliment über den guten Ruf, den ich mir in Zürich erworben hatte, was ihn zum Glauben veranlaßte, daß mein Beruf noch fortdauere. Hier habe ich ein Distichon, sagte er, welches Sie über Ihre Thüre schreiben lassen können:

Inveni portum. Spes et fortuna, valete;
Nil mihi vobiscum est, ludite nunc alios*).

Dies, sagte ich, ist die Uebersetzung zweier Verse des Euripides; aber, gnädiger Herr, sie werden für eine andere Zeit besser passen, denn seit gestern habe ich meine Ansicht geändert.

Ich wünsche Ihnen Glück dazu, sagte er, und die Erfüllung aller Ihrer Wünsche. Ich will Ihnen sogar im Vertrauen sagen, daß es leichter ist, in der Welt, wo man seinem Nächsten nützlich sein kann, an seinem Heile zu arbeiten, als wenn man sich in einem Kloster einsperrt, wo man weder sich noch Andern nützen kann.

Das schien mir nicht die Sprache eines Heiligen, wie Giustiniani ihn mir geschildert hatte, sondern die eines Ehrenmannes mit gesundem Menschenverstande.

Wir speisten fürstlich, denn Herr Ote war bei der Aus-

---

*) Ich habe den Hafen gefunden. Lebt wohl, Hoffnung und Zufall; ich habe nichts mehr mit Euch gemein; hänget Euch jetzt an Andere.

wahl der drei Gänge mit der größten Sorgsamkeit verfahren. Das Mahl wurde durch eine außerordentlich interessante Unterhaltung, worin auch der feine Scherz seine Stelle fand, gewürzt. Nachdem wir Kaffee getrunken und ich ihm auf die ehrfurchtsvollste Weise gedankt hatte, begleitete ich ihn bis zum Schlage seines Wagens, wo Se. Hochwürden mir auf die aufrichtigste Weise seine Dienstanerbietungen erneuerte und wir trennten uns, gegenseitig sehr zufrieden mit einander.

Die Gegenwart und die Unterhaltung dieses liebenswürdigen Geistlichen hatten meine Gedanken nicht einen Augenblick von dem liebenswürdigen Gegenstande, der sie erfüllte, abgelenkt. Sobald sich der Abt entfernt hatte, stieg ich daher auf das Dach des Gasthofes, um den wohlthätigen Engel zu erwarten, der ausdrücklich von Solothurn gekommen zu sein schien, um mich von der teuflischen Versuchung, Mönch zu werden, zu befreien. Hier baute ich bis zu ihrer Ankunft die schönsten Luftschlösser und gegen sechs Uhr war ich so glücklich, die schöne Reisende zu bemerken. Ich verbarg mich, aber so, daß ich sehen konnte, ohne gesehen zu werden. Mein Erstaunen war außerordentlich, als ich sie alle vier zu meinem Fenster emporblicken sah. Diese Neugierde zeigte mir, daß die schöne Amazone das Geheimniß entdeckt hatte, und in mein Erstaunen mischte sich einiger Zorn. Dies Gefühl war natürlich, denn ich sah mich nicht allein in der Hoffnung getäuscht, das Abenteuer weiter zu führen, sondern ich fühlte auch mein Vertrauen die Rolle gut zu spielen, schwächer werden. Trotz meiner Liebe hätte ich doch um keinen Preis zum Gespött ihrer drei häßlichen Begleiterinnen werden mögen. Augenblicklich beschloß ich, ihre Erwartung zu täuschen und sie selbst zum Gegenstande einer Mystifikation zu machen. Hätte ich der schönen Amazone Theilnahme eingeflößt, so würde sie sich wohl gehütet haben, mein Geheimniß zu enthüllen; aber sie hatte Alles mitgetheilt, und ihre Plauderhaftigkeit schien mir der überzeugendste Beweis, daß sie den Spaß nicht weiter treiben wollte, oder daß ihr der zum Durchführen einer Intrigue nothwendige Geist fehlte. Wären die drei Gefährtinnen meiner Zauberin einiger Aufmerksamkeit werth gewesen, so hätte ich mich vielleicht trotz aller ungünstigen Aussichten nicht abschrecken lassen; wie aber eine schöne Frau mich fortreißt, so hebt mich eine häßliche wieder aus

dem Sattel. Um die Langeweile zu verscheuchen, die ich voraussah, ging ich aus; und da ich Giustiniani begegnete, so erzählte ich ihm mein Mißgeschick und fügte hinzu, ich würde mich nicht ungern bei einer kindlichen und käuflichen Schönheit auf einige Stunden entschädigen. Ich werde Sie, sagte er, an die Thür eines Hauses führen, wo sie finden werden, was Sie wünschen. Sie steigen in den zweiten Stock und werden dort von einer Alten, wenn Sie ihr meinen Namen ins Ohr sagen, empfangen werden. Ich wage nicht, Sie zu begleiten, weil man es in der Stadt erfahren und ich dadurch mit der Polizei Händel bekommen würde, welche in dieser Beziehung lächerlich strenge ist. Ich rathe Ihnen sogar, nicht eher in das Haus zu treten, als bis Sie sicher sind, nicht gesehen zu werden.

Nach dem Rathe des Exkapuziners wartete ich die Abenddämmerung ab. Ich wurde gut aufgenommen, erhielt aber ein schlechtes Abendessen und langweilte mich mit jungen Arbeiterinnen bis Mitternacht. Nicht etwa, als ob die beiden Nymphen nicht sehr hübsch gewesen wären; aber mir steckte die treulose Amazone im Kopfe, und trotz ihrer Frische und Sauberkeit fehlte ihnen jene Anmuth, welche dem Vergnügen erst Reiz verleiht. Meine in diesem Lande unbekannte Freigebigkeit gewann mir die Freundschaft der Alten, welche das Beste, was in der Stadt sei, anzuschaffen versprach; aber sie bat mich, die größte Vorsicht zu beobachten, um beim Eintritt in ihr Haus nicht gesehen zu werden.

Als ich nach Hause kam, sagte le Duc, ich habe wohl gethan wegzugehen, denn meine Maskerade sei bekannt geworden, und es würden daher Alle, mit Einschluß Herrn Ote's, mich die Kellnerrolle haben spielen sehen wollen. Ich, fuhr er fort, bin an Ihre Stelle getreten. Die Schöne, welche Sie fesselt, heißt Frau von ***, und ich gestehe, daß ich nie etwas Pikanteres gesehen habe.

Hat sie gefragt, wo der andere Kellner sei?

Nein, aber ihre Gefährtinnen haben diese Frage mehrmals an mich gerichtet. Und Frau von *** hat nichts gesagt? Sie sah sehr traurig aus und schien an nichts Theil zu nehmen, bis ich sagte, Sie wären nicht gekommen, weil Sie krank seien.

Das ist eine Dummheit; warum hast Du ihr das gesagt?

Ich mußte ihr doch etwas sagen.

Das ist wahr. Hast Du ihr die Stiefeln aufgeschnürt?

Nein, sie hat es nicht gewollt.

Es ist gut. Wer hat Dir ihren Namen genannt?

Der Kutscher. Die Dame hat sich kürzlich mit einem ältern Manne verheirathet.

Ich legte mich zu Bette, ohne eigentlich zu wissen, was ich von der Plauderhaftigkeit und der Traurigkeit dieser Schönen denken sollte. Es wurde mir schwer, zwei so entgegengesetzte Sachen zusammenzureimen. Da ich wußte, daß sie am folgenden Tage früh abreisen würde, stellte ich mich ans Fenster, um sie in den Wagen steigen zu sehen, zog aber die Gardinen vor, so daß ich nicht gesehen werden konnte. Frau von *** stieg zuletzt ein und so thuend, als wolle sie sehen, ob es nicht regne, nahm sie ihre Atlas-Mütze ab und erhob den Kopf. Indem ich nun mit der einen Hand die Gardine zurückschob und mit der andern die Mütze abnahm, grüßte ich sie und schickte ihr einen Kuß mit den Fingerspitzen zu. Sie grüßte mich nun ebenfalls mit der anmuthigsten Miene und belohnte mich mit dem liebenswürdigsten Lächeln für meinen Kuß.

Fünftes Kapitel.

Meine Abreise von Zürich. — Burleskes Abenteuer in Baden. — Solothurn. — Herr von Chavigni. — Herr und Frau von *. — Ich spiele Komödie. — Ich stelle mich krank, um mein Glück zu beschleunigen.**

Herr Ote stellte mir seine beiden Söhne vor, zwei junge Leute, die wie die Fürsten erzogen waren. In der Schweiz ist ein Gastwirth nicht immer ein Mann ohne Geltung und viele machen ein so gutes Haus wie anderwärts ein Mann vom besten Tone; aber jedes Land hat seine Sitten; der Gastwirth macht hier die Honneurs bei Tische und glaubt sich nicht zu erniedrigen, wenn er die, welche bei ihm speisen, bezahlen läßt. Er hat Recht. Nur das Laster ist erniedrigend. Ein schweizer Wirth nimmt bei Tische nur deshalb den ersten Platz ein, um darüber zu wachen, daß Alle gut bedient werden. Hat er einen Sohn, so setzt dieser sich nicht gleich dem Vater zu Tische, sondern wartet mit der Serviette über dem Arme auf. In Schaffhausen stellte sich der Sohn meines Wirths, welcher Hauptmann im Dienste des Reichs war, hinter meinen Stuhl, um mir die Teller zu wechseln, während sein Vater die Honneurs der Tafel machte. Ueberall anderwärts würde er sich haben bedienen lassen; aber in seinem Hause glaubte er sich durch das Bedienen Anderer zu ehren, und er hatte Recht.

So sind die Vorstellungen der Schweizer, über welche einige oberflächliche Köpfe sich lustig machen, obwohl mit Unrecht. Die vielgerühmte Ehre und Redlichkeit der Schweizer hindern sie indeß nicht, die Fremden wenigstens ebensosehr wie in Holland zu schinden; aber die Leichtsinnigen, welche

sich schinden lassen, lernen bald, daß man vorher accordiren muß, und dann wird man gut behandelt und erhält vernünftige Preise. Durch diese Vorsicht schützte ich mich in Basel gegen den berühmten Schinder Imhoff im Gasthofe zu den drei Königen.

Herr Ote bekomplimentirte mich wegen meiner Verkleidung als Kellner und sagte, es thue ihm leid, daß er mich nicht bei der Arbeit gesehen habe; aber er lobte mich, daß ich den Scherz nicht beim zweiten Abendessen wiederholt habe. Nachdem er mir für die Ehre, welche ich seinem Hause erwiesen habe, gedankt hatte, bat er mich, ihm die Ehre, wenigstens einmal vor meiner Abreise an seinem Tische zu speisen, nicht abzuschlagen. Ich erwiederte, ich würde mit Vergnügen noch heute bei ihm speisen, was ich auch that, und ich wurde wie ein vornehmer Herr behandelt.

Der Leser wird sich wohl denken, daß der letzte Blick meiner Amazone nicht im Stande gewesen war, das Feuer zu löschen, welches ihr erster Anblick in meinem Herzen entzündet hatte. In der That hatte derselbe die Flamme stärker angefacht, indem er mir die Hoffnung einflößte, sie näher kennen zu lernen. Ich faßte also den Entschluß, nach Solothurn zu reisen, um das Abenteuer zu einem glücklichen Ende zu führen. Ich nahm einen Creditbrief auf Genf und schrieb an Madame d'Urfé, sie möge mir einen sehr dringenden Empfehlungsbrief an den französischen Minister, Herrn von Chavigni schicken, und um sie zur Eile zu bewegen, fügte ich hinzu, ich müsse diesen Diplomaten durchaus im Interesse unsers Ordens kennen lernen; schließlich bat ich sie, ihren Brief an mich nach Solothurn poste restante zu adressiren. Ich schrieb gleichfalls an den Herzog von Würtemberg, der mir nie geantwortet hat, aber im Grunde mußte er meinen Brief sehr bitter finden.

In Zürich machte ich der Alten, mit welcher mich Giustiniani bekannt gemacht, noch einige Besuche; aber obwohl ich alle Veranlassung hatte, in Bezug auf das Physische vollständig zufrieden zu sein, so hatte ich doch kein rechtes Vergnügen, da die Nymphen nur den schweizer Dialekt sprachen, der eine harte Abart der deutschen Sprache ist. Ich habe immer gefunden, daß das Vergnügen der Liebe ohne das Vergnügen der Sprache diesen Namen nicht verdient, und ich

kann mir keinen thörichtern Genuß als den mit einer Stummen denken, wäre sie übrigens auch so schön wie die Göttin von Amathunt.

Kaum von Zürich abgereist, mußte ich in Baden anhalten, um einen Wagen, den mir Herr Ote verschafft hatte, ausbessern zu lassen. Ich hätte mich schon um elf Uhr wieder auf den Weg machen können, da ich aber erfahren hatte, daß eine junge polnische Dame, welche ihre Andacht bei Unserer lieben Frau von Einsiedeln verrichten wollte, an der Wirthstafel speisen würde, so blieb ich aus Neugierde; aber ich wurde für meine Mühe nicht belohnt, denn ich fand an ihr nichts, was ein Opfer verdient hätte.

Nach Tisch, während man meinen Wagen anspannte, kam die Tochter des Wirths, eine ziemlich hübsche Person, in den Saal und forderte mich zum Walzen auf; es war ein Sonntag. Plötzlich kömmt der Vater dazu, und die Tochter läuft davon.

Mein Herr, sagt der schurkische Bauer, Sie sind zu einem Louisd'or Strafe verurtheilt.

Weshalb?

Weil Sie an einem Festtage getanzt haben.

Scheeren Sie sich zum Teufel, ich bezahle nicht.

Sie werden bezahlen, sagte er, mir ein großes bedrucktes Papier reichend, was ich nicht lesen konnte.

Ich appellire.

An wen, mein Herr?

An den Ortsrichter.

Er geht hinaus, und eine Viertelstunde darauf meldet man mir, daß der Ortsrichter mich in einem benachbarten Zimmer erwarte. Ich dachte bei mir selbst, die Richter in diesem Lande seien doch sehr höflich, als ich bei meinem Eintritt den Schurken mit einer Perrücke und einem Mantel angethan erblickte.

Mein Herr, sagte das Chamäleon, ich bin der Richter.

Richter und Partei, wie ich sehe.

Er schreibt, bestätigt das erste Urtheil und verurtheilt mich außerdem noch sechs Francs Kosten zu zahlen.

Aber, sagte ich, wenn Ihre Tochter mich nicht verführt hätte, würde ich nicht getanzt haben, sie ist ebenso schuldig wie ich.

Das ist sehr richtig, mein Herr; hier ist ein Louisd'or für sie. Dieß sagend zog er einen Louisd'or aus der Tasche, legte ihn auf das Bureau und sagte:

Nun geben Sie auch.

Ich fing an zu lachen, zahlte und verschob meine Abreise auf den folgenden Tag.

Bei meiner Durchreise durch Luzern sah ich den apostolischen Nuntius, welcher mich zum Mittagsessen einlud, und in Freiburg die Frau des Grafen Affri, eine junge und galante Frau, bei welcher ich einige Augenblicke blieb; aber etwa zehn Meilen von Solothurn war ich Zeuge folgenden sonderbaren Vorfalls.

Da ich in einem Dorfe übernachten mußte, so hatte ich mich des Chirurgus, den ich im Gasthofe gefunden hatte, bemächtigt, und in Erwartung des Abendessens, zu welchem ich ihn eingeladen hatte, machte ich einen Spaziergang mit ihm. Es war sinkende Nacht, als ich in einer Entfernung von etwa hundert Schritten einen Mann erblickte, welcher die Mauer eines Hauses leichtfüßig hinaufkletterte und als er ein Fenster des ersten Stocks erreicht hatte, verschwand. Sehen Sie, sagte ich zum Chirurgus, das ist ein Dieb. Er fing an zu lachen und sagte dann:

Diese Sitte muß Ihnen wunderbar erscheinen, aber sie besteht in mehreren Landschaften der Schweiz. Der Mann, welchen Sie so eben gesehen, ist ein junger verliebter Bauer, welcher die Nacht bei seiner Zukünftigen zubringen wird. Morgen früh wird er sie verliebter als vorher verlassen, denn sie wird ihm sicherlich die letzten Gunstbezeigungen nicht bewilligen. Wäre sie schwach genug, seinen Wünschen nachzugeben, so würde er sie wahrscheinlich nicht heirathen und sie dann schwerlich einen andern Mann finden.

Auf der Post von Solothurn fand ich einen Brief von Madame d'Urfé und in diesem einen zweiten vom Herzoge von Choiseul an den Gesandten, Herrn von Chavigni. Er war versiegelt; aber der Name des Ministers, der ihn geschrieben hatte, stand unten auf der Adresse.

Ich nahm einen Miethswagen, machte eine Hoftoilette und begab mich zum Gesandten. Se. Excellenz war nicht sichtbar, und ich hinterließ daher meine Karte und meinen Brief. Es war ein Festtag; ich ging in die Hauptmesse,

weniger, ich gestehe es, um Gott zu suchen, als in der Hoffnung hier meine Amazone zu finden; aber ich wurde in meiner Erwartung getäuscht. Als ich aus der Kirche kam, machte ich einen Spaziergang; sodann ging ich wieder in den Gasthof, wo ich einen Offizier fand, der mich im Namen des Gesandten zum Mittagsessen einlud.

Madame d'Urfé meldete mir, sie habe sich selbst nach Versailles begeben und durch Vermittelung von Frau von Grammont mir ein Empfehlungsschreiben verschafft, wie ich es nur wünschen könne. Das war mir lieb, denn ich hatte mir vorgenommen, in Solothurn imponirend aufzutreten. Ich hatte viel Geld und wußte wohl, daß man mit diesem glücklichen Metall die trübsten wie die glänzendsten Augen blendet. Herr von Chavigni war dreißig Jahre früher Gesandter in Venedig gewesen; ich wußte eine Menge Anekdoten, in denen er eine Rolle gespielt hatte, und ich wünschte ihn kennen zu lernen, um zu sehen, wozu ich ihn gebrauchen könne.

Zur angegebenen Stunde kam ich der Einladung nach und fand die ganze Bedienung des Gesandten in großer Livree; ich betrachtete dieß als eine gute Vorbedeutung. Man meldete mich nicht, und ich bemerkte, daß, sobald ich erschien, ein Page die beiden Thürflügel öffnete. Ein schöner Greis kam mir mit den verbindlichsten Worten entgegen und stellte mich allen anwesenden Personen vor. Indem er sodann mit einer feinen Wendung, wie sie an den Höfen üblich sind, so that, als ob er sich meines Namens nicht entsinne, zog er den Brief des Herzogs von Choiseul aus der Tasche und las laut die ganze Stelle vor, worin der Minister ihm empfahl, mich mit der größten Auszeichnung aufzunehmen. Er wies mir einen Lehnstuhl zu seiner Rechten an und richtete mehrere Fragen an mich, welche der Art waren, daß ich antworten mußte, ich reise nur zu meinem Vergnügen und die schweizer Nation sei in vielen Beziehungen allen andern vorzuziehen.

Man trug das Essen auf, und Se. Excellenz ließ mich zu seiner Rechten sitzen. Wir waren unserer sechszehn zu Tisch und hinter jedem Gaste stand ein Lakai in der Livree des Gesandten. Im Laufe der Unterhaltung ergriff ich eine passende Gelegenheit und bemerkte, daß man in Venedig seiner noch mit der wärmsten Zuneigung gedenke.

Immer, sagte er, werde ich an die Güte denken, welche

man während der ganzen Zeit meines Aufenthalts in dieser schönen Stadt für mich gehabt hat; aber nennen Sie mir, wenn ich bitten darf, die Personen, welche noch von mir sprechen; sie müssen sehr alt sein.

Das wollte ich gerade. Von Herrn von Malipiero hatte ich Geschichten erfahren, welche sich während der Regentschaft zugetragen hatten, und ihm sehr schmerzlich gewesen waren, und Herr von Bragadino hatte mich von seiner Liebschaft mit der berühmten Stringhetta unterrichtet.

Der Koch Sr. Excellenz war untadelhaft, aber das Vergnügen, ihn zu unterhalten, ließ mich das Essen vergessen. Alles, was ich erzählte, wußte ich so gut zu würzen, daß das Vergnügen, was ich ihm dadurch verschaffte, sich auf seinen Zügen äußerte, und als wir von Tisch aufstanden, sagte er zu mir mit einem Händedruck, in der ganzen Zeit seines Aufenthalts zu Solothurn habe er noch nicht so angenehm gespeist. Meine venetianischen Galanterien, fuhr der liebenswürdige Greis fort, haben mich verjüngt, indem sie mir sehr süße Augenblicke ins Gedächtniß zurückgerufen haben. Er umarmte mich und bat mich, während der ganzen Zeit meines Aufenthalts in Solothurn mich als zur Familie gehörig zu betrachten.

Nach Tisch sprach er viel von Venedig, lobte die Regierung und sagte endlich, es gebe keine Stadt der Welt, wo man besser speisen könne, vorausgesetzt jedoch, daß man sich gutes Oel und ausländische Weine zu verschaffen wisse. Gegen fünf Uhr lud er mich zu einer Spazierfahrt in einem vis-à-vis ein, in welches er zuerst stieg, um mich zu nöthigen, den Sitz im Fond einzunehmen.

Wir stiegen bei einem hübschen Landhause aus, wo wir mit Eis bewirthet wurden. Als wir zurückfuhren, sagte er, er habe alle Abende große Gesellschaft und hoffe, daß ich ihm die Ehre erweisen würde, ebenfalls zu kommen, so weit mir dies angenehm sein möchte; zugleich versicherte er mir, daß er sein Möglichstes thun werde, damit ich mich nicht langweile. Ich war sehr ungeduldig, diese Gesellschaften zu besuchen, denn es schien mir unmöglich, daß die schöne Amazone nicht hinkommen sollte. Vergebliche Hoffnung indeß; denn ich fand hier mehrere Damen, viele alte und häßliche, einige, welche angingen und keine hübsche.

Man vertheilte die Karten und ich fand mich an einem Tische zusammen mit einer jungen Blondine und einer ziemlich alten häßlichen Dame, welche indeß Geist zeigte. Ich langweilte mich während des Spiels und verlor fünf oder sechshundert Marken, ohne den Mund zu öffnen. Als der Verlust berechnet wurde, sagte die Häßliche, ich sei drei Louisd'ors schuldig. Drei Louisd'ors, Madame?

Ja, mein Herr, denn wir spielen die Marke zu zwei Sous. Sie haben vielleicht geglaubt, wir spielten um Heller.

Im Gegentheil, Madame, ich glaubte, es würde um Francs gespielt, denn ich spiele nie niedriger. Sie ließ meine Gasconnade unbeachtet, schien aber gekränkt. Als ich nach der langweiligen Partie in den Saal zurückkehrte, warf ich einen forschenden Blick auf alle Frauen; da ich aber diejenige, welche ich suchte, nicht fand, wollte ich mich entfernen, als ich zwei Damen gewahr wurde, die mich aufmerksam betrachteten. Ich erkannte sie auf den ersten Blick; es waren zwei der Begleiterinnen meiner schönen Amazone, welche in Zürich zu bedienen ich die Ehre gehabt hatte. Ich entschlüpfte ihnen, indem ich so that, als ob ich sie nicht kenne.

Am folgenden Tage kündete mir ein Offizier des Gesandten den Besuch Sr. Excellenz an. Ich sagte, ich würde nicht eher ausgehn, als bis ich das Vergnügen gehabt hätte, denselben zu empfangen; aber ich faßte sogleich den Plan, mich bei ihm nach dem zu erkundigen, was für mich am wichtigsten war. Er sparte mir die Mühe, wie man sogleich sehen wird.

Ich empfing Herrn von Chavigni so gut ich nur konnte, und nachdem wir vom Regen und schönen Wetter gesprochen hatten, sagte er lächelnd, er habe mir etwas ganz Tolles zu sagen, bitte mich aber, überzeugt zu sein, daß er nichts davon glaube.

Ich höre Sie, gnädiger Herr.

Zwei Damen, die Sie gestern Abend gesehen, haben sich nach Ihrer Entfernung in mein Kabinet führen lassen und mich gebeten, auf meiner Hut zu sein, weil Sie der Kellner aus dem Gasthofe seien, wo sie in Zürich gewohnt hätten. Sie hätten sie, ihrer Versicherung nach, bei Tische bedient. Sie haben hinzugefügt, sie seien gestern dem andern Kellner jenseit der Aar begegnet, und wahrscheinlich hätten Sie

sich beide, Gott weiß weshalb, aus dem Staube gemacht; auch seien Sie gestern von mir entschlüpft, sobald Sie sie bemerkt hatten. Ich habe ihnen erwiedert, wenn Sie mir auch keinen Brief vom Herzog von Choiseul überbracht hätten, würde ich doch überzeugt sein, daß sie sich irrten, und sie sollten heute in Ihrer Gesellschaft speisen, wenn Sie mir die Ehre erweisen wollten, meine Einladung anzunehmen. Ich sagte zugleich, möglicher Weise hätten Sie sich als Kellner verkleidet, um bei einer von ihnen eine Eroberung zu machen; aber sie erwiederten, die Voraussetzung sei abgeschmackt, denn Sie wären nur ein Kellner, der sehr gut einen Kapaun zu zerlegen und schnell die Teller zu wechseln verstände, und wenn ich es erlaubte, wollten sie Ihnen in meiner Gegenwart ein Compliment darüber machen. Thun Sie das, meine Damen, entgegnete ich, er sowohl wie ich, werden darüber lachen. Wenn nun etwas Wahres an der Sache ist, so haben Sie jetzt die Güte, es mir ohne Rückhalt zu sagen.

Ja, ohne Rückhalt, gnädiger Herr, aber mit Takt, denn diese Posse könnte eine Person, welche mir theuer ist, bloßstellen, und ich möchte lieber sterben, als ihr die geringste Kränkung verursachen.

Die Sache ist also wahr? Das interessirt mich sehr.

Wahr, gnädiger Herr, bis zu einem gewissen Punkte; denn ich hoffe, Sie werden mich nicht für den Kellner aus dem Schwerdte halten.

Gewiß nicht; aber Sie haben die Rolle desselben gespielt?

Ja. Haben sie Ihnen gesagt, daß sie vier an der Zahl waren?

Ich weiß es; die schöne Frau von *** gehörte dazu. Dies erklärt mir das Räthsel. Ich weiß Alles. Aber Sie haben Recht. Takt ist hier nothwendig, denn sie steht in fleckenlosem Rufe.

Das wußte ich nicht. Die Sache ist ganz unschuldig; aber man könnte eine anstößige Geschichte daraus machen, welche der Ehre der Person, die mich durch ihre Schönheit geblendet hat, schaden würde.

Ich erzählte ihm Punkt für Punkt Alles, was vorgefallen war und fügte hinzu, ich sei in der Hoffnung, derselben den Hof machen zu können, nach Solothurn gekommen. Wenn

dies nicht möglich ist, fügte ich hinzu, werde ich in drei oder vier Tagen von hier abreisen, nachdem ich die häßlichen Schwätzerinnen, welche Geist genug haben müssen, um zu wissen, daß der Kellner nur eine Maske war, lächerlich gemacht habe. Nur in der Hoffnung mich zu ermuntern und ihrer schönen Gefährtin, welche sehr unrecht gethan, sie in das Geheimniß zu ziehn, zu schaden, können sie sich so stellen, als ob sie es nicht wüßten.

Sachte, sachte, feurige Jugend; Sie erinnern mich an meine schönen Tage. Erlauben Sie mir, Sie zu umarmen, denn Ihre Geschichte macht mir großes Vergnügen. Sie werden nicht abreisen, theurer Freund, sondern werden der schönen Amazone den Hof machen. Lassen Sie mich lachen; ich bin jung gewesen, und schöne Augen haben mich zu mehr als einer Maskerade verführt. Heute bei Tische werden Sie die beiden boshaften Geschöpfe lächerlich machen, aber scherzweise. Die Sache ist so einfach, daß Herr von *** zuerst darüber lachen wird. Seine Frau muß wissen, daß Sie sie lieben, und ich kenne die Frauen hinlänglich, um zum Voraus zu wissen, daß Ihre Metamorphose ihr nicht mißfallen hat. Sie weiß, daß Sie sie lieben?

Ohne Zweifel.

Er entfernte sich lachend, und am Schlage seines Wagens umarmte er mich zum drittenmale.

Ich konnte nicht zweifeln, daß meine Zauberin auf der Rückreise von Einsiedeln nach Zürich ihren drei Gefährtinnen Alles erzählt hatte, nnd deshalb fand ich den Schritt, den die beiden Häßlichen beim Gesandten gethan, außerordentlich boshaft; aber ich fühlte, daß es im Interesse meiner Eigenliebe liege, ihre Bosheit für Feinheit gelten zu lassen.

Um ein und ein halb Uhr kam ich zum Gesandten, und nachdem ich ihm meine Verbeugung gemacht, grüßte ich die ganze Gesellschaft und bemerkte die betreffenden beiden Damen. Mit adligem und ungezwungenem Wesen trat ich nun an diejenige heran, welche am boshaftesten aussah und welche ich auch dafür hielt, weil sie hinkte, und fragte sie, ob sie mich wiedererkenne.

Sie geben also zu, daß Sie der Kellner aus dem Schwerdte sind?

Nicht ganz, Madame; aber ich gebe zu, daß ich es eine

Stunde gewesen bin, und daß Sie mich hinlänglich dafür gestraft haben, indem Sie nicht ein einziges Wort an mich richteten, obwohl ich nur des Vergnügens wegen, Sie zu sehen, da war. Hier hoffe ich indeß glücklicher zu sein, und daß Sie mir erlauben werden, Ihnen meine Huldigungen darzubringen.

Das ist erstaunlich! Sie haben Ihre Rolle so gut gespielt, daß der Feinste sich hätte fangen lassen. Wir wollen jetzt sehn, ob Sie die, welche Sie gegenwärtig vorstellen, ebenso gut spielen werden. Wenn Sie mir die Ehre erweisen wollen, zu mir zu kommen, sollen Sie eine gute Aufnahme finden.

Nach diesem Compliment wurde die Geschichte öffentlich, und die Gesellschaft belustigte sich damit, als ich das Glück hatte, Herrn und Madame von *** eintreten zu sehn.

Dies, sagte sie zu ihrem Manne, ist der liebenswürdige Kellner von Zürich.

Der brave Mann kömmt auf mich zu und dankt mir auf eine freundliche Weise, daß ich seiner Frau die Ehre erwiesen habe, ihr die Stiefeln auszuziehn.

Aus diesem Compliment ersah ich, daß sie ihm Alles erzählt hatte, und das war mir lieb. Man trug das Essen auf: Herr von Chavigni ließ sie zu seiner Rechten sitzen und ich erhielt einen Platz zwischen meinen beiden Verläumderinnen. Da ich mein Spiel verbergen mußte, so sagte ich ihnen, obgleich sie mir außerordentlich mißfielen, Artigkeiten, und sah dabei Madame von ***, welche ihr neuer Putz reizend kleidete, fast gar nicht an. Ihr Mann schien mir weder eifersüchtig noch so alt, wie ich ihn mir vorgestellt hatte. Der Gesandte lud ihn ein, mit seiner Frau zu einem improvisirten Balle am Abende zu bleiben; sodann sagte er, damit ich dem Herzoge von Choiseul berichten könne, daß ich mich in Solothurn gut unterhalten habe, würde es ihn freuen, wenn Komödie gespielt würde, vorausgesetzt, daß Frau von *** sich dazu verstehn wolle, noch einmal die schöne Schottin darzustellen. Sie erwiederte, sie würde es gern thun, aber es fehlten zwei Schauspieler. Wohlan! sagte der liebenswürdige Greis, ich werde die Rolle Lord Monrose's übernehmen.

Und ich, sagte ich, die des Murray.

Die Hinkende, verdrießlich über diese Anordnung, weil

ihr nur die häßliche Rolle der Lady Alton verblieb, konnte sich nicht enthalten, mir eine Stichelei zu sagen. Warum, sagte sie, giebt es in dem Stücke keine Kellnerrolle? Sie spielen dieselbe so gut.

Ihre Bemerkung ist vortrefflich; aber ich tröste mich mit dem Gedanken, daß ich durch Sie die Rolle des Murray besser spielen lernen werde.

Am folgenden Tage erhielt ich meine kleine Rolle, und der Gesandte ließ bekannt machen, daß der Ball mir zu Ehren stattfinde. Nach Tisch ging ich in meinen Gasthof, und nachdem ich eine elegante Toilette gemacht hatte, erschien ich wieder in der glänzenden Gesellschaft.

Der Gesandte, welcher mich gebeten hatte, den Ball zu eröffnen, stellte mich der Dame vor, welche durch ihre Geburt, wenn auch nicht durch ihre Schönheit, den ersten Rang in der Stadt einnahm. Sodann tanzte ich mit allen Damen ohne Unterschied, bis der verbindliche Greis mich mit dem Gegenstande meiner Wünsche zum Contretanze engagirte, was er auf eine so natürliche Weise that, daß Niemand etwas dagegen einwenden konnte. Lord Murray, sagte er, darf nur mit Lindanen tanzen.

In der ersten Pause ergriff ich die Gelegenheit, ihr zu sagen, ich sei nur ihretwegen nach Solothurn gekommen, nur ihretwegen habe ich mich in Zürich verkleidet, und ich hoffe, daß sie mir das Glück bewilligen würde, ihr den Hof zu machen. Ich habe Gründe, sagte sie, welche mich abhalten, Sie bei mir zu empfangen, wenn Sie indeß einige Zeit hier bleiben, wird die Gelegenheit, uns zu sehn, uns nicht fehlen. Aber ich bitte Sie dringend, mir öffentlich keine besondere Aufmerksamkeit zu bezeigen, denn man wird uns auflauern, und man darf sich nicht in's Gerede bringen. Vollkommen damit zufrieden, versprach ich ihr, Alles zu thun, was ihr angenehm sein könnte, und die geübtesten Augen, welche uns nachspüren möchten, auf falsche Fährte zu leiten. Ich sah wohl ein, daß der Schein des Geheimnisses das Glück, welches mir winkte, noch erhöhen mußte.

Da ich mich als einen Neuling in der Kunst des Roscius angekündigt hatte, so bat ich die Hinkende, mich unterweisen zu wollen. Ich ging also Morgens zu ihr; aber sie hielt sich nur für einen reflectirenden Spiegel, denn ich hatte bei

ihr Gelegenheit, der schönen Amazone den Hof zu machen, und wie stark auch ihre Eigenliebe sein mochte, so hatte sie doch zu viel Geist, um nicht einigermaßen die Wahrheit zu errathen.

Diese Frau war Witwe, zwischen dreißig und vierzig Jahren; sie hatte einen gelblichen Teint, ein schwarzes und lebhaftes Auge, einen durchbohrenden Blick und eine boshafte Miene. Da sie die Ungleichheit ihrer Beine verbergen wollte, so hatte sie einen sehr unnatürlichen Gang, und ein thörichtes Haschen nach Geist, welches sie sehr geschwätzig machte, machte sie auch außerordentlich langweilig. Als ich ihr eines Tages wieder ehrfurchtsvoll den Hof machte, sagte sie, nachdem sie mich als Kellner verkleidet gesehn habe, hätte sie mir nimmermehr einen furchtsamen Charakter zugetraut. Weshalb halten Sie mich für furchtsam, Madame? Ich konnte es leicht errathen, aber sie antwortete nicht. Ich war meiner Rolle müde und beschloß mit ihr zu brechen, sobald wir die Schottin gespielt haben würden.

Die beste Gesellschaft in Solothurn wohnte unserer ersten Vorstellung bei. Die Hinkende war entzückt, daß sie Abscheu in ihrer Rolle einflößte, denn sie war fest überzeugt, daß ihre Person keinen Antheil an der von ihr hervorgebrachten Wirkung gehabt habe. Herr von Chavigni entlockte Thränen: man sagte, er habe besser als der große Voltaire gespielt. Was mich betrifft, so erinnere ich mich, daß ich nahe daran war, in Ohnmacht zu fallen, als Lindane in der dritten Scene des fünften Aktes zu mir sagte:

Quoi! vous! vous osez m'aimer?

Sie sprach diese Worte mit einem Tone so energischer und so wahrer Verachtung, der nicht einmal zum Geiste ihrer Rolle paßte, daß ein donnernder Beifallssturm diese Worte überschüttete. Ich wurde dadurch gereizt und fast aus der Fassung gebracht, denn mir schien es, sie habe eine directe Absicht hineingelegt, welche meine Ehre beleidigte. Ich erholte mich indeß sogleich während der Pause, welche mir der Applaus der Zuschauer ließ, und ich antwortete, indem ich dem Geiste meiner Rolle gewissermaßen Gewalt anthat:

Oui! je vous adore et je le dois.

Ich legte so viel Zärtlichkeit und Pathos in den Ausdruck, daß der Saal vom Klatschen und den Bravo's wiederhallte;

und die bis! bis! von vierhundert Personen zwangen mich, jene Worte zu wiederholen, welche damals aus dem Grunde meines Herzens kamen.

Trotz der Zeichen der Zufriedenheit, welche wir von den Zuschauern erhalten hatten, mußten wir uns doch beim Essen gestehn, daß wir unsere Rollen nicht gut wußten, und Herr von Chavigni rieth uns, die zweite Vorstellung auf übermorgen zu verschieben. Morgen, sagte er, wollen wir eine Repetition in meinem Landhause halten, wohin ich Sie Alle zum Mittagsessen einlade. Dennoch unterließen wir nicht, uns mit Complimenten über unser Spiel zu überschütten. Die Hinkende sagte, ich habe gut gespielt, aber nicht so gut wie früher die Kellnerrolle, worin ich ausgezeichnet gewesen sei. Diese Stichelei brachte die Lacher auf ihre Seite; aber ich änderte die Scene, indem ich ihr sagte, ich habe zu dieser Vollkommenheit nur mit der höchsten Anstrengung gelangen können, während sie, um die Lady Alton gut zu spielen, nur ihrer Natur habe zu folgen brauchen. Herr von Chavigni äußerte zu Frau von ***, die Zuschauer hätten mit Unrecht an der Stelle geklatscht, wo sie sich über meine Liebe wundere, da sie diese Worte mit dem Tone der Verachtung gesprochen habe und es unmöglich sei, daß Lindane für Murray nicht Achtung fühle.

Der Gesandte holte mich am folgenden Tage in seinem Wagen ab, und als wir an sein Landhaus gelangten, fanden wir schon alle Mitspielenden vor. Sich hier zunächst an Herrn von *** wendend, sagte er zu diesem, er glaube seinem Wunsche genügt zu haben, und er würde nach Tisch mit ihm darüber sprechen.

Wir setzten uns zu Tisch und wiederholten sodann das Stück, ohne eines Souffleurs zu bedürfen.

Gegen Abend kündigte der Gesandte der ganzen Gesellschaft an, daß er uns zum Abendessen in Solothurn erwarte, und Alle brachen auf, ausgenommen wir beide und Herr und Madame von ***. Im Augenblicke des Aufbruchs, der wohl einige Minuten dauerte, wurde ich auf eine angenehme Weise überrascht. Mein Herr, sagte der Gesandte zu Herrn von ***, steigen Sie in meinen Wagen, wir können hier bequem mit einander sprechen. Herr Casanova wird die Ehre haben, Ihrer Frau Gemahlin in Ihrem Wagen Gesellschaft zu leisten. Ich

reichte ehrfurchtsvoll der Schönen meine Hand, welche sie mit der Miene der vollkommensten Gleichgültigkeit annahm; als sie aber den Tritt hinaufstieg, drückte sie meine Hand mit der ganzen Kraft der ihrigen. Der Leser wird sich denken, welches Feuer dieser Händedruck in meinem Blute entzündete.

So sitzen wir denn neben einander, die Kniee zärtlich gegen einander gedrückt. Eine halbe Stunde verging wie eine Minute, aber wir verloren sie nicht in leeren Ziereréien; Mund war auf Mund gedrückt und so blieben wir bis zehn Schritte vom Hause des Gesandten, das, wenn es nach unserm Wunsche gegangen wäre, zehn Meilen hätte entfernt sein müssen. Sie stieg zuerst aus, und ich erschrak über das Feuer, welches aus ihrem ganzen Gesichte sprühte. Diese Röthe war nicht natürlich; sie mußte uns verrathen, der Quell unsers Glücks mußte versiegen. Das forschende Auge der neidischen Alten hätte sich nicht täuschen lassen; sie würde durch diese Entdeckung nicht gedemüthigt worden sein, sondern würde triumphirt haben; ich war außer mir.

Die Liebe und das Glück, welche mir im Laufe meines Lebens so günstig gewesen sind, zogen mich aus dieser grausamen Verlegenheit. Ich hatte in meiner Tasche eine kleine Dose mit Nießwurz. Ich öffne sie instinktmäßig und fordere sie auf, eine kleine Prise zu nehmen; sie thut es und ich folge ihrem Beispiele; aber da die Dosis zu stark war, begann die Wirkung auf der Mitte der Treppe und wir niesten eine ganze Viertelstunde. Man mußte dem Niesen die Aufregung ihres Gesichts zuschreiben, wenigstens durfte Niemand seinen Verdacht laut äußern. Als der Anfall vorüber war, sagte die eben so geistreiche wie schöne Frau, ihr Kopfschmerz sei vorbei, aber sie werde künftig nicht wieder eine so starke Dosis nehmen. Ich blickte verstohlen nach der boshaften Hinkenden hinüber, welche nichts sagte, aber sehr ernstlich beschäftigt schien.

Diese Probe meines Glücks bestimmte mich, so lange in Solothurn zu bleiben, bis ich vollkommen glücklich geworden sein würde, und ich beschloß auf der Stelle ein Landhaus zu miethen. Ich bin fest überzeugt, daß meine Leser, wären sie in meiner Lage gewesen, d. h. reich, jung, unabhängig, feurig und nur mit ihrem Vergnügen beschäftigt,

eben so gehandelt haben würden. Ich hatte eine vollkommene Schönheit vor mir; ich war sterblich in sie verliebt und war sicher, daß sie meine Liebe theile; ich hatte Geld und war mein eigner Herr. Ich fand diesen Plan weit vernünftiger als den, Mönch zu werden, und war über das, was man dazu sagen würde, gänzlich erhaben. Als der Gesandte sich zurückgezogen hatte, was wegen seines Alters immer ziemlich früh stattfand, ließ ich die Gesellschaft bei Tische, und begab mich auf sein Zimmer. Mit gutem Gewissen konnte ich diesen Ehrenmann nicht um eine Mittheilung bringen, welche er so sehr verdiente.

Als er mich erblickte, sagte er: Nun, haben Sie das Alleinsein mit Ihrer Schönen, welches ich Ihnen verschafft habe, gut benutzt? Ich umarmte ihn zunächst und sagte sodann: Ich darf Alles hoffen. Als ich zum Artikel des Nießwurz kam, machte er mir endlose Complimente; denn, sagte er, ihre ungewöhnliche Röthe hätte auf einen Kampf schließen lassen, und das würde Ihren Plänen nicht förderlich gewesen sein.

Nach dieser Eröffnung theilte ich ihm meinen Plan mit. Ich darf nichts übereilen, sagte ich zu ihm, da ich die Ehre der Dame schonen muß und die Erfüllung meiner Wünsche nur von der Zeit erwarten darf. Ich brauche ein hübsches Landhaus, einen schönen Wagen, zwei Lakaien, einen guten Koch und eine Haushälterin. Hinsichtlich alles dessen empfehle ich mich Ew. Excellenz. Sie sind meine Zuflucht und mein Schutzgeist.

Morgen werde ich ohne weitern Verzug mich mit Ihrer Sache beschäftigen und denke wohl, daß es mir gelingen wird, Ihnen nach Wunsch zu dienen, und daß Sie mit Solothurn zufrieden sein werden.

Am folgenden Tage ging unsere Vorstellung ganz vortrefflich, und am nächsten Tage sagte der Gesandte zu mir:

Ich sehe, mein lieber Freund, daß bei dieser Intrigue Ihr Glück in der Befriedigung Ihrer Wünsche besteht, ohne daß jedoch der Ruf der Dame dabei leiden darf. Ich glaube sogar die Beschaffenheit Ihrer Liebe für diese reizende Person richtig genug errathen zu haben, um überzeugt zu sein, daß Sie Solothurn unverzüglich verlassen würden, wenn sie Ihnen sagte, Ihre Abreise sei für ihre Ruhe nöthig. Sie sehen,

daß ich Sie richtig genug beurtheilt habe, um Ihnen in dieser Sache, welche wichtiger und zarter als die meisten diplomatischen Angelegenheiten ist, von denen so viel Aufhebens gemacht wird, mit Rath an die Hand gehen zu können.

Ew. Excellenz scheint auf eine Laufbahn, welche Sie mit so großer Auszeichnung durchlaufen haben, wenig Werth zu legen.

Ich bin alt, theurer Freund, und nachdem ich den Rost und Staub der Vorurtheile abgeschüttelt habe, sehe ich die Sachen so an, wie sie sind, und beurtheile sie nach ihrem wahren Werthe. Aber kehren wir zu Ihrer Liebe zurück. Wenn Sie nicht entdeckt werden wollen, müssen Sie jeden Schritt vermeiden, der in den Augen solcher Personen, welche an gleichgültige Handlungen nicht glauben, den geringsten Verdacht erwecken könnte. Das kurze Alleinsein mit Ihrer Schönen, welches ich Ihnen vorgestern verschafft habe, kann selbst in den Augen des Böswilligsten nur als die Frucht eines bloßen Zufalls erscheinen, und der Zwischenfall mit dem Nießwurz läßt auch den scharfsinnigsten Auslegungen der Bosheit keinen Raum, denn ein Liebhaber, welcher das Glück beim Schopfe fassen will, versetzt den Gegenstand seiner Flamme nicht in Krämpfe. Man kann nicht errathen, daß Sie die Nießwurz nur als Mittel gebraucht haben, um eine durch Liebkosungen hervorgebrachte Röthe zu verdecken, weil es nicht oft vorkommt, daß ein verliebter Kampf, bei welchem beide Theile einverstanden sind, Spuren dieser Art hinterläßt. Wie soll man übrigens auch annehmen, daß Sie diese Entflammung des Gesichts vorhergesehen und deshalb das Specificum beigesteckt haben! Das Vorgefallene kann also Ihr Geheimniß nicht enthüllen. Herr von ***, obwohl er nicht für eifersüchtig gelten will, ist dennoch nicht ohne Eifersucht; aber auch er kann darin, daß ich ihn eingeladen habe, mit mir allein nach Solothurn zurückzukehren, nichts Ungewöhnliches finden, da ich über eine wichtige Sache mit ihm zu sprechen hatte und er nicht annehmen kann, daß ich Ihrer Liebschaft mit seiner Frau dienen wollte. Ueberdies würden mich die Gesetze der Höflichkeit unter allen Umständen genöthigt haben, Madame den Platz anzubieten, den sie in meinem vis-à-vis eingenommen hat; und da er Anspruch auf Höflichkeit macht,

so konnte er nichts dagegen haben, daß seine Frau den Platz annahm. In allen Fällen wäre er also von ihr getrennt worden. Allerdings bin ich alt und Sie jung, was in den Augen eines Mannes nicht ohne Bedeutung ist.

Nach diesem Eingange, fuhr der liebenswürdige Gesandte lachend fort, einem Eingange, welchen ich im Style eines Staatssecretairs im Rathe gehalten habe, kommen wir zum Schlusse. Zwei Dinge sind Ihnen nöthig, um Sie auf den Weg des Glücks zu führen. Das erste Erforderniß, und dies ist Ihre Sache, besteht darin, daß Sie Herrn von *** zwingen, Ihr Freund zu werden, ohne daß er auf die Vermuthung kommen kann, Sie hätten auf seine Frau ein Auge geworfen; ich werde Ihnen nach besten Kräften dabei behülflich sein. Das zweite Erforderniß betrifft die Dame; sie darf nichts thun, was zu Bemerkungen Anlaß geben kann, ohne daß der Grund allgemein bekannt sei. So, mein Herr, stehen Sie also jetzt unter meiner Vormundschaft und werden nicht eher ein Landhaus miethen, als bis wir einen Vorwand ausgesonnen haben, der geeignet ist, den mißtrauischen Leuten Sand in die Augen zu streuen. Indeß trösten Sie sich, diesen Vorwand haben wir schon. Es ist folgender.

Sie müssen eine Krankheit vorschützen, aber eine solche Krankheit, daß Ihr Arzt Ihnen aufs Wort glauben muß. Ich kenne glücklicher Weise einen Arzt, welcher die Leidenschaft hat, für alle Krankheiten Landluft zu verordnen. Dieser Arzt, welcher nicht klüger ist als seine gelehrten Kollegen mit ihren Conjekturen, muß dieser Tage zu mir kommen, um mir den Puls zu befühlen. Sie bitten ihn um eine Consultation, und gegen einige Louisd'ors wird er Ihnen ein gutes Recept verschreiben, worin wahrscheinlich die Landluft die erste Stelle einnimmt. Er wird sodann der ganzen Stadt sagen, daß Ihr Fall ernst ist, daß er sich aber für Ihre Heilung verbürgt.

Wie heißt er?

Es ist der Doktor Herrenschwand.

Wie kömmt er hierher? Ich habe ihn in Paris bei Madame du Rumain kennen gelernt.

Das ist nicht er, sondern sein Bruder. Suchen Sie eine Modekrankheit, welche Ihnen in der öffentlichen Meinung nicht schadet. Das Haus wird dann leicht gefunden sein,

und ich werde Ihnen einen vortrefflichen Koch verschaffen, um Ihnen Ihre Tisane zu bereiten.

Die Wahl einer Krankheit war schwierig; ich mußte ernstlich daran denken. Am selben Abende fand ich Gelegenheit, meinen Plan Frau von *** mitzutheilen, welche ihn billigte, und nachdem ich sie gebeten hatte, darauf bedacht zu sein, wie sie mir schreiben könne, versprach sie es. Mein Mann, sagte sie, hat die beste Meinung von Ihnen. Er hat es nicht übel genommen, daß wir beide in seinem Wagen gefahren sind. Sagen Sie mir nun, ist es natürlich zugegangen oder ist es Absicht gewesen, daß Herr von Chavigni meinen Mann zurückgehalten hat und wir zusammen gefahren sind?

Absicht, mein Herz.

Sie hob die schönen Augen zum Himmel auf und biß sich in die Lippen.

Ist es Ihnen unangenehm?

Ach nein!

Drei oder vier Tage darauf, am Tage, wo wir die Schottin aufführten, speiste der Arzt beim Gesandten und blieb bis zum Abend, um das Schauspiel zu sehen. Beim Dessert becomplimentirte er mich wegen meiner guten Gesundheit; ich ergriff die günstige Gelegenheit, sagte, der Schein sei oft trügerisch und bat ihn, mir eine Stunde für den folgenden Tag zu bestimmen. Wahrscheinlich erfreut, daß er sich getäuscht habe, erwiederte er, er stehe zu meinem Befehl. Er fand sich pünktlich ein; ich sagte ihm, was mir nur in den Kopf kam, unter anderm auch, daß ich im Schlafe gewissen Aufregungen unterworfen sei, die mich außerordentlich schwächten und mir große Lendenschmerzen zuzögen.

Ich weiß, mein Herr; es ist eine schlechte Krankheit, aber ich werde Sie mit zwei Mitteln davon heilen. Das erste, welches Ihnen vielleicht nicht behagen wird, besteht darin, daß Sie sechs Monate auf dem Lande leben, wo Sie keine Gefahr laufen, Gegenstände zu sehen, die in Ihrem Gehirne einen Eindruck hervorbringen, welcher auf das siebente Nervenpaar einwirkt und dadurch den Erguß hervorbringt, der bei Ihrem Erwachen das Gefühl großer Traurigkeit hinterläßt.

Ja, mein Herr, das empfinde ich.

Ich wußte es wohl! Das zweite Mittel besteht in kalten Bädern, die sehr angenehm sind.

Sind dieselben weit von hier?

Ueberall wo Sie wünschen, denn ich schreibe das Recept und der Apotheker macht die Sache.

Ich dankte ihm, und nachdem er einen doppelten Louisd'or empfangen hatte, welchen ich geschickt in seine Hand gleiten ließ, entfernte er sich mit der Versicherung, daß ich mich bald von der Wirksamkeit seiner Mittel überzeugen würde. Am Abend wußte die ganze Stadt, daß ich krank sei und einige Zeit auf dem Lande bleiben müsse. Herr von Chavigni machte bei Tische Witze darüber und sagte lachend zum Doktor, er solle mir alle Frauenbesuche untersagen; die Hinkende, welche noch darüber hinausging, äußerte, er solle mir die Besichtigung gewisser Portraits, mit denen meine Kassette angefüllt sei, verbieten. Ich lachte, indem ich Allen beistimmte, und empfahl mich zuletzt Herrn von Chavigni, um mir ein hübsches Haus und einen guten Koch zu verschaffen, da ich nicht allein zu essen liebe.

Müde, eine mir lästige Rolle weiter zu spielen, stellte ich meine Besuche bei der Hinkenden bald ein; aber sie warf mir meine Unbeständigkeit vor und sagte, ich habe mich über sie lustig gemacht. Ich weiß Alles, sagte das boshafte Weib, und werde mich rächen.

Sie können, erwiederte ich, sich für nichts rächen, denn ich habe Sie nie beleidigt; wenn Sie indeß beabsichtigen, mich ermorden zu lassen, werde ich mir eine Wache besorgen. Man mordet hier nicht, sagte sie mit kaltem Tone; ich bin keine Italiänerin.

Ich war erfreut, dies häßliche Weib losgeworden zu sein, und Frau von *** wurde nun der Gegenstand aller meiner Gedanken. Herr von Chavigni, der glücklich schien, mir dienen zu können, ließ den Mann glauben, ich sei der Einzige, der den Herzog von Choiseul, General-Obersten der Schweizer, bewegen könne, einen Neffen, welcher unter den Garden war, wegen eines Duells, in welchem derselbe seinen Gegner getödtet hatte, zu begnadigen. Dies, sagte der liebenswürdige Greis, ist das sicherste Mittel, die Freundschaft

und das Vertrauen des Mannes zu gewinnen. Können Sie die Sache übernehmen?

Ich bin nicht sicher, daß es gelingen wird.

Ich bin vielleicht zu weit gegangen, aber ich habe ihm gesagt, daß Sie durch Vermittlung der Herzogin von Grammont Alles über den Minister vermöchten.

Ich darf Sie nicht Lügen strafen; ich werde gern die Sache übernehmen.

In Folge dessen unterrichtete mich Herr von *** in Gegenwart des Gesandten von der Sache und brachte mir alle auf die Angelegenheit seines Neffen bezüglichen Aktenstücke, die übrigens sehr einfach war.

Ich schrieb die ganze Nacht an die Herzogin von Grammont. In meinen Brief legte ich alles Pathos, welches ich für geeignet hielt, zunächst ihr Herz, sodann das ihres Vaters zu rühren; hierauf schrieb ich an meine gute Madame d'Urfé, welcher ich sagte, das Glück des hohen Ordens der Rosenkreuzer hänge davon ab, daß der König den Schweizer-Offizier begnadige, der wegen eines Duells, wobei unser Orden stark betheiligt sei, das Reich habe verlassen müssen.

Nachdem ich am Morgen eine Stunde geruht und mich sodann angekleidet hatte, ging ich zum Gesandten, um ihm den Brief zu zeigen, welchen ich an die Herzogin geschrieben hatte. Er fand ihn vortrefflich und wollte, daß ich ihn Herrn von *** lesen lassen solle. Ich fand diesen Herrn in einer Nachtmütze, und er war von Dank durchdrungen für meine Theilnahme an einer ihm so sehr zu Herzen gehenden Sache. Er sagte, seine Frau sei noch nicht aufgestanden, aber er forderte mich auf zu warten, bis sie zum Frühstück käme. Der Vorschlag war sehr verbindlich, aber ich dankte ihm und bat ihn, mich bei Madame zu entschuldigen, weil der Courrier bald abginge und ich meine Briefe beenden müßte, wenn sie unverzüglich befördert werden sollten. Durch die geringe Beeiferung, mit seiner Frau zusammen zu sein, führte ich ihn, falls er eifersüchtig war, auf falsche Fährte.

Ich speiste allein mit Herrn von Chavigni, welcher meine Politik sehr lobte und mir versicherte, Herr von *** müsse nunmehr mein innigster Freund sein. Er zeigte mir sodann einen Brief Voltaire's, worin dieser berühmte Mann ihm

seinen Dank wegen der Rolle des Monrose aussprach, die er in der Schottin gespielt hatte, so wie einen Brief des Marquis von Chauvelin, welcher mit dem Philosophen von Ferney auf dem allerbesten Fuße stand. Er versprach ihm einen Besuch, ehe er sich auf seinen Posten nach Turin begäbe, wohin er als Gesandter ging.

Sechstes Kapitel.

Mein Landhaus. — Madame Dubois. — Böser Streich, welchen die niederträchtige Hinkende mir spielt. — Meine Betrübniß.

Bei Hofe; so nannte man das Hôtel Herrn von Chavigni's oder vielmehr des Gesandten des Königs von Frankreich in der Schweiz, war Cirkel und Abendessen. Als ich in den Saal trat, erblickte ich meine Zauberin in einer Ecke mit dem Lesen eines Briefes beschäftigt. Ich entschuldigte mich bei ihr, daß ich nicht zum Frühstück geblieben wäre; aber sie sagte, ich habe sehr wohl daran gethan, und fügte hinzu, wenn ich noch kein Landhaus gewählt habe, so bitte sie mich das zu nehmen, was ihr Mann mir wahrscheinlich noch heute Abend vorschlagen würde. Mehr konnte sie nicht sagen, weil man sie abrief, um Quadrille zu spielen. Was mich betraf, so enthielt ich mich an diesem Abende des Spielens und ging bald an einen Spieltisch, bald an einen andern.

Während des Abendessens sprach man allgemein von meiner Gesundheit und meinem bevorstehenden Aufenthalte auf dem Lande. Das gab Herrn von *** Gelegenheit, von einer reizenden Wohnung an der Aar zu sprechen; aber, bemerkte er, man will sie nur auf ein halbes Jahr vermiethen. Wenn sie mir gefällt, sagte ich, und es mir freisteht, sie zu verlassen, wann ich will, so will ich gern ein halbes Jahr zum Voraus bezahlen.

Sie hat einen herrlichen Saal.

Desto besser; darin werde ich einen Ball geben, um der guten Gesellschaft von Solothurn meinen Dank für ihre wohlwollende Aufnahme zu bezeigen.

Wollen wir sie morgen ansehen?

Sehr gern.

Wolan, wenn es Ihnen paßt, hole ich Sie um acht Uhr ab.

Sie werden mich bereit finden.

Als ich nach Hause kam, bestellte ich eine Berline mit vier Pferden, und vor acht Uhr begab ich mich zu Herrn von ***, welchen ich bereit fand, und der sich sehr geschmeichelt fühlte, daß ich ihm zuvorgekommen war. Ich habe meine Frau zur Begleitung aufgefordert, sagte er, aber sie ist eine Faulenzerin, welche das Bett dem Vergnügen des Spazierenfahrens vorzieht. In noch nicht einer Stunde gelangten wir an das Ziel unserer Fahrt, und ich fand ein ganz köstliches Haus, groß genug, um den ganzen Hof eines Fürsten des heiligen römischen Reichs zu beherbergen. Außer dem Saal, der prachtvoll war, was ich mit großem Vergnügen bemerkte, fand ich ein zum Boudoir eingerichtetes Kabinet, welches mit schönen Kupferstichen vom feinsten Geschmacke tapezirt war; ein schöner Garten und verschiedene Springbrunnen, ein sehr passendes Lokal zum Baden, mehrere schöne, sehr gut möblirte Zimmer, eine schöne Küche, mit einem Worte, Alles, was ich sah, gefiel mir und ich bat Herrn von ***, den Contrakt abzuschließen, so daß ich am zweiten Tage einziehen könne.

Als ich nach Solothurn zurückgekehrt war, äußerte Madame gegen mich ihre Zufriedenheit, daß das Haus mir gefiel, und ich ergriff die günstige Gelegenheit, ihr zu sagen, ich hoffe, sie würden mir oft die Ehre erweisen, bei mir zu speisen. Sie gaben mir dies Versprechen. Ich zog sodann aus meiner Westentasche eine Rolle von hundert Louisd'ors, welche ich dem Herrn übergab, um die halbjährige Miethe zu bezahlen; ich umarmte ihn und nachdem ich seiner schönen Gemahlin ehrfurchtsvoll die Hand geküßt hatte, begab ich mich zu Herrn von Chavigni, welcher es sehr angemessen fand, daß ich das Haus gemiethet habe, da dies meiner Schönen Vergnügen mache; aber er fragte: Ist es wahr, daß Sie daselbst einen Ball geben wollen?

Sehr wahr, wenn ich Alles, was nöthig ist, um denselben glänzend zu geben, finden kann, und wenn der Plan Ihre Billigung hat.

Davon ist keine Rede, mein Theurer, und Alles, was Sie im Lande nicht finden können, würden Sie bei mir finden. Ich sehe, Sie wollen Geld ausgeben. Das ist gut, denn damit räumt man viele Schwierigkeiten aus dem Wege. Einstweilen werde ich Ihnen zwei Lakaien, einen vortrefflichen Koch, eine Haushälterin und alle Leute, deren Sie sonst bedürfen, anschaffen. Mein Haushofmeister wird dieselben bezahlen und Sie können mit ihm abrechnen; er ist ein ehrlicher Mann. Ich werde zuweilen zur Suppe zu Ihnen kommen und Sie werden mich für meine Mühe belohnen, wenn Sie mich immer wissen lassen, wie weit Sie auf Ihrer Siegesbahn gekommen sind. Ich schätze diese reizende Person außerordentlich; ihr gutes Benehmen ist über ihr Alter erhaben; und die Zeichen der Liebe, welche sie Ihnen giebt, müssen sie Ihnen theuer genug machen, um ihren Ruf zu schonen. Weiß sie, daß ich von Allem unterrichtet bin?

Sie weiß, daß wir uns lieben, und sie ist nicht böse darüber, denn sie vertraut auf Ihre Verschwiegenheit.

Sie kann darauf rechnen. Sie ist eine köstliche Frau, welche ich vor dreißig Jahren zu verführen gesucht hätte.

Ein Apotheker, welchen mir der Doctor empfohlen hatte, begab sich noch an demselben Tage nach meinem Landgute, um die Bäder einzurichten, welche mich von meiner vorgeschützten Krankheit heilen sollten, und am zweiten Tage darauf ging ich selbst dahin ab, nachdem ich le Duc befohlen, mir mit meinen Sachen zu folgen.

Als ich in die Gemächer trat, welche ich bewohnen sollte, erblickte ich zu meiner nicht geringen Verwunderung eine sehr hübsche Person, welche sich mir mit bescheidener Miene näherte, um mir die Hand zu küssen. Ich hinderte sie daran, und meine Verwunderung brachte sie zum Erröthen.

Gehören Sie zum Hause, Fräulein?

Der Haushofmeister des Gesandten hat mich als Ihre Haushälterin engagirt.

Entschuldigen Sie mein Erstaunen. Führen Sie mich in mein Zimmer.

Sie gehorchte, und nachdem ich mich auf das Canapé gesetzt hatte, forderte ich sie auf, sich an meine Seite zu setzen. Dies, sagte sie mit dem sanftesten und bescheidensten Tone, ist

eine Ehre, welche ich mir nicht gestatten darf: Ich bin nur Ihre Dienerin.

Wie es Ihnen beliebt, Fräulein; aber ich hoffe, Sie werden keinen Anstand nehmen, mir bei Tisch Gesellschaft zu leisten, wenn ich allein sein sollte; denn allein zu speisen, ist mir unangenehm.

Ich werde Ihnen gehorchen, mein Herr.

Wo ist Ihr Zimmer?

Hier ist dasjenige, welches mir der Haushofmeister angewiesen hat; aber der Herr braucht nur ein Wort zu sagen, wenn er wünschen sollte, daß ich ein anderes beziehe.

Nein, durchaus nicht. Sie werden dort ganz gut aufgehoben sein.

Ihr Zimmer lag hinter meinem Alkoven. Ich ging mit ihr hinein und war höchst erstaunt, als ich eine Menge Kleider und in einem hübschen anstoßenden Kabinet alle Bestandtheile einer Toilette, viel Wäsche, Hauben, Schuhe und gestickte Pantoffeln erblickte. Stumm vor Erstaunen blicke ich sie an und finde, daß sie eine edle und selbstbewußte Haltung, sowie ein durchaus anständiges Aeußere hat. Indeß hielt ich es für nöthig, sie einer strengen Prüfung zu unterwerfen, denn sie schien mir zu interessant und zu gut ausgestattet, um nur eine Kammerfrau zu sein. Ich kam auf den Gedanken, daß der Gesandte mir vielleicht einen Streich spielen wolle, denn eine schöne wohlerzogene Person von höchstens vierundzwanzig bis fünfundzwanzig Jahren, schien mir viel geeigneter, meine Geliebte als meine Haushälterin zu sein. Ich fragte sie daher, ob sie den Gesandten kenne und welchen Lohn man ihr ausgesetzt habe. Sie antwortete, sie kenne Herrn von Chavigni nur von Ansehn, und dessen Haushofmeister habe ihr zwei Louisd'ors monatlich und ihren eignen Tisch versprochen.

Woher sind Sie? Wie heißen Sie?

Mein Herr, ich bin aus Lyon, bin Witwe und heiße Dubois.

Ich bin erfreut, Sie in meinem Dienste zu haben. Wir werden uns wiedersehn.

Sie ließ mich allein, und ich konnte nicht umhin, sie sehr interessant zu finden; denn ihre Ausdrucksweise entsprach Allem, was ich von ihr gesehn hatte. Ich ging in die Küche,

wo ich einen gut aussehenden Koch fand, der sich Rosier nannte. Seinen Bruder hatte ich im Dienste des französischen Gesandten in Venedig kennen gelernt. Er sagte, um neun Uhr solle mein Abendessen bereit sein.

Ich esse nie allein, sagte ich.

Ich weiß es, mein Herr, und der Tisch wird demgemäß gedeckt sein.

Wie viel verdienen Sie?

Vier Louisd'ors monatlich.

Sodann schritt ich zur Musterung meiner übrigen Dienerschaft. Ich fand zwei Bedienten von intelligentem Aussehn, und der erste kündigte mir an, er werde mir alle Weine, die ich verlangen würde, bringen. Ich besuchte auch mein Bad, welches ich auf die passendste Weise eingerichtet fand; auch war ein Apothekerlehrling da, welcher verschiedene für meine vermeintliche Heilung erforderliche Mittel bereitete. Hierauf machte ich einen Spaziergang im Garten, und ehe ich wieder ins Haus ging, begab ich mich zum Portier, bei welchem ich eine zahlreiche Familie und Mädchen fand, welche durchaus nicht zu verschmähen waren. Da ich zu meiner großen Freude sah, daß Alle französisch sprachen, so unterhielt ich mich ziemlich lange mit ihnen.

Als ich in meine Gemächer trat, fand ich daselbst Le Duc, der mit dem Auspacken meiner Sachen beschäftigt war, und nachdem ich ihm bedeutet hatte, er möchte meine Wäsche Madame Dubois übergeben, begab ich mich in ein anstoßendes hübsches Kabinet, wo ich ein Bureau und Alles, was zum Schreiben nothwendig war, vorfand. Dieses Kabinet hatte nur ein Fenster nach Norden zu, aber eine Aussicht, welche die glücklichsten Gedanken eingeben mußte. Ich ergötzte mich an diesem großartigen Anblicke, als ich an meine Thür klopfen hörte. Es erschien meine schöne Haushälterin, mit einer bescheidenen und lächelnden Miene, welche durchaus nicht darauf schließen ließ, daß sie sich beklagen wolle. Was wünschen Sie, Madame?

Mein Herr, ich bitte Sie, Ihrem Kammerdiener zu befehlen, daß er höflich gegen mich sei.

Sehr richtig; worin hat er sich gegen Sie vergangen?

Seiner Ansicht nach vielleicht in nichts. Er hat mich

umarmen wollen, und als ich mich widersetzte, glaubte er sich berechtigt, etwas unverschämt zu sein.

Und in welcher Weise?

Indem er mich verspottete. Sie werden mich entschuldigen, mein Herr, ich liebe die Spötter nicht.

Sie haben sehr Recht, meine Gute, denn dieselben sind entweder boshaft oder dumm. Seien Sie ruhig; Le Duc soll erfahren, daß er Sie zu achten hat. Sie speisen mit mir zu Abend.

Als Le Duc einige Augenblicke später kam, befahl ich ihm, Madame Dubois achtungsvoll zu behandeln.

Sie ist eine Duckmäuserin, sagte der Schlingel, sie hat sich von mir nicht umarmen lassen wollen.

Du bist ein Schlingel.

Ist sie Ihre Kammerfrau oder Ihre Geliebte?

Vielleicht ist sie meine Frau.

Das ändert die Sache, mein Herr. Das ist genug. Madame Dubois wird geachtet werden, und ich werde mein Glück anderweitig versuchen.

Ich bekam ein köstliches Abendessen. Ich war zufrieden mit meinem Koche, meinem Kellermeister, meiner Haushälterin und sogar mit meinem Spanier, welcher ihr bei Tische wie ein Mensch von Geist und ohne alle Affectation aufwartete.

Nach dem Abendessen schickte ich den Bedienten und Le Duc hinaus, und als ich allein mit meiner nur zu schönen Haushälterin war, die sich bei Tische wie eine Frau, welche die Welt kennt, benommen hatte, bat ich sie, mir ihre Geschichte zu erzählen.

Meine Geschichte, mein Herr, ist so kurz wie wenig interessant. Ich bin in Lyon geboren, und meine Aeltern brachten mich nach Lausanne, wie ich von ihnen selbst erfahren habe; denn ich war zu jung, als daß ich eine Erinnerung daran hätte bewahren können. Mein Vater, welcher im Dienste von Frau von Ermance stand, ließ mich in meinem vierzehnten Jahre als Waise zurück. Diese Dame liebte mich, und da sie wußte, daß meine Mutter kein Vermögen hatte, nahm sie mich zu sich. Ich hatte mein siebenzehntes Jahr erreicht, als ich in den Dienst von Lady Montaigu als Kammerjungfer trat, und einige Zeit darauf wurde ich die Frau ihres alten Kammerdieners Dubois. Wir reisten nach England, und drei

Jahre nach meiner Verheirathung verlor ich meinen Mann zu Windsor. Die Luft dieses Landes drohte mir mit Auszehrung, ich mußte also Milady um meine Entlassung bitten. Da die gute Dame sich von meinem Siechthum überzeugte, so bezahlte sie die Reisekosten und überhäufte mich mit Geschenken. Ich kehrte zu meiner Mutter nach Lausanne zurück, wo sich meine Gesundheit bald wiederherstellte, und ich trat dann in den Dienst einer englischen Dame, welche mich sehr liebte und welche mich mit nach Italien genommen haben würde, wenn sie nicht Verdacht gegen den jungen Herzog von Rosbury gefaßt hätte, den sie liebte und den sie in mich verliebt glaubte. Sie hatte mich im Verdachte, daß ich ihre geheime Nebenbuhlerin sei; sie täuschte sich. Sie verabschiedete mich mit sehr schönen Geschenken und äußerte ihr Bedauern, daß sie mich nicht behalten könne. Ich ging wieder zu meiner Mutter, wo ich zwei Jahre von der Arbeit meiner Hände gelebt habe. Vor vier Tagen fragte mich Lebel, der Haushofmeister des Gesandten, ob ich als Haushälterin unter den Ihnen bekannten Bedingungen in den Dienst eines italiänischen Herrn treten wolle. Ich willigte darein, in der Hoffnung, Italien zu sehn, und dieser Hoffnung muß ich meinem leichtsinnigen Streich zuschreiben. So bin ich denn nun hier.

Von welchem leichtsinnigen Streich sprechen Sie, Madame?

Daß ich, ohne Sie zu kennen, in Ihren Dienst getreten.

Ihre Freimüthigkeit ist mir lieb. Sie würden es also nicht gethan haben, wenn Sie mich gekannt hätten?

Nein, gewiß nicht, denn nachdem ich Ihnen gedient habe, werde ich bei Damen keine Stelle mehr finden.

Und warum?

Glauben Sie denn, mein Herr, daß Sie eine Haushälterin wie mich halten können, ohne daß das Publikum glaubt, ich sei Ihnen etwas Anderes.

Nein, Sie sind zu hübsch dazu, und ich sehe nicht wie ein Menschenfresser aus; aber ich frage nichts danach.

Sie fragen nichts danach; das ist sehr gut, und ich an Ihrer Stelle würde auch nichts danach fragen; glauben Sie aber, daß ich als Frau und in meinem abhängigen Zustande mich ohne Nachtheil über gewisse Convenienzen hinwegsetzen kann?

Das heißt, Madame Dubois, Sie möchten gern nach Lausanne zurückkehren?

Nein, nicht jetzt, denn dadurch würde ich Ihnen schaden.

Wie das?

Man würde sicher sagen, daß Sie mir durch zu freie Reden oder Handlungen zu nahe getreten seien, und Sie würden vielleicht ein ungünstiges Urtheil über mich fällen.

Aber, ich bitte Sie, welches Urtheil könnte ich wohl über Sie fällen?

Vielleicht das, daß ich Ihnen blauen Dunst vormachen will.

Das könnte wohl sein; denn Ihre ebenso unvernünftige wie plötzliche Entfernung würde mich lebhaft reizen. Trotzdem thut mir die Sache Ihretwegen leid, denn bei Ihrer Anschauungsweise können Sie mich weder gern verlassen, noch können Sie gern bleiben. Indeß müssen Sie doch einen Entschluß fassen.

Er ist gefaßt. Ich bleibe, und ich bin fast sicher, denselben nicht zu bereuen.

Ihre Hoffnung gefällt mir; indeß sehe ich eine Schwierigkeit.

Wollen Sie mich mit derselben bekannt machen?

Ich muß es, theure Dubois; Sie dürfen nicht traurig sein und namentlich nicht gewisse Scrupeln haben.

Sie werden mich nie traurig sehn, das kann ich Ihnen versprechen; erklären Sie mir aber doch, was Sie unter dem Worte Scrupeln verstehn.

Sehr gern. In dem gewöhnlichen Sinne des Wortes bedeutet Scrupel eine abergläubische Bosheit, welche eine Handlung für lasterhaft hält, die vollkommen unschuldig sein kann.

Wenn mir eine Handlung zweifelhaft erscheint, bin ich nie geneigt, sie schlecht zu deuten. Uebrigens befiehlt mir auch meine Pflicht, nur über mich zu wachen.

Ich sehe, daß Sie viel gelesen haben.

Das ist mein erstes Bedürfniß; ohne Lesen würde mir das Leben langweilig vorkommen.

Sie haben also Bücher?

Sehr viele. Verstehn Sie englisch?

Kein Wort.

Das thut mir leid, denn die englischen Bücher würden Sie anziehn.

Ich liebe die Romane nicht.

Ich auch nicht. Glauben Sie denn aber, daß die englische Literatur nur Romane hat? Das wären auch gerade meine Lieblinge! Warum halten Sie mich denn so schnell für romanhaft?

So liebe ich's. Ein solcher Ausfall einer hübschen Frau ist durchaus nach meinem Geschmack, und es ist mir lieb, daß ich zuerst Sie zum Lachen bewegt habe.

Entschuldigen Sie, wenn ich lache, denn — —

O, kein Denn, meine Theure. Lachen Sie über Alles und in den Tag hinein. Es giebt kein besseres Mittel, mich zu Allem zu bewegen, was Sie wollen. Ich finde wirklich, daß Sie sich zu billig verdungen haben.

Mein Herr, darüber muß ich wieder lachen, denn es hängt allein von Ihnen ab, mein Lohn zu erhöhen.

Mir ahnt, daß ich es erhöhen werde.

Ich stand von Tische auf, nicht verliebt, aber verwundert über diese junge Frau, welche ganz das Aussehn hatte, als ob sie mich bei meiner schwachen Seite fassen würde. Sie sprach gut und hatte mich in dieser ersten Unterredung ziemlich in den Grund gebohrt. Da sie jung, schön, elegant, geistreich und von feinem Tone war, so ließ sich gar nicht absehn, was sie mit mir machen würde. Ich wünschte Herrn Lebel bald zu sprechen, um ihm mein Compliment zu machen, daß er mir ein solches Wunder verschafft habe, noch mehr aber, um mit ihm über sie zu sprechen.

Als der Tisch abgeräumt war, fragte sie mich, ob ich mir die Haare wickeln lasse. Das ist eine Sache, welche Le Duc angeht, entgegnete ich; wenn Sie es aber thun wollen, werde ich Ihnen gern den Vorzug geben. Sie entledigte sich des Geschäfts wie eine erfahrene Person. Ich sehe voraus, sagte ich, daß Sie mich bedienen werden, wie Sie Lady Montaigu bedient haben.

Nicht ganz; da Sie aber die Traurigkeit nicht lieben, so muß ich eine Bitte an Sie richten.

Bitten Sie, meine Liebe.

Fordern Sie nicht, daß ich Sie im Bade bediene.

Auf meine Ehre, ich habe daran nicht gedacht. Das wäre himmelschreiend! Das ist Le Duc's Sache.

Verzeihen Sie und bewilligen Sie mir eine zweite Bitte.

Sagen Sie frei heraus, Alles, was Sie von mir wünschen.

Erlauben Sie, daß ich eine der Töchter des Portiers bei mir schlafen lasse.

Hätte ich daran gedacht, so würde ich Ihnen den Vorschlag gemacht haben. Ist sie in Ihrem Zimmer?

Nein.

Dann rufen Sie sie.

Lassen wir das bis morgen, denn wenn ich jetzt hinginge, könnte man darüber sprechen.

Ich sehe, daß Sie sittsam sind, meine reizende Dubois; seien Sie überzeugt, daß ich Sie nicht hindern werde, es auch ferner zu sein.

Sie war mir beim Auskleiden behülflich und mußte mich sehr bescheiden finden; aber ich mußte mir gestehen, daß ich es nicht aus Tugend war. Mein Herz war von einem andern Gegenstande erfüllt, und Madame Dubois hatte mir imponirt; vielleicht wurde ich von ihr angeführt, aber ich verweilte bei diesem Gedanken nicht.

Als ich am Morgen Le Duc geklingelt hatte, trat er mit dem Bemerken ein, daß er diese Ehre nicht gehofft habe. Du bist ein Lümmel, sagte ich, sorge dafür, daß zwei Tassen Chocolade nach meinem Bade bereit stehn.

Nachdem ich das erste kalte Bad genommen hatte, welches ich köstlich fand, legte ich mich wieder zu Bett. Madame Dubois erschien in einem sehr eleganten Déshabillé und mit lächelndem Gesichte.

Sie sehen sehr munter aus, schöne Haushälterin?

Ich bin es, weil ich mich bei Ihnen glücklich fühle; ich habe gut geschlafen und habe in meinem Zimmer ein Mädchen, welches schön wie ein Engel ist und bei mir schlafen wird.

Lassen Sie sie eintreten.

Sie ruft und ich erblicke ein häßliches Ding von wildem Aussehn, über das ich nur den Kopf schütteln konnte. Sie haben sich keine Nebenbuhlerin geben wollen, meine Theure, sagte ich zu ihr; wenn sie Ihnen aber zusagt, finde ich sie sehr schön. Sie werden mit mir frühstücken und ich lade Sie ein, alle Morgen eine Tasse vortreffliche Chocolade zu trinken.

Das ist mir lieb, denn ich trinke sie sehr gern.

Der Nachmittag war sehr angenehm, Herr von Chavigni brachte mehrere Stunden bei mir zu. Er war mit Allem zufrieden, namentlich mit meiner schönen Haushälterin, von welcher Lebel nicht mit ihm gesprochen hatte. Dieselbe, sagte er, ist ein vortreffliches Mittel, um Sie von der Liebe zu heilen, welche Frau von *** Ihnen eingeflößt hat.

Sie täuschen sich, versetzte ich; sie könnte mir Liebe einflößen, ohne mich von der, welche ich für meine Zauberin fühle, zu heilen.

Als ich mich am folgenden Tage eben mit meiner Haushälterin zu Tische setzen wollte, sehe ich einen Wagen in den Hof fahren und die schreckliche Hinkende aussteigen. Sie kam mir höchst ungelegen, aber die Höflichkeit nöthigte mich, sie zu empfangen.

Ich war nicht gefaßt auf die Ehre, welche Sie, Madame, mir erweisen.

Ich wundere mich nicht darüber. Ich bitte Sie um einen Dienst und ein Mittagsessen.

So treten Sie ein, denn es ist eben aufgetragen worden. Ich stelle Ihnen Madame Dubois vor. Mich sodann zu meiner schönen Haushälterin wendend, sagte ich ihr, daß Madame mit uns speisen würde.

Madame Dubois, welche die Stelle der Frau vom Hause spielte, machte die Honneurs ganz ausgezeichnet, und die Hinkende benahm sich trotz ihres widerwärtigen Wesens ganz gut gegen sie. Ich sprach während der Mahlzeit nicht zwanzig Worte und hatte für diese abscheuliche Person keine Rücksicht; aber mich verlangte zu erfahren, welche Art Dienst sie von mir erwarte. Als Madame Dubois hinausgegangen war, sagte sie mir ohne Weiteres, sie bitte mich, ihr zwei Zimmer auf drei Wochen oder höchstens einen Monat einzuräumen.

Erstaunt über eine solche Schaamlosigkeit erwiederte ich, ich könne ihr einen solchen Dienst unmöglich erweisen.

Sie können mir meine Bitte nicht abschlagen, denn die ganze Stadt weiß, daß ich eigens nur deswegen zu Ihnen hinausgefahren bin.

Zum Teufel, so mag die ganze Stadt wissen, daß ich Ihnen Ihre Bitte abgeschlagen habe. Ich will allein sein,

durchaus allein und ganz frei. Jede Gesellschaft würde mich belästigen.

Ich will Sie in keiner Weise belästigen und es wird ganz bei Ihnen stehen, nicht zu wissen, daß wir unter demselben Dache leben. Ich werde es nicht übel nehmen, wenn Sie sich nicht nach meiner Gesundheit erkundigen, und auch ich werde mich nicht nach der Ihrigen erkundigen, selbst wenn Sie krank wären. Ich werde mir durch meine Magd das Essen in der kleinen Küche bereiten lassen und werde nur dann im Garten spazieren gehen, wenn ich weiß, daß Sie nicht darin sind. Sagen Sie mir jetzt, ob die strengste Höflichkeit Ihnen gestattet, mir meine Bitte abzuschlagen.

Wären Sie mit den einfachsten Schicklichkeitsgesetzen vertraut, Madame, so würden Sie nach der förmlichen Weigerung, die ich hiemit wiederhole, nicht ferner diesen Dienst von mir verlangen.

Sie blieb stumm, aber unerschüttert. Ich erstickte. Ich ging mit großen Schritten in meinem Zimmer auf und ab und dachte daran, sie wie eine Tolle hinausbringen zu lassen. Da ich aber sodann bedachte, daß sie Verwandte hatte, welche einen Rang in der Gesellschaft bekleideten, daß ich mir durch schonungslose Behandlung in ihr eine Feindin bereiten könnte, welche fähig war, eine schreckliche Rache zu üben, endlich, daß vielleicht Frau von *** alle gewaltthätigen Entschlüsse hinsichtlich dieser Megäre mißbilligen möchte, so sagte ich: Wolan, Madame, Sie sollen das Zimmer, um welches Sie auf eine so zudringliche Weise bitten, erhalten; aber eine Stunde, nachdem Sie hier eingezogen sind, kehre ich nach Solothurn zurück.

Ich nehme das Zimmer an und werde übermorgen einziehen. Ihre Drohung nach Solothurn zurückzukehren, wird ohne Wirkung bleiben, denn Sie würden dem Gelächter der ganzen Stadt verfallen.

Als sie diese unverschämte Aeußerung gethan hatte, stand sie auf und entfernte sich, ohne mich zu grüßen. Ich ließ sie weggehen, ohne mich vom Flecke zu rühren. Ich war wie betäubt. Einen Augenblick darauf bereute ich, daß ich nachgegeben, denn ihr Benehmen und ihre Schaamlosigkeit waren ohne Beispiel. Ich fand mich dumm und werth verhöhnt zu werden. Ich hätte die Sache scherzhaft nehmen, sie mystifi-

ciren, ihr sagen sollen, daß sie toll sei und sie zur Entfernung nöthigen sollen, indem ich das ganze Haus zum Zeugen aufrief.

Als meine theure Dubois erschien, erzählte ich ihr die ganze Sache; sie war außer sich. Ein solches Benehmen, sagte sie, ist nicht wahrscheinlich. und Ihre Zustimmung zu einer solchen Gewaltthätigkeit ist es ebensowenig, wenn Sie nicht Gründe haben, welche dieselbe rechtfertigen.

Da ich einsah, daß sie Recht hatte und ich ihr nichts anvertrauen wollte, so schwieg ich und ging aus, um meiner Galle Luft zu machen.

Müde kam ich nach Hause, denn ich hatte einen weiten Spaziergang gemacht. Ich speiste mit ihr zu Abend, und wir blieben bis nach Mitternacht bei Tische. Ihre Unterhaltung gefiel mir immer mehr; sie hatte einen reichen Geist, sprach mit Leichtigkeit und erzählte mit vieler Grazie eine Menge Anekdoten und Witze. Sie war ohne Vorurtheile, hatte aber Grundsätze. Ihre Sittsamkeit entsprang mehr aus System als aus Tugend; aber wenn sie nicht Ehrgefühl gehabt hätte, würde ihr System sie nicht gegen die Verirrungen der Leidenschaft und die Verführungen des Lasters geschützt haben.

Mein Abenteuer mit der schaamlosen Hinkenden hatte mich so sehr aufgeregt, daß ich mich nicht enthalten konnte, es am nächsten Tage in aller Frühe Herrn von Chavigni zu erzählen. Ich benachrichtigte Madame Dubois, daß, wenn ich bis zur Essenszeit nicht zurückgekehrt sei, sie mich nicht erwarten möchte.

Herr von Chavigni hatte von der Hinkenden erfahren, daß sie mich besuchen wolle; aber er schlug ein lautes Lachen auf, als er erfuhr, wie sie es angefangen hatte, um ihren Zweck zu erreichen.

Ew. Excellenz, sagte ich, findet die Sache komisch, aber nicht so ich.

Ich sehe es wohl, aber wenn Sie mir glauben wollen, so thun Sie, als ob Sie am allermeisten darüber lachten. Handeln Sie so, als ob Sie gar nicht wüßten, daß sie Ihre Nachbarin ist, und Sie werden sie dadurch hinlänglich bestrafen. Man wird nicht ermangeln zu sagen, daß sie in Sie verliebt sei, und Sie sie verschmähen. Erzählen Sie diese komische Geschichte Herrn von *** und bleiben Sie ohne Umstände zum Essen. Ich habe mit Lebel von Ihrer schönen

Haushälterin gesprochen. Der gute Mann hat sich nichts Böses dabei gedacht. Als er nach Lausanne reiste, hatte ich ihm erst seit einer Stunde den Auftrag gegeben, für Sie eine gute Haushälterin zu suchen; er dachte unterwegs daran, erinnerte sich an Madame Dubois, welche er kannte und die Sache ist ohne irgend eine Absicht zu Stande gekommen. Es ist ein wahrer Glücksfund, ein Juwel für Sie, denn wenn Sie Lust bekommen sollten, so denke ich, daß sie Sie nicht wird schmachten lassen.

Das ist nicht sicher, denn sie scheint Grundsätze zu haben.

Ich denke wohl, daß Sie sich dadurch nicht täuschen lassen werden. Morgen werde ich bei Ihnen zu dritt speisen und sie mit Vergnügen plaudern hören.

Herr von *** empfing mich auf die freundschaftlichste Weise und wünschte mir Glück zu der schönen Eroberung, die meinen Aufenthalt auf dem Lande zu einem wonnevollen machen müsse. Natürlich ging ich auf den Scherz ein, und um so mehr, als seine reizende Gemahlin, welche wohl die Wahrheit ahnte, ihre Complimente mit denen ihres Mannes vereinigte; ich gab bald ihren liebenswürdigen Scherzen eine andere Wendung, als ich die Geschichte mit allen ihren Einzelheiten erzählte. Sie wurden bleich von Unwillen, und der Mann sagte, wenn sie mir wirklich zur Last fiele, so könnte ich ihr durch die Regierung verbieten lassen, je wieder einen Fuß in mein Haus zu setzen. Ich will dieses Mittel nicht anwenden, sagte ich, denn ich würde sie dadurch nicht nur entehren, sondern auch Schwäche zeigen, da doch Jeder wissen muß, daß ich Herr in meinem Hause bin, und sie ohne meine Einwilligung sich nicht an einem Orte festsetzen könnte, der mir gehört. Ich bin auch der Ansicht, sagte Madame, und billige es, daß Sie ihren Zudringlichkeiten nachgegeben haben. Das ist ein Beweis Ihrer Höflichkeit, und ich will ihr einen Besuch abstatten, um ihr wegen der guten Aufnahme Glück zu wünschen, denn sie hat mich vom Erfolge ihres Schrittes in Kenntniß gesetzt. Ich sprach nun nicht weiter davon und nahm ihre Einladung, mit ihnen zu speisen, an. Ich benahm mich wie ein Freund, aber mit jener feinen Höflichkeit, welche dem Verdachte keinen Raum läßt; der Mann faßte daher auch keinen. Die liebenswürdige Zauberin fand einen Augenblick, um mir zu sagen, daß ich wohl daran gethan habe, den un-

bescheidenen Anforderungen der gräßlichen Megäre nachzugeben; wenn Herr von Chauvelin, den man erwarte, wieder werde abgereist sein, könne ich ihren Mann einladen, einige Tage bei mir zu wohnen, und ohne Zweifel werde sie dabei sein. Die Frau Ihres Portiers, sagte sie, ist meine Amme; ich thue ihr Gutes und wenn es nöthig ist, kann ich Ihnen durch ihre Vermittlung schreiben, ohne irgendwie Gefahr zu laufen.

Nachdem ich zwei italiänischen Jesuiten, welche durch Solothurn kamen, einen Besuch abgestattet und sie zum Essen eingeladen hatte, kehrte ich nach Hause zurück, wo die liebenswürdige Dubois mich bis Mitternacht durch philosophische Fragen unterhielt. Sie liebte Locke. Sie sagte, die Fähigkeit zu denken, sei kein Beweis für die Spiritualität unserer Seele, da es in Gottes Macht stehe, unserer materiellen Organisation die Fähigkeit zum Denken zu geben, und ich konnte ihr nicht widersprechen. Sie brachte mich sehr zum Lachen, als sie sagte, es sei ein großer Unterschied zwischen denken und richtig urtheilen, denn nun erkühnte ich mich, ihr zu sagen: Ich denke, Sie würden richtig urtheilen, wenn Sie sich überreden ließen, bei mir zu schlafen, und Sie glauben sehr richtig zu urtheilen, wenn Sie sich nicht dazu verstehen.

Glauben Sie mir, mein Herr, sagte sie, zwischen der Vernunft des Mannes und des Weibes ist ein eben so großer Unterschied, wie zwischen der Körperlichkeit der beiden Geschlechter.

Am folgenden Tage um neun tranken wir unsere Chocolade, als die Hinkende ankam. Ich hörte ihren Wagen, machte aber nicht die geringste Bewegung. Dieses häßliche Geschöpf schickte seinen Wagen weg und richtete sich mit seiner Kammerfrau in seinem Zimmer ein.

Ich hatte Le Duc nach Solothurn gesendet, um meine Briefe von der Post abzuholen; dadurch wurde ich genöthigt, mich von meiner Haushälterin frisiren zu lassen; sie that es vollendet, als ich ihr sagte, daß der Gesandte und die beiden Jesuiten zu Tisch kommen würden. Ich dankte ihr, indem ich sie zunächst auf ihre Wange küßte, denn sie gestattete mir nicht, ihre schönen Lippen zu berühren. Ich fühlte, wie die Liebe bei uns durch alle Poren eindrang; aber wir blieben enthaltsam, was ihr wegen der dem schönen Geschlecht an-

gebornen Koketterie, die oft mächtiger als die Liebe ist, weniger schwer als mir wurde.

Herr von Chavigni kam um zwei Uhr; ich hatte die Jesuiten nur mit seiner Einwilligung eingeladen und ihnen meinen Wagen geschickt. Bis zur Ankunft dieser Herrn machten wir einen Spaziergang, und Herr von Chavigni bat meine hübsche Haushälterin, an unserm Spaziergange Theil zu nehmen, sobald sie einige häusliche Geschäfte erledigt haben würde, welche sie hinderten augenblicklich mitzugehen.

Herr von Chavigni war einer von den Männern, welche Frankreich aufsparte, um sie bei geeigneter Gelegenheit solchen Mächten zuzuschicken, die es verführen und in sein Interesse ziehen wollte. Ein solcher Mann war Herr de l'Hôpital, welcher das Herz von Elisabeth Petrowna zu gewinnen wußte; ein solcher war ferner Herr de Nivernois, welcher 1762 mit dem Kabinet von St. James machte, was er wollte.

Madame Dubois, die inzwischen zu uns gestoßen war, unterhielt uns auf eine sehr angenehme Weise, und Herr von Chavigni sagte, er finde an ihr alle Eigenschaften, um einen Mann glücklich zu machen. Bei Tische, wo sie die beiden Jesuiten durch die feinsten und geistreichsten Spöttereien in die Enge trieb, bezauberte sie den Gesandten vollends. Am Abend sagte der herrliche Greis zu mir, er habe einen glücklichen Tag verlebt, und nachdem er mich für die Zeit, wo Herr Chauvelin bei ihm sein würde, zum Mittagsessen eingeladen und mich gerührten Herzens umarmt hatte, entfernte er sich.

Herr von Chauvelin, welchen ich in Versailles beim Herzog von Choiseul kennen zu lernen die Ehre gehabt hatte, war ein sehr liebenswürdiger Mann. Er langte zwei Tage später in Solothurn an, und nachdem mich der Gesandte in Kenntniß davon hatte setzen lassen, beeilte ich mich, ihm meine Aufwartung zu machen. Er erkannte mich und stellte mich seiner Gemahlin vor, welche ich nicht die Ehre zu kennen hatte. Da der Zufall er fügte, daß ich bei Tische neben meiner Schönen zu sitzen kam, so wurde ich heiter und erzählte eine Menge komischer Sachen, welche die Gesellschaft in gute Laune setzten. Als Herr von Chauvelin äußerte, daß er mehrere hübsche Geschichten von mir wisse, sagte Herr von Chavigni, die schönste kenne er noch nicht und erzählte ihm

mein Abenteuer in Zürich; Herr von Chauvelin äußerte zu Frau von ***, um ihr zu dienen, würde er sich in einen Bedienten umwandeln, worauf Herr von *** das Wort nahm und entgegnete, ich habe einen weit feinern Geschmack, denn diejenige, für welche ich mich zum Kellner gemacht habe, wohne mit mir unter einem Dache in meinem Landhause. Wolan, Herr Casanova, wendete sich Herr von Chauvelin zu mir, wir wollen Ihnen einen Besuch machen. Ich wollte antworten, als Herr von Chavigni, mir zuvorkommend, sagte:

Ja, ohne Zweifel, denn ich hoffe wohl, daß er mir seinen schönen Saal leihen wird, um Ihnen am Sonntage einen Ball zu geben.

So hinderte mich dieser liebenswürdige Hofmann, selbst einen Ball zu geben und befreite mich von meinem prahlerischen Versprechen, welches nur zu meinem Nachtheil ausschlagen konnte, denn ich würde in das Recht des Gesandten, diese vornehmen Fremden während der fünf oder sechs Tage ihres Aufenthalts in Solothurn allein zu bewirthen, eingegriffen haben. Ueberdies hätte mich meine Großthuerei auch zu einer bedeutenden und für meinen Zweck unnützen Ausgabe veranlaßt.

Bei Gelegenheit Voltaire's kam das Gespräch auf die Schottin und man lobte meine Nachbarin, welche erröthete und im Glanze der Schönheit wie ein Stern strahlte, was zu neuen Lobeserhebungen führte.

Nach dem Mittagsessen lud der Gesandte uns Alle zum Balle für den folgenden Tag ein, und ich kehrte nach meinem Landhause zurück, mehr als je in die bewunderungswürdige Amazone verliebt, welche der Himmel hatte geboren werden lassen, um mir den größten Kummer, den ich je empfunden habe, zu bereiten, wie der Leser bald sehen wird.

Ich fand meine Haushälterin schlafend, und das war mir lieb, denn das Zusammensein mit meiner schönen *** hatte mich so entflammt, daß meine Vernunft wahrscheinlich nicht vermocht hätte, mich in den Grenzen der Ehrfurcht zu erhalten. Am folgenden Tage fand sie mich traurig und zog gegen mich auf eine Weise zu Felde, welche wieder Heiterkeit in meine Seele zurückführte. Während wir Chocolade tranken, ließ sich die Kammerfrau der Hinkenden melden und brachte mir ein Billet; ich schickte sie weg mit dem Bemerken,

daß mein Bedienter ihrer Herrin die Antwort bringen würde. Dies sonderbare Billet lautete folgendermaaßen:

„Der Herr Gesandte hat mich zum Balle am Sonntage einladen lassen. Ich habe geantwortet, ich befände mich nicht wohl, aber wenn ich mich gegen Abend besser fühlte, würde ich mich einfinden. Da ich bei Ihnen wohne, so scheint es mir, daß ich durch Sie eingeführt werden muß oder gar nicht erscheinen darf. Wollen Sie mir also diesen Gefallen nicht erweisen, so bitte ich Sie sagen zu wollen, ich sei krank. Entschuldigen Sie mich, wenn ich in diesem ganz besonderen Falle geglaubt habe, unseren Bedingungen zuwider handeln zu dürfen, denn es handelt sich darum, dem Publikum wenigstens den Schein eines guten Einverständnisses zu zeigen.“

Nein! rief ich außer mir vor Unwillen aus, nahm die Feder und schrieb Folgendes:

„Ich finde Ihr Auskunftsmittel köstlich, Madame. Sie werden für krank ausgegeben werden, denn in Gemäßheit der Bedingungen, welche Sie selbst gestellt haben und da ich den vollen Genuß meiner Freiheit zu behalten wünsche, werde ich nicht die Ehre haben, Sie auf dem Balle einzuführen, den der Herr Gesandte in meinem Saale zu geben die Güte haben wird.“

Ich ließ meine Haushälterin den unverschämten Brief und meine Antwort lesen, welche sie so fand, wie ihn die Schaamlosigkeit jener Person verdiente; sodann schickte ich denselben an seine Adresse.

Die beiden folgenden Tage verlebte ich auf eine ruhige und köstliche Weise zu Hause, ohne einen Besuch zu erhalten; aber die Gesellschaft meiner theuren Dubois war vollkommen hinreichend. Am Sonntage früh Morgens kamen die Leute des Gesandten, um die nöthigen Vorbereitungen für den Ball und das Abendessen zu treffen. Lebel machte mir seine Aufwartung, während ich bei Tische saß. Ich ließ ihn sich setzen und dankte ihm für das schöne Geschenk, welches er mir mit einer so vollkommenen Haushälterin gemacht hatte. Lebel war ein schöner Mann, in reiferem Alter, von einem heitern, seinem Stande angemessenen Sinne und durch und durch Ehrenmann. Wer von Ihnen beiden, sagte er, ist am meisten überrascht worden?

Keiner mehr oder weniger, antwortete meine liebenswür-

dige Haushälterin, denn wir sind beide vollkommen mit einander zufrieden.

Zu meiner grossen Freude waren Herr und Frau von *** das erste Paar, welches am Abend erschien. Sie war sehr liebenswürdig gegen Madame Dubois und äusserte nicht das geringste Erstaunen, als ich ihr dieselbe als meine Haushälterin vorstellte. Sie meinte, ich könne nicht umhin, sie zur Hinkenden zu führen, und trotz meiner Abneigung dagegen mußte ich gehorchen. Wir wurden mit dem Anscheine der herzlichsten Freundschaft aufgenommen; sie ging mit uns spazieren und reichte Herrn von *** den Arm, während meine Zauberin sich verliebt auf den meinigen stützte.

Als wir einigemale im Garten auf und abgegangen waren, bat mich Frau von ***, sie zu ihrer Amme zu führen.

Da ihr Mann bei uns war, so sagte ich zu ihr: Wer ist Ihre Amme, Madame?

Es ist die Frau Ihres Portiers, fiel der Mann ein, wir werden Sie bei Madame erwarten.

Sagen Sie mir, mein Freund, fragte sie unterwegs, ob Ihre hübsche Haushälterin nicht bei Ihnen schläft?

Nein, ich schwöre es Ihnen zu, ich kann nur Sie lieben.

Ich glaube Ihnen gern, obwohl die Sache mir schwierig scheint; wenn Sie aber die Wahrheit sagen, so thun Sie Unrecht, sie zu behalten, denn Niemand wird Ihnen glauben.

Mir ist es genug, wenn Sie glauben, daß ich nicht lüge. Ich lasse der jungen Frau Gerechtigkeit widerfahren und begreife, daß wir unter andern Umständen nicht unter demselben Dache würden wohnen können, ohne das Bett zu theilen; aber in dem Zustande, worin Sie mein Herz versetzt haben, kann ich mich nicht in sie verlieben.

Es macht mir Freude, Ihnen zu glauben, aber ich finde sie sehr hübsch.

Wir begaben uns zur Amme, welche sie Tochter nannte und mit Liebkosungen überschüttete; sodann ließ dieselbe uns allein, um uns Limonade zu bereiten. Sobald wir allein waren, preßte sich Mund auf Mund, und meine Hände berührten tausend Schönheiten, welche nur durch ein leichtes Taffetkleid verhüllt waren; aber ich konnte dieselben nur durch diese Hülle hindurch geniessen, welche um so verrätherischer war, als sie keinen der Reize dieses bezaubernden Wesens verbarg. Ich bin

sicher, die vortreffliche Amme würde nicht so schnell zurückgekommen sein, wenn sie hätte ahnen können, wie sehr es für uns Bedürfniß war, noch einige Augenblicke allein zu sein; aber leider! wurden zwei Glas Limonade nie schneller bereitet.

Die Limonade war also schon fertig? rief ich aus, als ich sie wiederkommen sah.

Durchaus nicht, gnädiger Herr, aber mir geht es schnell von der Hand.

O, sehr.

Diese doppelte Naivetät entlockte meiner reizenden Freundin ein lautes Lachen, und sie begleitete dasselbe mit einem bedeutungsvollen Winke. Als wir weggegangen waren, sagte sie, da das Wetter sich fortwährend feindlich zeige, so müßten wir, um glücklich zu werden, warten, bis ihr Mann sich entschlösse, einige Tage bei mir zu bleiben.

Die schreckliche Hinkende bot uns Confituren an, welche sie sehr lobte, und besonders eine Quittenmarmelade, von der zu kosten sie uns sehr drängte. Wir thaten es nicht, und Madame von *** drückte mir den Fuß. Als wir sie verlassen hatten, sagte sie, ich habe wohl daran gethan, nichts anzurühren, denn man habe sie im Verdacht, ihren Mann vergiftet zu haben.

Der Ball, das Abendessen, die Erfrischungen und die Gesellschaft waren herrlich und glänzend. Ich tanzte nur ein einziges Menuet mit Frau von Chauvelin, da ich fast die ganze Nacht mit ihrem Gemahle verplauderte. Ich schenkte ihm meine Uebersetzung seiner kleinen Dichtung „die sieben Todsünden“, welche er mit Vergnügen annahm. Ich werde Ihnen in Turin einen Besuch abstatten, sagte ich zu ihm.

Werden Sie Ihre Haushälterin mitbringen?

Nein.

Dann würden Sie sehr Unrecht thun, denn sie ist eine reizende Person.

Alle sprachen wie Herr von Chauvelin von meiner theuern Dubois. Sie hatte einen außerordentlichen gesellschaftlichen Takt und wußte sich Achtung zu verschaffen, ohne je aus ihrer Stellung herauszutreten. Vergeblich drang man in sie, zu tanzen, und sie sagte später zu mir, sie würde sich, wenn sie den Bitten nachgegeben hätte, den Haß aller Damen zugezogen haben. Sie wußte indeß sehr wohl, daß sie reizend tanzte.

Herr von Chauvelin reiste am zweiten Tage ab, und gegen Ende der Woche erhielt ich einen Brief von Madame d'Urfé, welche mir meldete, daß sie sich zwei Tage in Versailles aufgehalten habe, um meine Sache durchzusetzen. Sie schickte mir die Abschrift der vom Könige unterzeichneten Begnadigung des Verwandten von Herrn von *** und versicherte mir, das Original sei an den Obersten des Regiments geschickt worden, in welches der junge Mann mit dem Grade, welchen er vor dem Duell gehabt habe, wieder eintreten werde.

Ich lasse meinen Wagen anspannen und beeile mich, Herrn von Chavigni diese Nachricht zu überbringen. Ich war außer mir vor Freude und verbarg sie nicht dem Gesandten, welcher mir Complimente machte, weil nun Herr von *** durch meine Vermittelung ohne einen Pfennig erlangt habe, was ihm sehr theuer zu stehn gekommen sein würde, wenn er es hätte bezahlen müssen, und weil derselbe mir in Folge dessen jede Art von Vertrauen schenken müsse.

Um der Sache eine größere Wichtigkeit zu geben, bat ich den Gesandten, er möge selbst Herrn von *** die Begnadigung ankündigen und demgemäß schrieb er sogleich an denselben ein Billet, worin er ihn um seinen Besuch bat.

Sobald derselbe erschien, übergab ihm der Gesandte die Abschrift, welche ich empfangen hatte, und fügte hinzu, mir allein habe er dafür zu danken. Der brave Mann, welchen die Freude verwirrt machte, fragte mich, wie viel er mir schuldig sei.

Nichts, mein Herr, als Ihre Freundschaft, welche ich höher schätze als alles Gold der Welt, und wenn Sie mir einen großen Beweis der Ihrigen geben wollen, so kommen Sie einige Tage zu mir, denn ich vergehe vor langer Weile: die Sache, womit Sie mich beauftragt, hat nicht viel zu bedeuten, denn Sie sehen, wie schnell sie abgemacht worden ist.

Wenig zu bedeuten, mein Herr! Seit einem Jahre habe ich Alles aufgeboten, was nur in meiner Macht stand. Ich habe Himmel und Erde in Bewegung gesetzt, ohne daß ich es zu erlangen vermocht hätte, und in vierzehn Tagen kommen Sie damit zu Stande! Verfügen Sie über mein Leben.

Umarmen Sie mich und besuchen Sie mich. Ich bin der glücklichste der Menschen, wenn ich Männern wie Ihnen dienen kann.

Ich will diese gute Nachricht meiner Frau bringen, welche Sie ebenso sehr wie ich lieben wird.

Ja, gehen Sie, sagte der Gesandte zu ihm, und lassen Sie uns morgen zu Vieren mit einander speisen.

Als wir allein waren, stellte der Marquis von Chavigni, ein alter Hofmann und Mann von Geist, sehr philosophische Betrachtungen über den Hof eines Monarchen an, wo an sich nichts leicht oder schwer sei, weil in jedem Augenblicke das Eine das Andere werde, und wo man oft der Gerechtigkeit verweigere, was man der Gunst oder gar der Zudringlichkeit bewillige. Er hatte Madame d'Urfé gekannt, hatte ihr sogar zur Zeit, wo der Regent sie heimlich liebte, den Hof gemacht. Er hatte ihr den Spitznamen Egeria gegeben, weil sie behauptete, einen Genius zu haben, welcher sie inspirire und alle Nächte, wo sie allein schlafe, zu ihr komme. Er sprach sodann von Herrn von ***, der für mich die größte Freundschaft gefaßt haben müsse. Das wahre Mittel, einem eifersüchtigen Manne Hörner aufzusetzen, sagte er, besteht darin, seine Zuneigung zu gewinnen, denn die Freundschaft macht die Eifersucht fast unmöglich. Am folgenden Tage, wo wir Viere zusammen speisten, gab mir Frau von ***, da die Dankbarkeit sie dazu berechtigte, tausend Freundschaftsbeweise, welche mein Herz als Beweise der Liebe deutete. Alle beide versprachen, in der folgenden Woche drei Tage auf meinem Gute zu bleiben.

Sie hielten Wort, ohne mich von ihrer Ankunft vorher benachrichtigen zu lassen; aber sie trafen mich nicht unvorbereitet, denn ich hatte alle Veranstaltungen für ihre gute Aufnahme getroffen.

Mein Herz zitterte vor Freude, als ich meine Zauberin aus dem Wagen steigen sah; aber dieselbe war nicht ohne Beimischung, denn ihr Mann zeigte mir an, daß sie am vierten Tage durchaus nach Solothurn zurückkehren müßten, und Madame sagte, es sei unumgänglich, daß wir die schreckliche Witwe beständig zu unsern Unterhaltungen hinzuzögen.

Ich führte meine Gäste in die Gemächer, welche ich für sie hatte in Stand setzen lassen, und welche mir für meine Pläne am passendsten schienen. Dieselben lagen zu ebener Erde, meiner Wohnung gegenüber. Das Schlafzimmer hatte einen Alkoven mit zwei Betten, die durch einen Verschlag mit

einer Verbindungsthür von einander getrennt waren. Man gelangte in dasselbe durch zwei Vorzimmer, von denen die Thür des einen nach dem Garten führte. Ich hatte die Schlüssel zu allen diesen Thüren, und die Kammerfrau sollte in einem Kabinet jenseits des Vorzimmers schlafen.

Um meiner Göttin zu gehorchen, gingen wir zur Hinkenden, welche uns sehr gut aufnahm; aber unter dem Vorwande, uns Freiheit zu lassen, lehnte sie es ab, uns während der drei Tage Gesellschaft zu leisten. Indeß gab sie nach, als ich ihr sagte, unsere Bedingungen hätten nur dann Bestand und Gültigkeit, wenn wir allein wären.

Meiner theuern Dubois, welche sich auf Alles, was sich schickte, so wohl verstand, brauchte ich nicht erst zu sagen, daß sie auf ihrem Zimmer speisen möge, und wir Vier hatten ein herrliches Mahl, denn ich hatte das Ausgesuchteste bestellt. Nach dem Abendessen führte ich meine Gäste in ihre Gemächer und konnte nicht umhin, die Witwe in das ihrige zu geleiten. Sie wollte, daß ich ihrer Nachttoilette beiwohnen solle, aber ich enthob mich dessen und machte ihr meine Verbeugung. Sie sagte mit boshafter Miene, nachdem ich mich so gut aufgeführt habe, verdiene ich das Ziel aller meiner Wünsche zu erreichen. Ich antwortete ihr kein Wort.

Am folgenden Tage, während eines Spazierganges im Garten, benachrichtigte ich meine Schöne, daß ich alle Schlüssel habe und zu jeder Zeit zu ihr gelangen könne. Ich erwarte, sagte sie, einen Besuch meines Mannes, denn er hat denselben durch die gewohnten Liebkosungen eingeleitet; Sie müssen also Ihren Ausflug bis auf die folgende Nacht verschieben, wo derselbe keine Schwierigkeiten haben wird, denn es ist ihm noch nie begegnet, in zwei auf einander folgenden Nächten den Genüssen der Liebe nachzugehen.

Gegen Mittag erhielten wir den Besuch Herrn von Chavigni's, der sich zum Mittagsessen eingeladen hatte; er machte Lärm, als er sah, daß meine Haushälterin auf ihrem Zimmer speiste. Die Damen sagten, er habe Recht, und wir machten uns Alle auf, um sie zu zwingen, sich mit uns an den Tisch zu setzen. Sie mußte sich dadurch geschmeichelt fühlen, und ihre Laune blieb nicht unberührt davon, denn sie erheiterte uns durch eine Menge hübscher Einfälle und pikanter Anekdoten über Lady Montaigu. Als wir von Tisch auf-

gestanden waren, sagte Frau von *** zu mir: Es ist unmöglich, daß Sie nicht in diese junge Frau verliebt sein sollten, denn sie ist entzückend.

Ich werde Ihnen beweisen, daß ich nur in Sie verliebt bin, wenn ich diese Nacht einige Stunden in Ihren Armen zubringen darf.

Das ist wieder unmöglich, denn mein Mann hat die Entdeckung gemacht, daß heute Mondwechsel ist.

Er bedarf also der Erlaubniß des Mondes, um gegen Sie eine so süße Pflicht zu erfüllen?

Ja wohl. Seiner Astrologie nach ist dies das Mittel, sich gesund zu erhalten und einen Sohn zu bekommen, welchen der Himmel ihm bescheeren möge; denn es ist nicht wahrscheinlich, daß seine Wünsche ohne dessen Vermittlung in Erfüllung gehn.

Ich hoffe das Werkzeug des Himmels zu sein, sagte ich lachend zu ihr.

Möchten Sie Recht haben!

Ich mußte also warten. Am folgenden Tage sagte sie, während wir spazieren gingen:

Der Mond hat sein Opfer erhalten, und um uns vor aller Furcht zu bewahren, werde ich ihn nöthigen, dasselbe heute Abend, wenn er zu Bett gegangen ist, zu erneuern; dann wird er ohne allen Zweifel fest einschlafen. Sie können also eine Stunde nach Mitternacht kommen; die Liebe wird Sie erwarten.

Da ich meines Glückes sicher war, so überließ ich mich der Freude, welche eine so süße Zusicherung in meinem feurigen Herzen entzünden mußte. Es war die einzige Nacht, welche ich hoffen durfte, denn Herr von *** hatte beschlossen, am folgenden Tage nach Solothurn zurückzukehren.

Nach dem Abendessen führte ich die Damen in ihre Gemächer, kehrte dann in mein Zimmer zurück und sagte zur Haushälterin, da ich viel zu schreiben habe, so könne sie zu Bett gehn.

Einen Augenblick vor ein Uhr machte ich mich auf; da die Nacht finster war, so mußte ich im Dunkeln um das halbe Haus herum tappen, und gegen meine Erwartung fand ich die Thüre offen, welcher Umstand indeß meine Aufmerksamkeit nicht erregte. Ich öffne die Thür des zweiten Vorzimmers

und als ich sie wieder zumache, werde ich von einer Hand gefaßt, während eine andere mir den Mund schließt. Ich hörte nur ein sehr leise gesprochenes Stille! welches mir Schweigen gebot. Ein Kanapé stand in der Nähe; wir machten es zum Altar, und in einem Augenblicke war ich in den Tempel eingedrungen. Es war das Sommersolstitium; ich hatte nur zwei Stunden vor mir; ich verlor keine Minute, und da ich das vollkommene Weib, für welches ich schon so lange seufzte, in meinen Armen zu halten glaubte, so erneuerte ich Schlag auf Schlag die Proben meiner glühenden Liebe. Im Wonnegefühle meines Glücks fand ich es herrlich, daß sie mich nicht in ihrem Bette erwartet hatte, da das Geräusch unserer Küsse und die Lebhaftigkeit unserer Bewegungen den unbequemen Mann hätten wecken können. Ihre zärtliche Wuth glich der meinigen und verdoppelte mein Glück, da ich in meinem unseligen Irrthum hierin den Beweis sah, daß ich noch nie eine Eroberung gemacht habe, auf welche ich so stolz sein könne.

Die Uhr erinnerte mich zu meinem großen Bedauern daran, daß es Zeit sei, das Feld zu räumen. Ich bedeckte sie mit den zärtlichsten Küssen und kehrte sodann in mein Zimmer zurück, wo ich mich in der größten Herzensfreude dem Schlafe überließ.

Um neun Uhr wurde ich durch Herrn von *** geweckt, welcher mir mit dem Ausdrucke des Glücks einen Brief zeigte, den er so eben empfangen hatte und worin sein Verwandter mir für seine Wiederanstellung im Regimente dankte. Dieser von der Dankbarkeit eingegebene Brief machte mich zu einem Gotte.

Ich bin glücklich, mein Freund, sagte ich, daß ich Ihnen habe dienen können.

Und ich, entgegnete er, würde es sein, wenn ich Ihnen meine Dankbarkeit beweisen könnte. Frühstücken Sie mit uns; meine Frau ist noch bei der Toilette; kommen Sie.

Ich stehe eilig auf, und als ich eben das Zimmer verlassen will, erblicke ich die schreckliche Witwe, welche in munterm Tone zu mir sagt: Ich danke Ihnen, mein Herr, ich danke Ihnen von ganzem Herzen. Ich gebe Ihnen Ihre Freiheit zurück und reise nach Solothurn.

Warten Sie noch eine Viertelstunde, Madame; wir wollen mit Frau von *** frühstücken.

Keinen Augenblick; ich habe derselben so eben einen guten Morgen gewünscht und reise ab. Leben Sie wohl; erinnern Sie sich meiner.

Leben Sie wohl, Madame.

Kaum war sie hinausgegangen, als Herr von *** mich fragte, ob die Frau toll sei. Man möchte es glauben, sagte ich, denn da sie hier nur höflich behandelt worden ist, so hätte sie wohl bis zum Abend warten können, um mit Ihnen zu reisen.

Wir frühstückten und tauschten während desselben unsere Bemerkungen über diese schnelle Abreise aus; sodann machten wir eine Promenade im Garten, wo wir Madame Dubois fanden, deren Herr von *** sich bemächtigte. Seine Frau schien mir etwas niedergeschlagen, und ich fragte sie, ob sie gut geschlafen habe?

Ich bin erst um vier Uhr eingeschlafen, erwiederte sie, nachdem ich Sie bis dahin vergeblich in meinem Bette erwartet hatte. Was hat Sie nur abgehalten zu kommen?

Auf eine solche Frage war ich nicht gefaßt. Ich war wie versteinert. Ich sah sie starr an, ohne zu antworten; ich konnte mich von meinem Erstaunen nicht erholen. Endlich klärte mich eine schreckliche Ahnung über das Unglück auf, welches mir begegnet war, daß ich nämlich zwei Stunden in den Armen der schrecklichen Megäre gelegen, welche bei mir aufzunehmen ich die Schwäche gehabt hatte. Ich wurde von einem schrecklichen Schaudern ergriffen und war genöthigt, hinter eine Hecke zu treten, um mich von einer Erschütterung zu erholen, die Niemand ahnen konnte. Ich fühlte mich dem Tode nahe und wäre unfehlbar hingesunken, wenn ich nicht mein Haupt an einen Baum gelehnt hätte.

Der erste Gedanke, welcher in mir entstand, ein schrecklicher Gedanke, welchen ich bald zurückwies, war, daß Frau von ***, nachdem sie den Genuß gehabt, denselben nicht eingestehen wolle; denn dies Recht hat jede Frau, welche sich an einem dunkeln Orte hingiebt, da es vielleicht nicht möglich ist, sie ihrer Lüge zu überführen; aber ich kannte das göttliche Weib, welches ich zu besitzen geglaubt hatte, zu gut, um ihr eine so niedrige Verläugnung zuzutrauen. Ich sah

ein, daß sie Mangel an Zartgefühl verrathen hätte, wenn sie, um sich einen Spaß zu machen, hätte sagen wollen, sie habe mich vergeblich erwartet, denn bei einem solchen Gegenstande genügt der geringste Zweifel, um das edelste Gefühl zu entwürdigen. Ich konnte also den schrecklichen Gedanken, daß die niederträchtige Witwe an ihre Stelle getreten sei, nicht abweisen. Wie hatte sie es angefangen? Wie hatte sie es erfahren? Darüber konnte ich nicht ins Klare kommen und verlor mich in peinlichen Vermuthungen. Das Nachdenken tritt nicht eher im Gefolge einer den Geist niederdrückenden Idee ein, als bis der Druck fast seine ganze Kraft verloren hat. Ich überzeugte mich also, daß ich zwei Stunden bei einem abscheulichen Ungeheuer zugebracht habe, und was meinen Schmerz vermehrte, was mich noch mit Verachtung und Ekel gegen mich selbst erfüllt, ist der Umstand, daß ich mir nicht verhehlen konnte, vollkommen glücklich gewesen zu sein. Dieser Irrthum war unverzeihlich, denn der Unterschied zwischen diesen beiden Personen war so wie der zwischen Weiß und Schwarz, und obwohl die Dunkelheit mich am Sehen, das Schweigen mich am Hören hinderte, so hätte doch das Gefühl allein genügen sollen, um mich aufzuklären, wenigstens nach dem ersten Liebeskampfe; aber meine Phantasie war bis zum Wahnsinn aufgeregt. Ich fluchte der Liebe, der Natur und besonders der unbegreiflichen Schwäche, daß ich bei mir eine Schlange aufgenommen, welche mich des Besitzes eines Engels beraubt hatte, und welche mich nöthigte, mich wegen der Beschmutzung zu verachten, die ich mir durch ihre Berührung zugezogen hatte. Ich beschloß zu sterben, nachdem ich die schreckliche Megäre, welche mich so unglücklich gemacht, zuvor mit meinen Händen zerfleischt hätte.

Während ich mich in diesem Entschlusse befestigte, näherte sich mir Herr von *** auf eine freundliche Weise und fragte mich, ob ich krank sei; er erschrak, als er mich bleich und mit Schweiß bedeckt sah. Meine Frau, sagte der wackre Mann, ist unruhig und hat mich hierher geschickt. Ich antwortete ihm, ich habe sie wegen eines Schwindels, der mich plötzlich befallen, verlassen müssen; aber ich fange schon an, mich wieder wohler zu fühlen. Gehen wir wieder zu ihr. Madame Dubois kam mit einem Fläschchen Karmeliterwasser und sagte

scherzend, sie sei überzeugt, daß mich die Abreise der Witwe so sehr angegriffen habe.

Wir setzten den Spaziergang fort, und als wir ziemlich weit von ihrem Manne entfernt waren, der mit meiner Haushälterin ging, sagte ich ihr, was mich so gänzlich vernichtet habe, sei das, was sie, wahrscheinlich nur im Scherze, gegen mich geäußert habe.

Ich habe nicht gescherzt, mein Freund, versetzte sie mit einem Seufzer; sagen Sie mir also, was Sie zu kommen verhindert hat.

Ich war wie versteinert. Ich konnte mich nicht entschließen, ihr eine Thatsache zu erzählen, welche mich niederschmetterte, und ich wußte nicht, was ich zu meiner Rechtfertigung erfinden sollte. In meiner Verwirrung fuhr ich fort zu schweigen, als die kleine Zofe meiner Haushälterin ihr einen Brief brachte, welchen die niederträchtige Hinkende durch einen eigenen Boten geschickt hatte. Sie öffnet ihn und übergiebt mir ein an mich gerichtetes eingelegtes Billet. Ich stecke es in die Tasche und sage, ich werde es zu gelegner Zeit lesen. Man drängte mich nicht, aber Herr von *** sagte scherzweise, es sei ein Liebesbrief; da ich nicht zum Lachen gestimmt war, so antwortete ich nicht. Man meldete uns, daß das Essen aufgetragen sei; aber es war mir unmöglich, etwas anzurühren. Man schrieb meine Enthaltsamkeit meinem Unwohlsein zu.

Ich war ungeduldig den Brief zu lesen; aber ich mußte zuvor allein sein, und das war schwer.

Um der Partie Piket zu entgehen, welche wir Nachmittags zu spielen pflegten, trank ich eine Tasse Kaffee und sagte, ich glaube, die frische Luft würde mir wohlthun. Madame, welche meinen Wunsch begünstigte und errieth, was ich wollte, forderte uns zu einem Spaziergange in einem bedeckten Wege des Gartens auf. Ich bot ihr meinen Arm; ihr Mann reichte den seinigen meiner Haushälterin, und wir machten uns auf den Weg.

Als Madame bemerkte, daß wir nicht gesehen werden konnten, sagte sie:

Ich bin sicher, theurer Freund, daß Sie die Nacht bei diesem boshaften Weibe zugebracht haben und ich fürchte sehr, meinen Ruf gefährdet zu sehen. Sagen Sie mir Alles, mein

Freund, vertrauen Sie mir Alles ohne Rückhalt; dies ist meine erste Intrigue, und wenn sie mir als Lektion dienen soll, dürfen Sie mir nichts verschweigen. Ich bin überzeugt, daß Sie mich geliebt haben; handeln Sie nicht so, daß ich glauben muß, Sie seien mein Feind geworden.

Gerechter Himmel! Was sagen Sie? Ich Ihr Feind!

Sagen Sie mir also die ganze Wahrheit, und noch ehe Sie den Brief dieses boshaften Geschöpfes lesen. Ich beschwöre Sie bei meiner Liebe, mir nichts zu verhehlen.

Wolan, göttliches Weib, Sie sollen befriedigt werden. Ich bin um ein Uhr zu Ihnen gekommen; in dem zweiten Vorzimmer faßte mich bei meinem Eintreten ein Weib beim Arm, und legt mir die Hand auf den Mund, um mir Schweigen zu gebieten; ich glaube Sie in meinen Armen zu haben und lege Sie sanft auf das Kanapé, Sie sehen wohl ein, daß ich bei Ihnen zu sein glauben mußte und daß ich noch jetzt nicht daran zweifeln kann. Ich habe also bei Ihnen, ohne daß wir ein einziges Wort gesprochen haben, die beiden köstlichsten Stunden meines Lebens verlebt. Verfluchte zwei Stunden, deren grausame Erinnerung die Qual meines ganzen Leben ausmachen wird! Ich habe Sie um drei und ein Viertel Uhr verlassen. Sie wissen alles Uebrige.

Wer kann diesem Ungeheuer gesagt haben, daß Sie um ein Uhr zu mir kommen wollten?

Ich weiß es nicht, und das beängstigt mich.

Gestehen Sie, daß ich von uns dreien am meisten zu beklagen und vielleicht die einzige Unglückliche bin.

O, wenn Sie mich lieben, so glauben Sie im Namen des Himmels das nicht; denn ich bin entschlossen, sie zu erdolchen, und nachdem ich ihr diese gerechte Strafe habe zu Theil werden lassen, mich selbst zu tödten.

Haben Sie bedacht, daß das Bekanntwerden dieser Thatsache mich zur unglücklichsten Frau machen muß? Mäßigen wir uns, theurer Freund, Sie sind nicht schuldig, und ich liebe Sie, wenn es möglich ist, nur desto mehr. Geben Sie mir den Brief, welchen sie Ihnen geschrieben hat. Ich will bei Seite treten, um ihn zu lesen; Sie können ihn nachher lesen, denn wenn man uns zusammen lesen sähe, müßten wir ihnen Kenntniß davon geben.

Hier ist er.

Ich ging wieder zu ihrem Manne, welchen meine Haushälterin in beständigem lauten Lachen erhielt. Die Unterredung, welche ich mit ihr gehabt, hatte mich etwas beruhigt; das Vertrauen, womit sie mich um den Brief gebeten, hatte mir wohl gethan. Ich brannte vor Ungeduld, den Inhalt desselben zu erfahren; dennoch fühlte ich eine unbesiegliche Abneigung ihn zu lesen, denn er konnte meinen Zorn nur reizen, und ich fürchtete die Wirkungen desselben.

Madame kam wieder zu uns, und nachdem wir wieder bei Seite gegangen, gab sie mir den verhängnißvollen Brief und bat mich, ihn nur allein und bei kaltem Blute zu lesen. Sie forderte mein Ehrenwort, in dieser Sache nichts zu thun, ohne sie vorher um Rath gefragt zu haben und ihr alle meine Pläne durch die sichere Vermittlung ihrer Amme mitzutheilen. Wir haben nicht zu fürchten, sagte sie, daß die niederträchtige Megäre die Sache bekannt macht, denn sie würde sich die größte Blöße geben; wir unsererseits können nichts Besseres thun, als ruhig bleiben. Uebrigens, mein Freund, giebt Ihnen diese schreckliche Frau einen Rath, welchen Sie nicht vernachlässigen dürfen.

Was mir während dieser Unterredung das Herz vollends zerriß, das waren die Thränen der Liebe und des Bedauerns, welche ihren schönen Augen entströmten, obwohl sie sich zu lächeln bemühte, um meinen Schmerz zu mildern. Ich wußte zu gut, wie theuer ihr Ruf ihr war, um nicht zu errathen, daß sie von der Ueberzeugung beunruhigt wurde, die schreckliche Witwe kenne unser Einverständniß, und dadurch wurde meine Qual noch gesteigert.

Die liebenswürdige Familie verließ mich um sieben Uhr, und ich dankte dem Manne mit dem Ausdrucke so wahrer Freundschaft, daß er mir nothwendiger Weise glauben mußte; in der That sprach ich nur aus, was ich fühlte. Gewiß hindert die Liebe für eine Frau nicht, daß dieselbe sich mit der offensten Freundschaft für ihren Mann verbindet, wenn sie einen solchen hat. Das entgegengesetzte Gefühl ist ein hassenswerthes Vorurtheil, welches die Philosophie und die Natur in gleicher Weise bekämpfen. Nachdem ich ihn umarmt, wollte ich seiner reizenden Gattin die Hand küssen; aber er bat mich, sie ebenfalls zu umarmen, was ich auf eine eben so ehrfurchtsvolle wie gefühlvolle Weise that.

Als sie abgereist waren, ging ich schnell auf mein Zimmer, da ich ungeduldig war, den Brief zu lesen, und schloß mich ein, um nicht gestört zu werden. Der Brief lautete folgendermaßen:

„Mein Herr, ich habe Ihr Haus ziemlich befriedigt verlassen, nicht deshalb, weil ich zwei Stunden bei Ihnen gewesen, denn Sie unterscheiden sich nicht von allen übrigen Männern, wohl aber, weil ich mich wegen der öffentlichen Zeichen von Verachtung, womit Sie mich überschüttet, habe rächen können: auf die Verachtung, welche Sie mir im Geheimen bezeigt haben, lege ich übrigens wenig Werth und verzeihe sie Ihnen. Ich habe mich gerächt, indem ich Ihre Pläne so wie die Heuchelei Ihrer prüden Schönen enthüllt habe, welche mich nicht mehr mit der Miene beleidigender Ueberlegenheit, die sie unter dem Deckmantel einer falschen Tugend zur Schau trug, wird betrachten können. Ich habe mich gerächt, indem sie die ganze Nacht auf Sie gewartet hat, und ich würde Alles in der Welt darum hingeben, wenn ich den komischen Dialog anhören könnte, der heute Morgen zwischen Ihnen beiden stattfinden mußte, als Sie erfuhren, daß ich mir aus Rache, nicht aus Liebe, einen für sie aufgesparten Genuß angeeignet habe. Ich habe mich dadurch gerächt, daß Sie dieselbe nicht mehr für ein Wunder halten können, denn da Sie mich für sie genommen haben, so kann zwischen mir und ihr kein Unterschied sein; aber ich habe Ihnen zugleich einen wichtigen Dienst geleistet, da diese Ueberzeugung Sie von Ihrer thörichten Leidenschaft heilen muß. Sie werden sie nicht mehr vor allen anderen Frauen anbeten, die nicht mehr und nicht weniger als diese Schöne werth sind. Indem ich Sie also enttäuscht habe, habe ich Ihnen eine Wohlthat erwiesen; aber ich entbinde Sie jeder Dankbarkeit und gestatte Ihnen sogar mich zu hassen, vorausgesetzt, daß Ihr Haß mich in Ruhe läßt; denn wenn mir in Zukunft Ihr Benehmen beleidigend erscheinen sollte, so erkläre ich Ihnen, daß ich fähig bin, die Thatsache bekannt zu machen, da ich nichts zu fürchten habe, denn ich bin Witwe, unabhängig und Herrin über meine Person. Da ich Niemands bedarf, so brauche ich nach Niemand zu fragen. Ihre Schöne dagegen ist in der Lage, sich verstellen zu müssen.“

„Hier erhalten Sie übrigens noch eine Warnung, welche

Sie von meiner Großmuth überzeugen muß. Seit zehn Jahren leide ich an einem kleinen Uebel, welches allen Versuchen widerstanden hat. Sie haben sich genug angestrengt, um mir Ihre Liebe zu beweisen, und es ist nicht anzunehmen, daß Sie sich meine Krankheit nicht eingeimpft haben sollten. Ich rathe Ihnen also, sogleich Medizin zu nehmen, um die Stärke des Giftes zu mildern; ich zeige Ihnen dies aber besonders deshalb an, damit Sie Ihrer Schönen nicht ein Geschenk damit machen, welche es in ihrer Unwissenheit ihrem Manne und vielleicht auch Andern mittheilen und sich so unglücklich machen würde, was mir leid thun sollte, denn sie hat mir nie etwas zu Leide gethan. Es schien mir unmöglich, daß Sie beide nicht den guten Mann betrügen sollten, und ich wollte mich davon überzeugen; zu diesem Zwecke habe ich Sie gezwungen, mich bei sich aufzunehmen, und die Anordnung der Wohnung, die Sie ihnen angewiesen haben, wäre allein schon hinreichend gewesen, um alle meine Zweifel zu beseitigen, aber ich wollte gänzliche Ueberzeugung. Ich habe Niemand gebraucht, um meinen Zweck zu erreichen, und es schien mir pikant, Sie so zu mystificiren. Nachdem ich zwei Nächte unnützer Weise auf dem Kanapé geschlafen hatte, beschloß ich es auch noch die dritte zu thun, und meine Ausdauer ist mit dem glänzendsten Erfolge gekrönt worden. Niemand hat mich gesehen, und selbst meine Kammerfrau kennt den Zweck meiner nächtlichen Ausflüge nicht; übrigens ist sie gewöhnt zu schweigen. Es steht also durchaus in Ihrer Macht, diese Geschichte in Vergessenheit zu versenken, und ich rathe es Ihnen.“

„Wenn Sie eines Arztes bedürfen, empfehlen Sie ihm Verschwiegenheit, denn in Solothurn weiß man, daß ich mit diesem kleinen Uebel behaftet bin, und man könnte sagen, daß Sie es von mir entlehnt haben. Das würde mir und Ihnen schaden.“

Die Schaamlosigkeit dieser Unglücklichen überschritt so sehr alles Maaß, daß ich beinahe hätte lachen müssen. Ich wußte wohl, daß sie mich nach meinem Benehmen gegen sie nur hassen konnte; aber ich hätte nie gedacht, daß eine Frau die Nichtswürdigkeit so weit treiben könne. Sie hatte mir ein Uebel eingeimpft, dessen Symptome ich allerdings noch nicht bemerken konnte; aber ich zweifelte nicht, daß sie er-

scheinen würden, und schon fühlte ich mich traurig gestimmt, daß ich mich anderwärts würde heilen lassen müssen, um dem Geschwätze der Spötter zu entgehen. Ich überließ mich dem Nachdenken, und nachdem ich zwei Stunden hin und her gesonnen, beschloß ich zu schweigen, befestigte mich aber in dem Entschlusse, mich zu rächen, sobald sich eine Gelegenheit dazu zeigen würde.

Da ich nichts zu Mittag gegessen hatte, so mußte ich mich durch ein Abendessen kräftigen, um gut schlafen zu können. Ich setzte mich mit meiner Haushälterin zu Tische; aber gleichsam als ob ich mich meiner selbst geschämt hätte, wagte ich nicht, ihr auch nur ein einzigesmal in ihr reizendes Gesicht zu sehen.

Siebentes Kapitel.

Fortsetzung des vorigen Kapitels. — Meine Abreise von Solothurn.

Als die Bedienten hinausgegangen waren und wir uns allein gegenüber sahen, war es wohl natürlich, daß wir nicht wie zwei Gränzpfähle blieben; aber in meiner traurigen Stimmung war ich nicht sehr geeignet, das Schweigen zu brechen. Meine theure Dubois, welche mich zu lieben anfing, weil ich sie glücklich machte, und welche nur durch Rückwirkung traurig sein konnte, bemühte sich, mich zum Sprechen zu bewegen.

Ihre Traurigkeit, sagte sie zu mir, ist Ihnen nicht natürlich und erschreckt mich. Sie könnten Ihr Herz erleichtern, wenn Sie mir Ihre Sache anvertrauen wollten; aber glauben Sie mir, ich bin nur neugierig, weil Sie mir Theilnahme einflößen und weil ich Ihnen möglicher Weise nützlich sein könnte. Zweifeln Sie nicht an meiner unbedingten Verschwiegenheit, und um Sie zu ermuntern, sich offen auszusprechen und mir das Vertrauen zu schenken, welches ich verdiene, werde ich Ihnen erzählen, was ich Alles von Ihnen weiß und was ich erfahren habe, ohne mich darnach zu erkundigen und ohne aus zudringlicher Neugierde etwas gethan zu haben, um Sachen zu erkunden, die ich nicht zu wissen brauche.

Sehr wohl, meine liebe Haushälterin, Ihre Erklärung gefällt mir. Ich sehe, daß Sie Freundschaft für mich hegen, und bin Ihnen dafür dankbar. Sagen Sie also zunächst, was Sie von der Geschichte wissen, die mich gegenwärtig so sehr bewegt; verbergen Sie mir aber nichts.

Sehr gern. Sie sind der begünstigte Liebhaber von Frau von ***. Die Witwe, welche Sie sehr schlecht behandelt

haben, hat Ihnen irgend eine Plackerei bereitet, welche Sie mit Ihrer Geliebten beinahe entzweit hätte, und das boshafte Weib hat sich sodann auf eine Weise entfernt, wie man sich aus einem anständigen Hause nicht entfernen darf. Das quält Ihr Gemüth. Sie fürchten unangenehme Folgen und sind in der grausamen Nothwendigkeit, irgend einen Entschluß fassen zu müssen; Ihr Herz kämpft mit Ihrem Verstande; die Leidenschaft und das Gefühl liegen sich in den Haaren. Ich täusche mich vielleicht; aber ganz gewiß sahen Sie gestern glücklich aus, und heute scheinen Sie mir unglücklich. Ihr Zustand rührt mich, weil Sie mir die zärtlichste Freundschaft eingeflößt haben. Ich habe heute Alles aufgeboten, um den Mann zu unterhalten, damit Sie frei mit der Frau sprechen könnten, welche mir Ihrer Liebe im höchsten Grade würdig zu sein scheint.

Alles das ist wahr. Ihre Freundschaft ist mir werth und ich schätze Ihren Geist. Die schreckliche Witwe ist ein Ungeheuer, welches mich unglücklich gemacht hat, um sich wegen meiner Verachtung zu rächen, und ich kann mich nicht wieder rächen. Die Ehre gestattet mir nicht, Ihnen mehr zu sagen, und es ist auch unmöglich, daß Sie oder irgend Jemand mir einen Rath gebe, der mich von meinen drückenden Schmerzen befreien könnte. Vielleicht werde ich daran sterben, liebe Dubois; aber bis dahin bitte ich Sie, mir Ihre Freundschaft zu bewahren, und fordere Sie auf, sich in allen Fällen mit unbedingter Aufrichtigkeit gegen mich auszusprechen. Ich werde Sie immer aufmerksam anhören und so werden Sie mir sehr nützlich werden. Ich werde nicht undankbar sein.

Ich verlebte natürlich eine grausame Nacht; denn der Zorn, der Vater des Wunsches der Rache, hat mich immer des Schlafes beraubt, welche Wirkung zuweilen auch die Nachricht eines unverhofften Glücks bei mir hervorgebracht hat.

Am frühen Morgen klingelte ich Le Duc; aber anstatt seiner sah ich das kleine häßliche Ding kommen, welches sagte, mein Kammerdiener sei krank und meine Haushälterin werde mir die Chocolade bringen. Sie kam einen Augenblick darauf und sobald ich die Chocolade getrunken hatte, mußte ich stark brechen, — die Wirkung des Zorns, welcher, wenn er seinen höchsten Grad erreicht hat, den Menschen tödtet, der ihn nicht befriedigen kann. Mein concentrirter Zorn forderte Rache

wegen des mir von der schrecklichen Witwe zugefügten Schimpfes; glücklicher Weise zwang die Chocolade denselben, mich zu verlassen; ohne diese Ausleerung würde derselbe mich getödtet haben; indeß hatte mich diese Anstrengung völlig erschöpft. Ich warf einen Blick auf meine Haushälterin, und als ich sie in Thränen schwimmen sah, sagte ich zu ihr: Weshalb weinen Sie?

Großer Gott! Was werden Sie von mir denken?

Sein Sie ruhig, Freundin; ich denke, daß mein Zustand Ihnen Theilnahme einflößt. Lassen Sie mich; ich hoffe, schlafen zu können.

Ich schlief wirklich ein und wachte erst nach siebenstündiger Ruhe auf. Ich fühlte mich dem Leben wiedergegeben. Ich klingle; meine Haushälterin tritt ein und meldet mir den Besuch des Chirurgus des benachbarten Dorfs. Sie war sehr traurig hereingekommen; als sie nun aber näher getreten war, sah ich Freude auf ihrem Gesichte erglänzen. Wir werden zusammen speisen, meine Theure, sagte ich zu ihr; aber zuvor lassen Sie den Chirurgus eintreten; ich will hören, was er mir zu sagen hat. Der brave Mann trat ein, blickte sorgfältig um sich, und als er sicher war, allein mit mir zu sein, näherte er sich meinem Ohre und flüsterte mir zu, Le Duc habe eine schimpfliche Krankheit.

Ich lachte laut auf, denn ich war auf etwas Schreckliches gefaßt.

Mein theurer Doktor, sagte ich, sparen Sie nichts, um ihn zu heilen, und ich werde Sie reichlich entschädigen; aber ein andermal machen Sie bei Ihren Mittheilungen nicht eine so düstre Miene. Wie alt sind Sie?

Bald achtzig Jahre.

Gott möge Sie erhalten.

Ich war um so eher geneigt, mit dem Unglücke meines armen Spaniers zu sympathisiren, als ich in der Erwartung eines ähnlichen Zustandes war. Wer weiß nicht, daß das Unglück sympathetisch ist. Nicht bei dem Manne, welchen das Glück mit allen seinen Schätzen überhäuft hat, findet der Arme wahres Mitleid; die Unterstützungen, welche er von diesem bekommt, hat er mehr der Sucht zu prahlen, als dem Mitgefühl zu danken, und der Betrübte soll nicht Trost bei demjenigen suchen, der nie den Kummer kannte, wenn anders es

einen solchen Menschen auf der Erde giebt. Uebrigens war dies Le Duc's erster Versuch, während ich schon seit langer Zeit nicht mehr zählte; freilich war ich auch vierzehn Jahre älter, und bei seiner Anlage war wohl vorauszusehn, daß er mich einholen würde.

Die Haushälterin, welche eingetreten war, um mich anzukleiden, fragte mich, was der gute Mann gewollt habe. Da er Sie zum Lachen gebracht hat, muß er Ihnen etwas sehr Lächerliches gesagt haben.

Das ist richtig, und ich will es Ihnen sagen; aber sagen Sie mir zuvor, ob Sie wissen, was Venerie ist.

Ich weiß es, denn der Läufer von Lady Montaigu starb daran, während ich bei dieser Dame war.

Sehr wohl, meine Theure, aber thun Sie, als ob Sie es nicht wüßten. Dann machen Sie es so wie viele schöne Damen, welche eine Unwissenheit affektiren, die das schöne Geschlecht gut kleidet. Der arme Le Duc leidet an dieser Seuche.

Armer Junge! Ich beklage ihn. Und darüber haben Sie gelacht?

Nein, ich habe über das geheimnißvolle Wesen des alten Mannes gelacht.

Mein Herr, auch ich habe Ihnen eine wichtige Mittheilung zu machen, und wenn diese erfolgt sein wird, müssen Sie mir entweder verzeihn oder mich augenblicklich wegjagen.

Wieder ein Schreckschuß! Was Teufel können Sie denn gemacht haben? Sprechen Sie schnell.

Mein Herr, ich habe Sie bestohlen.

Was! Bestohlen? Wann? Wie? Können Sie mir das Gestohlene wiedererstatten? Ich hielt Sie dessen nicht für fähig. Ich verzeihe nie einem Diebe oder Lügner.

Aber, was Sie hitzig sind, mein Herr! Wolan, ich werde Sie Lügen strafen und bin sicher, daß Sie mir verzeihn werden, denn vor einer halben Stunde habe ich Sie bestohlen und werde Ihnen das gestohlene Gut sogleich zurückgeben.

Sie sind ein sonderbares Wesen, meine Theure. Nun, ich bewillige also unbedingte Verzeihung; aber geben Sie mir schnell zurück, was Sie mir ungerechter Weise vorenthalten.

Hier ist mein Diebstahl.

Wie, der Brief dieses Ungeheuers? Haben Sie ihn gelesen?

Hätte ich wohl sonst einen Diebstahl begangen?

Sie haben mir also mein Geheimniß gestohlen und können diesen Diebstahl nicht wieder gut machen. Ah, kleines Ungeheuer, Sie haben ein großes Verbrechen begangen!

Ich bekenne es. Dieser Diebstahl ist um so größer, als ich ihn nicht wiedererstatten kann. Indeß kann ich Ihnen versprechen, daß nie in meinem Leben ein Wort davon über meine Lippen kommen soll, und das muß mir Ihre Verzeihung verschaffen; schnell, schnell!

O, Zauberin! Schnell, schnell! Ich verzeihe Ihnen und hier haben Sie ein Unterpfand meiner Gnade. Mit diesen Worten preßte ich meine Lippen auf ihren hübschen Mund.

O, ich glaube an die Vergebung, denn sie ist doppelt und dreifach gewesen.

Aber in Zukunft hüten Sie sich, keines meiner Papiere anzurühren, geschweige denn zu lesen, denn ich habe Geheimnisse, über die ich nicht verfügen kann.

Das gehe ich ein, mein Herr; wenn ich aber verlorne wie dieses finde?

Dann müssen Sie sie aufheben, aber nicht lesen.

Ich verspreche es Ihnen.

Sehr wohl, meine Liebe, aber vergessen Sie die Abscheulichkeiten, welche Sie gelesen haben.

Hören Sie mich an, und gestatten Sie mir, mich derselben wohl zu erinnern; vielleicht werden Sie gut dabei wegkommen. Sprechen wir von der schrecklichen Geschichte, bei welcher sich mir die Haare gesträubt haben. Dieses schaamlose Ungeheuer hat Ihre Seele und Ihren Körper tödtlich verwundet; aber das ist noch nicht das Schlimmste, denn sie glaubt, daß es in Ihrer Macht stehe, Frau von *** zu entehren, und dieses Verbrechen übertrifft meiner Ansicht nach alle andern bei Weitem; denn trotz dieses Schandflecks muß Ihre beiderseitige Liebe fortdauern, und die Krankheit, welche Ihnen das niederträchtige Weib vielleicht eingeimpft hat, wird vorübergehn, wogegen die Ehre der reizenden Frau von *** unwiederbringlich verloren ist, wenn das boshafte Weib seine Drohung ausführt. Fordern Sie also nicht mehr, daß ich diese Geschichte vergesse; sprechen wir vielmehr davon, um ein

Mittel der Abhülfe zu suchen. Ich verdiene Ihr Vertrauen, glauben Sie es mir, und ich bin sicher, Ihre Freundschaft zu gewinnen.

Ich glaubte zu träumen, als ich eine junge Frau dieses Standes weiser sprechen hörte, als Minerva mit Telemach gesprochen hatte. Sie brauchte nicht mehr, um nicht nur meine Achtung, sondern auch meine Ehrfurcht zu gewinnen.

Ja, theure Freundin, sagte ich, denken wir daran, wie wir eine Frau, welche die Huldigungen aller ehrenwerthen Menschen verdient, einer ihr drohenden sehr großen Gefahr entreißen können; ich weiß Ihnen schon Dank dafür, daß Sie die Sache für möglich halten. Denken wir daran und sprechen wir Morgens und Abends davon. Lieben Sie Frau von ***, verzeihen Sie ihr eine erste Verirrung, beschützen Sie ihre Ehre und haben Sie Mitleid mit meinem Zustande. Seien Sie von jetzt an meine wahre Freundin, vergessen Sie mir gegenüber den unwürdigen Namen eines Herrn und geben Sie mir nur noch den eines Freundes. Ich werde der Ihrige bis zum Tode sein, das schwöre ich Ihnen zu. Ihre weisen Worte haben Ihnen mein Herz erobert. Umarmen Sie mich.

Nein, nein, das ist nicht nöthig: wir sind jung, und das Gefühl könnte uns leicht auf Abwege führen. Ich verlange zu meinem Glück nur Ihre Freundschaft, aber ich verlange sie nicht umsonst; ich will sie durch die unzweideutigen Beweise der meinigen, die ich Ihnen geben werde, verdienen. Einstweilen werde ich das Essen kommen lassen und hoffe, daß Sie sich nach Tisch ganz wohl befinden werden.

So viele Weisheit setzte mich in Erstaunen. Sie konnte falsch sein, denn um zu verführen, brauchte dies reizende Wesen nur die Regeln der Verführung zu kennen; aber darum kümmerte ich mich nicht. Ich sah, daß ich nahe daran war, mich in sie zu verlieben und Gefahr lief, das Opfer ihrer Moral zu werden, denn ihre Eigenliebe würde ihr nicht gestattet haben, dieselbe zu unterdrücken, selbst wenn sie meine Liebe völlig getheilt hätte. So dachte ich, und ich beschloß, mein Feuer nicht anzuschüren, weil ich glaubte, daß es aus Mangel an Nahrung erlöschen würde. Wenn ich meine Liebe in der Kindheit bleiben ließ, so mußte sie zuletzt in sich selbst vergehn. Ich urtheilte wie ein Dummkopf; ich vergaß, daß es nicht möglich ist, sich mit einer Frau, die man schön findet,

mit der man sich jeden Augenblick unterhält, zu der man täglich zwanzigmal in die engsten Beziehungen tritt und die man namentlich für verliebt in sich hält, bei der bloßen Freundschaft stehen zu bleiben. Wenn die Freundschaft ihren Höhepunkt erreicht hat, wird sie Liebe, und das Milderungsmittel, welches man anwendet, um sie einen Augenblick zum Schweigen zu bringen, reizt sie nur desto mehr. So ging es dem zärtlichen Anacreon mit Smerdias, Kleobulus mit Badyllis. Ein Platoniker, welcher behauptet, man könne bloß der Freund einer jungen Frau sein, an der man Gefallen finde und mit der man zusammenlebe, ist ein Träumer, der nicht weiß, was er sagt. Meine Haushälterin war zu jung, zu schön und namentlich zu liebenswürdig; sie hatte einen zu angenehmen Geist, als daß ich nicht allen diesen vereinten Eigenschaften hätte Gerechtigkeit widerfahren lassen sollen; ich mußte mich nothwendiger Weise bis zum Wahnsinn in sie verlieben.

Wir speisten ruhig, ohne von der Sache, welche uns am Herzen lag, zu sprechen, denn nichts ist unbesonnener und selbst gefährlicher, als in Gegenwart übelwollender oder boshafter Bedienten zu sprechen, welche, weil sie schlecht verstehen, hinzuthun oder wegnehmen, und welche glauben, das Recht zu haben, die Geheimnisse ihrer Herrschaften zu veröffentlichen, und zwar um so mehr, wenn sie dieselben kennen, ohne in sie eingeweiht worden zu sein.

Als wir allein waren, fragte mich meine liebe Dubois zunächst, ob ich überzeugende Beweise von der Treue Le Duc's habe.

Er ist zuweilen ein Schurke, ein liederlicher Mensch, kühn bis zur Verwegenheit, voller Geist, unwissend, ein schaamloser Lügner, den Niemand außer mir bändigen kann. Indeß hat dieses schlechte Subjekt eine kostbare Eigenschaft: er führt blindlings alle meine Befehle aus und bietet Allem Trotz, um mir zu gehorchen; ihn schreckt nicht der Stock und ihn würde selbst nicht der Galgen schrecken, wenn er ihn von ferne sähe. Wenn auf meinen Reisen ein Fluß zu durchwaten ist, so kleidet er sich aus, ohne daß ich es ihm sage und stürzt sich in das Wasser, um zu sehen, ob ich ohne Gefahr hindurchkommen kann.

Das genügt. Der Bursche ist unter den jetzigen Um-

ständen ein Schatz. Mein theurer Freund, da ich Sie so nennen soll, ich muß Ihnen zunächst sagen, daß die Ehre von Frau von *** vollkommen gedeckt ist. Thun Sie, was ich Ihnen sagen werde, und wenn die schreckliche Witwe nicht klug ist, wird sie allein den Schaden zu tragen haben. Aber wir brauchen Le Duc; ohne ihn können wir nichts thun. Vor allen Dingen müssen wir die Geschichte seiner Krankheit erfahren, denn manche Umstände könnten meinem Plane hinderlich sein. Erkundigen Sie sich also schnell bei ihm selbst nach Allem, was seinen Fall betrifft, und fragen Sie ihn namentlich, ob er mit den Bedienten von seinem Zustande gesprochen habe. Wenn Sie Alles gehört haben, so legen Sie ihm hinsichtlich der Theilnahme, welche Sie für seine Krankheit haben, das strengste Schweigen auf.

Ohne den geringsten Einwand zu machen, ohne mich zu bemühen, ihren Plan zu durchdringen, ging ich hinaus zu Le Duc. Er lag auf seinem Bette. Ich setzte mich mit lachendem Gesichte neben ihn und versprach ihm zunächst, ihn heilen zu lassen, wenn er mir alle Einzelheiten der Krankheit erzählen wolle, die er sich zugezogen habe.

Sehr gern, mein Herr, es verhält sich damit folgendermaaßen: An dem Tage, wo Sie mich nach Solothurn schickten, um Ihre Briefe abzuholen, stieg ich unterwegs ab, um in einer Milchwirthschaft Milch zu trinken. Ich fand hier eine junge Bäuerin, welche mir gefiel; ich umarmte sie; sie ließ mich gewähren, und in Zeit von einer Viertelstunde versetzte sie mich in den Zustand, worin Sie mich jetzt finden.

Hast Du mit Jemand davon gesprochen?

Ich habe mich wohl gehütet, denn man hätte sich über mich lustig gemacht. Nur der Chirurgus weiß von meiner Krankheit; er hat mir versprochen, daß die Geschwulst sich noch heute legen werde, und morgen hoffe ich Ihnen bei Tische aufwarten zu können.

Es ist gut, denke aber daran, daß ich Dir tiefes Schweigen empfohlen habe.

Ich berichtete diese Unterredung meiner Minerva, welche sagte: Könnte die Witwe wohl mit gutem Gewissen schwören, daß sie die zwei Stunden mit Ihnen auf dem Kanapé zugebracht hat?

Nein, denn sie hat mich nicht gesehen, und ich habe keine Sylbe gesprochen.

Sehr gut. Setzen Sie sich sogleich an Ihr Bureau und antworten Sie der Unverschämten, Sie habe gelogen, da Sie Ihr Zimmer nicht verlassen hätten, und Sie würden in Ihrem Hause die nöthigen Untersuchungen anstellen, um zu erfahren, wer der Unglückliche sei, den sie vergiftet habe, ohne ihn zu kennen. Schreiben Sie und lassen Sie Ihren Brief in fünf Minuten abgehen. In anderthalb Stunden werden Sie einen zweiten schreiben oder vielmehr nur das abschreiben, was ich schreiben werde.

Theure Freundin, ich errathe Ihre Gedanken; der Plan ist sinnreich, aber ich habe Frau von *** mein Ehrenwort gegeben, keinen Schritt in dieser Sache zu thun, ohne sie vorher davon in Kenntniß zu setzen.

Hier muß das Ehrenwort der Nothwendigkeit, ihre Ehre zu retten, weichen. Die Liebe hindert Sie, so weit wie ich zu gehen; aber hier hängt Alles von der Schnelligkeit und von dem Zwischenraume zwischen dem ersten und zweiten Briefe ab. Folgen Sie meinem Rathe, ich bitte Sie darum; das Uebrige werden Sie aus dem Briefe, welchen ich schreiben werde, ersehen. Schreiben Sie schnell den ersten Brief.

Ich handelte unter dem Eindrucke eines mir theuren Zaubers und gestattete mir fast nicht zu denken; da ich überzeugt war, daß der Plan meiner köstlichen Haushälterin der bestmögliche sei, so schickte ich mich an zu gehorchen und richtete an die schaamlose Megäre folgendes Billet-doux:

„Die Schaamlosigkeit Ihres Briefes steht im vollkommenen Einklange damit, daß Sie drei Nächte gebraucht haben, um die Gewißheit einer Thatsache zu erlangen, welche nur in Ihrer verderbten Phantasie existirt. Erfahren Sie, abscheuliches Weib, daß ich mein Zimmer nicht verlassen, und nicht die Schmach zu beklagen habe, zwei Stunden bei einem Geschöpfe Ihrer Art zugebracht zu haben. Diese beiden Stunden haben Sie mit Gott weiß wem zugebracht; aber ich werde es schon noch erfahren, vorausgesetzt, daß dies nicht ebenfalls eine Schöpfung Ihrer satanischen Phantasie ist, und ich werde Sie davon benachrichtigen.“

„Danken Sie dem Himmel, schaamloses Weib, daß ich Ihren Brief erst nach der Abreise von Herrn und Frau von ***

aufgebrochen habe. Ich erhielt denselben in ihrer Gegenwart; da ich aber die Hand, welche denselben geschrieben hat, verachte, so steckte ich ihn in die Tasche, weil mir wenig daran gelegen war zu erfahren, welche Gemeinheiten er enthalten möge. Hätte ich zum Unglück für Sie Lust bekommen ihn zu lesen und hätten meine Gäste ihn gesehen, so würde ich, zweifeln Sie nicht daran, Madame, Sie verfolgt haben, und Sie würden in diesem Augenblicke nicht mehr im Stande sein, neue Gemeinheiten zu begehen. Ich befinde mich durchaus wohl und befürchte keine Krankheit; aber ich werde mich nicht so weit erniedrigen, Sie davon zu überzeugen, denn Ihre Augen würden ebensowohl wie eine Berührung mit Ihrem niederträchtigen Gerippe mir einen Schandflecken aufdrücken."

Ich zeigte ihn meiner theuren Dubois, welche die Sprache etwas stark fand, aber sie billigte; sodann schickte ich denselben an das schreckliche Wesen ab, welches mich so unglücklich gemacht hatte. Anderthalb Stunden darauf schickte ich ihr den folgenden Brief, welchen ich abschrieb, ohne etwas hinzuzufügen oder wegzustreichen:

„Eine Viertelstunde nach dem Abgange Ihres Briefes hat mir der Dorfchirurgus gemeldet, daß mein Kammerdiener seiner Dienste bedürfe, weil er eine schimpfliche Krankheit habe, welche er sich ganz kürzlich zugezogen. Ich befahl ihm, sich seiner anzunehmen, und nachdem er weggegangen war, begab ich mich zum Kranken, der mir nicht ohne Schwierigkeit gebeichtet hat, daß er dies schöne Geschenk von Ihnen empfangen hat. Ich fragte ihn, wie er Zugang zu Ihnen bekommen, und er sagte, er habe Sie allein und im Dunkeln in die Gemächer von Herrn von *** treten sehen, und da ich schon geschlafen und er nichts mehr zu thun gehabt, so sei er neugierig geworden, was Sie dort im Dunkeln zu suchen hätten; denn wenn Sie zur Dame, die um diese Zeit schon hätte zu Bett gegangen sein müssen, hätten gehen wollen, so würden Sie nicht durch die nach dem Garten hinausführende Thür gekommen sein. Er hat Sie zunächst in schlimmem Verdachte gehabt und eine Stunde gewartet, um zu sehen, ob Sie nicht etwas mitnehmen würden und Sie dann anzuhalten; da er aber sah, daß Sie nicht herauskamen und er kein Geräusch hörte, so kam er auf den Einfall hinein-

zugehen, als er sah, daß Sie die Thür offen gelassen hatten. Er hat mir zugeschworen, daß er nicht im Mindesten Lust gehabt, sich einen Genuß zu verschaffen, was ich ihm ohne Mühe geglaubt habe. Er hat mir versichert, daß er nahe daran gewesen sei, Hülfe zu rufen, als Sie sich seiner bemächtigt und ihm die Hand auf den Mund gelegt hätten, daß er aber seine Absicht geändert habe, als er sich sanft auf ein Kanapé gezogen und mit Küssen bedeckt gefühlt habe. Ueberzeugt, daß Sie ihn für einen Andern hielten, hat er Sie, wie er sagt, auf eine Weise bedient, welche eine ganz andere Belohnung verdiente als diejenige, welche Sie ihm haben zu Theil werden lassen. Als der Tag anbrach, hat er Sie, weil er erkannt zu werden fürchtete, verlassen, ohne ein Wort zu sagen. Es ist leicht möglich, daß Sie meinen Bedienten für mich gehalten haben, denn Nachts sind alle Katzen grau, und ich wünsche Ihnen Glück, daß er Ihnen einen Genuß verschafft hat, welchen ich Ihnen sicherlich nicht gewährt haben würde; denn an Ihrem Athem und Ihren verwelkten Reizen würde ich Sie augenblicklich erkannt haben, und die Sache würde Ihnen sicherlich übel bekommen sein. Zum Glück für Sie und für mich ist dies nicht der Fall. Uebrigens muß ich Ihnen sagen, daß der arme Kerl wüthend ist und Ihnen einen Besuch abstatten will, woran ich ihn nicht hindern kann. Ich rathe Ihnen, sanft, geduldig und großmüthig gegen ihn zu sein, denn er ist entschlossen wie ein Spanier und würde die Sache veröffentlichen; Sie werden sich aber wohl selbst sagen, was das für Folgen haben würde. Er selbst wird Ihnen seine Forderung angeben, und Sie werden wohl klug genug sein, sie ihm zu bewilligen."

Eine Stunde, nachdem ich diesen Brief abgeschickt hatte, bekam ich ihre Antwort auf meinen ersten. Sie sagte, meine Ausflucht sei sehr sinnreich, würde mir aber nichts helfen, da sie ihrer Sache sicher wäre. Sie forderte mich heraus, ihr nach einigen Tagen den Beweis zu liefern, daß ich vollkommen gesund sei.

Während des Abendessens bot meine theure Dubois Alles auf, um mich zu erheitern; aber sie gab sich vergebliche Mühe, denn ich war zu erregt, um mich der Fröhlichkeit überlassen zu können. Es handelte sich um den dritten Schritt, welcher das Werk krönen und die Schaamlose mit Schmach

bedecken sollte. Da ich die beiden Briefe nach der Vorschrift meiner Haushälterin geschrieben, so sah ich wohl ein, daß ich ihren Rathschlägen bis zu Ende folgen müsse. In der That gab sie mir die Instruktion an die Hand, welche ich Le Duc geben sollte, und da sie den Verstand meines Sendboten kennen zu lernen wünschte, so bat sie mich ihr zu gestatten, hinter den Vorhängen meines Bettes verborgen, Alles anzuhören.

Als sich Le Duc am folgenden Tage einfand, fragte ich ihn, ob er im Stande sei, nach Solothurn zu reiten, und dort einen Auftrag auszurichten.

Ja, mein Herr, antwortete er, aber der Chirurgus verlangt durchaus, daß ich von morgen an Bäder nehmen soll.

Das sollst Du auch. Sobald Dein Pferd bereit ist, reitest Du zu Madame F.; aber Du sagst nicht, daß Du von mir kömmst, denn sie darf weder wissen noch vermuthen, daß ich Dich schicke. Laß ihr sagen, Du habest mit ihr zu sprechen. Will sie Dich nicht empfangen, so erwarte sie auf der Straße; aber ich denke wohl, daß sie Dich empfangen wird, und noch dazu ohne Zeugen. Du sagst zu ihr: Sie haben mir, ohne daß ich Sie darum gebeten, mein Uebel beigebracht, und ich verlange, daß Sie mir das Geld für die Kurkosten bezahlen. Du fügst hinzu, sie habe Dich zwei Stunden, ohne Dich zu sehen, im Dunkeln arbeiten lassen, und Du würdest ohne dies traurige Geschenk nie davon gesprochen haben; da Du aber nun in einer Lage seiest, welche Du ihr ohne Bedenken zeigen kannst, so möge sie sich über Deinen Schritt nicht wundern. Ist sie hartnäckig, so drohe ihr, sie gerichtlich zu belangen. Das ist Alles, aber sage von mir kein Wort. Kehre sodann ohne Zeitverlust zurück, damit ich erfahre, wie Alles zugegangen ist.

Das ist sehr gut, mein Herr, wenn mich aber die Spitzbübin aus dem Fenster werfen läßt, so kann ich nicht so schnell zurückkommen.

Das ist sicher, aber ich stehe Dir dafür, daß Du das nicht zu fürchten hast.

Das ist ein sonderbarer Auftrag.

Du allein in der Welt bist im Stande ihn gut auszuführen.

Ich bin bereit, aber ich habe noch einige wesentliche Fragen an Sie zu richten. Hat die Dame wirklich eine Quinte und einen Vierzehner?

Ganz sicher.

Ich bedaure sie. Aber wie soll ich ihr sagen, daß sie mich angesteckt hat, da ich doch nie mit ihr gesprochen habe?

Dummer Kerl, bekommt man so etwas im Gespräch?

Nein, aber man spricht, um es zu bekommen oder während man es bekommt.

Du bist zwei Stunden mit ihr im Dunkeln gewesen, ohne daß Ihr beide ein Wort gesprochen habt, und sie soll erfahren, daß sie Dir dies schöne Geschenk gemacht hat, während sie es einem Andern zu machen glaubte.

Jetzt fange ich an, klarer in dieser Sache zu sehen. Wenn wir aber im Dunkeln waren, wie kann ich dann wissen, daß ich mit ihr zu thun gehabt habe.

Auf folgende Weise: Du hast sie in das Zimmer im Erdgeschoß vom Garten her eintreten sehen und hast sie erkannt, ohne von ihr bemerkt zu werden. Du kannst aber sicher sein, daß sie solche Fragen nicht an Dich richten wird.

Nun bin ich eingeweiht. Ich werde sogleich aufbrechen und bin neugieriger als Sie, was sie antworten wird. Noch eine wesentliche Frage. Es ist möglich, daß sie wegen der Summe, die sie für die Kur bezahlen soll, anfängt zu handeln: darf ich mich in diesem Falle mit dreihundert Francs begnügen?

Für die Schweiz ist das zu viel; die Hälfte genügt.

Das ist aber sehr wenig für zwei Stunden eines so süßen Genusses und für eine sechswöchentliche Krankheit.

Ich werde Dir den Rest geben.

Das lasse ich mir gefallen. Sie soll die zerbrochenen Töpfe bezahlen. Ich denke, ich weiß nun Alles, aber ich werde nichts sagen. Ich wette, mein Herr, daß Ihnen das ekelhafte Weib das hübsche Geschenk gemacht hat, daß Sie sich desselben schämen und daß Sie ihr blauen Dunst vormachen wollen.

Das ist möglich, aber sei verschwiegen.

Wissen Sie wohl, mein Freund, daß dieser Mensch einzig ist, sagte meine theure Dubois, indem sie aus dem Alkoven hervortrat. Es ist mir schwer geworden, nicht laut aufzulachen, als er sagte, wenn sie ihn aus dem Fenster werfen lasse, könne er nicht so schnell zurückkommen! Ich bin sicher, daß er sich seines Auftrages besser als der feinste Diplomat ent-

ledigen wird. Wenn er nach Solothurn kommt, wird die schreckliche Megäre die Antwort auf Ihren zweiten Brief schon abgeschickt haben. Ich bin sehr neugierig!

Ihnen, theure Freundin, gebührt die Ehre dieses komischen Dramas. Sie haben diese Intrigue wie eine vollendete Künstlerin eingefädelt. Man kann kaum glauben, daß dies Alles das Werk einer jungen Novize ist.

Dennoch ist es mein Probestück, und ich hoffe, es wird auch mein letztes sein.

Wenn sie mich nur nicht auffordert, ihr das corpus delicti vorzulegen.

Aber bis jetzt, glaube ich, befinden Sie sich wohl.

Ja, sehr wohl.

Es wäre doch komisch, wenn sie sich für krank hielte, ohne es zu sein, und wenn Sie mit der bloßen Furcht davon kämen.

Vielleicht hat sie auch nur den weißen Fluß. Es verlangt mich wirklich zur Beruhigung meines Gewissens nach dem Schlusse des Stücks.

Sie müssen Alles an Frau von *** schreiben.

Ohne Zweifel, und Sie sehen wohl ein, daß ich Ihnen bei ihr nicht die gebührende Ehre geben kann.

Ich wünsche nur in Ihren Augen das Verdienst zu haben.

Sie dürfen nicht zweifeln, da ich es für sehr groß halte, meine Theure, und sicher werde ich Ihnen die Ihnen gebührende Belohnung nicht vorenthalten.

Ich wünsche keine andere Belohnung als daß Sie keine Zurückhaltung gegen mich haben mögen.

Es ist erstaunlich, meine Freundin; aber sagen Sie mir, wie es zugeht, daß Ihnen meine Angelegenheiten Theilnahme einflößen? Ich mag nicht glauben, daß Sie von Charakter neugierig sind.

Sie würden Unrecht thun, mir einen Fehler zuzuschreiben, der mich in meinen eignen Augen erniedrigen würde. Seien Sie überzeugt, mein Herr, daß ich nur neugierig sein werde, wenn ich Sie traurig sehen sollte.

Was hat Ihnen aber so großmüthige Empfindungen gegen mich einflößen können?

Einzig und allein Ihr anständiges Benehmen gegen mich.

Ich bin tief gerührt, geschätzte Freundin und verspreche,

Ihnen in Zukunft Alles mitzutheilen, was Sie wegen meiner beruhigen kann.

Sie werden mich glücklich machen.

Le Duc war kaum eine Stunde weg, als ein Lakai mir einen zweiten Brief von der Witwe überbrachte. Er übergab mir auch ein kleines Paket und sagte, er habe Befehl, auf Antwort zu warten. Ich sagte ihm, er möge draußen darauf warten und gab den Brief Madame Dubois, um Kenntniß davon zu nehmen. Während dieser Zeit lehnte ich mich gegen das Fenster, denn das Herz schlug mir so stark, daß ich nicht athmen konnte. Alles geht vortrefflich, mein Freund, rief mir meine Haushälterin zu. Da, lesen Sie nur!

„Sei nun Alles wahr, was Sie sagen, oder sei ich das Opfer einer Fabel, welche Ihre fruchtbare Phantasie schnell geschmiedet hat, eine Phantasie, die zum Unglück für Sie schon zu bekannt in Europa ist, ich nehme Alles, wovon ich die Wahrscheinlichkeit nicht leugnen kann, als wahr an. Es thut mir leid, daß ich einem Unschuldigen, der mich nie beleidigt hat, etwas zu Leide gethan habe, und ich werde gern dafür büßen, indem ich ihm eine Summe gebe, welche mehr als hinreicht, ihn von seinem Uebel zu heilen. Ich bitte Sie demselben die fünfundzwanzig Louisd'ors zu übergeben, welche ich Ihnen schicke; sie mögen ihm dazu dienen, sich heilen zu lassen, und die Bitterkeit des Genusses zu vergessen, den ihm gewährt zu haben ich doppelt bedaure; würden Sie aber wohl edelmüthig genug sein, um Ihre Gewalt als Herr anzuwenden und ihm das unbedingteste Schweigen aufzuerlegen? Ich hoffe es, denn, wie Sie mich kennen, müssen Sie sich gegen meine Rache sicher stellen. Bedenken Sie, daß wenn dieser schlechte Spaß ins Publikum gelangt, ich ihm leicht eine Wendung geben kann, welche Ihnen nichts weniger als angenehm sein wird, und welche den guten Mann, den Sie betrügen, nöthigen würde, die Augen zu öffnen; denn, mein Herr, davon gehe ich nicht ab, zu viele Anzeichen verrathen Ihr Einverständniß mit seiner Frau. Da ich übrigens wünsche, daß wir nicht mehr zusammen kommen mögen, werde ich Familienangelegenheiten vorschützen und zu meinen Verwandten nach Luzern gehen. Bescheinigen Sie mir den Empfang meines Briefes."

Ich bedaure, sagte ich zu meiner Freundin, daß ich Le Duc abgeschickt habe, denn die Megäre ist heftig, und ich fürchte, daß ihm etwas Schlimmes zustoße.

Seien Sie unbesorgt, versetzte sie, es wird nichts Unangenehmes eintreten, und es ist besser, wenn sie sich sehn; so wird die Gewißheit größer. Schicken Sie ihr sogleich das Geld zurück; sie soll es ihm selbst geben, damit Ihre Rache vollständig sei. Sie kann dann nicht mehr an der Thatsache zweifeln, namentlich nicht, wenn Le Duc das corpus delicti auf den Tisch legt, und in zwei bis drei Stunden werden Sie das Vergnügen haben, Alles aus seinem Munde zu hören. Preisen Sie sich glücklich, denn die Ehre der reizenden Frau, welche Ihre ganze Zärtlichkeit besitzt, ist gegen jede Anfechtung gesichert. Es darf für Sie keine andere Unannehmlichkeit übrig bleiben als die Erinnerung, eine Beute der Liebkosungen dieser Messaline gewesen zu sein, und die Ueberzeugung, von dieser Prostituirten angesteckt worden zu sein. Indeß hoffe ich, Ihre Krankheit wird nicht viel auf sich haben und leicht zu heben sein. Ein eingewurzelter weißer Fluß ist nicht gerade eine venerische Krankheit, und ich habe in London sagen hören, er stecke selten an. Uebrigens können wir sehr zufrieden sein, daß sie nach Luzern reist. Lachen Sie, theurer Freund, ich beschwöre Sie darum, denn unser Stück ist nicht ohne Komik.

Leider ist es eine Tragikomödie. Ich kenne das menschliche Herz, und ich muß das von Frau von *** verloren haben.

Allerdings, aber es ist jetzt nicht Zeit daran zu denken. Schnell, schnell, antworten Sie kurz und schicken Sie die fünfundzwanzig Louisd'ors zurück.

Folgendermaßen lautete meine Antwort:

„Ihr unwürdiger Argwohn, Ihr schrecklicher Racheplan und der unverschämte Brief, welchen Sie mir geschrieben haben, sind der einzige Grund Ihrer gerechten und ohne Zweifel stechenden Reue. Ich wünsche, daß dieselbe hinreichend sein möge, um Sie mit Ihrem Gewissen auszusöhnen. Die Boten haben sich gekreuzt; das ist nicht meine Schuld. Ich schicke Ihnen die fünfundzwanzig Louisd'ors zurück, welche Sie selbst übergeben können. Ich habe meinen Bedienten nicht hindern können, Ihnen einen Besuch abzustatten; diesmal werden Sie ihn aber wohl nicht zwei Stunden bei sich behalten,

und es wird Ihnen leicht werden, denselben zu besänftigen. Ich wünsche Ihnen eine glückliche Reise und verspreche Ihnen alle Gelegenheiten, Sie zu sehn, zu vermeiden, denn ich pflege Alles, was mir widerlich ist, zu fliehen, und Sie, boshaftes Geschöpf, müßten doch wissen, daß die Welt nicht mit Ungeheuern bevölkert ist, welche der Ehre derjenigen, die ihren Ruf lieben, Netze stellen. Sollten Sie in Luzern mit dem apostolischen Nuntius zusammentreffen, so sprechen Sie nur von mir, und Sie werden erfahren, welchen Ruf ich in Europa habe. Uebrigens kann ich Ihnen versichern, daß LeDuc nur mit mir von seinem Mißgeschick gesprochen hat, und daß er, wenn Sie ihn gut behandeln, um so eher schweigen wird, als er sich auf den Vorfall eben nicht viel zu Gute thun kann. Leben Sie wohl."

Da dieser Brief die Billigung meiner theuern Minerva erhielt, so übergab ich ihn nebst dem Gelde dem Boten. Das Stück ist noch nicht zu Ende, sagte meine Freundin, wir haben noch drei Scenen zu erwarten.

Und welche?

Die Rückkehr Ihres Spaniers, den Ausbruch Ihrer Krankheit und das Erstaunen von Frau von ***, wenn sie die ganze Geschichte erfahren wird.

Ich zählte die Augenblicke bis zu Le Ducs Wiederkunft; aber vergeblich, er erschien nicht. Ich war in der größten Angst, obwohl meine theure Dubois mich zu überreden suchte, daß er nur deshalb so lange wegbleibe, weil die Witwe nicht zu Hause sei. Es giebt so glückliche Charaktere, daß sie die Möglichkeit des Unglücks nicht annehmen. So war ich bis zum dreißigsten Jahre, wo ich unter die Bleidächer kam. Jetzt fange ich an, Unsinn zu reden, und Alles erscheint mir schwarz. Selbst auf Hochzeiten, wo man mich einladet, sehe ich Alles schwarz, und in Prag bei der Krönung Leopolds II. sagte ich: Nolo coronari. Verdammtes Alter, werth, die Hölle zu bewohnen, wo demselben Andere schon vor mir einen Platz angewiesen haben: tristisque senectus!

Um neun und ein halb Uhr erblickte die Haushälterin im Mondschein Le Duc, der im Trabe angesprengt kam. Jetzt lebte ich wieder auf. Ich war ohne Licht; meine Freundin verbarg sich im Alkoven, denn sie mochte auch nicht eine Sylbe von dem Berichte des Spaniers verlieren.

Ich sterbe vor Hunger, sagte er beim Eintreten; ich habe bis sechs und ein halb Uhr auf das Weib warten müssen. Als sie nach Hause kam, fand sie mich auf der Treppe und sagte, ich möge mich fortmachen, sie habe mit mir nichts zu sprechen. Das ist möglich, meine schöne Dame, entgegnete ich, aber ich habe Ihnen zwei Worte zu sagen und warte hier schon verdammt lange.

Warten Sie, erwiederte sie; sodann steckte sie ein Paket und einen Brief, der mir von Ihrer Hand zu sein schien, in die Tasche; folgen Sie mir, fuhr sie hierauf fort. Als wir auf ihr Zimmer gekommen waren, und ich hier Niemand erblickte, sagte ich, sie habe mich vergiftet und ich verlange die Kosten für den Chirurgus. Da sie nichts antwortete, schickte ich mich an, ihr den Beweis zu liefern; aber sie wendete den Kopf ab.

Warten Sie schon lange auf mich? fragte sie.

Seit elf Uhr, ohne etwas im Leibe zu habe. Nach diesen Worten ging sie hinaus, und nachdem sie sich bei dem Bedienten, den sie vermuthlich hierher geschickt hat, nach der Zeit seiner Rückkunft erkundigt, kam sie wieder, verschloß die Thür und gab mir dies Paket, worin ich, wie sie sagte, fünfundzwanzig Louisd'ors finden würde, um mich heilen zu lassen, wenn ich krank wäre; wenn mir aber das Leben lieb sei, solle ich mich hüten, mit Jemand von dieser Sache zu sprechen. Ich versprach ihr zu schweigen, brach auf, und hier bin ich. Gehört mir das Paket?

Ganz sicher. Iß nun Abendbrot und lege Dich schlafen!

Meine theure Dubois, welche nun aus dem Alkoven hervortrat, umarmte mich mit der Miene des Triumphs, und wir verlebten den Abend auf eine heitere Weise. Am folgenden Tage bemerkte ich die ersten Spuren der Krankheit, welche die schreckliche Witwe mir mitgetheilt hatte; aber drei oder vier Tage darauf sah ich, daß dieselbe den gutmüthigsten Charakter hatte, und nach acht Tagen war ich sie schon wieder los. Nicht so ging es meinem armen Spanier, der in einem beklagenswerthen Zustande war.

Den ganzen Morgen des folgenden Tages schrieb ich an Frau von ***. Ich erzählte ihr ganz ausführlich, was ich trotz meines Versprechens, sie zu Rathe zu ziehn, gethan habe, und schickte ihr Abschriften von allen Briefen, um sie zu über-

zeugen, daß ihre Feindin in dem Glauben, sich nur in der Phantasie gerächt zu haben nach Luzern gereist, und daß ihre Ehre glücklich gegen jede Anfechtung geschützt sei. Meinen langen Brief schloß ich mit dem Geständnisse, daß ich das erste Symptom der Krankheit wahrgenommen, daß ich aber hoffen dürfe, binnen wenigen Tagen davon befreit zu werden. Den Brief stellte ich heimlich der Amme zu, und am zweiten Tage erhielt ich einige Zeilen von ihrer Hand, worin sie mir anzeigte, daß sie mich im Laufe der Woche mit ihrem Manne und Herrn von Chavigni besuchen würde.

Ich Unglücklicher mußte jeden Gedanken an Liebe aufgeben; aber meine Dubois, welche wegen der Krankheit Le Ducs den ganzen Tag bei mir blieb, fing an, mir alles Andere zu ersetzen. Je mehr ich mich darauf setzte, in ihr nur eine Freundin zu sehen, desto verliebter wurde ich, und vergeblich schmeichelte ich mir, daß sie endlich das Gefühl, welches ich ihr eingeflößt hatte, unterdrücken würde, wenn wir recht oft zusammenkämen, ohne daß zwischen uns etwas vorfiele. Ich hatte ihr einen Ring geschenkt, und ihr gesagt, sobald sie sich desselben zu entäußern wünsche, würde ich ihr hundert Louis-d'ors dafür geben; aber dazu konnte sie sich nur versucht fühlen, wenn sie in Noth kam, welcher Fall nicht eintreten konnte, so lange sie bei mir blieb, und der Gedanke sie zu entlassen, erschien mir abgeschmackt. Sie war naiv, aufrichtig, belustigend und hatte viel Geist und ein sehr treffendes Urtheil. Sie hatte nie geliebt und nur geheirathet, um Lady Montaigu einen Gefallen zu thun. Sie schrieb nur an ihre Mutter, und ich las ihre Briefe, um ihr einen Gefallen zu thun. Ihre Briefe athmeten kindliche Liebe und waren durchaus gut geschrieben.

Eines Tages kam ich auf den Gedanken, sie zu bitten, mich die Briefe ihrer Mutter lesen zu lassen. Sie antwortet mir nie, sagte sie.

Und warum?

Aus einem guten Grunde, weil sie nicht schreiben kann. Ich hielt sie für todt, als ich aus England zurückkehrte und wurde angenehm überrascht, als ich sie bei meiner Rückkehr nach Lausanne vollkommen gesund fand.

Wer hat Sie aus England begleitet?

Niemand.

Das ist unglaublich. Da Sie jung sind und geeignet, heftige Begierden zu erregen, gute Kleider haben und in Berührung mit so vielen Menschen von verschiedenem Charakter und Sitten kamen, mit jungen Leuten, Wüstlingen, denn deren giebt es überall, wie haben Sie sich zu schützen vermocht?

Mich zu schützen! Das habe ich nie nöthig gehabt. Das große Geheimniß für eine junge Person besteht darin, Niemand anzusehn, so zu thun, als ob man nicht höre, auf gewisse Fragen nicht zu antworten, allein in einem Zimmer, das man abschließt, oder in Gasthöfen, wenn dies möglich ist, bei der Wirthin zu wohnen. Wenn eine junge Person auf Reisen Abenteuer erlebt, so kann man sagen, daß sie in der Regel Veranlassung dazu giebt; denn es ist leicht, überall tugendhaft zu sein, wenn man es nur sein will.

Sie hatte Recht. Sie versicherte mir, daß sie nie ein Abenteuer gehabt und sich nie von ihrer Pflicht entfernt habe, weil sie das Glück gehabt, sich nie zu verlieben. Ihre naiven Aeußerungen, welche frei von aller Prüderie blieben, ihre Einfälle voll Witz und gesunden Menschenverstandes unterhielten mich vom Morgen bis zum Abend, und zuweilen duzten wir uns; das hieß ziemlich weit gehn, und das Ziel, zu welchem die Gewalt der Dinge uns führen mußte, ziemlich deutlich bezeichnen. Sie unterhielt mich auf eine leidenschaftliche Weise von den Reizen der Frau von *** und hörte mir mit dem lebhaftesten Interesse zu, wenn ich ihr meine verschiedenen Liebesabenteuer erzählte. So oft ich an die schlüpfrigen Punkte gelangte und Miene machte, sie der Erzählung der anstößigen Sachen zu berauben, so bat sie mich auf eine so anmuthige Weise ihr nichts zu verbergen, daß ich mich durch diesen sanften Zwang genöthigt sah, sie zu befriedigen; wenn indeß die zu getreue Schilderung uns zu entflammen drohte, lachte sie laut auf, legte mir die Hand auf den Mund, entfloh wie eine verfolgte Gazelle und schloß sich in ihrem Zimmer ein. Ich fragte sie eines Tages, warum sie sich einschlösse. Damit, antwortete sie, Sie in einem solchen Augenblicke nicht etwas von mir fordern, was ich Ihnen in einem solchen Augenblicke nicht abschlagen könnte.

Den Tag vorher, wo Herr von Chavigni und Herr und Frau von *** sich aus dem Stegreife bei mir zum Essen einluden, fragte mich meine Haushälterin, ob ich in Holland

nicht ein Liebesabenteuer gehabt habe. Ich erzählte ihr, was mir mit Esther begegnet war, und als ich bis zur Besichtigung des kleinen Maals gekommen war, hielt mir die liebenswürdige Neugierige den Mund zu, während sie sich todtlachen wollte. Ich drückte sie sanft an mich und da sie auf mich niedersank, so konnte ich dem Wunsche nicht widerstehn, zu sehn, ob sie ein ähnliches Maal habe, wobei sie mir nur schwachen Widerstand entgegensetzte. Da mein unglücklicher Zustand mich hinderte, das Opfer auf dem Altar der Liebe darzubringen, so begnügten wir uns mit einem Scheinopfer, welches nur eine Minute dauerte; aber unsere Augen nahmen Theil am Spiele, und dieser Umstand war nicht geeignet, uns zu beruhigen. Als wir geendet hatten, sagte sie lachend, aber mit der vernünftigsten Miene: Mein theurer Freund, wir lieben uns, und wenn wir uns nicht in Acht nehmen, wird es nicht lange beim bloßen Spaße bleiben.

Nach diesen Worten, welche sie mit einem Seufzer begleitete, stand sie auf, wünschte mir einen guten Abend und legte sich mit dem kleinen häßlichen Dinge zu Bett. Dies war das erstemal, wo wir uns durch die Heftigkeit unserer Sinne fortreißen ließen; aber der erste Schritt war gethan. Ich legte mich vollkommen verliebt zu Bett und sah deutlich voraus, welche Herrschaft diese liebenswürdige Person über mich erlangen würde.

Da am folgenden Morgen Herr und Frau von *** nebst Herrn von Chavigni uns auf eine liebenswürdige Weise überraschten, so gingen wir bis zur Mittagszeit spazieren. Meine theure Dubois machte die Honneurs bei Tisch, und ich sah mit Vergnügen, daß sie meine beiden männlichen Gäste ebenfalls entzückte, denn diese verließen sie während unseres Nachmittagsspazierganges auch keinen Augenblick, wodurch es mir sehr erleichtert wurde, meiner göttlichen Amazone Alles, was ich ihr schon geschrieben hatte, mündlich mitzutheilen. Welchen Antheil meine Haushälterin an dieser ganzen Angelegenheit gehabt hatte, verschwieg ich weislich, denn hätte sie gewußt, daß ihre Schwäche derselben bekannt sei, würde sie sich gekränkt gefühlt haben.

Das Lesen Ihres Briefes, sagte das reizende Weib, hat mir das größte Vergnügen gemacht, weil das Scheusal sich nicht mehr schmeicheln darf, zwei Stunden mit Ihnen zusam-

men gewesen zu sein. Aber, ich bitte Sie, sagen Sie mir, wie Sie bei derselben haben sein können, ohne trotz der Dunkelheit den Unterschied wahrzunehmen, der zwischen uns beiden nothwendiger Weise besteht? Sie ist weit kleiner als ich, weit magerer und mindestens zehn Jahre älter als ich. Ueberdies riecht sie aus dem Munde, und Sie wissen, daß ich diesen Fehler nicht habe. Sie konnten nicht sehn und nicht hören; aber Sie konnten doch fühlen, und haben dennoch nichts bemerkt? Das ist unglaublich!

Und doch ist es leider nur zu wahr. Ich war berauscht von Liebe und da Sie allein meine ganze Seele ausfüllten, so habe ich auch nur Sie sehen können.

Ich begreife die Stärke Ihrer Phantasie im ersten Augenblicke; aber diese Stärke mußte sich nach dem ersten oder zweiten Kampfe vermindern; namentlich mußte dazu der Mangel einer Sache beitragen, welche ich nicht verbergen kann, und welche die höchste Kunst der Koketterie bei ihr nicht nachahmen kann.

Sie haben Recht, eines Venusbusen! Und wenn ich bedenke, daß ich zwei schlaffe Hängebrüste berührt habe, so fühle ich mich unwerth zu leben.

Sie haben es bemerkt und doch keinen Ekel gefühlt?

Konnte ich wohl Ekel fühlen, konnte ich auch nur nachdenken, wenn ich überzeugt war, Sie in den Armen zu halten, Sie, für die ich mein Leben hingeben würde? Nein, eine rauhe Haut, ein stinkender Athem, ein viel zu unbequemes Quartier waren nicht im Stande, meine Gluth zu mäßigen.

Was höre ich! Verabscheuenswerthes und unsauberes Weib! Stinkende Kloake! Ich kann mich von meinem Erstaunen nicht erholen! Und Sie haben mir das Alles verzeihen können?

Ich wiederhole es Ihnen, der Gedanke, Sie zu besitzen, ließ mir nicht die Fähigkeit zu denken; Alles schien mir göttlich.

Sie hätten mich wie ein verlornes Weib behandeln, mich sogar schlagen müssen, wenn Sie mich so gefunden hätten.

O, köstliches Weib, wie ungerecht sind Sie in diesem Augenblicke!

Das kann sein, mein theurer Freund, denn ich bin gegen das Ungeheuer so aufgebracht, daß der Zorn mich Unsinn

sprechen läßt. Jetzt aber, wo sie sich einem Bedienten hingegeben zu haben glaubt, und nach dem erniedrigenden Besuche, welchen sie empfangen, muß sie vor Scham und Wuth sterben. Mich wundert nur, daß sie es geglaubt hat, denn er ist vier Zoll kleiner als Sie. Und wie kann man glauben, daß ein Diener die Sache ebenso gut wie Sie besorge! Das ist nicht glaublich! Ich bin überzeugt, daß sie in denselben jetzt verliebt ist. Fünfundzwanzig Louisd'ors! Er wäre mit zehn zufrieden gewesen. Welches Glück, daß der arme Junge zu so gelegener Zeit krank geworden! Sie haben ihn aber doch in Alles einweihen müssen?

Durchaus nicht. Ich habe ihn glauben lassen, sie habe mir in jenem Zimmer ein Stelldichein gegeben und ich habe wirklich zwei Stunden bei ihr zugebracht, ohne ein Wort zu sprechen, weil ich erkannt zu werden fürchtete. Er, hierauf weiter fußend, hat geglaubt, durch mein Erkranken sei sie mir zum Ekel geworden, und ich hätte deshalb die Gelegenheit ergriffen, die Sache zu verläugnen und mich an ihr zu rächen.

Das ist vortrefflich, und die Unverschämtheit des Spaniers ist unglaublich. Aber die Kühnheit der Niederträchtigen ist das Allerüberraschendste. Hätte das Weib sich indeß nur aus Aufschneiderei und um Ihnen einen Schreck in den Leib zu jagen, für krank ausgegeben, so lief der Bursche doch große Gefahr.

Das habe ich gefürchtet, denn es hatte sich noch kein Symptom der Krankheit bei mir gezeigt.

Jetzt aber gebrauchen Sie eine Kur, und ich bin die Veranlassung. Das thut mir wirklich leid.

Beruhigen Sie sich, mein Engel; meine Krankheit hat wenig zu bedeuten; ich brauche nichts weiter als eine Auflösung von salpetersaurem Kali, und in acht Tagen werde ich vollkommen hergestellt sein. Ich hoffe dann — —

Ach, mein theurer Freund — —

Was!

Denken wir nicht mehr daran, ich beschwöre Sie.

Wenn man nicht sehr stark liebt, erscheint der Ekel allerdings sehr natürlich. Ich bin sehr unglücklich!

Ich bin es mehr als Sie. Ich liebe Sie, und Sie würden undankbar sein, wenn Sie aufhören wollten, mich zu lie-

ben. Lieben wir uns, aber versuchen wir nicht, uns Beweise unserer Liebe zu geben; sie könnten uns verderblich werden.

Vermaledeite Witwe! Sie ist abgereist und in vierzehn Tagen reisen wir auch nach Basel, wo wir bis Ende des November bleiben werden.

Die Würfel sind geworfen, und ich sehe, daß ich mich Ihren Gesetzen oder vielmehr meinem Schicksale unterwerfen muß, denn Alles, was mir in der Schweiz begegnet ist, hat eine unangenehme Wendung für mich genommen. Mein einziger Trost ist, daß Ihre Ehre keinen Angriff zu fürchten hat.

Sie haben die Achtung und Freundschaft meines Mannes erworben; wir werden immer gute Freunde bleiben.

Wenn Sie abreisen müssen, so fühle ich wohl, daß es meine Pflicht ist, vor Ihnen abzureisen. Das wird die unwürdige Urheberin meines Unglücks noch mehr überzeugen, daß unsere Freundschaft keine tadelnswerthe war.

Sie denken wie ein Engel und überzeugen mich immer mehr von Ihrer Zärtlichkeit. Wo wollen Sie hin?

Nach Italien; aber ich komme zuvor durch Bern und Genf.

Sie werden also nicht nach Basel kommen. Das ist mir lieb, obwohl ich Sie gern sehen würde. Man würde wahrscheinlich darüber sprechen, und das würde mir nachtheilig sein. Wenn es aber möglich ist, so zeigen Sie sich während der wenigen Tage, welche Sie noch hier bleiben, heiter, denn die Traurigkeit steht Ihnen nicht gut.

Wir begaben uns wieder zum Gesandten und Herrn von ***, welche nicht Zeit gehabt hatten, an uns zu denken, da meine theure Dubois sie durch ihre angenehme Unterhaltung erheitert hatte. Ich machte ihr den Vorwurf, daß sie mit ihrem Geiste gegen mich geize, und Herr von Chavigni sagte die Gelegenheit erfassend, wir wären verliebt und Verliebte, könnten also die geistreichen Gespräche sehr gut entbehren. Meine Dubois blieb aber die Antwort nicht schuldig; sie fiel tüchtig über die beiden Herren her, und ich erhielt dadurch Gelegenheit, meinen Spaziergang mit Madame fortzusetzen, welche zu mir sagte:

Ihre Haushälterin, theurer Freund, ist ein Muster. Sagen Sie mir die Wahrheit und ich verspreche Ihnen vor meiner Abreise ein Zeichen der Dankbarkeit, welches Ihnen gefallen wird.

Was wollen Sie wissen?

Sie lieben sie, und sie erwiedert Ihre Liebe.

Ich glaube es, aber bis jetzt — —

Mehr will ich nicht wissen, denn wenn es noch nicht geschehen ist, so wird es geschehen, und das ist dasselbe. Hätten Sie gesagt, Sie liebten sich nicht, so hätte ich Ihnen nicht geglaubt, denn ich begreife nicht, wie ein Mann in Ihrem Alter mit einer Frau wie sie leben kann, ohne sie zu lieben. Sie ist sehr hübsch, hat Geist wie ein Engel, Heiterkeit, Talent, einen ausgezeichneten Ton nnd spricht sehr gut; das ist mehr als nöthig ist, um zu bezaubern, und ich bin überzeugt, daß es Ihnen schwer werden würde, sich von ihr zu trennen. Lebel hat ihr einen schlechten Dienst geleistet, indem er sie zu Ihnen gebracht hat, denn sie stand in sehr gutem Rufe, während sie jetzt bei anständigen Damen kein Unterkommen mehr finden wird.

Ich werde sie nach Bern führen.

Sie werden wohl daran thun.

Als sie aufbrachen, sagte ich, ich würde binnen Kurzem nach Solothurn kommen, um Abschied zu nehmen und ihnen für ihre verbindliche Aufnahme zu danken, weil ich in wenigen Tagen abzureisen gedenke. Der Gedanke, Frau von *** nicht wiederzusehen, war mir so peinlich, daß ich mich niederlegte, sobald ich auf mein Zimmer gekommen war, und meine Haushälterin, welche meine Traurigkeit achtete, zog sich zurück, nachdem sie mir eine gute Nacht gewünscht hatte.

Zwei oder drei Tage darauf erhielt ich ein Billet von meiner Zauberin, worin sie mich aufforderte, sie am folgenden Tage um zehn Uhr zu besuchen und mich zum Mittagsessen bei ihr einzuladen. Ich vollführte ihren Befehl buchstäblich, und Herr von *** nahm mich sehr freundlich auf; aber er sagte, er müsse aufs Land gehen und könne nicht vor ein Uhr zurück sein, ich möge es also nicht übel nehmen, wenn er seine Frau beauftrage, mich bis dahin zu unterhalten. Das ist das Loos der armen Männer! Madame stickte mit einem jungen Mädchen; ich nahm ihre liebenswürdige Gesellschaft an, unter der Bedingung, daß sie ihre Arbeit nicht aufgebe.

Das junge Mädchen entfernte sich gegen Mittag, und sogleich gingen wir, um die frische Luft zu genießen, auf das flache Dach, wo sich ein hübsches Kabinet befand, von welchem

aus wir, ohne gesehen zu werden, alle ankommenden Wagen von fern wahrnehmen konnten.

Warum, göttliche Freundin, haben Sie mir dieses Glück nicht verschafft, als ich vollkommen gesund war?

Weil damals mein Mann glaubte, Sie hätten sich nur meinetwegen als Kellner verkleidet und Sie könnten mir nicht gleichgültig sein. Ihr kluges Benehmen hat diesen Verdacht zerstört, noch mehr Ihre Haushälterin, welche er für Ihre Frau hält und welche er so sehr liebt, daß er gern, wenigstens für einige Tage, mit Ihnen tauschen würde. Würden Sie den Tausch eingehen?

O, warum kann er nicht stattfinden!

Da ich nur eine Stunde vor mir hatte und voraussah, daß dies die letzte sein würde, welche bei ihr zuzubringen, mir beschieden sei, so warf ich mich ihr zu Füßen. Sie war voll Zärtlichkeit und setzte meinen Begierden keinen Widerstand entgegen, welche ich zu meinem großen Bedauern indeß täuschen mußte, denn ich liebte sie zu aufrichtig, als daß ich ihre Gesundheit in Gefahr hätte bringen mögen. Ich that Alles, was im Stande war, den Vollgenuß des Glücks zu ersetzen; aber ohne Zweifel hatte an dem, welchen ich ihr verschaffte, das Vergnügen mich zu überzeugen, daß sie mehr werth sei als die schreckliche Witwe, nicht den kleinsten Antheil.

Als wir den Wagen ihres Mannes ankommen sahen, eilten wir an das andere Ende des flachen Daches, und hier fand uns der wackere Mann. Er entschuldigte sich vielfach, daß er nicht habe früher kommen können.

Wir hatten ein gutes Mittagsessen; aber bei Tisch unterhielt er mich fast ausschließlich von meiner Dubois, und es schien ihm nahe zu gehen, als ich sagte, ich gedenke sie nach Lausanne zu führen und ihrer Mutter zurückzugeben. Um fünf Uhr nahm ich mit gepreßtem Herzen von ihnen Abschied und begab mich zu Herrn von Chavigni, welchem ich Alles, was mir begegnet war, mittheilte. Ich hätte gegen die Dankbarkeit zu verstoßen geglaubt, wenn ich dem liebenswürdigen Greise die Erzählung der Komödie vorenthalten hätte, welche ihm ohne Zweifel komisch schien, wie sie mir jetzt erscheint. Er hatte ein Recht darauf, da er so viel zum

Gelingen eines Planes beigetragen, der nur durch ein beispielloses Mißgeschick nicht glückte.

Er bewunderte den Geist meiner theuren Dubois, denn ich verbarg ihm ihren Antheil an der Intrigue nicht, und sagte, er würde sich trotz seinem Alter glücklich schätzen, wenn er eine Frau wie sie bei sich haben könnte; als ich ihm vertraute, daß ich sie liebe, war er sehr erfreut. Ersparen Sie sich, mein lieber Casanova, die Mühe, sagte er, alle Häuser von Solothurn zu durchlaufen, um Abschied zu nehmen. Sie können sich dieser Schicklichkeitspflicht in Gesellschaft entledigen, und Sie brauchen nicht einmal zum Abendessen zu bleiben, wenn Sie nicht spät nach Hause kommen wollen. Ich folgte seinem Rathe. Ich sah Frau von *** und glaubte, sie zum letztenmale zu sehen. Ich täuschte mich; ich habe sie zehn Jahre später gesehen, und der Leser wird zu seiner Zeit erfahren, wo, wie und in welcher Lage.

Ehe ich wegging, folgte ich dem Gesandten in sein Zimmer, um ihm zu danken, wie es sich gebührte, und ihn um ein Empfehlungsschreiben nach Bern zu bitten, wo ich vierzehn Tage zu bleiben gedachte. Ich bat ihn zu gleicher Zeit, mir Lebel zu schicken, um meine Rechnung abzumachen. Er sagte, er werde mir durch denselben einen Brief an Herrn Muralt, Amman von Thun, schicken.

Nach Hause zurückgekehrt, in trauriger Stimmung über meine Abreise aus einer Stadt, wo ich in Verhältniß zu den wirklichen Niederlagen, die ich erlitten, nur geringe Siege davon getragen hatte, dankte ich freundlichst der Haushälterin, daß sie die Gefälligkeit gehabt, auf mich zu warten, und ihr gute Nacht wünschend, zeigte ich ihr an, daß wir in drei Tagen nach Bern reisen würden und daß die Koffer gepackt werden müßten.

Nachdem ich am folgenden Tage ziemlich stille mit ihr gefrühstückt hatte, sagte sie zu mir: Sie nehmen mich also mit, theurer Freund?

Ja, gewiß, wenn Sie mich genug lieben, um gern mit mir zu gehen.

Sehr gern bis ans Ende der Welt, um so lieber, als ich Sie traurig und gewissermaßen krank sehe, während Sie, als ich bei Ihnen antrat, heiter und wohl waren. Muß ich

Sie verlassen, so kann ich mich nur dann trösten, wenn ich Sie glücklich sehe.

Der Chirurgus meldete mir, mein armer Spanier sei so krank, daß er das Bett nicht verlassen könne. Ich werde ihn in Bern heilen lassen, entgegnete ich; sagen Sie ihm, daß wir morgen abreisen und daselbst zu Mittag speisen wollen.

Ich habe die Ehre, Ihnen bemerklich zu machen, mein Herr, daß, wenn die Reise auch nur sieben französische Meilen beträgt, er sie doch nicht antreten kann, denn er ist an allen Gliedern gelähmt.

Sie betrüben mich, Herr Doktor.

Ich glaube es, mein Herr, aber es ist eine Thatsache.

Die ich mit eignen Augen untersuchen muß, und ich begab mich zu Le Duc.

Ich fand in der That, daß der arme Teufel nicht im Stande war sich zu rühren. Nur über seine Zunge und Augen konnte er verfügen. Du bist ja hübsch zugerichtet, sagte ich zu ihm.

Schlecht, mein Herr, obwohl ich mich im Uebrigen wohl befinde.

Ich glaube es, aber einstweilen kannst Du Dich nicht bewegen, und ich will übermorgen zu Mittag in Bern speisen.

Lassen Sie mich hintragen und dort heilen.

Du hast Recht; ich werde Dich in einer Sänfte tragen lassen.

Ich werde aussehen wie ein Heiliger, der in Prozession herumgeführt wird.

Ich gab einem Bedienten den Auftrag, für denselben zu sorgen und Alles für die Abreise in Ordnung zu bringen. Ich ließ ihn mit zwei Pferden, welche die Sänfte trugen, in den Gasthof zum Falken bringen.

Lebel kam um Mittag und brachte mir das Schreiben seines Herrn für Herrn von Muralt. Er gab mir die Quittungen; ich bezahlte ohne Einwendung, denn ich fand ihn in allen Punkten anständig und ließ ihn mit Madame Dubois und mir speisen. Ich war nicht aufgelegt zum Sprechen, und sah mit Vergnügen, daß sie meine Unterhaltung entbehren konnten, denn sie wetteiferten im Sprechen mit einander und thaten es auf eine sehr unterhaltende Weise, da es Lebel kei-

Gelingen eines Planes beigetragen, der nur durch ein beispielloses Mißgeschick nicht glückte.

Er bewunderte den Geist meiner theuren Dubois, denn ich verbarg ihm ihren Antheil an der Intrigue nicht, und sagte, er würde sich trotz seinem Alter glücklich schätzen, wenn er eine Frau wie sie bei sich haben könnte; als ich ihm vertraute, daß ich sie liebe, war er sehr erfreut. Ersparen Sie sich, mein lieber Casanova, die Mühe, sagte er, alle Häuser von Solothurn zu durchlaufen, um Abschied zu nehmen. Sie können sich dieser Schicklichkeitspflicht in Gesellschaft entledigen, und Sie brauchen nicht einmal zum Abendessen zu bleiben, wenn Sie nicht spät nach Hause kommen wollen. Ich folgte seinem Rathe. Ich sah Frau von *** und glaubte, sie zum letztenmale zu sehen. Ich täuschte mich; ich habe sie zehn Jahre später gesehen, und der Leser wird zu seiner Zeit erfahren, wo, wie und in welcher Lage.

Ehe ich wegging, folgte ich dem Gesandten in sein Zimmer, um ihm zu danken, wie es sich gebührte, und ihn um ein Empfehlungsschreiben nach Bern zu bitten, wo ich vierzehn Tage zu bleiben gedachte. Ich bat ihn zu gleicher Zeit, mir Lebel zu schicken, um meine Rechnung abzumachen. Er sagte, er werde mir durch denselben einen Brief an Herrn Muralt, Amman von Thun, schicken.

Nach Hause zurückgekehrt, in trauriger Stimmung über meine Abreise aus einer Stadt, wo ich in Verhältniß zu den wirklichen Niederlagen, die ich erlitten, nur geringe Siege davon getragen hatte, dankte ich freundlichst der Haushälterin, daß sie die Gefälligkeit gehabt, auf mich zu warten, und ihr gute Nacht wünschend, zeigte ich ihr an, daß wir in drei Tagen nach Bern reisen würden und daß die Koffer gepackt werden müßten.

Nachdem ich am folgenden Tage ziemlich stille mit ihr gefrühstückt hatte, sagte sie zu mir: Sie nehmen mich also mit, theurer Freund?

Ja, gewiß, wenn Sie mich genug lieben, um gern mit mir zu gehen.

Sehr gern bis ans Ende der Welt, um so lieber, als ich Sie traurig und gewissermaßen krank sehe, während Sie, als ich bei Ihnen antrat, heiter und wohl waren. Muß ich

Sie verlassen, so kann ich mich nur dann trösten, wenn ich Sie glücklich sehe.

Der Chirurgus meldete mir, mein armer Spanier sei so krank, daß er das Bett nicht verlassen könne. Ich werde ihn in Bern heilen lassen, entgegnete ich; sagen Sie ihm, daß wir morgen abreisen und daselbst zu Mittag speisen wollen.

Ich habe die Ehre, Ihnen bemerklich zu machen, mein Herr, daß, wenn die Reise auch nur sieben französische Meilen beträgt, er sie doch nicht antreten kann, denn er ist an allen Gliedern gelähmt.

Sie betrüben mich, Herr Doktor.

Ich glaube es, mein Herr, aber es ist eine Thatsache.

Die ich mit eignen Augen untersuchen muß, und ich begab mich zu Le Duc.

Ich fand in der That, daß der arme Teufel nicht im Stande war sich zu rühren. Nur über seine Zunge und Augen konnte er verfügen. Du bist ja hübsch zugerichtet, sagte ich zu ihm.

Schlecht, mein Herr, obwohl ich mich im Uebrigen wohl befinde.

Ich glaube es, aber einstweilen kannst Du Dich nicht bewegen, und ich will übermorgen zu Mittag in Bern speisen.

Lassen Sie mich hintragen und dort heilen.

Du hast Recht; ich werde Dich in einer Sänfte tragen lassen.

Ich werde aussehen wie ein Heiliger, der in Prozession herumgeführt wird.

Ich gab einem Bedienten den Auftrag, für denselben zu sorgen und Alles für die Abreise in Ordnung zu bringen. Ich ließ ihn mit zwei Pferden, welche die Sänfte trugen, in den Gasthof zum Falken bringen.

Lebel kam um Mittag und brachte mir das Schreiben seines Herrn für Herrn von Muralt. Er gab mir die Quittungen; ich bezahlte ohne Einwendung, denn ich fand ihn in allen Punkten anständig und ließ ihn mit Madame Dubois und mir speisen. Ich war nicht aufgelegt zum Sprechen, und sah mit Vergnügen, daß sie meine Unterhaltung entbehren konnten, denn sie wetteiferten im Sprechen mit einander und thaten es auf eine sehr unterhaltende Weise, da es Lebel kei-

neswegs an Geist fehlte. Er sagte, er sei entzückt, daß ich ihm Gelegenheit gegeben, die Haushälterin kennen zu lernen, welche er mir verschafft habe; denn vorher habe er nicht sagen können, daß er sie kenne, da er sie nur drei- oder viermal flüchtig in Lausanne gesehen. Als er von Tisch aufstand, bat er mich um die Erlaubniß, ihr schreiben zu dürfen, und sie nahm darauf das Wort und forderte ihn auf, sein Versprechen zu halten.

Lebel war ein liebenswürdiger Mann, welcher sich den Fünfzigern näherte, und sein Aeußeres war höchst anständig. Als er Abschied nahm, umarmte er sie auf französische Weise, ohne mich um Erlaubniß zu fragen, und sie ließ es mit guter Manier geschehen.

Sie sagte, als er weg war, die Bekanntschaft mit diesem Manne könne ihr sehr nützlich werden, und sie freue sich, daß sie in Correspondenz mit ihm trete.

Am folgenden Tage beschäftigten wir uns mit den Anordnungen für unsere kleine Reise; Le Duc brach in einer Sänfte auf und übernachtete vier Meilen von Solothurn. Den Tag darauf, nachdem ich die Familie des Portiers, den Koch und die Lakaien, welche ich hier ließ, gut bewirthet hatte, fuhr ich in meinem Wagen mit meiner reizenden Dubois ab, und um elf Uhr langte ich im Gasthofe zu Bern an, wo Le Duc einige Stunden vor mir angekommen war. Ich accordirte zunächst mit dem Wirthe, denn ich kannte die Gewohnheiten der schweizer Wirthe; endlich beauftragte ich den Bedienten, den ich angenommen hatte und der aus dieser Stadt war, Le Duc zu pflegen, ihm einen guten Arzt zu besorgen und diesem zu sagen, daß er nichts sparen solle, um denselben vollkommen zu heilen.

Ich speiste sodann mit meiner Haushälterin auf ihrem Zimmer, denn sie wohnte besonders, und nachdem ich mein Empfehlungsschreiben dem Portier von Herrn von Muralt übergeben hatte, ging ich aufs Gerathewohl spazieren.

Achtes Kapitel.

Bern. — Die Matte. — Frau von la Saone. — Sarah. — Meine Abreise. — Ankunft in Basel.

Auf einer Höhe angelangt, von wo aus meine Blicke über eine weite Ebene schweiften, durch welche sich ein kleiner Fluß dahinzog, bemerkte ich einen schmalen Fußpfad, welchen ich einschlug und welcher mich zu einer Art Treppe führte. Ich stieg etwa hundert Stufen hinab und fand einige vierzig Kabinette, welche mir Badelogen zu sein schienen. In der That, während ich den Ort betrachtete, kam ein Mann von anständigem Aussehen auf mich zu und fragte mich, ob ich ein Bad nehmen wolle. Als ich bejahend antwortete, öffnete er mir eine Loge und sogleich stürzte eine Schaar junger Mädchen auf mich zu. Mein Herr, sagte der Besitzer, jedes von diesen Mädchen strebt nach der Ehre, Sie im Bade zu bedienen; Sie haben nur zu wählen. Mit einem kleinen Thaler bezahlen Sie das Bad, das Mädchen und Ihren Kaffee. Gleich dem Sultan ließ ich nun meine Blicke über diese Schaar derber Schönheiten schweifen und wählte die, welche mir am besten zusagte.

Nachdem wir in meine Loge getreten waren, verriegelte sie die Thür von innen, und mit der ernstesten Miene, ohne ein Wort zu sagen, ja ohne mir ins Gesicht zu sehen, zog sie mich aus, steckte meine Haare unter eine Baumwollenmütze, und als sie mich im Wasser sah, entkleidete auch sie sich wie eine Person, welche daran gewöhnt ist, und stieg, ohne ein Wort zu sagen, ebenfalls ins Wasser. Hier begann sie nun, mich überall zu reiben, außer an einem gewissen Orte, welchen

ich mit beiden Händen bedeckte. Als ich mich genug behandelt fand, bestellte ich Kaffee. Sie verließ das Bad, öffnete die Thür und nachdem sie meine Bestellung gemacht, kehrte sie wieder ins Bad zurück, als ob gar nichts geschehen wäre.

Als der Kaffee gekommen war, stieg sie wiederum aus dem Wasser, um denselben in Empfang zu nehmen, schloß dann die Thür, stieg wieder ins Wasser, wo sie das Kaffeebrett hielt, während ich den Kaffee trank, und auch als ich ausgetrunken hatte, blieb sie noch ferner bei mir.

Ohne länger bei den Formen dieses Mädchens zu verweilen, hatte ich doch genug gesehen, um mich zu überzeugen, daß sie Alles hatte, was ein Mann nur an einer Frau wünschen kann: ein schönes Gesicht, lebhafte und schön gespaltene Augen, einen schönen Mund mit schönen Zähnen, eine gesunde Gesichtsfarbe, einen hübsch gerundeten Busen, einen hübschen Hüftenfall und alles Uebrige dem entsprechend. Allerdings fühlte ich, daß ihre Hände hätten sanfter sein können; aber ich konnte ihre Rauhigkeit der Arbeit zuschreiben. Auch war meine Schweizerin nur achtzehn Jahre alt, und dennoch blieb ich durchaus kalt. Woher kam das? Diese Frage richtete ich an mich, und der Grund war vielleicht der, daß sie der Natur zu nahe stand, daß sie nicht jene Grazie, jene Koketterie, jene kleinen Ziererereien hatte, welche die Frauen mit so großer Kunst gebrauchen, um uns zu verführen. Wir lieben also nur das Erkünstelte und Falsche! Vielleicht ist es auch, um unsre Sinne zu reizen, nöthig, daß wir die Reize hinter dem Schleier der Schaam errathen. Wenn aber bei unserer Gewohnheit, uns zu bekleiden, das Gesicht, welches sichtbar bleibt, als der für unsere völlige Befriedigung unwichtigste Theil erscheint, warum spielt dennoch das Gesicht die erste Rolle? Warum macht uns gerade das Gesicht verliebt? Warum beurtheilen wir allein nach diesem Zeugniß die Schönheit einer Frau, und warum verzeihen wir ihr, wenn die Theile, die sie verbirgt, mit dem hübschen Gesichte nicht in Einklang stehen? Wäre es nicht natürlicher und namentlich vernünftiger und vortheilhafter, das Gesicht zu bedecken und mit dem übrigen Körper nackend zu gehen? Wenn wir uns dann in einen Gegenstand verliebten, hätten wir, um unsere Flamme zu krönen, nur zu wünschen, daß die Physiognomie den Reizen entspräche, in welche wir uns verliebt haben.

Ohne Zweifel würde das vorzuziehen sein, denn dann würden wir nur durch eine vollkommene Schönheit verführt werden, und wir würden es leicht verzeihen, wenn wir beim Aufziehen des Vorhangs ein häßliches Gesicht fänden, wo wir ein schönes erwartet. Dann würde nur eine häßliche Frau, welche durch die Schönheit ihrer Formen zu verführen vermöchte, sich nie dazu verstehen, ihr Gesicht zu entblößen, während die schönen sich nicht bitten lassen würden, uns ihr Gesicht zu zeigen; die häßlichen würden uns dann nicht lange schmachten lassen, sie würden vielmehr leicht in unsere Wünsche willigen, um sich uns nicht zeigen zu müssen, und sie würden sich nicht eher demaskiren, als bis sie uns durch den Genuß überzeugt hätten, daß der Mann auch ohne ein schönes Gesicht glücklich werden kann. Uebrigens ist es klar und unbestreitbar, daß die Unbeständigkeit in der Liebe nur wegen der Verschiedenheit der Gesichter besteht. Sähe man diese nicht, so würde man immer treu sein und in die erste Frau, welche man geliebt hat, verliebt bleiben. Ich weiß wohl, daß diese Auseinandersetzung von vielen Narren als eine Thorheit betrachtet werden wird, indeß werde ich nicht da sein, um ihnen antworten zu müssen.

Als ich das Bad verlassen hatte, nahm sie Servietten, trocknete mich, zog mir das Hemde an und frisirte mich so wie sie war, d. h. ganz nackend.

Während ich mich anzog, kleidete sie sich ebenfalls an, was bald geschehen war, worauf sie mir die Schuhe zuschnallte. Dann gab ich ihr einen kleinen Thaler für das Bad und sechs Francs für sie; sie behielt zwar den kleinen Thaler, gab mir aber die sechs Francs, ohne eine Wort zu sagen, mit verächtlicher Miene zurück. Das kränkte mich; ich sah, daß sie sich beleidigt fühlte und keine Hintenansetzung zu verdienen glaubte. Ich entfernte mich in ziemlich übler Laune.

Nach dem Abendessen konnte ich mich nicht enthalten, meiner theuren Dubois mein Abenteuer vom Nachmittage zu erzählen, und sie machte über alle einzelnen Umstände ihre Bemerkungen. Das Mädchen kann nicht hübsch sein, mein Freund, sagte sie, denn wenn sie es wäre, würden Sie sicherlich der Verlockung nicht widerstanden haben. Ich möchte sie wohl sehn.

Wenn Du auf sie neugierig bist, will ich Dich hinführen.
Das würde mir grosses Vergnügen machen.
Aber Du musst Dich als Mann anziehn.
Sie stand auf, ging hinaus, ohne etwas zu sagen, und kam eine Viertelstunde darauf mit einem Anzuge von Le Duc, aber ohne Hosen, zurück, denn gewisse hervorragende Theile waren bei ihr zu sehr ausgebildet. Ich forderte sie auf, eine von meinen Hosen anzuziehn, und die Partie wurde auf den folgenden Morgen angesetzt.

Um sechs Uhr weckte sie mich. Sie war als Mann gekleidet und trug einen blauen Ueberrock, welcher ihre Formen vollkommen verbarg. Ich wusch mich und wir traten den Weg nach der Matte an. So hiess der Ort.

Belebt von dem Vergnügen, welches diese Partie versprach, strahlte meine theure Dubois vor Freude. Trotz ihrer Verkleidung war es beinahe unmöglich, ihr Geschlecht nicht zu errathen, da sie zu entschiedene weibliche Formen hatte; auch hüllte sie sich, so gut es ging, in ihren Ueberrock.

Als wir angekommen waren, fragte mich der Besitzer des Bades, ob wir ein Zimmer für vier Personen wünschten. Ich antwortete bejahend, und schon sahen wir uns von allen Bademägden umringt. Ich zeigte meiner Haushälterin diejenige, welche mich nicht verführt hatte, obwohl sie recht hübsch war; sie wählte diese, und nachdem ich mir ein derbes Frauenzimmer von entschlossenem Aussehn auserkoren, schlossen wir uns alle Viere in einem Badezimmer ein.

Sobald ich entkleidet war, stieg ich mit meiner kräftigen Schweizerin ins Wasser. Die Haushälterin zauderte; die Neuheit überraschte sie, und in ihrer Miene verrieth sich einige Reue, so weit gegangen zu sein; indess machte sie gute Miene zum bösen Spiele und fing an zu lachen, als sie sah, wie kräftig mein weiblicher Grenadier mich rieb. Es kostete ihr einige Mühe, sich ihres Hemdes zu entledigen; da aber nur der erste Schritt schwer ist und eine Scham die andere besiegte, so liess sie das Hemde fallen, und trotz ihrer beiden Hände und gleichsam wider ihren Willen entfaltete sie vor meinen Augen die ganze Schönheit ihrer Formen. Ihre Magd schickte sich an, sie zu behandeln, wie sie am vorigen Tage mit mir gethan; aber sie bat dieselbe, sie in Ruhe zu lassen,

und da ich ihrem Beispiele folgte und ebenfalls die meinige abwies, so mußte sie sich wohl von mir bedienen lassen.

Die beiden Schweizerinnen, welche ohne Zweifel schon oft in solcher Lage gewesen waren, schickten sich an, uns ein Schauspiel aufzuführen, welches mir wohl bekannt, meiner theuren Dubois aber gänzlich fremd war.

Diese beiden Bachantinnen ahmten die Liebkosungen nach, welche ich meiner Haushälterin erwies, während diese sich nicht von ihrem Erstaunen erholen konnte, als sie sah, mit welcher Wuth meine Magd die Rolle eines Mannes bei der ihrigen spielte. Ich muß gestehn, daß ich selbst einigermaßen verwundert war, obwohl ich vor sechs Jahren Zeuge der Liebesentzückungen meiner schönen venetianischen Nonne und meiner schönen C. C gewesen war.

Nie hätte ich geglaubt, daß etwas Derartiges mich zerstreuen könne, während ich eine Frau, welche mich liebte, und welche alle Reize besaß, die nur die Sinne fesseln können, zum erstenmale in meinen Armen halte; aber der seltsame Kampf dieser beiden jungen Mänaden beschäftigte sie ebenfalls. Das Mädchen, das Sie genommen haben, sagte die Haushälterin, muß ein Mann sein. Aber, meine Theure, versetzte ich, haben Sie nicht ihre Brüste und ihre Formen gesehn?

Ja, aber das hindert nicht.

Die dicke Schweizerin, welche dies gehört hatte, drehte sich um und zeigte mir etwas, was ich nie für möglich gehalten hätte. Indeß war keine Täuschung möglich; ihre Clitoris war länger als mein kleiner Finger und steif genug, um einzudringen. Ich erklärte meiner theuren Dubois die Sache, um sie aber zu überzeugen, mußte ich sie dieselbe berühren lassen. Das freche Geschöpf trieb die Schaamlosigkeit so weit, daß sie ihr anbot, ihr einen gleichen Dienst zu erweisen, und sie drang mit so leidenschaftlicher Heftigkeit darauf, daß ich sie zurückstoßen mußte. Sich nun auf ihre Gefährtin stürzend, stillte sie an dieser ihre geile Wuth. Obwohl dieser Anblick theilweise ekelhaft war, reizte er uns doch so sehr, daß meine Haushälterin der Natur nachgab und mir Alles bewilligte, was ich nur wünschen konnte.

Dieses Fest dauerte zwei Stunden, und sehr zufrieden mit einander kehrten wir nach der Stadt zurück. Als ich das

Bad verließ, schenkte ich jeder der beiden Bachantinnen einen Louisd'or, und wir entfernten uns mit der Absicht, nie wieder zurückzukehren.

Man weiß, daß nach der bestandenen Probe uns nichts mehr abhalten konnte, uns unserer Liebe zu überlassen.

Meine theure Dubois wurde also nun meine Geliebte, und so lange wir in Bern blieben, machten wir uns gegenseitig glücklich. Ich war gänzlich von dem unheilvollen Geschenke der schrecklichen Witwe befreit und empfand, daß, wie das Vergnügen, so auch die Unannehmlichkeiten vorübergehend sind. Ich gehe sogar noch weiter und behaupte, daß, wenigstens in der Liebe, das Vergnügen dauernder als die Schmerzen ist, da es Erinnerungen zurückläßt, welche man noch im Alter genießt, während die Erinnerung an die Schmerzen, wenn man dieselbe bewahrt, so schwach ist, daß sie keinen Einfluß auf das Glück hat.

Um zehn Uhr meldete man mir den Amman von Thur. Er war französisch gekleidet, in schwarzem Anzuge, von ernstem, zugleich sanftem und höflichem Wesen, welches mir gefiel. Er war schon in einem gewissen Alter und einer der Vorstände der Regierung. Er bestand darauf, mir den Brief vorzulesen, welchen ihm Herr von Chavigni für mich geschrieben hatte. Derselbe war außerordentlich schmeichelhaft, und ich sagte ihm, ich würde nicht gewagt haben, denselben zu überbringen, wenn er offen gewesen wäre. Er bat mich, am nächsten Tage ein Männerabendessen und am darauf folgenden Tage ein Abendessen von Männern und Frauen anzunehmen. Ich ging mit ihm aus, und wir besuchten die Bibliothek, wo ich Herrn Felix fand, einen ausgetretenen Mönch, welcher mehr Literaturkenner als wissenschaftlich gebildet war, und einen jungen Menschen Namens Schmidt, welcher viel versprach und in der literarischen Welt schon vortheilhaft bekannt war. Ich hatte aber auch das Unglück, hier einen sehr langweiligen Gelehrten zu treffen: er wußte die Namen von zehntausend verschiedenen Muscheln auswendig, und ich mußte ihn zwei Stunden anhören, obwohl diese Wissenschaft mir gänzlich fremd war. Er sagte unter Anderm, die Aar, ein bekannter Fluß des Kantons, führe Gold. Ich erwiederte ihm, sie habe dies mit allen großen Flüssen gemein, aber sein Achselzucken schien anzudeuten, daß er es nicht glaube.

Ich speiste bei Herrn von Muralt mit den vier oder fünf der angesehensten Damen von Bern. Ich fand sie hübsch, namentlich eine Frau von Saconai, welche sehr liebenswürdig und gebildet war. Ich würde ihr jedenfalls den Hof gemacht haben, wäre ich in der Hauptstadt der Schweiz, wenn anders die Schweiz eine Hauptstadt haben kann, länger geblieben.

Die Berner Damen kleiden sich gut, obwohl ohne Luxus, da die Gesetze diesen verbieten. Sie haben ein ungezwungenes Wesen und sprechen mit großer Leichtigkeit französisch. Sie erfreuen sich einer großen Freiheit, mißbrauchen dieselbe aber nicht, trotz der Galanterie, welche die verschiedenen Gesellschaften belebt, denn der Anstand steht hier in Ehren. Die Männer sind hier nicht eifersüchtig, aber sie fordern, daß ihre Frauen um neun Uhr Abends nach Hause kommen, um in der Familie zu speisen.

Ich blieb in dieser Stadt drei Wochen, nur beschäftigt mit meiner Dubois und einer alten Dame von fünfundachtzig Jahren, welche mich durch ihre chemischen Kenntnisse sehr interessirte. Sie hatte in enger Verbindung mit dem berühmten Boerhave gestanden und zeigte mir eine goldne Platte, welche er in ihrer Gegenwart bereitet hatte und welche vor ihrer Umwandlung von Kupfer gewesen war. Ich glaubte, was ich wollte; sie versicherte mir, dieser Gelehrte habe den Stein der Weisen besessen, habe aber das Leben nur um einige Jahre über ein Jahrhundert hinaus verlängern können. Boerhave habe indeß keinen Gebrauch davon für sich machen können, denn er sei an einem Herzpolypen gestorben, ehe er das Alter vollkommener Reife erreicht habe, welches Hippokrates zwischen sechszig und siebenzig setzt. Die vier Millionen, welche er seiner Tochter hinterließ, beweisen zwar nicht, daß er das Geheimniß hatte, Gold zu machen, wohl aber zuversichtlich, daß er das Talent hatte, Gold zusammenzuscharren. Die gute Alte sagte mir, er habe ihr ein Manuscript geschenkt, worin der ganze Prozeß erklärt sei, aber sie finde dasselbe dunkel.

Sie müssen es herausgeben, sagte ich.

Gott bewahre mich davor!

Verbrennen Sie es also.

Dazu habe ich nicht den Muth.

Als Herr von Muralt mich abholte, um mir die Exercitien der Berner Bürger zu zeigen, welche alle Soldaten sind, fragte ich ihn, was der Bär über dem Stadtthore bedeute. Der Bär hat der Stadt und dem Kanton, welcher hinsichtlich des Ranges der zweite, der Ausdehnung und dem Reichthume nach aber der erste ist, den Namen gegeben. Dieser ist ein von der Aar, welche ganz in der Nähe des Rheins entspringt, gebildete Halbinsel. Er sprach von der Macht seines Kantons, von den Herrschaften und Landvoigteien, und erklärte mir, was ein Amman sei; sodann ging er zur Politik über und gab mir eine Beschreibung der verschiedenen Regierungssysteme, welche in der Eidgenossenschaft herrschen. Ich begreife sehr wohl, sagte ich zu ihm, daß jeder der dreizehn Kantone, aus denen die Eidgenossenschaft besteht, eine besondere Regierung hat. Das glaube ich wohl, entgegnete er, mich unterbrechend; was Sie aber nicht so gut, eben so wenig wie ich, begreifen werden, ist, daß mancher Kanton viere hat.

Ich speiste herrlich zu Abend mit vierzehn oder fünfzehn Senatoren. Anfangs keine Spur von Heiterkeit, keine frivolen oder literarischen Gespräche, sondern man sprach vom Staatsrechte, von Staatsinteressen, vom Handel, von Oekonomie, von Spekulation, von Vaterlandsliebe und von der Pflicht, die Freiheit höher als das Leben zu stellen. Ich fühlte mich gleichsam in einem neuen, aber entsprechenden Elemente; ich genoß das Vergnügen, Mensch in einem Kreise zu sein, wo Alles die Menschheit adelte. Gegen Ende des Abendessens fingen aber alle diese ernsten Republikaner an aufzuthauen; die Reden wurden weniger abgemessen, ab und zu wurde sogar gelacht, eine unausbleibliche Folge der Einwirkung des Weins auf ihre harten Schädel. Ich flößte ihnen Mitleid ein, und obwohl sie die Mäßigkeit lobten, schien ihnen die meinige doch übertrieben. Indeß achteten sie meine Freiheit und zwangen mich nicht zu trinken, wie es sehr unvernünftiger Weise die Russen, die Schweden, die Polen und im Allgemeinen alle nordischen Völker thun.

Man trennte sich um Mitternacht, eine für die Schweiz ungewohnte Stunde, und Alle baten mich, ohne zu lügen, als sie mir eine gute Nacht wünschten, auf ihre Freundschaft zu rechnen. Der Eine von ihnen hatte während des Abend-

essens, ehe er sich benebelt, die Republik Venedig verdammt, weil sie die Graubünder verbannt hatte; als ihn aber der Geist des Bachus erleuchtet hatte, bat er mich um Entschuldigung. Jede Regierung, sagte er, muß ihre Interessen besser als die Fremden verstehn, welche deren Handlungen critisiren, Jeder muß in seinem Hause machen können, was ihm beliebt.

Als ich nach Hause kam, hatte ich das Vergnügen, meine Haushälterin in meinem Bette zu finden. Ich bezeigte ihr meine Freude darüber durch zahllose Liebkosungen und brachte sie in die Lage, weder an meiner Zärtlichkeit noch an meiner Dankbarkeit zu zweifeln. Ich betrachtete sie als meine Frau; wir liebten uns und konnten uns nicht denken, daß wir uns einst trennen würden. Wenn zwei Liebende sich ohne Zwang lieben, so wird die Idee der Trennung in das Gebiet der Chimären verwiesen.

Am folgenden Tage bekam ich einen Brief von meiner guten Madame d'Urfé, worin sie mich bat, Madame de la Saone, der Frau eines ihr befreundeten Generallieutenants, meine Aufwartung zu machen. Diese Dame war nach Bern gekommen, in der Hoffnung, hier von einer schrecklichen Krankheit geheilt zu werden, durch welche sie auf eine unglaubliche Weise entstellt wurde. Madame de la Saone war der besten Gesellschaft in der Stadt aufs Angelegentlichste empfohlen worden. Alle Abende wurde bei ihr gespeist, sie hatte einen vortrefflichen Koch und lud nur Männer ein. Sie hatte erklärt, daß sie nie einen Besuch machen würde, und sie hatte Recht so zu handeln. Ich beeilte mich, ihr meine Aufwartung zu machen; aber großer Gott! welch' trauriges und erschreckendes Bild sah ich!

Ich erblickte eine aufs Eleganteste gekleidete Dame, wollüstig auf eine Ottomane hingestreckt. Als sie mich bemerkte, stand sie auf, grüßte mich aufs Anmuthigste und lud mich ein, nachdem sie sich wieder auf die Ottomane gesetzt hatte, neben ihr Platz zu nehmen. Ohne Zweifel bemerkte sie mein Erstaunen; da sie aber wohl an den Eindruck, den ihr erster Anblick machte, gewöhnt war, so sprach sie auf die liebenswürdigste Weise und verminderte so den Widerwillen, welchen ihr Anblick hervorbringen mußte.

Folgendes ist ihr Portrait.

Madame de la Saone war sehr gut gekleidet und zeigte

die weißeste, fleischigste Hand und den rundesten Arm, der sich nur denken läßt. Ihr ausgeschnittenes Kleid ließ einen vollkommenen Busen von blendender Weiße sehn, der durch zwei schöne Rosenknöspchen noch mehr gehoben wurde; außerdem hatte sie einen schlanken Wuchs und den kleinsten Fuß, der sich nur denken läßt. Alles an ihr würde zur Liebe aufgefordert haben; wenn aber das Auge einen Augenblick auf ihrem Gesichte verweilen mußte, so machten das Mitleid, der Abscheu jedem andern Gefühle Platz. Sie war abschreckend. Alles, was ein Gesicht hätte sein sollen, war nichts als eine große schwärzliche und ekelhafte Kruste. Es war unmöglich, einen Zug, eine Form zu unterscheiden, und diese Häßlichkeit wurde noch erhöht und schrecklicher gemacht durch zwei schwarze feurige Augen und einen Mund ohne Lippen, der halb offen stand, gleichsam wie um zwei Reihen blendend weißer Zähne zu zeigen. Sie konnte nicht lachen, denn der Schmerz, welchen ihr die Zusammenziehung der Muskeln unfehlbar verursacht hätte, würde ihr ohne Zweifel Thränen entrissen haben; indeß schien sie zufrieden; ihre Unterhaltung war höchst angenehm; ihre Scherze fein, zart, geistreich, witzig und ganz im Ton der besten Gesellschaft. Sie mochte höchstens dreißig Jahre alt sein, und sie hatte in Paris drei kleine Kinder gelassen, die durchaus hübsch waren. Ihr Mann war ein sehr schöner Mann, welcher sie leidenschaftlich liebte und nie allein geschlafen hatte. Wahrscheinlich würden wenig Militärs seinen Muth gehabt haben; und wahrscheinlich auch trieb er trotz seiner ehelichen Unerschrockenheit die Tapferkeit nicht so weit, daß er sich die Süßigkeit des Küssens gestattet hätte, denn der bloße Gedanke daran erfüllte mit Schaudern. Die nach ihrem ersten Wochenbette ausgetretene Milch hatte die arme Frau in diesen traurigen Zustand gebracht, welchen sie seit zehn Jahren trug. Alle berühmten Aerzte in Frankreich hatten sich vergeblich bemüht, sie von diesem Unglücke zu heilen, und sie war nach Bern gekommen, um sich zwei berühmten Aerzten anzuvertrauen, welche sie zu heilen versprochen hatten. Solche Versprechungen sind im Munde aller Quacksalber; sie heilen oder heilen nicht, und wenn man sie nur ordentlich bezahlt, so lassen sie es nicht an Gründen fehlen, um die Sünden ihrer Unwissenheit den armen Kranken aufzubürden, welche sie betrügen.

Während ich bei ihr war und ihre geistreiche Unterhaltung mich ihr Gesicht beinahe vergessen ließ, kam der Arzt. Sie hatte schon angefangen, seine Mittel zu gebrauchen. Es waren Tropfen, welche auch Mercur enthielten. Wie es mir vorkömmt, hat das Jucken zugenommen, seit ich Ihr Mittel nehme, sagte sie. Es wird fortdauern, Madame, versetzte der Aesculap, bis zum Ende der Kur, welche ein Vierteljahr währen wird. So lange ich mich kratzen muß, erwiederte sie, werde ich in demselben Zustande bleiben und die Kur wird nie zu Ende kommen.

Der Doktor antwortete auf eine ausweichende Weise. Ich stand auf, um Abschied zu nehmen, und als sie mir die Hand reichte, lud sie mich ein- für allemal zum Abendessen ein. Ich ging am selben Abend hin. Ich sah, wie die arme Frau von Allem aß und Wein trank, denn der Arzt hatte ihr nichts verboten. Ich sah voraus, daß sie nie geheilt werden würde.

Ihre gute Laune, ihre liebenswürdigen Gespräche erheiterten die ganze Gesellschaft. Ich begriff nun, wie man sich an ihr Gesicht gewöhnen und ohne Ekel mit ihr leben könne. Am Abend war sie der Gegenstand meiner Unterhaltung mit meiner Haushälterin, welche sagte, es sei möglich, daß sie trotz ihres häßlichen Gesichts, vermöge der Schönheit ihres Körpers und der Annehmlichkeiten ihres Geistes Abnehmer finden könne. Ich gab dies zu, obwohl ich für mich die Möglichkeit nicht im Entferntesten einsah.

Als ich drei oder vier Tage darauf bei einem Buchhändler war, wo ich die Zeitungen zu lesen pflegte, redete ein junger Mann von einigen zwanzig Jahren mich höflich an und sagte, Madame de la Saone bedaure sehr, daß ich ihr nicht wieder das Vergnügen mache, zum Abendessen zu kommen.

Sie kennen die Dame?

Ich hatte die Ehre, mit Ihnen bei ihr zu speisen.

Das ist wahr, ich dachte nicht daran.

Ich verschaffe ihr die Werke, welche sie liest, denn ich bin Buchhändler, und nicht nur speise ich alle Abend bei ihr, sondern wir frühstücken auch alle Morgen allein zusammen, ehe sie aufgestanden ist.

Ich mache Ihnen mein Compliment. Ich wette, daß Sie in dieselbe verliebt sind.

Sie scherzen, aber sie ist liebenswürdiger als Sie glauben.

Ich scherze durchaus nicht, aber ich wette, daß Sie nicht den Muth haben würden, den Scherz bis zum Aeußersten zu treiben.

Sie könnten verlieren.

Wirklich? Ich würde gern verlieren.

Wetten wir.

Wie wollen Sie mich aber überführen?

Wetten wir einen Louisd'or und versprechen Sie mir, verschwiegen zu sein.

Der Louisd'or gilt.

Kommen Sie heute zum Abendessen zu dieser Dame, und ich werde Ihnen das Weitere eröffnen.

Ich werde kommen.

Als ich nach Hause gekommen war, theilte ich meiner Haushälterin diese Unterhaltung mit. Ich bin neugierig, sagte sie, wie er es anfangen wird, um Sie zu überzeugen. Ich versprach ihr, sie davon zu unterrichten, was ihr großes Vergnügen machte.

Ich stellte mich pünktlich ein. Madame de la Saone machte mir angenehme Vorwürfe, und ich speiste vortrefflich zu Abend. Der junge Buchhändler war auch da; da aber die Schöne ihn nicht anredete, so sagte er nichts und blieb unbemerkt.

Nach dem Abendessen gingen wir zusammen weg, und unterwegs sagte er, wenn ich wolle, werde er mich am folgenden Morgen um acht Uhr befriedigen. Wenn Sie sich melden lassen, wird Ihnen die Kammerfrau sagen, daß ihre Herrin nicht sichtbar ist; Sie brauchen ihr aber blos zu antworten, Sie würden warten und gehen dann bis ins Vorzimmer. Dieses Vorzimmer hat eine Glasthür, welche dem Bette von Madame gegenüberliegt; ich werde den Vorhang, welcher die Scheiben bedeckt, etwas aufziehen, so daß Ihnen ein hinlänglicher Raum bleiben wird, um Alles, was zwischen uns beiden vorfällt, bequem zu sehen. Wenn die Sache zu Ende ist, werde ich mich durch eine andere Thür entfernen; sie wird dann rufen, und Sie können sich melden lassen. Gegen Mittag werde ich Ihnen, wenn Sie erlauben, einige Werke in den Falken bringen, und wenn Sie finden, daß ich meinen

Louisd'or redlich verdient habe, bezahlen Sie ihn mir. Ich versprach dies, und wir trennten uns.

Neugierig, zu sehen, wie sich die Sache verhalte, die mir unmöglich schien, ging ich um acht Uhr hin, und die Kammerfrau ließ mich eintreten, als ich gesagt hatte, ich wolle warten. Ich fand eine Ecke der Glasthüre, von welcher der Vorhang weggezogen war; ich legte mein Auge daran und erblickte den jungen Mann am Bette, seine Eroberung in den Armen haltend. Eine ungeheure Mütze verbarg gänzlich ihr Gesicht: eine sehr weise Vorsicht, welche der Indiscretion des Buchhändlers sehr zu Hülfe kam.

Als der Schelm bemerkte, daß ich auf dem Posten war, ließ er mich nicht warten; denn er stand nun auf und entfaltete vor meinen Blicken nicht nur alle geheimen Schätze seiner Schönen, sondern auch seine eigenen. Er war von kleinem Wuchse, aber gerade in dem Theile, der für die Dame vorzüglich anziehend sein mußte, war er wie ein Herkules gebaut; der Schelm machte förmlich Parade damit, gleichsam als ob er mich zur Eifersucht habe reizen wollen. Er wendete sein Opfer so, daß ich es von allen Seiten zu sehen bekam, und behandelte es wie ein kräftiger Athlet; auch sie schien seine Gluth mit allen Kräften zu erwiedern. Phidias hätte für den Körper seiner Venus kein schöneres Modell wählen können; die rundesten Formen und die sanftesten Wellenlinien vereinigten sich mit der Weiße des schönsten parischen Marmors. Ich wurde durch den Anblick im höchsten Grade aufgeregt; ich ging vor dem Ende des Kampfes nach Hause, und war so in Feuer und Flamme, daß wäre meine theure Dubois nicht da gewesen und hätte das Feuer gelöscht, ich nach der Matte hätte gehen müssen.

Als ich ihr die Geschichte erzählt hatte, bekam sie Lust den Helden derselben kennen zu lernen und erhielt diese Befriedigung gegen Mittag. Der junge Buchhändler brachte mir einige Werke, um welche ich ihn gebeten hatte, und mit dem Betrage für diese zahlte ich ihm die Wette und noch einen Louisd'or darüber als Zeichen meiner Zufriedenheit aus. Er nahm ihn lächelnd und mit einer Miene, welche zu sagen schien, das ich mich freuen müsse, verloren zu haben. Nachdem meine Haushälterin ihn lange angesehen hatte, fragte sie ihn, ob er sie kenne. Er antwortete nein.

Ich habe Sie als Kind gesehen, sagte sie; Sie sind der Sohn des Predigers Mignard. Sie mochten damals zehn Jahre alt sein.

Das ist möglich, Madame.

Sie haben also die Laufbahn Ihres Vaters nicht betreten wollen?

Nein, Madame, ich fühle in mir viel mehr Neigung für die Anbetung des Geschöpfes als des Schöpfers, und habe dies Gewerbe also nicht angemessen gefunden.

Sie haben Recht, denn ein Diener des Evangeliums muß verschwiegen sein, und die Verschwiegenheit ist lästig.

Dieser kleine Stich macht den Leichtsinnigen schaamroth; wir ließen ihm aber nicht Zeit, den Muth zu verlieren. Ich lud ihn zum Essen ein, und ohne daß weiter von Madame de la Saone die Rede gewesen wäre, erzählte er uns seine Liebesabenteuer und eine Menge galanter Geschichten von den hübschesten Berner Damen.

Als er sich entfernt hatte, sagte meine Haushälterin, einen jungen Mann dieses Schlags könne man nur einmal sehen. Da ich ihre Ansicht theilte, so empfing ich ihn nicht mehr bei mir; später aber erfuhr ich, daß Madame de la Saone ihn mit nach Paris genommen und dort sein Glück gemacht hat. Das Emporkommen vieler Menschen hat keinen andern Ursprung und häufig noch einen unedlern. Ich ging nur noch einmal zu Madame de la Saone, um Abschied von ihr zu nehmen, wie ich bald erzählen werde.

Ich lebte glücklich mit meiner reizenden Freundin, welche mir tausendmal wiederholte, daß ich sie glücklich mache. Keine Furcht, kein Zweifel wegen der Zukunft beunruhigte ihre schöne Seele; sie war eben so fest wie ich überzeugt, daß wir uns nie verlassen würden, und sie sagte, sie würde mir alle Treulosigkeiten, deren ich mich schuldig machen würde, verzeihen, vorausgesetzt, daß ich sie immer davon unterrichtete. So mußte, ich bekenne es, die Frau beschaffen sein, mit welcher ich ruhig und zufrieden leben sollte; aber ein so großes Glück war mir nicht beschieden.

Nach einem vierzehn- oder zwanzigtägigen Aufenthalte in Bern erhielt meine Haushälterin einen Brief aus Solothurn. Er war von Lebel. Als ich sie denselben sehr aufmerksam lesen sah, fragte ich sie, was er enthalte. Da, lesen

Sie, sagte sie zu mir, und sie setzte sich vor mich hin, um auf meinen Zügen zu lesen, was in meinem Innern vorgehen würde.

Lebel fragte sie in sehr gedrungenem Style, ob sie seine Frau werden wolle. Ich habe, sagte er zu ihr, meinen Vorschlag nur verzögert, um meine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, und mich zu vergewissern, ob ich Sie heirathen könne, wenn der Gesandte es auch nicht zugeben sollte. Ich habe gefunden, daß ich reich genug bin, um in Bern oder anderwärts gut zu leben, ohne daß ich nöthig hätte zu dienen; indeß hätte es dieser Maaßregeln gar nicht bedurft, denn bei der ersten Eröffnung hat Herr von Chavigni seine Einwilligung aufs bereitwilligste ertheilt. Ferner bat er sie, ihn nicht zu lange auf seine Antwort warten zu lassen und ihm zunächst zu sagen, ob sie ihn annehme, sodann aber, ob sie in Bern wohnen wolle, wo sie in jeder Beziehung Herrin in ihrem Hause sein würde, oder ob sie nach Solothurn zurückkehren und im Hause des Gesandten bleiben wolle, was ihrem Vermögen vortheilhafter sein würde. Er sagte zuletzt, was sie mitbringe, solle ihr gehören und er werde ihr ein Witthum bis zur Höhe von hunderttausend Francs aussetzen. Von mir sagte er kein Wort.

Theure Freundin, sagte ich zu ihr, Du bist unbedingte Herrin Deiner Entschlüsse, aber ich kann mich von Dir nicht verlassen denken, ohne mich als den unglücklichsten Menschen zu betrachten.

Und ich, mein Freund, werde das unglücklichste Weib sein, wenn ich das Unglück habe, Dich zu verlieren; denn wenn Du mich liebst, frage ich wenig darnach, ob ich durch die Ehe mit Dir verbunden bin.

Sehr wohl, was wirst Du ihm aber antworten?

Du wirst meinen Brief morgen sehen. Ich werde ihm höflich, aber ohne Umschweife sagen, daß ich Dich liebe, daß ich Dir angehöre, daß ich glücklich bin, und daß es mir also unmöglich ist, die vortheilhaften Bedingungen, die er mir bietet, anzunehmen. Ich werde ihm sogar sagen, daß ich seine Großmuth würdige, und daß ich seinen Vorschlag annehmen müßte, wenn ich der Stimme der Klugheit Gehör gäbe; daß aber die Liebe für Dich mich beherrsche und daß ich nur mit meiner Neigung zu Rathe gehen könne.

Ich finde die Wendung Deines Briefes ausgezeichnet:

ein solches Anerbieten abzulehnen, kannst Du keine andere haltbare Gründe als die von Dir angegebenen anführen, und dann wäre es auch lächerlich, ihn glauben zu lassen, daß wir uns nicht als glückliche Geliebte liebten, da die Sache offenbar ist. Indeß muß ich Dir, mein Herz, bekennen, daß der Brief mich betrübt.

Weshalb denn, theurer Freund?

Weil ich nicht über hunderttausend Francs verfügen kann, um sie Dir augenblicklich anzubieten.

Ich verachte sie, mein Freund, und wenn Du sie mir schenktest, würde ich sie nur annehmen, um sie Dir augenblicklich wiederzugeben. Du bist gewiß nicht gemacht, arm zu werden; wenn aber dieser Fall eintreten sollte, so sei überzeugt, daß ich mich glücklich schätzen werde, Dein Elend zu theilen.

Wir sanken einander in die Arme, und die Liebe ließ uns ihre ganze Wollust empfinden; indeß überfiel uns doch inmitten dieses Glücks eine gewisse Traurigkeit. Die schmachtende Liebe scheint die Kraft derselben zu verdoppeln. Das ist aber nur eine Täuschung; die Traurigkeit erschöpft sie weit mehr als der Genuß. Die Liebe ist ein leichtsinniges Kind, welches mit Lachen und Spielen genährt sein will; jede andere Nahrung zieht ihr die Auszehrung zu.

Am folgenden Tage schrieb meine Freundin an Lebel in dem Sinne, wie sie am vorigen Tage beschlossen hatte, und ich hielt mich verpflichtet, an Herrn von Chavigni einen aus Liebe, Gefühl und Philosophie zusammengesetzten Brief zu schreiben. Ich verbarg ihm nicht, daß ich die Frau, welche Lebel begehrte, sterblich liebe; ich fügte aber hinzu, als ehrlicher Mann würde ich lieber sterben als meine reizende Freundin eines soliden Glücks berauben.

Mein Brief war meiner Haushälterin sehr lieb, denn sie wünschte zu erfahren, was der Gesandte von der Sache denke, die wohl des Nachdenkens werth war.

Da ich an demselben Tage die Empfehlungsschreiben empfing, um welche ich Madame d'Urfé gebeten hatte, so beschloß ich nach Lausanne zu reisen und meine theure Dubois war sehr erfreut darüber. Hier muß ich indeß etwas weiter ausholen.

Wenn man ernstlich von einem Gegenstande eingenommen

ist, so findet man an demselben alle möglichen Vorzüge, und der Verstand, welcher sich vom Gefühle übertölpeln läßt, glaubt, daß Alle auf sein Glück eifersüchtig sind.

Ein Herr von F., Mitglied des Rathes der Zweihundert, den ich bei Madame de la Saone kennen gelernt hatte, war mein Freund geworden. Als er mich eines Tages besuchte, stellte ich ihm meine schöne Dubois vor, und er behandelte sie mit derselben Auszeichnung, als ob sie meine Frau gewesen wäre. Er hatte uns seiner Gemahlin auf der Promenade vorgestellt und uns mehrmals mit ihr und seiner Tochter Sarah besucht. Sarah war erst dreizehn Jahre alt, aber für ihr Alter sehr frühreif; sie war eine schöne geistvolle Brünette und unterhielt uns mit zahllosen niedlichen Naivetäten, deren ganze Bedeutung sie fühlte, obwohl sie beim ersten Anblicke vollkommen unwissend zu sein schien. Sie war Meisterin in der Kunst, in den Augen ihres Vaters und ihrer Mutter unwissend zu erscheinen, wodurch sie große Freiheit erhielt.

Sarah hatte gesagt, sie sei in meine Haushälterin verliebt, und da ihre Aeltern darüber lachten, so liebkoste sie dieselbe auf jede mögliche Weise. Sie frühstückte oft bei uns, und wenn sie uns im Bette fand, umarmte sie meine Freundin, welche sie ihre Frau nannte, steckte die Hand unter die Bettdecke, um sie zu kitzeln, nannte sie ihren kleinen Mann und sagte, sie wolle ihr ein Kind machen. Meine Haushälterin lachte und ließ ihr den Willen.

Als dieselbe eines Tages über ihre possirlichen Einfälle lachte, sagte ich, sie mache mich eifersüchtig, denn ich hielte sie wirklich für einen Mann und ich wünschte mich davon zu überzeugen. Bei diesen Worten ergriff ich sie und that so, als ob ich meine Nachforschung zur Ausführung bringen wolle. Die kleine Spitzbübin sagte lachend, ich täusche mich, aber ihre Hand schien die meinige vielmehr zu führen, als ihr Widerstand entgegenzustellen. Das machte mich neugierig, und bald konnte ich mich überzeugen, daß sie ihr Geschlecht nicht verberge. Da ich bald bemerkte, daß sie mich zum Narren hielt, indem sie diese Aufklärung gerade wünschte, so zog ich meine Hand zurück und theilte meinen Argwohn meiner Haushälterin mit, welche mir sagte, daß ich mich nicht täusche. Da die Kleine mir indeß weiter kein Gefühl einflößte, so trieb ich die Sache nicht weiter.

Zwei oder drei Tage darauf kam das junge Mädchen, als ich gerade aufstand und sagte mit seiner gewöhnlichen Naivetät: Sie wissen jetzt, daß ich kein Mann bin, und können daher nicht eifersüchtig sein und es nicht übel nehmen, wenn ich Ihre Stelle bei meinem Weibchen einnehme, falls diese es erlaubt. Meine Haushälterin, welche Lust zu lachen hatte, sagte: Komm. In einem Augenblick hatte sie sich entkleidet und lag in den Armen ihres Weibchens, welches sie wie ein verliebter Mann behandelte. Meine Haushälterin lachte, und da Sarah während dessen Mittel gefunden hatte, sich ihres Hemdes und der Decke zu entledigen, so zeigte sie sich mir ohne die geringste Hülle, während sie zugleich alle Schönheiten meiner Freundin entblößte. Dieses Schauspiel entflammte mich; ich schloß die Thür und machte die kleine Spitzbübin zur Zeugin meiner Gluth mit der Dubois. Sarah blieb bis zum Ende ruhig und aufmerksam und spielte ganz ausgezeichnet die Erstaunte; als ich aber fertig war, sagte sie mit dem naivsten Tone zu mir: Machen Sie es ihr noch einmal.

Ich kann nicht, meine Liebe, denn Sie sehen wohl, daß ich todt bin.

Das ist drollig, rief sie mit dem Tone der vollkommensten Unschuld und begann an meiner Wiederauffstehung zu arbeiten.

Als sie mich in den Zustand, wie sie wünschte, gebracht hatte, sagte sie: Nun fangen Sie nur wieder an, und ohne Zweifel würde ich ihr gehorcht haben; aber meine Haushälterin sagte: Nein, meine Liebe, da Du ihn wiedererweckt hast, so mußt auch Du ihn wieder tödten. Ich möchte es wohl, sagte sie, aber ich werde nicht Platz genug haben, und bei diesen Worten brachte sie sich in eine Lage, welche mir beweisen sollte, daß sie die Wahrheit gesagt habe, und daß es nicht ihre Schuld sei, wenn sie mich nicht ersterben lassen könne.

Ich ahme ihre einfältige Miene nach und nähere mich ihr, als ob ich ihr einen Gefallen erweisen wolle und nicht die Absicht habe weiter zu gehen; da ich aber keinen Widerstand fand, so vollzog ich den Akt aufs förmlichste, ohne daß sie den geringsten Schmerz äußerte, ohne daß hiebei einer der sonst bei einer ersten Prüfung üblichen Zufälle eintrat; vielmehr gab sie alle Zeichen des vollständigen Genusses.

Obwohl vom Gegentheile überzeugt, so hatte ich doch genug Gewalt über mich, um zu meiner Haushälterin zu sagen, Sarah habe mir etwas gegeben, was man nicht zum zweitenmale geben könne, und jene that so, als ob sie uns glaube.

Als die Operation beendet war, hatten wir eine andere Scene, über welche wir beinahe vor Lachen geplatzt wären. Sarah bat uns, doch ja ihrem Papa und ihrer Mama nichts zu sagen, denn diese würden sie wieder so ausschelten, wie sie gethan hätten, als sie sich die Ohren ohne ihre Erlaubniß habe durchbohren lassen.

Sarah wußte, daß wir uns durch ihre erheuchelte Natürlichkeit nicht täuschen ließen; aber sie stellte sich, als wisse sie es nicht, um Nutzen daraus zu ziehn. Wer konnte sie wohl in dieser Kunst unterrichtet haben? Niemand. Es war natürliche Anlage, welche sich häufiger bei der Kindheit als bei der Jugend findet, welche indeß immer etwas Seltenes und Außerordentliches bleibt. Ihre Mutter nannte ihre Naivetäten die Vorläufer des Geistes und ihr Vater dieselben das Zeichen ihrer Dummheit. Wäre Sarah aber dumm gewesen, so würde unser lautes Lachen sie aus der Fassung gebracht haben, und sie hätte geschwiegen, während sie nie zufriedener war, als wenn ihr Vater über ihre Einfalt klagte; dann that sie erstaunt, und um ihre Dummheit wieder gut zu machen, bekräftigte sie dieselbe durch eine stärkere. Fortwährend stellte sie uns Fragen, welche wir unmöglich beantworten konnten, und wir wußten dann nichts Besseres zu thun, als zu lachen, obgleich man sich bei einigem Nachdenken sagen mußte, daß sie, um solche Fragen zu stellen, sehr richtig denken mußte. Sie hätte noch weiter gehn und uns beweisen können, daß die Dummheit auf unserer Seite war; dann wäre sie aber aus ihrer Rolle gefallen.

Lebel antwortete meiner Freundin nicht; aber Herr von Chavigni schrieb mir einen vier Seiten langen Brief. Er sprach zu mir wie ein weiser Philosoph und ein durch die Erfahrung gereifter Weltmann. Er führte aus, daß wäre ich alt wie er und im Stande, meiner Freundin ein glückliches und unabhängiges Loos zu sichern, so dürfe ich sie um keinen Preis abtreten, namentlich da unsere Ansichten und Gefühle in so hohem Maaße sympathisirten; da ich indeß jung

sei und nicht die Absicht habe, mich durch unauflösliche Bande zu fesseln, so müsse ich nicht nur in eine Verbindung willigen, welche sie glücklich zu machen verheiße, sondern als Ehrenmann auch allen meinen Einfluß aufbieten, um sie zur Einwilligung' zu bewegen. Bei Ihrer Erfahrung, sagte der liebenswürdige Greis, müssen Sie einsehn, daß die Zeit nicht ausbleiben kann, wo Sie beide berenen werden, diese Gelegenheit haben entschlüpfen zu lassen, da es unmöglich ist, daß Ihre befriedigte Liebe sich nicht in Freundschaft verwandle und Sie werden dann wohl einsehn, daß eine andere Liebe an die Stelle derjenigen treten wird, welche Ihnen jetzt so fest wie der Gott Terminus zu stehen scheint; denn Ihre reizende Dubois muß als Freundin Ihnen eine größere Freiheit lassen, und die Reue wird Sie dann unglücklich machen. Lebel, fuhr er fort, hat mir seinen Plan mitgetheilt, und weit entfernt, denselben nicht zu billigen, habe ich ihn vielmehr ermuntert, denn Ihre reizende Freundin hat während der fünf- oder sechsmale, wo ich das Vergnügen gehabt habe, sie zu sehn, meine ganze Freundschaft gewonnen. Ich würde mich sehr glücklich schätzen, sie bei mir zu sehn, wo ich, ohne den Anstand im Geringsten zu verletzen, ihre angenehme Unterhaltung genießen könnte. Sie werden indeß wohl einsehen, daß ich in meinem Alter nicht Thor genug sein kann, irgend welche Hoffnung zu nähren, welche ich ja auch nicht verwirklichen könnte, wenn selbst der Gegenstand meiner Begehrlichkeit mir zu Willen sein sollte. Er sagte zuletzt, Lebel habe sich nicht wie ein junger Mann verliebt, sein Entschluß sei vielmehr reiflich erwogen worden; er werde sie also nicht drängen, wie sie aus der Antwort, mit der er eben beschäftigt sei, ersehen werde. Eine Ehe dürfe immer uur mit kaltem Blute geschlossen werden.

Ich gab diesen Brief meiner Haushälterin, welche ihn aufmerksam las und ihn mir mit der größten Gleichgültigkeit zurückgab.

Wie denkst Du darüber, theure Freundin?

Ich denke den Rathschlägen des Gesandten zu folgen: er sagt, wir hätten nicht nöthig, uns zu übereilen, und das ist ja auch unser Wunsch. Lieben wir uns und denken wir nur daran. Dieser Brief ist mit großer Weisheit geschrieben; aber ich kann mir nicht vorstellen, daß wir uns gleichgültig

werden könnten, obwohl ich weiß, daß die Sache sehr möglich ist.

Gleichgültig, nie! Du täuschest Dich.

Nun wohl Freunde, was auf dasselbe hinauskömmt, wenn man vorher in Liebesverhältniß gestanden hat.

Aber die Freundschaft, mein Herz, ist nie gleichgültig. Die Liebe kann sich allerdings ins Spiel mischen; das wissen wir, weil es seit Anfang der Welt so gewesen ist.

Also hat der Gesandte Recht. Wenn die Liebe der zu friedlichen Freundschaft Platz gemacht hat, kann die Reue uns überfallen, unsere Seelen quälen und uns unglücklich machen.

Hältst Du das für möglich, angebetetes Weib, so wollen wir uns morgen heirathen und so die Mängel der menschlichen Natur bestrafen.

Ja, wir wollen uns heirathen, mein guter Freund; aber übereilen wir uns nicht, weil Hymen den Gott Amor zu schnell vertreiben könnte und genießen wir unser Glück, wie es ist.

Du bist bewunderungswerth, mein Engel, und des glücklichsten Looses würdig.

Ich verlange kein größeres Glück als das, welches Du mir verschaffst.

Wir gingen zu Bett, setzten aber hier unser Gespräch fort, und als wir einander in den Armen lagen, trafen wir eine Anordnung, welche wir sehr gut und sehr weise fanden. Lausanne, sagte sie, ist eine kleine Stadt, wo man Dir wahrscheinlich sehr freundlich entgegenkommen wird, und wenigstens vierzehn Tage wirst Du nur Zeit haben, Besuche zu machen, und Abendessen und Abendunterhaltungen, zu denen man Dich von allen Seiten einladen wird, zu besuchen. Mich kennt hier der ganze Adel und der Herzog von Rosbury, welcher mich mit seiner Liebe verfolgt hat, hält sich noch dort auf. Mein Eintreffen mit Dir würde in allen Gesellschaften Gerede machen, und das würde ebenso langweilig für Dich wie für mich sein.

Meine gute Mutter wohnt daselbst; sie wird nichts sagen; aber sie wird es im Grunde nicht gern sehen, daß ich bei einem Manne wie Du als Haushälterin bin; denn der gesunde Menschenverstand muß Jedem sagen, daß ich nur Deine Geliebte sein kann.

Ich fand, daß sie Recht hatte, und daß wir auf den

Anstand Rücksicht nehmen mußten. Wir beschlossen also, sie solle allein nach Lausanne reisen und bei ihrer Mutter wohnen, ich dann nach zwei oder drei Tagen ebenfalls dort eintreffen und so lange es mir beliebe, daselbst allein wohnen da ich sie ohne den mindesten Zwang, so oft ich wolle, bei ihrer Mutter besuchen könnte. Wenn Du Lausanne verläßt, sagte sie, so treffe ich in Genf wieder mit Dir zusammen, und von dort aus können wir reisen, wohin Du willst und so lange wir uns lieben.

Am zweiten Tage darauf reiste sie früh ab, meiner Beständigkeit sicher und sich Glück wünschend, daß ein so kluger Plan zur Ausführung komme. Ihre Abreise stimmte mich sehr traurig, aber die Abschiedsbesuche dienten dazu, mich zu zerstreuen. Da ich den berühmten Haller kennen zu lernen wünschte, ehe ich die Schweiz verließ, so gab mir der Amman von Muralt für denselben einen Brief, was mir sehr lieb war. Herr Haller war Landvoigt in Roche.

Als ich von Madame de la Saone Abschied nehmen wollte, fand ich sie im Bett und war genöthigt, eine Viertelstunde allein mit ihr zu bleiben. Da sie natürlich nur von ihrer Krankheit sprach, so wußte sie das Gespräch so zu wenden, daß sie mir anständiger Weise den Beweis liefern konnte, daß die Krankheit, welche sie entstellte, ihren ganzen Körper verschont habe. Dieser Anblick überzeugte mich, daß Mignards Tapferkeit nicht so groß war, wie ich Anfangs geglaubt hatte, denn ich war nahe daran, ihr denselben Dienst zu leisten. Zur Noth brauchte man nur dorthin zu blicken, und dann ließ sich kaum etwas Hübscheres denken.

Ich sehe voraus, mehr als eine Betschwester und mehr als ein Splitterrichter werden, wenn ihnen diese Memoiren einst zu Gesicht kommen, Zeter über diese arme Dame schreien; indem sie sich aber mit solcher Leichtigkeit zeigte, rächte sie sich an der ihr von der Natur zugefügten Entstellung. Vielleicht wollte sie auch, da sie wußte, was die Höflichkeit durch den Anblick ihres Gesichts zu leiden hatte, aus Herzensgüte den ehrenwerthen Mann, der seinen Ekel unterdrückte, entschädigen, indem sie ihm zeigte, mit welcher Fülle von Schönheiten die Natur sie beschenkt hatte. Ich bin sicher, meine Damen, daß wenn Sie alle das Unglück hätten, Ungeheuer hinsichtlich des Gesichts zu sein, selbst die tugendhafteste

Prüde unter Ihnen sich der Mode nicht widersetzen würde, die Häßlichkeit zu verbergen, und die Schönheiten, welche Sie in Folge der Sitte unsern Blicken entziehen, zur Schau zu tragen. Wahrscheinlich hätte auch Madame de la Saone mit der Schönheit ihres Körpers mehr gegeizt, hätte sie, gleich Ihnen, durch ihr Gesicht verführen können.

Am Tage meiner Abreise speiste ich bei Herrn F., wo die niedliche Sarah mir viele Vorwürfe machte, daß ich ihre Frau vor mir habe abreisen lassen. Man wird sehen, wie ich sie drei Jahre später in London wiederfand. Le Duc war noch in Behandlung und sehr schwach; indeß ließ ich ihn vor mir abreisen, denn ich hatte viel Sachen und nur ihm konnte ich vertrauen.

Ich verließ Bern mit dem Eindrucke einer sehr natürlichen Traurigkeit. Ich war sehr glücklich in dieser Stadt gewesen und denke noch jetzt nicht ohne Vergnügen an sie.

Ich sollte den Doktor Herrenschwand in Betreff Madame d'Urfé's um Rath fragen; deshalb hielt ich in Murten an, wo er wohnte und welches nur vier Meilen von Bern entfernt ist. Der Doktor lud mich zum Essen ein, um mir einen Beweis von der Vorzüglichkeit der Fische des Sees zu geben und ich fand dieselben in der That köstlich. Ich hatte die Absicht, unmittelbar nach dem Essen die Reise fortzusetzen; als ich aber in meinen Gasthof zurückkam, beschloß ich hier zu bleiben in Folge einer Neugierde, mit welcher ihn bekannt zu machen der Leser mir erlauben wird.

Nachdem der Doktor Herrenschwand zwei Louisd'ors für eine schriftliche Consultation über den Bandwurm von mir erhalten, forderte er mich zu einer Promenade auf dem Wege nach Wiflisburg auf, und wir gelangten bis zum berühmten Beinhause von Murten.

Dieses Beinhaus, sagte der Doktor, ist aus einem Theile der Gebeine der Burgunder gebaut, welche in der berühmten von Karl dem Kühnen verlornen Schlacht hier umkamen. Die lateinische Inschrift reizte mich zum Lachen. Diese Inschrift, sagte ich zu demselben, enthält einen beleidigenden Scherz, welcher sogar burlesk wird, denn der Ernst einer Inschrift gestattet einer Nation nicht, die Lesenden zum Lachen zu reizen. Der Doktor wollte als guter Schweizer dies nicht zugeben;

offenbar aber aus falscher Scham. Diese Inschrift lautete folgendermaßen: der unparteiische Leser möge daher urtheilen.

Deo Opt. Max. Caroli, inclyti et fortissimi Burgundie ducis, exercitus Muratum obsidens, ab Helvetiis cesus, hoc sui monumentum reliquit, anno HMCDLXXVI.

Ich hatte bisher von Murten eine großartige Idee gehabt. Sein siebenhundertjähriger Ruf, drei große Belagerungen, welche es ausgehalten und abgeschlagen, hatten mir von demselben eine hohe Meinung beigebracht; ich erwartete etwas zu finden und fand nichts. Murten, sagte ich zum Doktor, ist also zerstört und der Erde gleich gemacht worden.

Durchaus nicht; es ist, was es immer gewesen oder so ziemlich.

Ich gestand mir, daß wer sich unterrichten will, zunächst lesen und sodann reisen muß, um das Gelernte zu berichtigen. Schlecht wissen ist schlimmer, als gar nicht wissen, und Montaigne sagt, man müsse gut wissen.

Hier folgt nun das burleske Abenteuer, welches mich veranlaßte, die Nacht in Murten zu bleiben.

Im Gasthofe fand ich eine junge Magd, welche romanisch sprach. Sie fiel mir auf durch ihre außerordentliche Aehnlichkeit mit meiner schönen Strumpfhändlerin in Paris. Sie hieß Raton, welchen Namen ich glücklicher Weise behielt. Ich bot ihr sechs Francs, wenn sie mir gefällig sein wollte; aber sie schlug dieselben mit einer Art Stolz und mit dem Bemerken aus, daß ich mich an eine falsche Adresse gewendet habe und daß sie ein anständiges Mädchen sei. Das ist möglich, sagte ich, und befahl die Pferde anzuspannen. Als die anständige Raton sah, daß ich im Begriff war, abzureisen, sagte sie halb lachend, halb furchtsam, sie brauche zwei Louis-d'ors; wolle ich ihr diese geben, und über Nacht bleiben, so werde ich zufrieden sein.

Ich bleibe, aber sei auch sanft.

Ich werde es sein.

Als Alles zu Bett gegangen war, trat sie mit etwas verschüchtertem Wesen, welches nur geeignet war, meine Gluth zu verdoppeln, in mein Zimmer; da ich aber durch einen außerordentlichen Glücksfall ein Bedürfniß fühlte, so nahm ich ein Licht und begab mich nach dem Orte, wo ich es befriedigen konnte. Während ich hier beschäftigt war, las ich die tausend

Albernheiten, welche man an solchen Orten zu finden pflegt, als meine Blicke auf folgende Worte fielen: „Heute, den 10. August hat die schändliche Raton mich mit einer Quinte und einem Vierzehner beschenkt. Zur Warnung für den Leser.“

Ich war fast geneigt, an Wunder zu glauben, denn ich konnte mir nicht vorstellen, daß es zwei Ratons in diesem Hause gebe. Ich kehre sehr heiter in mein Zimmer zurück und finde die Schöne schon im Bett und ohne Hemde. Ich begebe mich nach dem Raum zwischen dem Bett und der Wand, wohin sie es geworfen hatte, und als sie sah, daß ich es aufhob, bat sie mich erschreckt, es nicht anzurühren, weil es nicht rein sei. Sie hatte Recht, denn dasselbe trug zahlreiche Spuren des Uebels, welches an ihr nagte. Man wird sich leicht denken können, daß meine Gluth erkaltete und daß ich sie sofort hinausjagte; zugleich fühlte ich aber die größte Dankbarkeit gegen den sogenannten Zufall, denn es würde mir nie eingefallen sein, ein junges Mädchen, mit einem Teint von Rosen und Lilien, welches erst achtzehn Frühlinge zählte, der geringsten Untersuchung zu unterziehen.

Am folgenden Tage begab ich mich nach Roche, um den berühmten Haller aufzusuchen.

Neuntes Kapitel.

Haller. — Mein Aufenthalt in Lausanne. — Lord Rosbury. — Die junge Saconai, — Abhandlung über die Schönheit. — Die junge Theologin.

Herr Haller war ein Mann von sechs Fuß, verhältnißmäßig stark und von schöner Figur; er war in physischer wie in geistiger Hinsicht eine Art Koloß. Er empfing mich höflich, und als er den Brief von Herrn von Muralt gelesen, kam er mir mit der größten Zuvorkommenheit entgegen, was mir bewies, daß eine gute Empfehlung nie überflüssig ist. Dieser Gelehrte eröffnete mir alle Schätze seiner Wissenschaft, beantwortete alle meine Fragen mit Bestimmtheit und besonders mit seltner Bescheidenheit, welche mir fast übertrieben schien, denn während er mir die schwierigsten Sachen entwickelte, hatte er das Aussehen eines Schülers, der sich zu belehren sucht; wenn er dagegen wissenschaftliche Fragen an mich richtete, so that er dies mit so feiner Kunst, wenn ich so sagen darf, daß er mich zwang die genauste Antwort zu geben.

Haller war großer Physiologe, großer Arzt und großer Anatom. Er nannte Morgagni seinen Lehrer, obwohl er so gut wie dieser vielfache Entdeckungen im Microcosmus gemacht hatte. Während meines Aufenthalts bei ihm zeigte er mir eine Menge Briefe von Morgagni und Pontedera, Professor der Botanik, einer Wissenschaft, in welcher Haller Meister war. Als er mich über diese großen Männer reden hörte, an deren Brust ich gelegen hatte, beklagte er sich über Pontedera, dessen Briefe fast unentzifferbar und in sehr dunkelm Latein abgefaßt wären. Er zeigte mir den Brief eines Akademikers aus Berlin, dessen Namen ich vergessen habe, welcher ihm meldete, seitdem der König seinen Brief gelesen, denke er nicht mehr daran, die lateinische Sprache zu unterdrücken. Haller hatte Friedrich dem Großen geschrieben, ein Fürst, dem die Durchführung des unseligen Planes gelänge, die

Sprache Ciceros und Virgils aus der Gelehrtenrepublik zu verbannen, würde seiner eigenen Unwissenheit ein glänzendes Denkmal setzen. Da die Gelehrten einer gemeinsamen Sprache bedürften, um sich ihre Entdeckungen mitzutheilen, so sei sicherlich die lateinische die geeignetste unter den todten Sprachen, denn die griechische und arabische entsprächen nicht so gut wie sie dem Geiste der neuern Völker.

Haller war ein guter pindarischer Dichter; seine Verse athmeten Kraft und Geist; er war ein ebenso ausgezeichneter Politiker und leistete seinem Vaterlande große Dienste. Er war von tadellosen Sitten und ich entsinne mich, daß er zu mir sagte, das einzige gute Mittel Vorschriften zu geben, bestehe darin, daß man sie durch sein eignes Beispiel veröffentliche. Da er ein guter Bürger war, mußte er ein ausgezeichneter Familienvater sein, denn wie konnte er wohl seinem Vaterlande die Liebe zu demselben besser beweisen, als indem er ihm in seinen Kindern fähige und tugendhafte Unterthanen gab, was ohne gute Erziehung nicht möglich ist! Seine Frau, die zweite, war noch jung und trug auf ihrem Gesichte den Ausdruck des Wohlwollens und der Tugend. Er hatte eine reizende, ungefähr achtzehn Jahre alte Tochter, von bescheidener Haltung, welche während der ganzen Tafel nur den Mund öffnete, um mit einem jungen, neben ihr sitzenden Manne zuweilen leise zu sprechen. Als ich nach Tisch allein mit Herrn Haller war, fragte ich ihn, wer dieser junge Mann sei. Er sagte, es sei der Lehrer seiner Tochter.

Ein solcher Lehrer und eine so hübsche Schülerin könnten leicht zwei Geliebte werden.

Wolle es Gott!

Diese sokratische Antwort zeigte mir, wie unangemessen meine Bemerkung gewesen war, und ich fühlte mich einigermaaßen beschämt. Da ich ein Buch fand, so öffnete ich es, um mich wieder zu sammeln. Es war ein Band seiner Werke in Oktav, und ich las in demselben: Utrum memoria post mortem dubito *). Sie glauben also nicht, fragte ich, daß das Gedächtniß ein wesentlicher Theil der Seele ist? Was war darauf zu antworten? Herr Haller wich aus, denn er hatte Gründe, seine Rechtgläubigkeit nicht in Zweifel zu bringen.

---

*) Ich zweifle, ob das Gedächtniß nach dem Tode fortdauert.

Während des Essens fragte ich ihn, ob Herr von Voltaire ihn oft besuche. Statt aller Antwort citirte er die folgenden Verse:

Vetabo qui Cereris sacrum vulgavit arcanum sub iisdem sit trabibus. *) — —

Ich blieb drei Tage bei diesem berühmten Manne, aber ich glaubte ihm nicht die geringste Frage in Bezug auf die Religion vorlegen zu dürfen, wie große Lust ich auch dazu hatte, denn es wäre mir angenehm gewesen, über einen so zarten Punkt sein geistreiches Urtheil zu vernehmen; aber ich glaubte hinlänglich hierüber unterrichtet zu sein, um annehmen zu dürfen, daß Herr Haller über derartige Gegenstände nur mit dem Herzen urtheile. Ich sagte ihm indeß, es sei für mich ein wahres Fest, Herrn Voltaire zu besuchen, und er entgegnete, ich thue Recht daran. Er fügte ohne die geringste Bitterkeit hinzu:

Herr von Voltaire ist ein Mann, der verdient, daß man ihn kennen lerne, obwohl ihn manche Leute trotz der Gesetze der Physik von Weitem größer als in der Nähe gefunden haben.

Der Tisch Herrn Hallers war gut und reichlich, obwohl er selbst sehr mäßig war, denn er trank nur Wasser. Nur beim Dessert erlaubte er sich ein kleines Glas Likör, welches er in ein großes Glas Wasser schüttete. Er sprach mit mir viel von Boerhave, dessen Lieblingsschüler er gewesen war. Er sagte, nächst Hippocrates sei Boerhave der größte Arzt und überhaupt der größte Chemiker gewesen, den es je gegeben habe.

Wie ist es gekommen, fragte ich, daß er nicht zur Reife hat gelangen können.

Weil es gegen den Tod kein Mittel giebt. Boerhave war zum Arzte geboren wie Homer zum Dichter, sonst würde dieser große Mann in einem Alter von nicht vierzehn Jahren an einem bösartigen Geschwüre gestorben sein, welches der Behandlung der besten damaïigen Aerzte widerstanden hatte. Er heilte sich selbst, indem er sich oft mit einer Dosis Salz einrieb, welches er in seinem Urin erweichte.

---

*) Ich werde nicht dulden, daß derjenige, der die heiligen Mysterien der Ceres verrathen hat, unter demselben Dache weile.

Man hat mir gesagt, er habe den Stein der Weisen besessen.

Man hat es gesagt, aber ich glaube nicht daran.

Halten Sie es für möglich?

Ich arbeite seit dreißig Jahren, um die Ueberzeugung vom Gegentheil zu erlangen; noch habe ich sie nicht erreicht, aber ich bin überzeugt, daß Niemand ein guter Chemiker sein kann, der nicht die Möglichkeit des großen Werks anerkennt.

Als ich von ihm Abschied nahm, bat er mich, ihm mein Urtheil über den großen Voltaire zu schreiben, und das war der Anfang unserer Korrespondenz in französischer Sprache. Ich besitze zweiundzwanzig Briefe von diesem mit Recht berühmten Manne; der letzte wurde sechs Monate vor seinem zu früh erfolgten Tode geschrieben. Je älter ich werde, desto theurer werden mir meine Papiere. Sie sind ein wahrer Schatz, welcher mich an das Leben knüpft und mir den Tod verhaßter macht.

In Bern hatte ich so eben Rousseau's Heloise gelesen, und wünschte zu wissen, was Haller von dieser Produktion halte. Er sagte, das Wenige, was er gelesen, um einen Freund zu befriedigen, habe ihn in den Stand gesetzt, das ganze Werk zu beurtheilen. Es ist der schlechteste Roman, weil es der beredteste ist. Sie werden das Waadtland sehen, erwarten Sie aber nicht, dort die Originale der glänzenden von Rousseau gemalten Portraits zu finden. Er hat geglaubt, in einem Romane sei es erlaubt zu lügen, und er hat dieses Vorrecht gemißbraucht. Petrarca war ein Gelehrter und hat nicht gelogen, indem er von seiner Liebe für die sittsame Laura sprach, welche er liebte, wie jeder Mann die Frau liebt, die seine Liebe besitzt, und hätte Laura ihren berühmten Liebhaber nicht glücklich gemacht, so würde er sie nicht gefeiert haben.

So sprach Haller von Petrarca, indem er vermied über Rousseau zu sprechen, dessen Beredtsamkeit er nicht einmal liebte, weil derselbe sie seiner Ansicht nach nur durch Paradoxen und Antithesen glänzend zu machen verstand. Haller war ein Gelehrter ersten Ranges, aber er war es weder aus Prahlsucht, noch zeigte er sich als solchen in seiner Familie oder in Gesellschaft von Personen, die zu ihrer Unterhaltung keiner wissenschaftlichen Gespräche bedürfen. Niemand ver-

stand es besser als er, sich Jedem zugänglich zu machen; er war liebenswürdig gegen Jedermann und mißfiel Niemand. Aber wodurch gefiel er Allen so? Ich weiß es nicht, und es würde leichter zu sagen sein, was er nicht hatte, als was er hatte. Er hatte kein mürrisches Benehmen, keine Anmaßung, nicht den Ton der Ueberlegenheit, überhaupt keinen der Fehler, welche man gewöhnlich mit Recht gelehrten und geistreichen Männern vorwirft.

Seine Tugenden waren strenger Art; aber er bemühte sich die Strenge derselben zu verbergen, und sie verschwand unter dem Schleier wirklichen Wohlwollens, welches er für Jedermann hatte. Ohne Zweifel schätzte er die Ignoranten nicht, welche über Alles ins Gelag hinein reden, anstatt in der Dürftigkeit zu verharren, welche ihnen der Zustand ihres Geistes anweist; aber er drückte seine Verachtung nur durch Schweigen aus. Er wußte, daß der verachtete Ignorant ein Feind wird, und Haller wollte geliebt sein. Uebrigens machte er kein Geheimniß aus seinem Geiste, war aber auch nicht stolz auf denselben; er ließ demselben die Freiheit sich zu ergehen, wie ein klarer Bach, der in der Ebene zwischen grünen Rasen dahinfließt, welcher ihn zuweilen den Blicken entzieht, seinen Lauf aber nicht aufhält. Er sprach gut, sagte vortreffliche Sachen und bemächtigte sich nie ausschließlich der Unterhaltung. Nie war bei ihm von seinen Werken die Rede, und wenn man mit ihm davon sprach, so wendete er auf eine unaffektirte Weise das Gespräch davon ab. Nur ungern trat er in Widerspruch mit den Ansichten der Leute, welche mit ihm sprachen.

In Lausanne angelangt, wo es in meiner Macht stand, wenigstens einen Tag, das Incognito zu beobachten, gab ich natürlich meinem Herzen den Vorzug. Ich ging direkt zu meiner Freundin und brauchte mich nicht nach ihrer Wohnung zu erkundigen, so gut hatte sie mir die Straßen beschrieben, durch welche ich gehen mußte, um zu ihr zu gelangen. Ich fand sie bei ihrer Mutter, war aber nicht wenig überrascht, Lebel bei ihr zu treffen. Indeß konnte man meine Ueberraschung nicht bemerken, denn meine Haushälterin sprang von ihrem Stuhle auf, fiel mir mit einem Freudenschrei um den Hals, und nachdem sie mich zärtlich umarmt hatte, stellte sie mich ihrer guten Mutter vor, welche mich auf die freundschaftlichste Weise empfing.

Ich fragte Lebel, wie sich der Gesandte befinde und seit wann er in Lausanne sei.

Dieser brave Mann erwiederte mit freundschaftlichem und sehr höflichem Wesen, sein Herr befinde sich wohl, er selbst sei erst seit einigen Stunden in Lausanne, wohin er Geschäfte halber gekommen, und als er der Mutter von Madame Dubois seine Aufwartung habe machen wollen, sei er angenehm überrascht gewesen, die Tochter bei derselben zu finden. Sie wissen, fuhr er fort, welche Absichten ich habe; ich muß morgen wieder abreisen, und wenn Sie einen Entschluß gefaßt haben und mir schreiben, werde ich kommen, um sie nach Solothurn abzuholen und sie dort heirathen.

Diese Erklärung war so klar und anständig wie möglich. Ich äußerte zu ihm, ich würde mich nie dem Willen meiner Freundin widersetzen, und meine Dubois fiel mir hier ins Wort und sagte, sie würde mich nie eher verlassen, als bis ich ihr den Abschied gäbe.

Lebel, der meine Antworten zu unbestimmt fand, sagte zu mir mit dem edelsten Freimuthe, es sei nothwendig, daß wir ihm eine bestimmte Antwort ertheilten, weil bei solchen Sachen die Ungewißheit Alles verderbe. Da ich in diesem Augenblicke fest entschlossen war, seine Vorschläge gänzlich zu verwerfen, so entgegnete ich ihm, ich würde ihm binnen zwölf Tagen unseren günstigen oder ungünstigen Entschluß melden. Er verließ uns befriedigt.

Als er weggegangen war, machte uns die Mutter meiner Freundin, bei welcher der gesunde Menschenverstand die Stelle des Geistes vertrat, in einem dem Zustande unsers Herzens entsprechenden Style vernünftige Vorstellungen; denn bei unserer Verliebtheit war es uns unmöglich an Trennung zu denken. Einstweilen verabredete ich mit meiner Haushälterin, daß sie mich täglich bis Mitternacht erwarten solle und daß wir bei kaltem Blute einen Beschluß fassen wollten, um dem Bräutigam zu antworten.

Das Zimmer meiner Dubois war von dem ihrer Mutter getrennt, hatte ein gutes Bett und war recht hübsch möblirt. Sie setzte mir ein treffliches Abendessen vor, und wir verbrachten eine herrliche Nacht. Am Morgen waren wir verliebter als je und fühlten uns daher keineswegs aufgelegt,

dem Wunsche Lebels zu entsprechen. Ein Zwischenfall führte indeß eine ernste Unterredung herbei.

Der Leser wird sich erinnern, daß meine Freundin mir versprochen hatte, mir meine Untreuen zu verzeihen, unter der Bedingung, daß ich ihr kein Geheimniß daraus machen würde. Ich hatte keine solche zu beichten; aber während wir uns unterhielten, erzählte ich ihr die Geschichte mit Raton.

Wir müssen uns sehr glücklich preisen, mein Freund, sagte sie; denn ohne eine Reihe von Zufälligkeiten würden wir jetzt in einem schönen Zustande sein.

Ja, und ich würde in Verzweiflung sein.

Ich zweifle nicht daran, und Du würdest um so unglücklicher sein, als ich mich nicht beklagen würde.

Ich sehe nur ein Mittel, um uns gegen solches Unglück zu schützen. Wenn ich Dir untreu geworden bin, werde ich mich dafür bestrafen, indem ich mich so lange des Vergnügens beraube, Dir meine Zärtlichkeit zu bezeigen, bis ich sicher bin, daß ich es ohne Gefahr thun kann.

Mich, mein Freund, willst Du also für Deine Fehler bestrafen? Wenn Du mich liebst, wie ich Dich liebe, so wirst Du ein besseres Mittel als dieses wissen.

Und welches?

Du wirst mir nicht mehr untreu werden.

Du hast vollkommen Recht; ich schäme mich, daß ich nicht zuerst auf dieses Mittel gefallen bin, welches ich Dir verspreche in Zukunft anzuwenden.

Versprich nicht, sagte sie mit einem Seufzer, es würde Dir zu schwer werden, Wort zu halten.

Nur die Liebe kann solche Gespräche eingehen, aber leider gewinnt sie nicht dabei.

Am folgenden Morgen, als ich eben ausgehen wollte, um meine Briefe abzugeben, sah ich den Baron von Bercei, den Onkel meines Freundes Bavois, eintreten.

Ich weiß, begann er, daß mein Neffe Ihnen seine Stellung verdankt; er steht auf dem Punkte zum General ernannt zu werden und die ganze Familie wird sich gleich mir freuen, die Ehre Ihrer Bekanntschaft zu haben. Ich bin zu Ihnen gekommen, mein Herr, um Ihnen meine Dienste anzubieten und Sie zu Morgen und sonst, wann Sie wollen und wann

Sie nichts Besseres zu thun haben, zum Mittagsessen einzuladen, da wir Sie als zur Familie gehörig betrachten.

Zugleich bitte ich Sie dringend, zu Allem, was wir Ihnen schon schuldig sind, noch die Güte hinzuzufügen, Niemand zu sagen, daß mein Neffe Katholik geworden ist, denn nach den Vorurtheilen des Landes ist dies ein entehrender Fehler, welcher auf die ganze Familie zurückfallen würde. Ich versprach ihm, nie von diesem Umstande zu sprechen und nahm seine Einladung an.

Ich übergab meine Empfehlungsschreiben und fand zu meiner Freude überall die zuvorkommendste Aufnahme. Frau von Gentil-Langalerie schien mir von allen diesen Damen die liebenswürdigste; aber ich hatte nicht Zeit der Einen oder der Andern fleißig den Hof zu machen. Alle Tage Mittagsessen, Abendessen, Bälle, Gesellschaften, die ich Höflichkeits halber besuchen mußte; ich sah mich über alle Begriffe gebunden und war in dem Falle sagen zu müssen: Wie langweilig ist es doch, so gut aufgenommen zu werden! Ich blieb vierzehn Tage in dieser kleinen Stadt, wo man auf völlige Freiheit Anspruch macht, und nie in meinem Leben habe ich eine solche Sklaverei empfunden, denn ich hatte hier keinen Augenblick für mich. Ich konnte nur eine einzige Nacht bei meiner Haushälterin schlafen und ich sehnte mich, mit ihr nach Genf zu reisen. Jeder wollte mir Briefe für Herrn von Voltaire geben und nach dieser Beeiferung hätte man glauben können, der große Mann werde von Allen geliebt, während er wegen seiner satirischen Laune von Allen verabscheut wurde. Wie, meine Damen, sagte ich, Herr von Voltaire ist nicht liebenswürdig, sanft und leutselig gegen Sie, die Sie die Gefälligkeit haben, seine Stücke mit ihm zu spielen?

Nein, nicht im Mindesten. Wenn er uns unsre Rollen repetiren ließ, zankte er unaufhörlich. Wir deklamirten ihm nie eine Stelle nach Wunsch; bald hatten wir ein Wort schlecht ausgesprochen; bald drückte eine Betonung die Leidenschaft nicht richtig aus; bald war die Aussprache zu sanft, bald wieder zu stark; und noch schlimmer war es, wenn wir spielten! Welcher Lärm wegen einer hinzugefügten oder ausgelassenen Sylbe, durch welche wir seine Verse verdorben hatten! Er setzte uns in Furcht. Die Eine hatte schlecht gelacht, die Andre in Alzire nur so gethan, als ob sie weine!

Wollte er im Ernste, daß Sie weinen sollten?

Ganz sicher. Er wollte wirkliche Thränen. Er behauptete, wenn ein Schauspieler dem Zuschauer Thränen entlocken wolle, müsse er selbst welche vergießen.

Ich glaube, daß er in diesem Punkte nicht Unrecht hat; aber er hätte gegen Dilettanten und namentlich gegen so liebenswürdige wie Sie, nicht so strenge verfahren sollen. Man kann diese Vollkommenheit nur von Personen fordern, welche auf der Bühne zu Hause sind; das aber ist die schwache Seite aller Schriftsteller. Sie finden nie, daß der Schauspieler ihren Worten die nöthige Kraft verleiht, um den Sinn, welchen sie damit verknüpfen, richtig wiederzugeben.

Ich sagte eines Tages zu ihm. es sei nicht meine Schuld, wenn seine Worte nicht die Kraft hätten, die sie haben sollten.

Ich bin überzeugt, daß er darüber nur gelacht hat.

Gelacht? Nein, gehöhnt, denn er ist roh und selbst unverschämt.

Gewiß verzeihen Sie ihm aber alle seine Fehler?

Durchaus nicht, wir haben ihn vertrieben.

Vertrieben?

Ja wohl, nicht mehr und nicht weniger. Er verließ plötzlich die von ihm gemietheten Häuser und zog sich dahin zurück, wo Sie ihn jetzt finden. Er kommt nicht mehr zu uns, selbst wenn wir ihn einladen.

Sie laden ihn also ein, obwohl Sie ihn vertrieben haben?

Wir können uns nicht dem Vergnügen entziehen, sein Talent zu bewundern, und wenn wir ihn geärgert haben, so haben wir es nur gethan, um uns an ihm zu rächen und ihm Lebensart beizubringen.

Sie haben einem großen Meister eine Lektion gegeben.

Das ist wahr; aber wenn Sie ihn sehen, so sprechen Sie nur von Lausanne, und Sie werden hören, was er von uns sagen wird. Aber er wird es nur lachend sagen; das ist seine Art.

Während meines Aufenthalts kam ich oft mit Lord Rosbury zusammen, welcher meiner liebenswürdigen Dubois vergeblich den Hof gemacht hatte. Ich habe nie einen schweigsamern Menschen gesehen. Man hatte mir berichtet, er habe Geist, sei sehr unterrichtet und sogar heiter, aber er konnte seine Furchtsamkeit nicht überwinden, welche ihm das Aus-

sehen unbeschreiblicher Dummheit gab. Auf dem Balle, in Gesellschaft, überall bestand seine Höflichkeit in einer Menge von Verneigungen. Wenn man ihn anredete, antwortete er in gutem Französisch, aber mit so wenig Worten wie möglich, und seine schüchterne Haltung zeigte deutlich, daß ihm alle Fragen peinlich waren. Als ich einst bei ihm zum Mittagsessen war, richtete ich eine Frage in Betreff seines Vaterlandes an ihn, welche fünf oder sechs kleine Sätze erforderte. Er antwortete mir sehr gut, erröthete aber wie ein junges Mädchen, welches zum erstenmale in Gesellschaft kommt. Der berühmte Fox, welcher damals einige zwanzig Jahre alt und bei diesem Essen zugegen war, brachte ihn zum Lachen, aber indem er englisch mit ihm redete, wovon ich kein Wort verstand. Acht Tage später fand ich diesen Herzog in Turin; er hatte sich hier in die Frau eines Bankiers verliebt, welche das Talent besaß, ihm die Zunge zu lösen.

In Lausanne fand ich ein junges Mädchen von elf bis zwölf Jahren, dessen Schönheit mir sehr auffiel. Sie war eine Tochter von Madame de Saconai, welche ich in Bern kennen gelernt hatte. Ich weiß nicht, welches Schicksal sie gehabt; aber der Eindruck, den sie auf mich machte, hat sich nie verwischt. Nichts in der Natur hat auf mich je eine Gewalt ausgeübt, welche ich mit der eines schönen Frauen- oder selbst Kindsgesichts vergleichen könnte. Das Schöne, hat man mir gesagt, habe diese Macht, und ich will es wohl glauben, weil das, was mich anzieht, in meinen Augen nothwendiger Weise schön ist; ist es dies aber in Wirklichkeit? Ich zweifle daran, weil das, was mich anzieht, nicht immer die allgemeine Beistimmung hat. Die allgemeine Schönheit, ich meine die vollkommene, existirt nicht oder hat diese Kraft nicht. Alle, die sich mit der Schönheit beschäftigt haben, sind auf Abwege gerathen, was sie nicht gethan haben würden, wenn sie sich an das Wort Form gehalten hätten, welches unsre Lehrer, die Griechen und Römer, angenommen haben. Die Schönheit ist und kann meiner Ansicht nach eigentlich nur vorzugsweise die Form sein; denn was nicht schön ist, hat eigentlich keine Form, und das Unförmliche oder Ungeformte ist das Gegentheil von pulchrum oder formosum.

Wir thun Recht, eine Erklärung der Dinge zu suchen; wenn wir dieselbe aber in den Namen haben, was brauchen

wir sie anderweitig zu suchen? Wenn das Wort Form, forma, lateinisch ist, so brauchen wir nur die lateinische Bedeutung zu suchen, nicht die französische, obwohl auch diese Sprache oft déforme oder difforme für häßlich sagt, ohne zu bedenken, daß das Gegentheil ein Wort sein muß, welches die Existenz der Form ausdrückt, und nichts Anderes als Schönheit sein kann. Unförmlich bedeutet gestaltlos; ein Körper, welcher nach nichts aussieht.

Ich will also sagen, was auf mich immer einen unwiderstehlichen Eindruck gemacht hat, ist die belebte Schönheit einer Frau, jene Schönheit, welche ihren Sitz im Gesicht hat. Hierin ruht der Zauber, und das ist so wahr, daß die Spinxe, welche man in Rom und Versailles findet, fast verliebt machen, obwohl sie in der vollen Bedeutung des Worts mißgeformt sind. Wenn wir die schönen Verhältnisse ihres Gesichts betrachten, vergessen wir die Mißbildung ihrer Körper. Was ist also Schönheit? Wir wissen es nicht, und wenn wir sie Gesetzen unterwerfen oder ihre Verhältnisse bestimmen wollen, so geht es uns wie Sokrates: wir gerathen auf Irrwege. Das Einzige, was unser Geist erfassen kann, ist die Wirkung des Zaubers, der nur in der Oberfläche seinen Sitz hat, und was mich bezaubert, entzückt, verliebt macht, das nenne ich Schönheit. Sie ist ein Gegenstand des Sehens und deshalb spreche ich. Wenn mein Auge sprechen könnte, würde es besser als ich darüber sprechen, aber wahrscheinlich in demselben Sinne.

Kein Maler hat Raphael in der Schönheit der Gesichter, die sein göttlicher Pinsel gemalt hat, übertroffen; wenn man aber diesen großen Maler gefragt hätte, was die Schönheit sei, so würde er ohne Zweifel geantwortet haben, er wisse es nicht, er habe dieselbe in sich, er glaube sie reproducirt zu haben, wenn er sie sehe, er könne aber nicht sagen, worin sie bestehe. Diese Figur gefällt mir, mußte er sagen, also ist sie schön. Er mußte Gott danken, daß er mit einem so feinen Sinn für Schönheit geboren worden; indeß om e pulchrum difficile.

Die mit Recht geschätzten Maler, alle diejenigen, deren Werke den Stempel des Genies tragen, haben sich im „Schönen“ ausgezeichnet; aber im Vergleich mit der großen Anzahl von Malern, welche das Schöne haben darstellen wollen und

sich nur bis zur Mittelmäßigkeit haben erheben können, ist ihre Zahl nur gering.

Wollte man einen Maler der Verpflichtung überheben, seinen Werken den Charakter der Schönheit zu geben, so könnte Jeder Maler werden, denn nichts ist leichter als etwas Häßliches zu machen, und man kann den Pinsel über die Leinwand hingleiten lassen wie die Maurerkelle über den Mörtel.

Obgleich das Portrait der materiellste Theil der Kunst ist, so ist es doch bemerkenswerth, wie gering die Anzahl der Maler ist, welche sich in dieser Gattung ausgezeichnet haben. Es giebt dreierlei Arten von Portraits: solche, welche ähnlich sind, aber häßlicher machen, solche, welche ganz vollkommen ähnlich sind, nicht mehr und nicht weniger als die Natur geben und solche, welche zur vollkommnen Aehnlichkeit den nicht zu bestimmenden Charakter der Schönheit hinzufügen. Die ersteren verdienen nur Verachtung und diejenigen, welche sie anfertigen, sind werth gesteinigt zu werden, denn zum Mangel an Talent und Geschmack fügen sie noch Unverschämtheit, da sie ihren Fehler nie eingestehn; ohne ungerecht zu sein, kann man den zweiten ein wirkliches Verdienst nicht absprechen; aber die Palme gebührt den letztern, welche leider außerordentlich selten sind, und diejenigen, welche dies Talent besitzen, verdienen ihr glänzendes Glück. So der berühmte Notier in Paris, welchen ich 1750 dort kennen lernte. Dieser große Künstler war damals achtzig Jahre alt, und trotz dieses hohen Alters schien sein schönes Talent seine ganze Frische bewahrt zu haben. Er machte das Portrait einer häßlichen Frau; er malte sie sprechend ähnlich, und dennoch fanden Personen, die nur ihr Portrait sahen, sie schön. Nichtsdestoweniger konnte die gewissenhafteste Prüfung an dem Portrait keine Ungenauigkeit nachweisen; aber etwas Unerklärliches gab dem Ganzen eine wirkliche, nicht näher zu bestimmende Schönheit. Woher diese Magie? Eines Tages, als er die häßlichen Mesdames de France gemalt hatte, welche auf der Leinewand wie zwei Aspasien aussahen, richtete ich diese Frage an ihn. Er erwiederte: Es ist eine Magie, welche der Gott des Geschmacks aus meinem Geiste auf meinen Pinsel hinüberleitet. Es ist die Gottheit der Schönheit, welche Alle anbeten und welche Niemand erklären kann, weil Niemand weiß, worin sie besteht.

Das zeigt, wie unwahrnehmbar die feine Scheidelinie zwischen der Häßlichkeit und Schönheit ist; dennoch scheint diese feine Scheidelinie denjenigen, welche keine Kenntniß von der Kunst haben, so groß.

Die griechischen Maler gefielen sich darin, Venus, die Göttin der Schönheit, schielend zu malen, und diese seltsame Idee hat Lobredner gefunden; aber was die Ausleger auch sagen mögen, diese Maler haben Unrecht. Zwei schielende Augen können schön sein, aber gewiß weniger schön als wenn sie nicht schielten, denn die Schönheit, welche sie haben mögen, darf nicht die Wirkung eines Fehlers sein.

Nach dieser langen Abschweifung, für welche der Leser mir vielleicht keinen Dank wissen wird, ist es Zeit zu meiner Freundin zurückzukehren. Am zehnten Tage meines Aufenthalts in Lausanne speiste ich zu Abend bei meiner Haushälterin und schlief bei ihr, und diese Nacht war die glücklichste, deren ich mich entsinnen kann. Als ich am Morgen mit ihr und ihrer Mutter Caffee trank, äußerte ich zu ihr, wir würden nun bald abreisen. Bei dieser Aeußerung nahm die Mutter, welche nicht viel zu sprechen pflegte, das Wort und sagte mit Sanftmuth und Würde, aus Zartgefühl müsse ich Lebel vor meiner Abreise enttäuschen; zugleich gab sie mir einen Brief desselben, welchen sie den Tag vorher empfangen hatte. Dieser ehrliche Mann bat sie, mir bemerklich zu machen, daß wenn ich mich nicht vor meiner Abreise von Lausanne von ihrer Tochter trennen könne, dies mir in größerer Entfernung noch schwerer werden würde, namentlich wenn sie mir, wie doch wahrscheinlich, ein lebendes Unterpfand ihrer Liebe geben sollte. Er sagte zu ihr, er denke keineswegs daran, sein Wort zurückzunehmen; aber er werde sich glücklich schätzen, wenn er sagen könne, er habe seine Frau aus den Händen der Mutter selbst empfangen.

Als ich diesen Brief laut vorgelesen hatte, stand die gute Mutter weinend auf und ließ uns allein. Es trat zwischen uns ein augenblickliches Schweigen ein; meine theure Dubois, sodann einen Seufzer ausstoßend, welcher die Größe ihrer Selbstüberwindung bekundete, hatte den Muth zu sagen, es müsse augenblicklich an Lebel geschrieben werden, daß er nicht mehr an sie denken oder sie sogleich abholen möge.

Wenn ich ihm schreibe, er solle nicht mehr an Dich denken, muß ich Dich heirathen.

Nein.

Nachdem sie dies Nein gesprochen, stand sie auf und ließ mich allein. Ich dachte eine Viertelstunde nach; ich wog das Für und Wider ab, und immer sträubte sich meine Liebe gegen das Opfer. Als ich endlich aber bedachte, daß meine Haushälterin nie wieder ein solches Glück finden würde, daß ich nicht die Sicherheit habe, sie dauernd glücklich zu machen, hielt ich diese großmüthige Bewegung fest und beschloß an Lebel zu schreiben, daß die Witwe Dubois sich von freien Stücken entschlossen habe, seine Frau zu werden, daß ich kein Recht habe, mich ihrem Entschlusse zu widersetzen und mich daher darauf beschränken müsse, ihm zu einem Glücke zu gratuliren, um welches ich ihn beneide. Ich bat ihn, sogleich von Solothurn abzureisen, um sie in meiner Gegenwart aus den Händen ihrer ehrwürdigen Mutter in Empfang zu nehmen.

Nachdem ich den Brief unterzeichnet hatte, gab ich ihn meiner Haushälterin, welche im Zimmer ihrer Mutter war. Hier, meine Theure, lesen Sie diesen Brief, und wenn Sie ihn billigen, setzen Sie Ihre Unterschrift neben die meinige. Sie las ihn mehrmals, während ihre gute Mutter in Thränen zerfloß; sodann blickte sie mich mit zärtlicher und schmerzlicher Miene an, nahm die Feder und unterzeichnete. Ich bat die Mutter, augenblicklich eine sichere Person herbeizuschaffen, um den Brief an seinen Bestimmungsort zu bringen, ehe mein Entschluß durch die Reue erschüttert würde.

Der Bote kam, und sobald er aufgebrochen war, sagte ich zu meiner Haushälterin, indem ich sie mit thränenfeuchten Augen umarmte: Lebe wohl, lebe wohl, wir sehen uns wieder, sobald Lebel angekommen ist. Von Kummer verzehrt, ging ich in meinen Gasthof. Dieses Opfer hatte meiner Liebe für das entzückende Wesen einen neuen Schwung gegeben, und ich fühlte wirklich eine Art Krampf, der mich fürchten ließ, daß ich krank werden könnte. Ich schloß mich in meinem Zimmer ein und befahl zu sagen, ich könne wegen Unwohlsein Niemand empfangen.

Am Abend des vierten Tages ließ sich Lebel melden; ich empfing ihn, er umarmte mich und sagte, er verdanke mir

sein Glück; sodann verließ er mich mit dem Bemerken, daß er mich bei seiner Zukünftigen erwarte. Ueberheben Sie mich dessen für heute, mein Theurer, sagte ich, aber morgen Mittag werde ich mit Ihnen beiden speisen. Sobald er hinausgegangen war, befahl ich Le Duc, alle Vorbereitungen zu treffen, daß ich am nächsten Tage nach dem Essen abreisen könne.

Am nächsten Tage ging ich frühzeitig aus, um von Allen Abschied zu nehmen, und um 12 Uhr holte mich Lebel zu dem grausamen Mittagsessen ab, welches, wenn auch nicht heiter, doch weniger traurig verlief, als ich gefürchtet hatte.

Als ich im Begriffe war, sie zu verlassen, bat ich die zukünftige Madame Lebel, mir den Ring wiederzugeben, welchen ich ihr geschenkt hatte, und reichte ihr, wie wir übereingekommen waren, eine Rolle von hundert Louisd'ors, welche sie mit sehr trauriger Miene empfing.

Ich würde ihn nie verkauft haben, sagte sie, denn ich brauche kein Geld.

Dann gebe ich Ihnen denselben wieder, versprechen Sie mir aber, sich nie von ihm zu trennen, und behalten Sie die hundert Louisd'ors als eine schwache Belohnung für die Dienste, die Sie mir geleistet haben.

Sie drückte mir zärtlich die Hand, steckte mir den Ring aus ihrer ersten Ehe an den Finger und verließ mich, um mir ihren Kummer zu verbergen. Nachdem ich meine Thränen getrocknet hatte, sagte ich zu Lebel; Sie gelangen in den Besitz eines Schatzes, den ich Ihnen nicht genug empfehlen kann. Sie sind ein Ehrenmann, Sie werden ihre ausgezeichneten Eigenschaften zu würdigen wissen. Sie wird Sie allein lieben, Ihrem Hausstande bestens vorstehen und für Sie kein Geheimniß haben. Sie ist voll Geist und liebenswürdiger Munterkeit; sie wird mit Leichtigkeit den kleinsten Schatten übler Laune verscheuchen, der Sie überfallen könnte.

Als ich mit Madame Dubois in das Zimmer ihrer Mutter ging, um Abschied zu nehmen, bat sie mich, meine Abreise zu verschieben, bis sie das Glück gehabt hätte, noch einmal mit mir zu Abend zu speisen. Ich machte ihr bemerklich, daß mein Wagen schon angespannt sei und daß dieser Verzug leicht zu Glossen Anlaß geben könnte; daß ich sie aber nebst ihrem Zukünftigen und ihrer Mutter in einem zwei

Stunden entfernten, auf dem Wege nach Genf gelegenen Gasthofe erwarten würde, wo wir bleiben könnten, so lange wir wollten. Da Lebel diese Vergnügungspartie nach seinem Geschmack fand, so würde mein Vorschlag angenommen.

Da ich, in den Gasthof zurückgekehrt, meinen Wagen bereit fand, so stieg ich ein und fuhr nach dem verabredeten Orte, wo ich ein gutes Abendessen für vier Personen bestellte, und eine Stunde darauf kamen meine Gäste.

Die freie, heitere und selbst glückliche Miene der Verlobten fiel mir auf; was aber mein Erstaunen aufs höchste steigerte, war die Ungezwungenheit, mit welcher sie sich mir in die Arme warf, sobald sie mich bemerkte. Ich kam dadurch aus der Fassung; aber sie hatte mehr Geist als ich. Ich hatte indeß Kraft genug, mir Gewalt anzuthun und mich ihren Launen anzubequemen; es kam mir allerdings so vor, als ob sie nicht so schnell von der Liebe zur bloßen Freundschaft hätte übergehen können, wenn sie mich wirklich geliebt hätte. Indeß folgte ich ihrem Beispiel und entzog mich nicht den Aeußerungen, welche man der Freundschaft gestattet, und welche, wie man behauptet, frei von den Gefühlen sind, durch welche die Gränzen der Freundschaft überschritten werden würden.

Während des Abendessens glaubte ich zu bemerken, daß mehr das Glück, eine solche Frau zu besitzen, als das erworbene Recht, sie zu genießen und eine gewaltige Leidenschaft zu befriedigen, Lebel's Entzücken ausmachte. Das beruhigte mich. Ich konnte auf einen Mann, welcher so dachte, nicht eifersüchtig sein. Auch bemerkte ich, daß die heitere Laune meiner Freundin mehr erkünstelt als wahr war; sie wünschte sie mir mitzutheilen, um unsre Trennung weniger bitter zu machen und um ihren künftigen Gatten über die Natur unserer Gefühle zu beruhigen. Uebrigens konnte ich es nur sehr natürlich finden, wenn sie, nachdem Zeit und Vernunft ihr Herz beruhigt hatten, sich der Sicherheit einer unabhängigen Stellung und des Genusses eines hübschen Vermögens freute.

Wir hatten ein vortreffliches Abendessen, welches wir reichlich befeuchteten, so daß die künstliche Heiterkeit sich endlich in eine ziemlich aufrichtige verwandelte. Mit Wohlgefallen betrachtete ich diese köstliche Dubois; ich sah sie wie einen Schatz an, der mir gehört und, nachdem er mich beglückt, mit meiner freien Einwilligung in die Hände eines

Andern überging, um diesen ebenfalls zu beglücken. Es schien mir, daß ich ihr auf eine hochherzige Weise die verdiente Belohnung zu Theil werden lasse, wie ein großmüthiger Muselmann einem geliebten Sklaven zum Lohne für seine Treue die Freiheit schenkt. Ihre witzigen Einfälle brachten mich zum Lachen und erinnerten mich an die glücklichen Augenblicke, welche ich mit ihr verlebt hatte; aber der Gedanke, daß sie glücklich sein werde, ließ mich die Rechte nicht bedauern, welche ich einem Andern abgetreten hatte.

Da Lebel durchaus nach Lausanne zurückkehren mußte, um am zweiten Tage darauf in Solothurn zu sein, so mußten wir uns trennen. Ich umarmte ihn, indem ich ihn um die Fortsetzung seiner Freundschaft ersuchte, welche er mir mit wirklich gerührtem Herzen bis zum Tode verhieß. Als meine reizende Freundin die Treppe hinunterging, sagte sie mit ihrer bezaubernden Unbefangenheit: Ich bin nicht heiter, mein Freund, aber ich bemühe mich es zu sein. Ich werde nicht eher heiter werden, als bis die Wunde meines Herzens vernarbt ist. Lebel kann nur meine Achtung beanspruchen; aber ich werde ganz ihm angehören, obwohl meine Liebe ganz Dir gehört. Wenn wir uns wiedersehen, wie Du hoffen läßt, werden wir im Stande sein, als wahrhafte Freunde mit einander umzugehen, und werden uns dann vielleicht zu unserm vernünftigen Entschlusse Glück wünschen. Was Dich betrifft, so wirst Du, ohne mich zu vergessen, bald einen mehr oder weniger würdigen Gegenstand finden, der meine Stelle einnimmt und Deine Traurigkeit verscheucht. Ich wünsche es. Sei glücklich. Es ist möglich, daß ich schwanger bin; und wenn dies der Fall, sollst Du mit der Pflege Deines Kindes zufrieden sein, welches Du zu Dir nehmen kannst, wann Du willst. Gestern trafen wir über diesen Punkt ein Abkommen. Wir sind übereingekommen, die Ehe erst in zwei Monaten zu vollziehen; auf diese Weise wissen wir sicher, ob Dir das Kind gehört und lassen die Welt glauben, das Kind sei die rechtmäßige Frucht unsrer Ehe. Lebel hat diesen vernünftigen Plan gehabt, um durch die angebliche Macht des Blutes nicht beunruhigt zu werden, an die er, seiner Versicherung nach, ebensowenig wie ich glaubt. Uebrigens hat er mir versprochen, Dein Kind zu lieben, als ob er der Vater desselben wäre. Wenn Du mir schreibst, werde ich Dich von Allem in Kennt-

niß erhalten, und wenn ich das Glück habe, Dir ein Kind zu schenken, soll es mir theurer sein als Dein Ring. Aber wir weinen und Lebel lacht, indem er uns ansieht.

Ich konnte ihr nur antworten, indem ich sie in meine Arme drückte, und ich hielt sie noch umarmt, als ich sie ihrem künftigen Gatten überlieferte, der, als er in den Wagen stieg, zu mir sagte, unser Gespräch habe ihm das größte Vergnügen gewährt.

Ich legte mich ziemlich traurig zu Bett. Als ich am nächsten Morgen erwachte, fragte mich ein Pastor der Genfer Kirche, ob ich ihm einen Platz in meinem Wagen ablassen könne; ich that es und hatte nicht Veranlassung es zu bereuen.

Dieser Prediger war ein beredter Mann; als Theologe von Handwerk beantwortetete er die kitzlichsten Fragen, welche ich ihm über religiöse Gegenstände vorlegte. Für ihn gab es kein Mysterium; Alles war Vernunft. Ich habe nie einen Priester gefunden, der auf so bequeme Weise Christ gewesen wäre, wie dieser gute Mann, dessen Sitten, wie ich später erfuhr, durchaus rein waren. Ich hatte Gelegenheit, mich zu überzeugen, daß seine Weise Christ zu sein, ihm nicht eigenthümlich war, da alle seine Religionsgenossen dieselbe Ansicht hatten.

Als ich ihn zu überzeugen suchte, er sei nur dem Namen nach Calvinist, da er nicht glaube, daß Jesus Christus von derselben Substanz wie Gott der Vater sei, erwiederte er, Calvin habe sich nur dann, wenn er ex cathedra entschieden habe, für unfehlbar ausgegeben; aber ich schloß ihm den Mund, als ich das Evangelium citirte. Er erröthete, als ich ihm vorwarf, Calvin habe geglaubt, daß der Papst der Antichrist der Apokalypse sei. Es ist unmöglich, sagte er, dies Vorurtheil in Genf zu zerstören, so lange die Regierung nicht von der Kirchthür eine Inschrift ausstreichen läßt, welche Alle lesen, und in welcher das Haupt der römischen Kirche so bezeichnet wird.

Das Volk, fuhr er fort, ist überall unwissend; aber ich habe eine zwanzigjährige Nichte, welche in dieser Beziehung nicht zum Volke gehört. Ich werde die Ehre haben, Sie mit ihr bekannt zu machen; sie ist Theologin und hübsch.

Ich werde sie mit Vergnügen sehen, mein Herr, aber Gott soll mich davor bewahren, mit ihr zu streiten.

Sie wird Sie dazu zwingen, und ich glaube Ihnen im Voraus die Versicherung geben zu können, daß es Ihnen nicht leid thun wird.

Wir wollen sehen, aber Sie müssen die Güte haben, mir Ihre Adresse zu geben.

Nein, mein Herr, sondern ich werde die Ehre haben, Sie aus Ihrem Gasthofe abzuholen, und ich werde Ihnen als Führer dienen.

Ich stieg in der Waage ab, wo ich ein gutes Logis fand. Es war der zwanzigste August 1760. Als ich an das Fenster trat, fielen meine Augen auf eine Scheibe, auf welcher ich folgende mit der Spitze eines Diamants geschriebene Worte las: Du wirst Henriette vergessen. Da ich mich sogleich des Augenblicks erinnerte, wo Henriette vor dreizehn Jahren diese Worte geschrieben hatte, so fühlte ich die Haare sich mir auf dem Kopfe sträuben. Wir hatten in diesem Zimmer gewohnt, als sie sich von mir trennte, um nach Frankreich zurückzukehren. Erschüttert warf ich mich auf einen Lehnstuhl und überließ mich tausend Betrachtungen. Edle und zärtliche Henriette, die ich so sehr geliebt hatte, wo weilte sie jetzt? Ich hatte nie Nachricht von ihr erhalten und mich nie nach ihr erkundigt. Wenn ich mich mit mir selbst verglich, so mußte ich mir sagen, daß ich jetzt weniger als damals sie zu besitzen verdiente. Ich verstand noch zu lieben; aber ich vermißte in mir das Zartgefühl, welches ich damals besessen, wie die Empfindungen, welche die Verirrungen der Sinne rechtfertigen, die Milde der Sitten und eine gewisse Redlichkeit, welche sogar Schwächen adelt; was mich aber besonders erschreckte, war die Entdeckung, daß ich nicht mehr dieselbe Kraft besaß. Jedoch schien es mir, als ob die bloße Erinnerung an Henriette mir meine Kraft wiedergebe. Da ich meine Haushälterin nicht mehr hatte, die eine große Leere in mir zurückließ, so fühlte ich mich von einem so großen Enthusiasmus ergriffen, daß, hätte ich gewußt, wo Henriette zu finden gewesen wäre, ich mich augenblicklich aufgemacht haben würde, um sie aufzusuchen, obwohl ich ihr Verbot nicht vergessen hatte.

Am folgenden Morgen begab ich mich früh zum Bankier Tronchin, der all mein Geld hatte. Nachdem er mir meine Rechnung gemacht, gab er mir einen Creditbrief auf Mar-

seille, Genua, Florenz und Rom; ich nahm nur zwölftausend Francs baares Geld. Ich hatte nur etwa noch fünfzigtausend Thaler, dreimalhunderttausend französische Francs; aber damit konnte ich weit kommen. Sobald ich meinen Brief abgegeben hatte, kehrte ich wieder in die Waage zurück, voll Ungeduld Voltaire zu sehn.

Ich fand meinen Reisegefährten in meinem Zimmer. Er lud mich zum Essen ein mit dem Hinzufügen, daß ich bei Tische Herrn Vilars Chaudieu finden und daß dieser mich zu Herrn von Voltaire führen würde, wo man mich seit mehreren Tagen erwarte. Ich folgte dem artigen Manne und fand bei ihm eine gewählte Gesellschaft und die junge Theologin, welche der Onkel erst beim Dessert zum Sprechen veranlaßte.

Ich will die Aeußerungen dieser jungen Person so getreu wie möglich berichten.

Womit hast Du Dich heute Morgen beschäftigt, liebe Nichte?

Ich habe den heiligen Augustin gelesen, welchen ich abgeschmackt gefunden habe; ich glaube ihn in wenig Worten widerlegt zu haben.

Worum handelt es sich?

Um die Mutter des Heilands.

Was sagt der heilige Augustinus von ihr?

Was Sie vielleicht nicht bemerkt haben werden, lieber Onkel. Er sagt, die Jungfrau Maria habe Jesus Christus durch die Ohren empfangen.

Und Sie haben es nicht geglaubt?

Gewiß nicht, und aus drei guten Gründen. Zunächst weil Gott keine Materie ist und deshalb keines Loches bedarf, um hereinzukommen oder hinauszugehn; sodann weil die Gehörorgane keine Verbindung mit dem Sitze des Kindes im Leibe der Mutter haben; und endlich weil Maria, hätte sie durch die Ohren empfangen, auch durch denselben Kanal hätte gebären müssen. Das wäre, fügte sie mich ansehend hinzu, sehr gut für die Katholiken gewesen, denn dann hätten sie dieselbe mit Recht vor ihrer Empfängniß, während ihrer Schwangerschaft und nach ihrer Niederkunft als Jungfrau betrachten können.

Mein Erstaunen war außerordentlich; es wurde aber von allen Gästen getheilt. Der göttliche Geist der Theologie weiß

sich über jede fleischliche Regung zu erheben, und nach dem, was wir so eben gehört hatten, mußte man der jungen Theologin dies Vorrecht beilegen oder sie für eine schamlose Dirne halten. Die gelehrte Nichte fürchtete nicht, dieses Vorrecht zu mißbrauchen, denn sie fragte mich, was ich davon denke.

Wäre ich Theologe und gestattete ich mir eine verständige Untersuchung der Wunder, so würde ich vielleicht Ihrer Meinung sein, mein Fräulein; da dies aber durchaus nicht der Fall ist, so beschränke ich mich darauf, Sie zu bewundern und den heiligen Augustinus zu verurtheilen, weil er das Mysterium der Verkündigung hat untersuchen wollen. Sicher scheint es mir, daß, wäre die heilige Jungfrau taub gewesen, der heilige Augustinus eine plumpe Ungeschicklichkeit begangen haben würde; denn die Fleischwerdung wäre unmöglich gewesen, da die drei Nervenpaare, welche das Gehör beleben, keine Verbindung mit der Gebärmutter haben, man also nicht absehn könnte, wie die Sache stattgefunden haben sollte; aber die Fleischwerdung, mein Fräulein, ist ein Wunder.

Sie antwortete sehr artig, ich zeige durch meine Antwort, daß ich ein größerer Theologe als sie sei, und ihr Onkel dankte mir, daß ich seiner Nichte eine Lektion gegeben habe. Man ließ sie über verschiedene Gegenstände sprechen; aber damit glänzte sie nicht. Ihre Stärke war das neue Testament. Bei meiner Rückkehr nach Genf werde ich Gelegenheit haben von dieser jungen Person zu sprechen.

Nach Tische gingen wir zu Voltaire, welcher von der Tafel aufstand, als wir eintraten. Er war gleichsam von einem Hofe von Herren und Damen umringt, wodurch meine Vorstellung einen feierlichen Charakter erhielt; aber diese Feierlichkeit konnte mir bei dem großen Manne durchaus nicht günstig sein.

Zehntes Kapitel.

Herr von Voltaire; meine Erörterungen mit diesem großen Manne. — Eine Scene bei ihm auf Veranlassung des Ariost. — Der Herzog von Villars. — Der Syndikus und seine drei Schönen. — Streit bei Voltaire. — Aix in Savoyen. — Der Marquis Desarmoises.

Dies, Herr von Voltaire, sagte ich zu ihm, ist der schönste Augenblick meines Lebens. Seit zwanzig Jahren bin ich Ihr Zögling, und mein Herz freut sich des Glücks, nun meinen Lehrer zu sehn.

Mein Herr, ehren Sie mich noch zwanzig Jahre und versprechen Sie mir, nach Ablauf dieser Zeit mir mein Honorar zu bringen.

Sehr gern, wenn Sie mir versprechen wollen, auf mich zu warten.

Dieser ganz Voltaire'sche Einfall brachte alle Zuhörer zum Lachen; das war ganz in der Ordnung, denn die Lacher sind da, um eine der beiden Parteien auf Kosten der andern in Athem zu erhalten, und diejenige, welche die Lacher auf ihrer Seite hat, ist immer sicher, zu gewinnen; dies ist der Lauf der großen Gesellschaft.

Ich wurde übrigens keineswegs davon überrascht; ich war darauf gefaßt und hoffte meine Revanche nehmen zu können.

Unterdeß waren ihm zwei eben angekommene Engländer vorgestellt worden. Die Herren sind Engländer, sagte Voltaire, ich möchte es wohl sein. Ich fand das Compliment falsch und unangemessen; denn er zwang die Herren dadurch, ihm aus Höflichkeit zu antworten, sie möchten wohl Franzosen sein; wenn sie nun nicht Lust zu lügen hatten, so mußte es

sie unangenehm berühren, die Wahrheit zu sagen. Ich glaube, daß es dem Manne von Ehre gestattet ist, seiner Nation die erste Stelle anzuweisen.

Den Augenblick darauf redete mich Voltaire von Neuem an und sagte, da ich Venetianer sei, so müsse ich den Grafen Algarotti kennen.

Ich kenne ihn, indeß nicht als Venetianer, denn sieben Achtel meiner theuren Landsleute wissen nicht, daß er existirt.

Ich hätte als Mann von Bildung sagen sollen.

Ich kenne ihn, weil ich vor sieben Jahren in Padua zwei Monate mit ihm gelebt habe, und was besonders meine Aufmerksamkeit für ihn erweckte, war die Bewunderung, welche er für Herrn von Voltaire äußerte.

Das ist schmeichelhaft für mich; aber er braucht Niemand zu bewundern, um allgemeine Achtung zu verdienen.

Hätte er nicht als Bewunderer angefangen, so würde er sich nie einen Namen gemacht haben. Als Bewunderer Newtons hat er die Damen in den Stand gesetzt, vom Lichte zu sprechen.

Ist es ihm gelungen?

Nicht so gut wie Herrn von Fontenelle in seiner „Mehrheit der Welten“; dennoch kann man sagen, daß es ihm gelungen ist.

Das ist wahr. Wenn Sie ihn in Bologna sehen, so bitte ich Sie, ihm zu sagen, daß ich seine Briefe über Rußland erwarte. Er kann sie nach Mailand an meinen Bankier Bianchi schicken, der sie mir zukommen lassen wird.

Wenn ich ihn sehe, werde ich nicht ermangeln.

Man hat mir gesagt, die Italiäner seien mit seiner Sprache nicht zufrieden.

Ich glaube es wohl; in Allem, was er geschrieben hat, wimmelt seine Sprache von Gallicismen. Sein Styl ist jammervoll.

Verschönern denn aber die französischen Wendungen nicht Ihre Sprache?

Sie machen sie unausstehlich, wie das Französische, untermischt mit Italiänisch oder Deutsch, es werden würde, selbst wenn Herr von Voltaire es schriebe.

Sie haben Recht; man muß jede Sprache rein schrei-

ben. Man hat Livius getadelt und gesagt, sein Latein sei patavinisch.

Als ich anfing, mir diese Sprache anzueignen, sagte mir der Abbé Lazzarini, er ziehe Livius dem Sallust vor.

Der Abbé Lazzarini, der Verfasser der Tragödie: Ulisse il giovine. Sie mußten damals sehr jung sein, und ich möchte ihn wohl gekannt haben. Dagegen habe ich den Abbé Conti gekannt, der Newtons Freund gewesen war, und dessen vier Tragödien die ganze römische Geschichte umfassen.

Auch ich habe ihn gekannt und bewundert. Ich war jung, aber ich wünschte mir Glück, zur Gesellschaft dieser großen Männer zugelassen zu werden. Mir scheint es, als sei es gestern gewesen, obwohl viele Jahre verflossen sind, und jetzt demüthigt mich meine untergeordnete Stellung in Ihrer Gegenwart nicht: ich möchte der Jüngste des ganzen Menschengeschlechts sein.

Sie würden ohne Zweifel dann glücklicher sein, als wenn Sie der Aelteste wären. Dürfte ich Sie fragen, auf welche Gattung der Literatur Sie sich gelegt haben?

Auf keine, aber vielleicht wird es noch kommen. Einstweilen lese ich, so viel ich kann, und suche den Menschen zu studiren, indem ich reise.

Das ist das Mittel, ihn kennen zu lernen; aber das Buch ist zu groß. Man gelangt leichter dazu, wenn man Geschichte liest.

Ja, wenn sie nicht löge. Man ist der Thatsachen nicht sicher, und sie langweilt, während das Studium der Welt auf Reisen mich angenehm unterhält. Horaz, den ich auswendig kann, ist mein Führer, und ich finde ihn überall.

Algarotti hat ebenfalls den ganzen Horaz in seinem Kopfe. Gewiß lieben Sie die Poesie.

Sie ist meine Leidenschaft.

Haben Sie viel Sonnette gemacht?

Zehn bis zwölf, welche ich gut finde und zwei bis dreitausend, welche ich vielleicht nie wieder gelesen habe.

Italien hat die Wuth der Sonnette.

Ja, wenn man das Bestreben, einem Gedanken ein harmonisches Maaß zu geben, welches ihn anschaulicher macht, Wuth nennen kann. Das Sonnett ist schwierig, weil man,

um die vierzehn Verse herauszubringen, den Gedanken weder in die Länge ziehn noch verkürzen darf.

Es ist ein Procrustesbett, und darum haben Sie so wenig gute Sonnette. Wir haben kein einziges; das ist aber die Schuld unserer Sprache.

Und des französischen Geistes; denn man glaubt, ein ausgesponnener Gedanke verliere alle Kraft und allen Glanz.

Und Sie sind dieser Ansicht nicht?

Entschuldigen Sie. Es handelt sich nur darum, den Gedanken zu prüfen. Ein guter Einfall genügt z. B. nicht für ein Sonnett; derselbe verfällt im Italiänischen wie im Französischen dem Epigramm.

Welchen italiänischen Dichter lieben Sie am meisten?

Ariost; aber ich kann nicht sagen, daß ich ihn mehr als die anderen Dichter liebe, denn ich liebe ihn allein.

Sie kennen indeß die andern?

Ich glaube sie alle gelesen zu haben; aber alle verschwinden vor Ariost. Als ich vor fünfzehn Jahren las, wie Sie ihn schlecht machten, sagte ich mir gleich, daß Sie Ihre Ansicht zurücknehmen würden, sobald Sie ihn gelesen hätten.

Ich danke Ihnen, daß Sie geglaubt haben, ich hätte ihn nicht gelesen. Ich hatte ihn gelesen, aber ich war jung und hatte nur eine oberflächliche Kenntniß Ihrer Sprache; eingenommen von Gelehrten, welche Tasso anbeteten, hatte ich das Unglück, ein Urtheil zu veröffentlichen, welches ich für mein eignes hielt, während es nur das Echo der unverständigen Befangenheit derjenigen war, welche jenen Einfluß auf mich geübt hatten. Ich bete Ihren Ariost an.

Ah, Herr von Voltaire, jetzt athme ich auf. Aber haben Sie die Güte, das Werk, worin Sie den großen Mann lächerlich zu machen gesucht, in die Acht zu thun.

Wozu! Meine Bücher sind alle in die Acht gethan. Aber ich will Ihnen eine gute Probe meiner veränderten Ansicht geben.

Ich war außer mir! Der große Mann begann die beiden großen Stücke des vierunddreißigsten und fünfunddreißigsten Gesanges, in denen der göttliche Dichter das Gespräch Astolphs mit dem Apostel St. Johannes beschreibt, vorzutragen; er that es, ohne einen einzigen Vers auszulassen, ohne den geringsten Verstoß gegen die Prosodie zu begehn. Sodann

machte er mit seinem natürlichen Scharfsinn und dem treffenden Urtheile eines genialen Menschen auf die Schönheiten desselben aufmerksam. Von den geschicktesten Erklärern Italiens hätte man nichts Besseres erwarten dürfen. Ich hörte ihm mit der größten Aufmerksamkeit zu, kaum athmend und wünschend, ihn irgendwo auf falscher Fährte zu ertappen; aber meine Mühe war vergeblich. Ich drückte der Gesellschaft laut mein Erstaunen aus und erklärte, ich würde ganz Italien von meiner gerechten Bewunderung in Kenntniß setzen. Und ich, mein Herr, fuhr der große Mann fort, werde ganz Europa von der Ehrenerklärung in Kenntniß setzen, welche ich dem größten Genius, den jenes Land hervorgebracht hat, schuldig bin.

Voltaire, der unersättlich nach Lob war, das er in so vielen Beziehungen verdiente, gab mir am folgenden Tage die von ihm gemachte Uebersetzung der Stanze, welche Ariost mit dem Verse beginnt:

Quindi avvien che tra principi e signori — — Sie lautete:

Les papes, les césars, apaisant leur querelle,
Iurent sur l'Evangile une paix éternelle;
Vous les voyez l'un de l'autre ennemis;
C'était pour se tromper, qu'ils s'étaient réunis:
Nul serment n'est gardé, nul accord n'est sincère;
Quand la bouche a parlé, le coeur dit le contraire;
Du ciel qu'ils attestaient ils bravaient le courroux:
L'interêt est le dieu qui les gouverne tous.*)

Am Schlusse dieser Deklamation, welche von allen Anwesenden beklatscht wurde, obwohl keiner italiänisch verstand, fragte mich seine Nichte, Madame Denis, ob ich das von ihrem Onkel deklamirte Stück für eins der schönsten des großen Dichters halte.

Ja, Madame, aber es ist nicht das schönste.

---

*) Die Päpste, die Cäsaren, nachdem sie ihren Streit beigelegt, schwören ewigen Frieden auf's Evangelium; Ihr seht sie sich gegenseitig befeinden; nur um sich zu betrügen, hatten sie sich verbunden; kein Eid wird gehalten, kein Vertrag ist aufrichtig; wenn der Mund gesprochen hat, sagt das Herz das Gegentheil; sie trotzen dem Zorne des Himmels, den sie als Zeugen anrufen; der Eigennutz ist der Gott, der sie beherrscht.

Es muß es doch wohl sein, denn sonst würde man Signor Ludovico nicht apotheosirt haben.

Man hat ihn also heilig gesprochen? Ich wußte es nicht.

Bei diesen Worten traten die Lacher, Voltaire an ihrer Spitze, auf die Seite von Madame St. Denis. Alle lachten, mich ausgenommen, welcher seinen ganzen Ernst behauptete.

Voltaire, gereizt, daß ich nicht gleich den Andern lache, fragte mich nach dem Grunde. Sie glauben also, sagte er, daß er in Folge eines übermenschlichen Stücks der Göttliche genannt worden ist?

Ja, gewiß.

Und welches ist dieses Stück?

Es sind die sechsunddreißig letzten Stanzen des dreiundzwanzigsten Gesanges, in welchen der Dichter auf eine mechanische Weise beschreibt, wie Roland toll wurde. Seit die Welt besteht, hat Niemand gewußt, wie man toll wird, ausgenommen Ariost, welcher es gegen Ende seines Lebens wurde. Diese Stanzen, Herr von Voltaire, flößen Schrecken ein, und ich bin sicher, daß dieselben Sie zum Zittern gebracht haben.

Ja, ich erinnere mich ihrer; sie machen die Liebe zu einem Gegenstand des Schreckens. Ich sehne mich danach, sie wiederzulesen.

Der Herr hat vielleicht die Güte, sie uns vorzutragen, sagte Madame Denis, ihrem Onkel einen verstohlnen Blick zuwerfend.

Sehr gern, Madame, sagte ich, wenn Sie die Güte haben wollen, zuzuhören.

Sie haben sich also die Mühe gegeben, sie auswendig zu lernen? sagte Voltaire.

Sagen Sie, ich habe mir das Vergnügen gemacht, denn es hat mir keine Mühe gekostet. Seit meinem sechszehnten Jahre habe ich Ariost jedes Jahr zwei oder dreimal gelesen; das ist meine Leidenschaft, und so hat er sich ganz natürlich, ohne die geringste Mühe meinem Gedächtnisse eingeprägt. Ausgenommen seine langen Genealogieen und seine geschichtlichen Ausführungen, welche den Geist ermüden, ohne das Herz zu erwärmen, weiß ich ihn ganz auswendig. Nur von Horaz haben sich mir sämmtliche Verse eingeprägt, trotz des oft prosaischen Charakters seiner Episteln, welche mit denen Boileaus nicht zu vergleichen sind.

Boileau lobt zu viel, Herr von Casanova; gegen Horaz habe ich nichts: er entzückt mich ebenfalls; aber die vierzig langen Gesänge des Ariost sind mir zuviel.

Es sind einundfünfzig, Herr von Voltaire.

Der große Mann blieb stumm, aber Madame Denis stand dabei. Lassen Sie uns, sagte sie, die sechsunddreißig Stanzen hören, welche mit Schaudern erfüllen und denen der Dichter den Namen des Göttlichen verdankt.

Ich begann sogleich mit sicherm Tone, deklamirte aber nicht mit der monotonen Manier, welche in Italien üblich ist, und welche die Franzosen uns mit Recht zum Vorwurf machen. Die Franzosen würden die besten Deklamatoren sein, wenn sie nicht durch den Reim beengt würden, denn von allen Völkern fühlen sie am richtigsten, was sie sagen. Sie haben weder den leidenschaftlichen und einförmigen Ton meiner Landsleute, noch den sentimentalen und übertriebenen der Deutschen, noch die ermüdende Manier der Engländer: sie geben jeder Periode den Ton und die Färbung, welcher der Natur der Empfindung am angemessensten ist; aber die gezwungene Wiederholung derselben Klänge raubt ihnen einen Theil dieser Vortheile. Ich rezitirte die schönen Verse des Ariost, wie eine schöne cadencirte Prosa und belebte den Vortrag durch den Klang meiner Stimme, durch die Bewegung meiner Augen und indem ich den Tonfall modulirte, je nach dem Gefühle, welches ich meinen Zuhörern einflößen wollte. Man sah, man fühlte, welche Gewalt ich mir anthat, um meine Thränen zurückzuhalten, und in Aller Augen standen Thränen; aber als ich zu dieser Stanze kam:

Poiche allargare il freno al dolor puote,
Che resta solo senza altrui rispetto,
Giù dagli occhi rigando per le gote
Sparge un fiume de lacrime sul petto. *)

entflossen mir die Thränen in solcher Fülle, daß alle meine Zuhörer zu schluchzen begannen. Herr von Voltaire und Madame Denis fielen mir um den Hals; aber ihre Umarmungen vermochten nicht, mich zu unterbrechen, denn um toll zu wer-

---

*) Nun kann er dem Schmerze, der allein und ohne andere Rücksicht zurückbleibt, den Zügel schießen lassen, und von den Augen über die Wangen niederrinnend ergießt sich ein Strom von Thränen auf die Brust.

den, mußte Roland gewahr werden, daß er in demselben Bette lag, wo vor Kurzem Angelica in den Armen des zu glücklichen Medor geruht, und ich mußte zur folgenden Stanze kommen. Auf den klagenden und düstern Ton ließ ich den des Schreckens folgen, welcher sich naturgemäß aus der Wuth entwickelt, in Folge deren er vermöge seiner außerordentlichen Kraft Verwüstungen anrichtet, wie ein schrecklicher Sturm oder wie ein von einem Erdbeben begleiteter vulkanischer Ausbruch.

Als ich geendet hatte, empfing ich mit trauriger Miene die Glückwünsche der gesammten Gesellschaft. Voltaire rief aus: Ich habe es immer gesagt; das Geheimniß, Thränen zu erregen, besteht darin, daß man selber weint; aber man muß wirklich weinen, und um dies zu können, muß die Seele tief gerührt sein. Ich danke Ihnen, mein Herr, sagte er, indem er mich umarmte, und ich verspreche Ihnen, morgen dieselben Verse zu recitiren und dabei wie Sie zu weinen. Er hielt Wort.

Es ist erstaunlich, sagte Madame Denis, daß das intolerante Rom den Sänger des Roland nie in den Index gesetzt hat.

Ganz im Gegentheile, sagte Voltaire, hat Leo X. die Initiative ergriffen, indem er Jeden, der den Dichter zu verurtheilen wagen würde, in den Bann gethan hat. Die beiden großen Familien Este und Medicis hatten ein Interesse ihn zu halten. Ohne diesen Schutz würde wahrscheinlich der einzige Vers über die von Constantin an Sylvester gemachte Schenkung Roms, wo der Dichter den Ausdruck puzza forte gebraucht, genügt haben, um denselben in den Bann zu thun. Ich glaube, fiel ich ein, der Vers, welcher den meisten Anstoß erregt hat, ist der, wo Ariost die Auferstehung des menschlichen Geschlechts und das Ende der Welt bezweifelt. Indem Ariost, fuhr ich fort, von dem Einsiedler spricht, der Rodomonte verhindern wollte, sich Isabellas, der Witwe Zerbino's, zu bemächtigen, schildert er, wie der Afrikaner, von dessen Predigten gelangweilt, ihn ergreift und ihn so weit schleudert, daß er gegen einen Felsen schellt, wo er wie eingeschlafen todt liegen bleibt, so daß er al novissimo di fia forse desto. *)

*) Daß er vielleicht am jüngsten Tage auferweckt wurde.

Dieses forse, welches der Dichter vielleicht nur als eine rhetorische Blume oder als ein Flickwort zur Vervollständigung des Verses brauchte, erregte großes Geschrei, und vielleicht würde der Dichter, wenn er Zeit dazu gehabt hätte, sehr gelacht haben.

Es ist Schade, sagte Madame Denis, daß der Dichter mit dergleichen hyperbolischen Ausdrücken nicht sparsamer umgegangen ist.

Schweige, liebe Nichte; sie sind voll Geist und Salz. Es sind Alles Körner von Schönheiten, welche der beste Geschmack in seinem Werk ausgeschüttet hat.

Wir plauderten sodann von tausend rein literarischen Sachen, und endlich brachte man die „Schottin“ auf das Tapet, welche wir in Solothurn gespielt hatten.

Man wußte Alles.

Herr von Voltaire sagte zu mir, wenn ich bei ihm spielen wolle, würde er an Herrn von Chavigni schreiben, damit er meine Lindane bewege, mich zu unterstützen, er selbst würde die Rolle des Monrose spielen. Ich entschuldigte mich, mit dem Bemerken, daß Frau von *** in Basel sei und daß ich selbst morgen abreisen müsse. Bei diesen Worten fing er an laut aufzuschreien, stiftete die ganze Gesellschaft gegen mich an und sagte endlich, mein Besuch würde beleidigend für ihn sein, wenn ich ihm nicht wenigstens eine ganze Woche opferte. Mein Herr, versetzte ich, ich bin nur der Ehre wegen Sie zu sehn, nach Genf gekommen; nun mir diese Begünstigung zu Theil geworden, habe ich hier nichts mehr zu suchen.

Sind Sie gekommen, um mit mir zu sprechen oder um mich sprechen zu hören?

Ohne Zweifel, um mit Ihnen zu sprechen, aber weit mehr, um Sie sprechen zu hören.

So bleiben Sie zum wenigsten drei Tage hier; speisen Sie täglich zu Mittag bei mir und lassen Sie uns sprechen.

Die Einladung war so dringend und schmeichelhaft, daß es mir schlecht angestanden haben würde, sie abzuschlagen. Ich nahm sie also an und entfernte mich sodann, um zu schreiben.

Ich war noch nicht eine Viertelstunde zu Hause, als ein Stadtsyndikus, ein liebenswürdiger Mann, welchen ich nicht nennen will, und welchen ich bei Herrn von Voltaire getroffen

hatte, mich um die Erlaubniß bat, mit mir zu Abend speisen zu dürfen. Ich bin, äußerte er, bei Ihrem Streite mit dem großen Manne zugegen gewesen und habe den Mund nicht aufgemacht; ich wünsche aber lebhaft, eine Stunde mit Ihnen allein zu sein. Statt aller Antwort umarmte ich ihn, bat ihn um Verzeihung, daß er mich im Schlafrock finde und sagte, er würde mir ein Vergnügen machen, wenn er die ganze Nacht bei mir bleibe.

Dieser liebenswürdige Mann blieb zwei Stunden bei mir, ohne auch nur einen einzigen Augenblick von Literatur zu sprechen; aber er bedurfte dessen nicht, um mir zu gefallen, denn da er ein Schüler des Epicur und Sokrates war, so vertrieben wir uns den Abend mit pikanten Geschichten, mit lautem Lachen und mit der Aufzählung aller Arten von Vergnügen, die man sich in Genf verschaffen könne. Ehe er mich verließ, lud er mich zum Abendessen für den folgenden Tag ein, von welchem, seiner Verheißung nach, die Langeweile verbannt sein sollte. Ich werde Sie erwarten, sagte ich. Gut, sprechen Sie aber mit Niemand von unserer Partie. Ich versprach es ihm.

Am folgenden Morgen besuchte mich der junge Fox mit den beiden Engländern, welche ich bei Herrn von Voltaire gesehen hatte. Sie schlugen mir eine Partie Quinze vor. Ich ging darauf ein, und nachdem ich einige fünfzig Louisd'ors verloren hatte, hörte ich auf und wir durchwanderten die Stadt bis zur Essenszeit.

In den „Délices" fanden wir den Herzog von Villars; er war so eben angekommen, um den Doktor Tronchin zu consultiren, der ihn seit zehn Jahren durch seine Kunst am Leben erhielt.

Ich schwieg während der Mahlzeit; aber beim Dessert veranlaßte mich Herr von Voltaire, welcher wußte, daß ich keinen Grund hatte, mit der venetianischen Regierung zufrieden zu sein, zum Reden über diesen Gegenstand; ich täuschte indeß seine Erwartung, denn ich suchte zu beweisen, daß es kein Land in der Welt gebe, wo man sich einer so großen Freiheit erfreue. Ja, erwiederte er, wenn man die Rolle eines Stummen spielen kann, und da er sah, daß diese Unterhaltung mir nicht behagte, so nahm er meinen Arm und führte mich in den Garten, dessen Schöpfer er, wie er sagte, war. Die große Allee führte zu einem schönen, fließenden Wasser.

Das ist der Rhône, sagte er, welchen ich nach Frankreich sende.

Das ist eine Sendung, welche Ihnen keine großen Kosten macht.

Er lächelte auf eine angenehme Weise und zeigte mir sodann die schöne Genfer Straße und die Dent-Blanche, die höchste Spitze der Alpen.

Hierauf führte er die Unterhaltung wieder auf die italiänische Literatur zurück, und schwatzte mit Geist und vieler Gelehrsamkeit Unsinn, endete auch immer mit einem falschen Urtheile. Ich ließ ihn reden. Er sprach von Homer, von Dante, von Petrarca und es ist allgemein bekannt, was er von diesen großen Geistern dachte; er hat sich aber geschadet, indem er niederschrieb, was er von ihnen dachte. Ich begnügte mich, ihm zu erwiedern, wenn diese großen Männer nicht der Achtung aller derjenigen, die sie studiren, werth wären, so würden sie schon längst von der Höhe herabgestiegen sein, auf welche die Bewunderung der Jahrhunderte sie gestellt habe.

Der Herzog von Villars und der berühmte Arzt Tronchin stießen zu uns. Der Doktor war groß, gutgebaut, von schönem Gesichte, höflich, beredt, ohne Schwätzer zu sein, ein gelehrter Physiker, ein geistreicher Mann, ein Zögling Boerhave's, der ihn liebte, und da er weder das Kauderwelsch, noch die Charlatanerien, noch das anmaßende Wesen der Mitglieder der Fakultät hatte, entzückte er mich. Seine Heilkunst hatte die Diät zur Grundlage, und um diese zu verordnen, mußte er Philosoph sein. Man hat mir versichert, was mir doch etwas unglaublich scheint, er habe einen Lungensüchtigen von einer geheimen Krankheit, vermittelst der Milch einer Eselin geheilt, welche er dreißig starken Einreibungen von Merkur durch vier kräftge Lastträger unterworfen gehabt habe.

Villars zog meine Aufmerksamkeit auf eine ganz entgegengesetzte Weise wie Tronchin auf sich. Als ich seine Figur und Haltung betrachtete, glaubte ich ein siebenzigjähriges, mageres Weib, welches Ansprüche machte und in seiner Jugend schön gewesen sein mochte, in Mannskleidern vor mir zu sehn. Seine kupferrothen Wangen waren dick mit Schminke bekleistert, seine Lippen mit Karmin bedeckt, die Augenbrauen schwarz gefärbt, die Zähne falsch; seine ungeheure Per-

rücke verbreitete einen starken Ambrageruch, und ein Strauß Blumen in seinem Knopfloche reichte ihm bis zum Kinne. Er affektirte in seinen Bewegungen Grazie und sprach mit sanfter Stimme, welche oft das, was er sagte, zu hören hinderte. Uebrigens war er sehr höflich, zugänglich und manierirt im Geschmack der Zeit der Regentschaft. Er war in Allem ein außerordentlich lächerliches Wesen. Man sagte mir, er habe in seiner Jugend und in seinem männlichen Alter das schöne Geschlecht geliebt; als er aber zu nichts mehr getaugt, habe er den bescheidenen Entschluß gefaßt, Frau zu werden, und er habe in seinem Dienste vier hübsche Jünglinge, die abwechselnd die ekelhafte Ehre hätten, Nachts seinen alten Leichnam zu wärmen.

Villars war Gouverneur der Provence, und an seinem krummen Rücken fraß der Krebs. Nach der Ordnung der Natur hätte er schon seit zehn Jahren unter der Erde liegen müssen, aber durch strenge Diät erhielt ihn Tronchin am Leben, indem er die wunden Stellen mit Schnitten von Kalbsfleisch nährte. Ohne diese Nahrung würde der Krebs gestorben sein, und hätte ihn mit ins Grab gerissen. Das kann man auf künstliche Weise leben nennen.

Ich geleitete Herrn von Voltaire in sein Schlafzimmer, wo er seine Perrücke wechselte und eine andere Mütze aufsetzte, denn eine solche trug er immer, um sich gegen Erkältungen zu schützen, denen er sehr ausgesetzt war. Auf einem Tische erblickte ich die Summa von St. Thomas und unter mehreren italiänischen Dichtern, die Secchia rapita von Tassoni.

Dies, sagte Voltaire, ist der einzige tragikomische Dichter, welchen Italien besitzt. Tassoni war ein schöngeistiger Mönch und als Dichter ein großer Gelehrter.

Als Dichter, das mag sein, aber nicht als Gelehrter; denn um sich über das System des Copernicus lustig zu machen, sagt er, wenn man dasselbe zu Grunde lege, könne man keine Theorie des Mondwechsels oder der Mondfinsternisse aufstellen.

Wo hat er diese Dummheit behauptet?

In seinen akademischen Reden.

Ich habe sie nicht, werde sie mir aber verschaffen.

Er nahm eine Feder, um eine Notiz darüber zu machen, und sagte sodann:

Aber Tassoni hat den Petrarca mit vielem Geiste kritisirt.

Aber er hat dadurch seinen Geschmack, seine Literaturkenntniß, so wie Muratori entehrt.

Hier ist er. Geben Sie zu, daß er eine ungeheure Gelehrsamkeit besitzt.

Est ubi peccat*).

Voltaire öffnete eine Thür, und ich erblickte etwa hundert starke Hefte.

Dies, sagte er, ist meine Correspondenz. Sie erblicken hier etwa fünfzigtausend Briefe, welche ich beantwortet habe.

Haben Sie die Abschriften Ihrer Briefe?

Von einem guten Theile. Das ist die Sache eines Bedienten, der nichts weiter zu thun hat.

Ich kenne manche Buchhändler, die viel Geld geben würden, um in den Besitz dieses Schatzes zu gelangen.

Ja, aber hüten Sie sich vor den Buchhändlern, wenn Sie etwas der Oeffentlichkeit übergeben wollen, vorausgesetzt, daß Sie nicht schon damit begonnen haben; es sind fürchterlichere Piraten, als die Marokkanischen.

Ich werde mit diesen Herren erst in meinem Alter zu thun bekommen.

Dann werden sie die Plage Ihres Alters sein.

Bei dieser Gelegenheit citirte ich ihm einen maccaronischen Vers von Merlin Cocci.

Was ist das?

Es ist ein Vers aus einem berühmten Gedicht in vierundzwanzig Versen.

Einem berühmten?

Ja, und was mehr sagen will, welches es zu sein verdient; aber um es zu würdigen, muß man den Mantuanischen Dialekt kennen.

Ich werde ihn verstehen, wenn Sie es mir verschaffen wollen.

Ich werde die Ehre haben, es Ihnen morgen zu bringen.

Sie werden mich ganz außerordentlich verbinden.

Man holte uns ab, und wir blieben zwei Stunen in

---

*) Darin besteht sein Fehler.

der Gesellschaft unter allerlei Gesprächen. Voltaire entfaltete hier den ganzen Reichthum seines glänzenden und fruchtbaren Geistes, und entzückte Alle, trotz seiner kaustischen Ausfälle, welche nicht einmal die anwesenden Personen verschonten: er hatte eine außerordentliche Kunst, Sarcasmen auf eine Art abzuschleudern, daß sie nicht verletzten. Wenn der große Mann seine Ausfälle mit einem anmuthigen Lächeln begleitete, so fehlte es ihm nie an Lachern.

Sein Haus war auf einem sehr großen Fuße eingerichtet und man speiste gut bei dem Dichter, was bei seinen Collegen in Apollo, die gewöhnlich nicht Lieblinge des Plutus sind, selten vorkommt. Er war damals sechsundsechszig Jahre alt und hatte 120,000 Francs Rente. Man hat boshafter Weise behauptet, dieser große Mann sei reich geworden, indem er seine Buchhändler betrogen habe; Thatsache ist es aber, daß er in dieser Beziehung nicht besser weggekommen ist, wie der geringste Schriftsteller, und daß er, weit entfernt, seine Buchhändler betrogen zu haben, vielmehr häufig von ihnen betrogen worden ist. Die Cramer sind davon auszunehmen, die er reich gemacht hat. Voltaire war auf eine andere Weise, als durch seine Feder, reich geworden; da er ruhmbegierig war, so gab er seine Werke oft mit der bloßen Bedingung hin, daß sie gedruckt und verbreitet würden. Während der kurzen Zeit meines Aufenthaltes bei ihm war ich Zeuge einer solchen Großmuth: er verschenkte die Prinzessin von Babylon, eine reizende Erzählung, welche er in drei Tagen schrieb.

Mein epikuräischer Syndikus stellte sich pünktlich ein, um mich, seinem Versprechen gemäß, aus der Waage abzuholen; er führte mich in ein nicht entferntes Haus, wo er mich drei jungen Damen vorstellte, welche zwar nicht in der ganzen Bedeutung des Worts Schönheiten, aber reizend waren. Zwei von ihnen waren Schwestern. Da wir auf eine ungezwungene und graziöse Weise aufgenommen wurden, die Physiognomien geistreich waren und der Ton wahrer Heiterkeit herrschte, so war ich von vorn herein der Ansicht, daß wir einen köstlichen Abend verleben würden, und ich täuschte mich nicht. Die halbe Stunde vor dem Abendessen verfloß unter anständigen Gesprächen, obwohl ohne allen Zwang, und da während des Abendessens der Syndikus mir den Ton

angab, so konnte ich mir wohl denken, was nach dem Dessert kommen würde.

Es war heiß, und unter dem anständigen Vorwande, uns Kühlung zu verschaffen, versetzten wir uns beinahe in den Naturzustand, da wir sicher waren, durch keinen Besuch gestört zu werden. Welche Orgie! Ich bedaure sehr, daß ich die pikanteste Partie verhüllen muß. Nachdem wir bis zum Tone der ausgelassensten Heiterkeit gekommen waren, begann ich, da wir durch die Liebe, den Champagner und die aufregendsten Gespräche erhitzt waren, ihnen Grécourt's Ygrec herzusagen. Als ich dies wollüstige Stück, welches der Feder eines Abbé würdig war, beendet hatte, und die Augen der drei Schönen wie Flammen leuchten sah, sagte ich zu ihnen: Meine Damen, ich erbiete mich, Ihnen allen Dreien zu zeigen, aus welchem Grunde der Spruch aufkam: Gaudeant bene nati, und ohne ihre Antwort abzuwarten, nahm ich eine nach der andern vor, und machte sie glücklich, ohne jedoch der Sache bis auf den Grund zu gehen. Mein Syndikus war freudestrahlend; er freute sich, daß er mir ein Geschenk nach meinem Geschmacke gemacht hatte, und ich konnte mich leicht überzeugen, daß das Außerordentliche den drei Grazien nicht mißfiel, die der Sybarit, welcher nur noch mit der Phantasie genießen konnte, bei magererer Kost erhielt. Die drei jungen Personen statteten mir endlose Danksagungen ab, während ich mich vergeblich anstrengte, ihnen meine Erkenntlichkeit auszudrücken; sie sprangen vor Freuden in die Höhe, als sie hörten, daß der Syndikus mich auf den folgenden Tag einlud.

Als dieser mich nach meinem Gasthofe zurückgeleitete, dankte ich ihm für das Vergnügen, welches er mir verschafft hatte, und er sagte, er habe das Verdienst, diese drei Juwelen ganz allein erzogen zu haben. Sie, sagte er, sind nächst mir der einzige Mann, welchen sie kennen. Sie werden sie wiedersehen; aber ich bitte Sie, hüten Sie sich, ihnen Andenken zu hinterlassen, denn in dieser vorurtheilsvollen Stadt würde das für sie und für mich ein großes Unglück sein.

Sie halten also immer Maaß? sagte ich.

Leider ist das nicht mein Verdienst. Ich bin für die Liebe geboren, und Venus hat mich frühzeitig bestraft, daß ich ihr zu früh gehuldigt habe.

Nach einer köstlich verschlafenen Nacht stand ich frisch und munter auf und schrieb an Herrn von Voltaire einen Brief in ungereimten Versen, welche mir zehnmal mehr Zeit kosteten als wenn ich sie gereimt hätte. Ich schickte sie ihm mit dem Gedichte von Theophil Falengue, aber ich that übel daran, denn ich hätte voraussehen können, daß er keinen Geschmack daran finden würde, weil man nur an etwas Gefallen finden kann, was man versteht. Ich ging sodann zu Herrn Fox hinunter, wo ich die beiden Engländer fand, welche mir Revanche anboten. Ich verlor hundert Louisd'ors, und sah sie mit Vergnügen nach Lausanne reisen.

Der Syndikus hatte mir gesagt, die drei jungen Damen gehörten anständigen Familien an, wären aber nicht reich; ich zerbrach mir den Kopf, wie ich, ohne sie zu demüthigen, ihnen ein nützliches Geschenk machen könnte, und ich blieb bei Folgendem stehen, da ich, wie man sehen wird, auf ein Mittel verfallen war, sie auf die tollste Weise hinters Licht zu führen. Ich ging zu einem Goldschmidt, dem ich sechs Quadrupel gab, und ihn beauftragte, daraus drei goldene Kugeln, jede von zwei Unzen zu machen.

Um Mittag ging ich zu Herrn von Voltaire: er war nicht zu sprechen; aber Madame Denis entschädigte mich. Sie hatte viel Geist, Verstand und Geschmack, Gelehrsamkeit ohne Anmaßung und nährte einen großen Haß gegen den König von Preußen, welchen sie einen häßlichen Menschen nannte. Sie erkundigte sich bei mir nach meiner schönen Haushälterin und gratulirte mir, daß ich sie an einen ehrenwerthen Mann verheirathet hatte. Obwohl ich jetzt einsehe, daß sie vollkommen Recht hatte, so theilte ich doch damals durchaus nicht ihre Ansicht, denn der Eindruck war noch zu lebhaft. Madame Denis bat mich, ihr zu erzählen, wie ich aus den Bleidächern entflohen sei; da aber die Erzählung etwas lang war, so versprach ich ihr, sie ein andermal zu befriedigen.

Herr von Voltaire speiste nicht mit uns; er erschien erst um fünf Uhr mit einem Briefe in der Hand. Kennen Sie, sagte er, den Marchese Albergati Capacelli, einen bolognesischen Senator und den Grafen Paradisi?

Ich kenne Paradisi nicht, aber ich kenne Herrn Albergati von Ansehen und von Ruf; er ist indeß nicht Senator,

sondern einer der Vierzig, welche in Bologna aus fünfzig Mitgliedern bestehen.

Gott erbarme sich! Das ist ein schwer zu errathendes Räthsel.

Kennen Sie ihn?

Nein, aber er hat mir das Theater von Goldoni, Bologneser Bratwürstchen und die Uebersetzung des Tancred geschickt, und will mich besuchen.

Er wird nicht kommen; dazu ist er nicht dumm genug.

Wie, dumm genug! Ist es eine Dummheit, mich zu besuchen?

Nicht in Bezug auf Sie, gewiß nicht; aber in Bezug auf ihn.

Weshalb, wenn es Ihnen beliebt?

Er weiß, daß er zu viel dabei verlieren würde; denn er schwelgt in der Idee, welche Sie von ihm zu haben scheinen, und wenn er käme, würden Sie sehen, wie wenig er bedeutet, und mit der Illusion würde es aus sein. Uebrigens ist er ein guter Edelmann mit einem Einkommen von sechstausend Zechinen und hat die Theatromanie. Er ist ein ziemlich guter Schauspieler und hat einige Komödien in Prosa gemacht, aber sie eignen sich weder zum Lesen, noch zur Aufführung.

Sie ziehen ihm ein Gewand an, welches ihn in der That nicht vergrößert.

Ich kann Sie versichern, daß es noch nicht einmal seinem wirklichen Wuchse entspricht.

Aber sagen Sie mir, wie er ein Vierziger und ein Fünfziger sein kann?

Wie in Basel um elf Uhr Mittag ist.

Ich verstehe; wie Ihr Rath der Zehen aus siebenzehn Mitgliedern besteht.

Gerade so; aber die verdammten Vierzig in Bologna sind etwas Anderes.

Weshalb verdammte?

Weil sie dem Fiscus nicht unterworfen sind, und sie vermöge dieser Freiheit jedes beliebige Verbrechen mit gänzlicher Straflosigkeit begehen; sie kommen davon, indem sie ihren Wohnsitz außerhalb des Staates nehmen und hier ganz nach Gefallen ihre Einkünfte verzehren.

Das ist etwas Gutes und nicht etwas Schlechtes; aber

fahren wir fort. Der Marchese Albergati ist ohne Zweifel Schriftsteller.

Er schreibt gut in seiner Sprache; aber er hört sich gern, ist weitschweifig und hat nicht viel im Kopfe.

Er ist Schauspieler haben Sie gesagt?

Und ein sehr guter, besonders in seinen eigenen Stücken, wenn er Liebhaberrollen spielt.

Ist er schön?

Ja, auf der Bühne, aber nicht anderwärts, denn sein Gesicht ist ohne Ausdruck.

Indeß gefallen seine Stücke.

Nicht den Kennern, und sie würden ausgepfiffen werden, wenn man sie verstünde.

Und was sagen Sie von Goldoni?

Was man von ihm sagen kann. Goldoni ist der italiänische Molière.

Warum nennt er sich Dichter des Herzogs von Parma?

Wahrscheinlich um zu zeigen, daß ein geistreicher Mann ebenso gut wie ein Dummkopf seine schwache Stelle hat; der Herzog weiß vermuthlich nichts davon. Er nennt sich auch Advokat, obwohl er es nur in der Phantasie ist. Goldoni ist ein guter Komödienschreiber und weiter nichts. Ganz Venedig weiß, daß ich sein Freund bin; ich kann also mit Sachkenntniß über ihn sprechen; in Gesellschaften glänzt er nicht, und obwohl seine Schriften die feinsten Sarcasmen enthalten, hat er doch einen außerordentlich sanften Charakter.

So hat man mir berichtet. Er ist arm, und man hat mir gesagt, er wolle Venedig verlassen. Das wird den Theaterunternehmern, welche seine Stücke aufführen, unlieb sein.

Man hat davon gesprochen, ihm eine Pension auszusetzen; aber der Plan ist in's Wasser gefallen, denn man hat geglaubt, er werde nichts mehr schreiben, wenn er eine Pension habe.

Cumae hat Homer eine Pension verweigert, weil man fürchtete, alle Blinden könnten eine verlangen.

Wir verlebten einen sehr angenehmen Tag, und er dankte mir herzlich für das Macaronicon, welches er zu lesen versprach. Er stellte mir einen Jesuiten vor, welchen er in seinem Solde hatte und welcher Adam hieß, und sagte: dies ist nicht Adam, der Erste der Menschen. Man erzählte mir, daß

er mit demselben gern Trictrac spielte, und daß er ihm, wenn er verlor, die Würfel und den Becher in's Gesicht warf. Behandelte man die Jesuiten überall mit so wenig Achtung, so würde man wohl nur harmlose Jesuiten finden; aber wir sind von dieser glücklichen Zeit noch weit entfernt.

Am Abend, kaum in meinen Gasthof zurückgekehrt, erhielt ich die drei Kugeln, und sobald sich der Syndikus eingestellt hatte, brachen wir auf, um unsere wollüstige Orgie zu erneuen. Unterwegs sprach er über die Schaam, und sagte: Dies Gefühl, welches uns abhält, die Theile sehen zu lassen, die zu bedecken man uns von Kindesbeinen an gelehrt hat, kann oft aus einer Neigung zur Tugend entspringen; aber dasselbe ist schwächer, als die Macht der Verführung, denn es hält einem Angriffe nicht Stand, wenn der Angreifer es richtig anzufangen weiß. Die leichteste Weise, die Schaam zu besiegen, ist, glaube ich, die, daß man sie bei dem Gegenstande, den man angreifen will, nicht voraussetzt, daß man sie lächerlich macht, namentlich aber sie rücksichtslos angreift, indem man sich über eine thörichte Schaam hinwegsetzt. Der Sieg ist sicher. Die Schaamlosigkeit des Angreifenden besiegt den Angegriffenen, welcher gewöhnlich nur besiegt sein will, und welcher sich zuletzt gewöhnlich für seine Niederlage bedankt. Clemens von Alexandrien, ein Gelehrter und Philosoph, hat gesagt, die Schaam, welche im Geist der Frauen so fest zu wurzeln scheine, habe ihren Sitz nur in dem Zeuge, welches sie bedecke, und wenn man ihnen dieses wegziehe, verschwinde bald jede Spur der Schaam.

Wir fanden unsere drei jungen Damen, leicht gekleidet in feinen leinenen Gewändern, auf einem großen Sopha sitzend, und wir setzten uns auf Sesseln ihnen gegenüber, ganz in ihrer Nähe. Unter artigen Reden und tausend verliebten Küssen verfloß uns die halbe Stunde bis zum Abendessen, und unsere wahren Freuden begannen erst nach einem köstlichen Mahle bei reichlichen Champagner-Libationen.

Da wir sicher waren, durch die aufwartende Magd nicht gestört zu werden, so machten wir es uns bequem, und unsere Liebkosungen wurden lebhafter und feuriger. Der Syndikus als vorsorglicher Mann zog ein Packet feiner, englischer Ueberzieher aus der Tasche und begann eine lange Lobrede dieses

herrlichen Schutzmittels gegen das Eintreten eines Zufalls, der schreckliche und unnütze Reue zur Folge haben konnte. Die Schönen kannten es und schienen sehr erfreut über die Vorsicht; sie brachen in lautes Lachen aus, als sie sahen, welche Form diese Futterale annahmen, wenn man sie mit Luft füllte. Nachdem ich sie aber einige Augenblicke bei diesem unschuldigen Scherze gelassen hatte, sagte ich: Meine liebenswürdigen Damen, ich stelle Ihre Ehre höher als Ihre Schönheit; aber erwarten Sie nicht, daß ich mich mit einem Stücke todter Haut umhüllen werde, um Ihnen zu beweisen, daß ich durchaus lebendig bin. Hier, fuhr ich fort, indem ich die drei goldnen Kugeln aus der Tasche zog, ist ein sicheres und weniger unangenehmes Mittel, Sie gegen verdrießliche Zufälle zu schützen. Nach einer funfzehnjährigen Erfahrung kann ich Ihnen versichern, daß Sie vermittelst dieser goldnen Kugeln ohne die geringste Gefahr glücklich werden und glücklich machen können. Haben Sie sich einmal davon überzeugt, so werden Sie künftig nicht mehr zu diesen entwürdigenden Futteralen ihre Zuflucht nehmen. Schenken Sie mir Ihr ganzes Vertrauen und nehmen Sie dies kleine Geschenk von einem Venetianer an, der Sie anbetet.

Wir sind Ihnen sehr dankbar, sagte die älteste der beiden Schwestern; aber wie wendet man diese hübsche Kugel an, um sich gegen die verhängnißvolle Leibeszunahme zu schützen?

Die Kugel braucht nur auf dem Grunde des Liebestempels zu sein, während das liebende Paar das Opfer vollzieht. Die antipathische Kraft, welche dem Metalle durch eine alkalische Auflösung, in der es eine gewisse Zeit gelegen hat, mitgetheilt ist, hindert alle Fruchtbarkeit.

Aber, sagte die Cousine, es ist doch möglich, daß die Kugel vor dem Ende der Libation durch die Bewegung aus ihrer Stelle gebracht wird.

Ein solcher Zufall ist nicht zu fürchten, wenn man sich dabei gehörig benimmt.

Zeigen Sie uns das doch, sagte der Syndikus, eine Kerze nehmend, um mir zu leuchten, während ich die Kugel hineinsteckte.

Die reizende Cousine hatte zu viel gesagt, um zurücktreten zu können; sie mußte also ihren Cousinen gestatten, sich

zu überführen. Ich brachte sie so an, daß sie unmöglich herausschlüpfen konnte, ehe ich sie gehörig hineingestoßen. Sie fiel indeß gegen das Ende heraus, d. h. als wir beide uns von einander losrissen. Das hübsche Opfer bemerkte wohl, daß ich sie getäuscht habe; da sie aber nichts dabei verlor, so ließ' sie sich nichts merken, nahm die Kugel auf und forderte die beiden Schwestern auf, sich dem süßen Experimente zu unterwerfen, was diese mit der höchsten Spannung thaten; der Syndikus indeß, welcher kein Vertrauen zur Kraft des Metalls hatte, beschränkte sich auf die Rolle des Zuschauers und hatte keinen Grund sich zu beklagen. Nach einer viertelstündigen Pause begann ich von Neuem, ohne Kugeln, mit der Versicherung, daß ich jeden Zufall vermeiden würde; ich hielt ihnen Wort, ohne sie um irgend einen Theil des Vergnügens zu bringen, welches sie gehabt haben würden, wenn sie mit voller Freiheit gehandelt hätten.

Als wir uns trennen mußten, warfen sich die jungen Personen, welche bis jetzt nur von Entbehrungen gelebt hatten, auf mich, überhäuften mich mit Liebkosungen und schienen sich mir zu großem Danke verpflichtet zu halten. Der Syndikus sagte ihnen, ich würde am zweiten Tage abreisen und forderte sie auf, mich zu bewegen, noch einen Tag länger in Genf zu bleiben, welches Opfer ich ihnen sehr gern brachte. Der gute Syndikus war für den folgenden Tag eingeladen, und ich bedurfte dringend eines Ruhetages. Er geleitete mich unter fast ebenso lebhaften Danksagungen wie die seiner reizenden Nymphen nach dem Gasthofe zurück.

Nachdem ich mich durch einen zehnstündigen sanften und erquickenden Schlaf erholt hatte, nahm ich ein stärkendes Bad, und als ich mich dann angekleidet, fühlte ich mich im Stande, die angenehme Gesellschaft Herrn von Voltaire's zu genießen. Ich ging zu ihm; aber ich wurde in meiner Erwartung getäuscht; denn es beliebte dem großen Manne an diesem Tage streitsüchtig, spöttisch, ärgerlich und kaustisch zu sein. Er wußte, daß ich am nächsten Tage abreisen würde.

Bei Tische begann er damit, mir für das Geschenk von Merlin Cocci zu danken. Gewiß, sagte er, haben Sie es mir in guter Absicht dargebracht; aber ich danke Ihnen nicht, daß Sie das Gedicht gelobt haben, denn ich habe vier Stunden mit dem Lesen von Dummheiten verloren.

Ich fühlte, wie mir die Haare auf dem Kopfe zu Berge stiegen; aber ich beherrschte mich und antwortete ihm in ziemlich ruhigem Tone, daß er sich vielleicht später genöthigt sehen würde, denselben mehr als ich zu loben. Ich führte ihm mehrere Beispiele von dem Ungenügenden einer ersten Lektüre an.

Das ist wahr, entgegnete er, aber Ihren Merlin gebe ich auf. Ich habe ihn neben Chapelains Pucelle gestellt.

Der trotz seiner schlechten Versification allen Kennern gefällt; denn es ist ein gutes Gedicht, und Chapelain war ein Dichter, obwohl er schlechte Verse machte.

Meine Freimüthigkeit mußte ihn verletzen und ich hätte es mir wohl denken können, da er das Macaronicon der Pucelle zur Seite gesetzt hatte. Ich wußte auch, daß ein schmutziges Gedicht, welches unter demselben Namen durch die Welt lief, ihm zugeschrieben wurde; aber ich wußte auch, daß er es verläugnete, und ich rechnete daher darauf, daß er das unangenehme Gefühl, welches ihm meine Erklärung verursachen mußte, zurückhalten würde. Dem war nicht so; er widerlegte mich mit Bitterkeit, und ich nahm denselben Ton an.

Chapelain, sagte ich, hat das Verdienst, seinen Gegenstand angehm zu machen, ohne durch Sachen, welche die Schaam oder die Pietät verletzen, nach dem Beifall seiner Leser zu haschen. Dies ist die Ansicht meines Lehres Crébillon.

Crébillon! Sie nennen mir da einen großen Richter. Aber worin, wenn ich fragen darf, ist mein College Crébillon Ihr Lehrer?

In weniger als zwei Jahren hat er mich französisch sprechen gelehrt, und um ihm ein Zeichen meiner Dankbarkeit zu geben, habe ich seinen Rhadamist in italiänischen Alexandrinern übersetzt. Ich bin der erste Italiäner, welcher dies Metrum in unsre Sprache einzuführen gewagt hat.

Der erste! Ich bitte um Verzeihung, denn diese Ehre gebührt meinem Freunde Peter Jakob Martelli.

Ich bedaure, Ihnen sagen zu müssen, daß Sie irren.

Beim Himmel! Ich habe auf meinem Zimmer seine in Bologna gedruckten Werke.

Das bestreite ich Ihnen nicht, ich bestreite Ihnen nur das von Martelli gebrauchte Metrum. Sie können von ihm nur vierzehnsylbige Verse ohne Abwechselung von männlichen

und weiblichen Reimen gelesen haben. Indeß gebe ich zu, daß er thörichter Weise Ihre Alexandriner nachzuahmen geglaubt hat, und über seine Vorrede habe ich vor Lachen platzen müssen. Sie haben dieselbe vielleicht nicht gelesen?

Gelesen, mein Herr! Ich bin auf Vorreden versessen und Martelli beweist, daß seine Verse auf italiänische Ohren denselben Eindruck machen, wie die Alexandriner auf die unsrigen.

Das ist eben das Lächerliche! Der gute Mann hat sich grob getäuscht, und ich verlange keinen anderen Richter für die Richtigkeit meiner Behauptungen als Sie selbst. Ihr männlicher Vers hat nur zwölf poetische Sylben und Ihr weiblicher dreizehn. Alle Verse Martinelli's haben aber vierzehn Sylben, ausgenommen diejenigen, welche mit einer langen Sylbe enden, und eine solche hat am Ende des Verses immer den Werth von zwei Sylben. Bemerken Sie gefälligst, daß der erste Halbvers immer sieben Sylben hat, während der französische nur sechs hat. Entweder Ihr Freund Peter Jakob war taub, oder er hatte ein stumpfes Ohr.

Sie folgen also genau der Theorie unserer Versification.

Ganz genau, trotz der Schwierigkeit, denn fast alle unsere Worte enden mit einer kurzen Sylbe.

Und welche Wirkung hat Ihre Neuerung hervorgebracht?

Sie hat nicht gefallen, weil Niemand meine Verse zu deklamiren verstanden hat; ich hoffe indeß zu triumphiren, wenn ich selbst sie in unseren literarischen Gesellschaften vortragen werde.

Erinnern Sie sich eines Bruchstücks Ihres Rhadamist?

Ich weiß ihn ganz auswendig.

Ein ungeheures Gedächtniß! Ich werde Ihnen gern zuhören.

Ich begann nun dieselbe Scene vorzutragen, welche ich Crébillon vor zehn Jahren vorzutragen hatte, und Voltaire schien mir mit Vergnügen zuzuhören. Man bemerkt nicht die geringste Schwierigkeit, äußerte er. Etwas Angenehmeres konnte er mir nicht sagen. Nun deklamirte mir der große Mann ein Bruchstück seines Tancrède, den er, wie ich glaube, noch nicht herausgegeben hatte, und den man in der Folge mit Recht als ein Meisterwerk betrachtete.

Wir wären bald zu Ende gekommen, wenn wir hierbei

stehen geblieben wären: als ich aber einen Vers des Horaz citirte, um eins seiner Stücke zu loben, sagte er, Horaz sei in Sachen des Theaters ein großer Meister gewesen und habe Lehren gegeben, welche nie veralten würden. Hierauf erwiederte ich ihm, daß derselbe nur eine Regel verletze, aber als großer Mann.

Welche?

Sie schreiben nicht contentus paucis lectoribus.*)

Hätte Horaz die Hyder des Aberglaubens zu bekämpfen gehabt, so würde er, wie ich, für Alle geschrieben haben.

Sie konnten sich wohl den Kampf gegen etwas ersparen, was Sie nie werden zerstören können.

Was ich nicht zu Ende führen kann, werden Andere zu Ende führen, und ich werde immer den Ruhm behaupten, es begonnen zu haben.

Das ist sehr gut, aber angenommen, Sie könnten den Aberglauben zerstören, wodurch wollten Sie ihn ersetzen?

Das fehlte noch! Wenn ich das Menschengeschlecht von einem wilden Thiere, welches es verschlingt, befreie, kann man mich dann wohl fragen, was ich an dessen Stelle setzen werde?

Es verschlingt dasselbe nicht; es ist vielmehr für seine Existenz nöthig.

Für seine Existenz nöthig! Schreckliche Lästerung, welcher die Zukunft ihr Recht widerfahren lassen wird. Ich liebe das Menschengeschlecht, ich möchte es gleich mir frei und glücklich sehen, und der Aberglaube läßt sich nicht mit der Freiheit vereinigen! Wo beglückt wohl die Knechtschaft das Volk?

Sie wollen also die Volkssouverainität?

Gott bewahre mich davor! Ein Souverain ist nothwendig, um die Massen zu beherrschen.

In diesem Falle ist der Aberglaube also nothwendig, denn sonst wird das Volk nie einem Manne gehorchen, welcher den Namen eines Monarchen führt.

Kein Monarch, denn dies Wort bezeichnet den Despotismus, welchen ich wie die Knechtschaft hasse.

Was wollen Sie denn? Wenn Sie wollen, daß der

*) Mit wenig Lesern zufrieden.

Herrschende einer sei, so kann ich ihn nur als einen Monarchen betrachten.

Ich will, daß der Herrscher einem freien Volke befehle, daß er vermittelst eines Pakts, der sie gegenseitig bindet und der ihn hindert, sich der Willkür zu überlassen, das Oberhaupt sei.

Addison sagt Ihnen, daß ein solcher Herrscher, ein solches Oberhaupt nicht im Bereiche der Möglichkeit liegt. Ich bin für Hobbes. Von zwei Uebeln muß man das kleinste wählen. Ein Volk ohne Aberglauben würde aus Philosophen bestehen, und Philosophen wollen nicht gehorchen. Das Volk kann nur in sofern glücklich sein, als es gedrückt, mit Füßen getreten und an der Kette gehalten wird.

Das ist schrecklich! Und Sie sind selbst Volk? Wenn Sie mich gelesen haben, müssen Sie wissen, wie ich bewiesen habe, daß der Aberglaube der Feind der Könige ist.

Ob ich Sie gelesen habe! Gelesen und wieder gelesen habe ich Sie, besonders wenn ich nicht Ihrer Meinung war; Ihre herrschende Leidenschaft ist die Liebe zur Menschheit. Et ibi peccas. Diese Liebe verblendet Sie. Lieben Sie die Menschheit, aber lieben Sie dieselbe wie sie ist. Sie kann die Wohlthaten, womit Sie sie überschütten wollen und welche sie unglücklicher und schlechter machen würden, nicht vertragen. Lassen Sie ihr das wilde Thier, welches sie verschlingt; dieß wilde Thier ist ihr theuer. Ich habe nie so sehr gelacht, als wenn ich Don Quixote genöthigt sah, sich gegen die Galeerensträflinge zu vertheidigen, die er aus Hochherzigkeit in Freiheit gesetzt hatte.

Es thut mir leid, daß Sie von Ihresgleichen eine so schlechte Meinung haben. Aber sagen Sie mir doch, ob Sie sich in Venedig ganz frei fühlen?

So sehr man es unter einer aristokratischen Regierung sein kann. Die Freiheit, welche wir genießen, ist nicht so groß wie in England, aber wir sind zufrieden.

Und auch unter den Bleidächern?

Meine Haft war ein großer Akt des Despotismus; da ich aber überzeugt war, daß ich wissentlich die Freiheit mißbraucht hatte, so fand ich zuweilen, daß die Regierung Recht gehabt, mich ohne die gewöhnlichen Förmlichkeiten einzusperren.

Indeß sind Sie entflohen?

Ich gebrauchte mein Recht, wie sie das ihrige gebraucht hatte.

Herrlich! Aber auf diese Weise kann Niemand in Venedig sich frei nennen.

Das ist möglich; aber Sie werden zugeben, daß man sich nur für frei zu halten braucht, um frei zu sein.

Das werde ich nicht so leicht zugeben. Wir beide betrachten die Freiheit von einem sehr verschiedenen Standpunkte aus. Die Aristokraten, selbst die Mitglieder der Regierung sind bei Ihnen nicht frei, denn sie können z. B. ohne Erlaubniß nicht reisen.

Das ist wahr; aber dies Gesetz haben sie sich freiwillig auferlegt, um ihre Herrschaft zu behaupten. Wollen Sie sagen, ein Berner sei nicht frei, weil er den Luxusgesetzen unterworfen ist, da er doch sein eigener Gesetzgeber ist?

Wolan, so mögen überall die Völker sich selbst die Gesetze machen.

Nach dieser lebhaften Entgegnung fragte er mich ohne weitern Uebergang, woher ich käme. Ich komme von Roche, sagte ich. Ich würde in Verzweiflung gewesen sein, wenn ich die Schweiz hätte verlassen müssen, ohne den berühmten Haller gesehen zu haben. Auf meinen Wanderungen bringe ich den Gelehrten unter meinen Zeitgenossen meine Huldigungen dar, und der letzte Bissen ist der beste gewesen.

Herr Haller muß Ihnen gefallen haben.

Ich habe bei ihm drei schöne Tage verlebt.

Ich mache Ihnen mein Compliment darüber. Vor diesem großen Manne muß man niederknieen.

Ich bin derselben Ansicht, und es ist mir lieb, daß Sie ihm diese Gerechtigkeit widerfahren lassen; ich beklage ihn, daß er gegen Sie nicht so gerecht ist.

Ah! Ah! Es ist möglich, daß wir uns beide getäuscht haben.

In Folge dieser Antwort, deren ganzes Verdienst in der Schnelligkeit bestand, brachen alle Anwesenden in lautes Lachen aus und klatschten Beifall.

Man sprach nicht mehr von Literatur und ich spielte eine stumme Rolle, bis Voltaire sich zurückzog und ich mich Madame Denis näherte, um sie zu fragen, ob sie mir einen Auftrag nach Rom mitzugeben habe. Ich entfernte mich so-

dann, ziemlich zufrieden, daß ich diesen Athleten, wie ich dumm genug war zu glauben, zur Vernunft gebracht habe; leider blieb in mir gegen diesen großen Mann eine Verstimmung zurück, welche mich zwang, Alles was aus seiner unsterblichen Feder hervorgegangen war, zehn Jahre lang zu kritisiren.

Ich bereue es jetzt, obwohl ich beim Durchlesen meiner Kritiken finde, daß ich häufig Recht gehabt habe. Ich hätte schweigen, ihn achten und an meinen Urtheilen zweifeln sollen. Ich hätte bedenken sollen, daß ich ihn ohne seine Spöttereien, welche ihn mir am dritten Tage verhaßt machten, durchweg großartig gefunden haben würde. Diese Betrachtung allein hätte mich zum Stillschweigen veranlassen sollen; aber ein Mensch im Zorne glaubt immer Recht zu haben. Die Nachwelt, welche mich liest, wird mich für einen Zoilus halten, und die sehr demüthige Ehrenerklärung, welche ich dem großen Manne jetzt gebe, wird vielleicht nicht gelesen werden. Wenn wir uns bei Pluto wiedertreffen, befreit vielleicht von den zu bissigen Bestandtheilen unserer irdischen Existenz, werden wir uns freundschaftlich einigen; er wird meine aufrichtigen Entschuldigungen annehmen, und wir werden, er mein Freund, ich sein aufrichtiger Bewunderer sein.

Einen Theil der Nacht und fast den ganzen folgenden Tag verwendete ich damit, daß ich meine Unterhaltungen mit Voltaire niederschrieb; es wurde fast ein Band daraus, wovon ich hier nur eine kleine Skizze gebe. Da gegen Abend der epicuräische Syndikus mich abholte, so speisten wir mit den drei Nymphen zu Abend, und fünf Stunden lang verübten wir alle Thorheiten, die ich nur ersinnen konnte; auf diesem Felde war aber meine Phantasie damals außerordentlich fruchtbar. Als ich sie verließ, versprach ich ihnen, sie wiederzubesuchen, wenn ich von Rom zurückkäme, und ich hielt ihnen Wort. Am folgenden Tage reiste ich ab, nachdem ich mit meinem theuern Syndikus zu Mittag gespeist, der mich bis Annecy begleitete, wo ich die Nacht blieb. Am folgenden Tage speiste ich in Aix in Savoyen mit der Absicht in Chambéry zu übernachten; aber der Zufall fügte es anders.

Aix in Savoyen ist ein häßlicher Ort, dessen Mineralquellen indeß die schöne Welt gegen Ende des Sommers her-

beilocken, ein Umstand, welcher mir damals unbekannt war. Ich nahm schnell ein Mittagsessen ein, da ich sogleich nach Chambéry weiterreisen wollte, als eine Menge sehr heiterer Leute in den Saal traten, wo gedeckt war. Ich sah sie Alle an, ohne mich von der Stelle zu rühren und erwiederte die Verbeugungen einiger von ihnen mit einem Kopfnicken. Aus ihren Reden ersah ich bald, daß sie Brunnengäste waren. Ein Mann von edlem und imponirendem Aeußern trat sehr höflich auf mich zu und fragte mich, ob ich nach Turin ginge; ich antwortete: ich ginge nach Marseille.

Das Essen kam, und man setzte sich zu Tisch. Ich sah mehrere sehr liebenswürdige Damen und Kavaliere, welche ihre Männer oder Geliebten sein mochten. Ich sah wohl, daß man sich hier ganz gut unterhalten könne; denn Alle sprachen französisch mit jener Ungezwungenheit der guten Gesellschaft, die etwas so Anziehendes hat, und ich sagte mir, daß wenn ich nur ein bischen gebeten würde, es mir schwer fallen würde, nicht wenigstens diesen Tag zu bleiben.

Da ich mit meinem Essen fertig war, ehe die Gesellschaft den ersten Gang beendet hatte, und mein Kutscher erst in einer Stunde abfahren konnte, so näherte ich mich einer schönen Frau mit einem Complimente über die günstigen Folgen, welche der Aufenthalt in Aix für sie zu haben schiene, denn ihr Appetit wecke den aller Zusehenden.

Ich fordere Sie heraus, mein Herr, sagte sie mit pikantem Tone und mit einem äußerst liebenswürdigen Lächeln, mir zu beweisen, daß Sie die Wahrheit gesprochen haben. Ich setze mich nun neben sie, und sie reicht mir ein schönes Stück Braten, das man ihr vorgelegt hatte. Ich aß, als ob ich nüchtern gewesen wäre.

Während ich mit der Schönen sprach und dabei die Bissen, welche sie mir reichte, verspeiste, hörte ich eine Stimme bemerken, daß ich den Platz des Abbé inne habe und eine andere antworten, er sei vor einer halben Stunde abgereist. Warum abgereist? sagte eine dritte Stimme, er hatte doch gesagt, er wolle noch acht Tage hier bleiben. Hierauf fing man an zu zischeln und sprach leise; die Abreise eines Abbé hatte indeß kein Interesse für mich, und ich fuhr fort, zu essen und zu plaudern. Ich sagte zu Le Duc, der hinter

meinem Stuhle stand, er möge Champagner kommen lassen. Ich biete meiner Dame welchen an, die mir Bescheid thut, und nun bestellen Alle Champagner. Da ich sah, daß meine Dame in heitere Stimmung gerathen war, so begann ich ihr Artigkeiten zu sagen und fragte sie, ob sie immer so schnell bereit sei, diejenigen, welche ihr den Hof machen sollten, herauszufordern. Aber unter diesen, sagte sie, sind so Viele, bei welchen es sich nicht der Mühe lohnt. Da sie hübsch und geistreich war, so fand ich Gefallen an ihr und suchte einen plausiblen Vorwand meine Abreise zu verzögern; der Zufall kam mir nach Wunsch zu Hülfe.

Dieser Platz, sagte eine Dame zu der Schönen, die mit mir trank, ist sehr zur rechten Zeit leer geworden.

Sehr zur rechten Zeit, denn mein Nachbar langweilte mich.

Hatte er keinen Appetit? fragte ich.

Die Spieler haben nur Appetit aufs Geld.

Gewöhnlich; aber Sie haben eine außerordentliche Gewalt, denn bis jetzt habe ich noch nie zweimal an demselben Tage zu Mittag gespeist.

Sie thun es aus Laune, denn ich bin sicher, daß Sie nicht zu Abend speisen werden.

Wetten wir.

Ich habe nichts dagegen, wetten wir also um das Abendessen.

Es gilt.

Die Gäste klatschten alle mit den Händen, und meine Schöne wurde roth vor Vergnügen. Ich sagte Le Duc, er möge dem Fuhrmann sagen, daß ich erst am folgenden Tage abreisen würde.

Ich, sagte die Dame, habe das Abendessen zu bestellen.

Ja, sagte ich, das ist in der Ordnung; denn wer bezahlt, bestellt. Meine Absicht ist es, Ihnen Stand zu halten, und wenn ich so viel wie Sie esse, habe ich gewonnen.

Das ist richtig.

Als das Mittagsessen zu Ende war, ließ sich das Individuum, welches mich zuerst angeredet hatte, Karten geben und legte eine kleine Pharaobank. Ich hatte dies vermuthet. Er legte fünfundzwanzig piemontesische Pistolen und einiges

kleine Geld für die Damen vor sich hin. Es war eine Bank von etwa vierzig Louisd'ors. Ich blieb während der ersten Taille Zuschauer und überzeugte mich, daß der Bankier sehr ehrlich spielte.

Während er die zweite Taille vorbereitete, fragte mich die Schöne, warum ich nicht spiele. Ich flüsterte ihr ins Ohr, sie habe mir den Appetit aufs Geld geraubt. Sie belohnte das Compliment mit einem reizenden Lächeln.

Da ich mich nach dieser Erklärung berechtigt zu spielen glaubte, zog ich vierzig Louisd'ors hervor und verspielte sie in zwei Taillen. Ich stand auf, und als der Bankier auf eine sehr höfliche Weise zu mir sagte, mein Unglück thue ihm leid, erwiederte ich, es habe nichts zu sagen; aber ich habe den Grundsatz, keine größere Summe, als in der Bank sei, aufs Spiel zu setzen. Jemand fragte mich nun, ob ich einen gewissen Abbé Gilbert kenne. Ich habe, antwortete ich, einen dieses Namens in Paris gekannt, der aus Lyon war; er schuldet mir seine Ohren, und ich werde sie ihm abschneiden, wo ich ihn finde. Der Frager erwiederte nichts, und Alle schwiegen, als ob nichts gesagt worden wäre. Ich schloß hieraus, daß der Abbé derselbe sein müsse, dessen Platz ich bei Tische eingenommen hatte. Ohne Zweifel hatte er mich ankommen sehn und das Weite gesucht. Dieser Abbé war ein Gauner, welchen ich in der Petite-Pologne aufgenommen und einen Ring, der mir in Holland fünftausend Gulden gekostet, anvertraut hatte; den Tag, nachdem ich ihm denselben übergeben, war der Elende verschwunden.

Als Alle von Tische aufgestanden waren, fragte ich Le Duc, ob ich eine gute Wohnung habe. Nein, sagte er, wollen Sie Ihre Gemächer sehen? Er führte mich hundert Schritte vom Gasthofe in ein großes Zimmer, welches keinen andern Schmuck als seine vier Wände hatte; das ganze übrige Haus war besetzt. Ich beklagte mich vergeblich beim Wirthe, welcher sagte: Das ist Alles, was ich habe; aber ich werde ein gutes Bett, einen Tisch und Stühle hineinbringen lassen. Da nichts Besseres zu haben war, so mußte ich wohl damit zufrieden sein.

Du wirst in meinem Zimmer schlafen, sagte ich zu Le Duc; laß Dir ein Bett geben und mein Gepäck hineinbringen.

Was denken Sie von Gilbert? fragte mich mein Spanier; ich habe ihn erst, als er abreiste, erkannt, und hatte große Lust, ihn beim Kragen zu nehmen.

Dieser Lust hättest Du nur folgen sollen.

Ein andermal.

Als ich das große Zimmer verließ, redete mich ein Mann an, welcher mich sehr höflich grüßte; er sagte, er freue sich, mein Nachbar zu sein und erbot sich, mich zu begleiten, wenn ich die Quelle besuchen wolle. Ich nahm sein Anerbieten an. Dieser Mann war wie eine Hopfenstange gewachsen, etwa funfzig Jahre alt, blond, mußte schön gewesen sein und hatte eine zuvorkommende Höflichkeit, welche mir hätte verdächtig erscheinen müssen; aber ich brauchte Jemand um zu schwatzen und ohne Aufsehn die Erkundigungen einzuziehn, die ich für nöthig hielt. Unterwegs machte er mich mit den Eigenschaften der Personen bekannt, mit welchen ich zusammen gewesen war, und ich erfuhr, daß keine von ihnen sich der Bäder wegen in Aix aufhalte. Ich, sagte er, bin der Einzige, den das Bedürfniß hierher geführt hat, denn ich bin schwindsüchtig, werde täglich magerer und werde es nicht mehr lange machen, wenn ich nicht Hülfe gegen mein Leiden finde.

Alle diese Herren sind also nur der Zerstreuung wegen hier?

Und um zu spielen, denn es sind Spieler von Gewerbe.

Sind es Franzosen?

Sie sämmtlich sind Piemontesen oder Savoyarden; ich bin der einzige Franzose hier.

Aus welchem Theile Frankreichs sind Sie?

Ich bin aus Lothringen; mein Vater, welcher im Alter von achtzig Jahren steht, ist der Marquis von Desarmoises. Durch sein langes Leben bringt er mich zur Verzweiflung; denn weil ich mich gegen seinen Willen verheirathet habe, hat er mich enterbt. Da ich indeß sein einziger Sohn bin, so werde ich, wenn ich ihn überlebe, dennoch sein Erbe sein. Ich habe mein Haus in Lyon, gehe aber nie dorthin, meiner ältesten Tochter wegen, in die ich unglücklicher Weise verliebt bin; denn meine Frau überwacht uns auf eine Weise, die mir jede Hoffnung raubt.

Das ist komisch, und Sie glauben, daß ohne diese Ueberwachung Ihre Tochter sich ihres verliebten Vaters erbarmen würde.

Das könnte wohl sein, denn sie liebt mich sehr und hat ein vortreffliches Herz.

Elftes Kapitel.

Meine Abenteuer in Aix in Savoyen. — Meine zweite M. M. — Madame Zeroli.

Dieser Mann, der ohne mich zu kennen, so aufrichtig mit mir sprach und gar nicht zu ahnen schien, daß er mir durch seine verbrecherische Leidenschaft Verachtung einflöße, glaubte mir wahrscheinlich eine große Ehre zu erweisen. Während ich ihm zuhörte, bedachte ich, daß seine Verderbtheit mit Gutmüthigkeit verbunden sein, und seine Schwäche eine gewisse Seite haben möchte, die sie, wenn auch nicht der Entschuldigung, doch der Nachsicht werth machen könne. Da ich ihn indeß besser kennen zu lernen wünschte, so sagte ich zu ihm:

Trotz der Strenge Ihres Vaters leben Sie doch ziemlich ohne Sorgen.

Im Gegentheil, ich lebe sehr schlecht. Ich beziehe eine Pension des Departements der auswärtigen Angelegenheiten als pensionirter Courier, welche ich meiner Frau ganz überlasse. Ich ziehe mich aus der Verlegenheit, indem ich reise. Ich spiele Trictrac und alle Gesellschaftsspiele sehr gut; ich gewinne öfter, als ich verliere, und davon lebe ich.

Aber was Sie mir sagen, ist doch vermuthlich Allen, die hier sind, bekannt?

Alle wissen es, und warum sollte ich es auch verbergen? Ich bin ein Mann von Ehre; ich thue Niemand Unrecht, und habe auch einen gefährlichen Degen.

Ich glaube Alles, aber erlauben Sie mir die Frage, ob Sie Ihrem Fräulein Tochter einen Liebhaber gestatten würden.

Ich würde nichts einzuwenden haben; aber meine Frau ist fromm.

Ist Ihre Tochter hübsch?

Sehr hübsch! wenn Sie nach Lyon kommen, so besuchen Sie dieselbe; ich werde Ihnen einen Brief für sie mitgeben.

Ich danke Ihnen; ich reise nach Italien. Könnten Sie mir wohl sagen, wer der Herr ist, der die Bank gehalten hat?

Es ist der berühmte Parcalier, Marquis von Prié seit dem Tode seines Vaters, welchen Sie in Venedig hätten kennen lernen können, wo er Gesandter war. Der Sie gefragt, ob Sie den Abbé Gilbert kennen, ist der Chevalier Zeroli, der Mann der Dame, die Sie zum Abendessen aufgefordert hat. Die Andern sind Grafen, Marquis, Barone wie man deren überall findet, theils Piemontesen, theils Savoyarden. Zwei oder drei sind Kaufmannssöhne, und die Damen sind alle Verwandtinnen oder Freundinnen des Einen oder Andern. Uebrigens sind Alle Spieler von Gewerbe und sehr schlau. Wenn ein Fremder hier durchkömmt, wissen sie ihn zu ködern, und es hält schwer, ihnen zu entschlüpfen, denn sie spielen Alle unter einer Decke. Sie glauben Sie in der Schlinge zu haben; sehen Sie sich vor.

Gegen Abend kehrten wir in den Gasthof zurück, wo wir alle Spieler bei Gesellschaftsspielen fanden, und mein Begleiter machte eine Partie toutes tables mit dem Grafen von Scarnafisch. Da ich an keinem Spiele Theil nahm, so schlug der Chevalier Zeroli mir ein Pharao zwischen uns beiden allein vor, der Art, daß Jeder eine Taille abziehn, und vierzig Louisd'ors legen sollte. Ich nahm den Vorschlag an und hatte diese Summe verloren, als das Essen kam. Mein Verlust hatte mich nicht berührt, und die Dame, welche mit meinem Appetit und meiner Stimmung zufrieden war, bezahlte gern die Wette. Während des Essens fing ich einige verstohlene Blicke auf, welche mir verriethen, daß sie mich in eine Falle locken wolle; gegen die Liebe glaubte ich mich nun hinlänglich gewappnet; aber ich hatte das den Bankiers immer geneigte Glück um so mehr zu fürchten, als es mir schon ungünstig gewesen war. Ich hätte abreisen sollen, hatte aber nicht die Kraft dazu. Ich konnte nichts weiter thun, als mir das Versprechen abnehmen, klug und auf meiner Hut zu sein. Da ich bedeutende Summen in Papieren und ziemlich viel

baares Geld besaß, so war ein System der Klugheit nicht schwer für mich.

Sogleich nach dem Abendessen legte der Marquis von Prié eine Bank von dreihundert Zechinen. Diese Dürftigkeit zeigte mir, daß ich viel verlieren und wenig gewinnen könne; denn es war klar, daß er eine Bank von tausend Zechinen gelegt haben würde, wenn er sie gehabt hätte. Ich legte funfzig Lisboninen vor mich hin und kündigte bescheiden an, daß ich mich zu Bett legen würde, wenn ich sie verloren hätte. In der Mitte der dritten Taille sprengte ich die Bank. Ich komme noch für zweihundert Louisd'ors auf, sagte der Marquis. Ich würde gern darauf eingehn, sagte ich, wenn ich nicht entschlossen wäre, morgen abzureisen und entfernte mich.

Als ich mich anschickte, zu Bett zu gehen, ersuchte mich Desarmoises, ihm zwölf Louisd'ors zu leihen. Ich war auf etwas der Art gefaßt und gab sie ihm. Er umarmte mich dankbar und sagte, Madame Zeroli habe sich verpflichtet, mich wenigstens noch einen Tag zu fesseln. Ich lächelte, rief Le Duc und fragte ihn, ob der Fuhrmann in Kenntniß gesetzt sei: er antwortete, derselbe würde um fünf Uhr vor meiner Thür stehn. Ganz gut, sagte Desarmoises, aber ich wette doch, daß Sie nicht abreisen. Er ging, und ich legte mich, diese Voraussagung verspottend, zu Bett.

Um fünf Uhr Morgens zeigte mir der Fuhrmann an, daß eins seiner Pferde krank geworden sei, und daß er daher unmöglich die Reise antreten könne. Ich sah wohl, daß Desarmoises eine Machination geahnt hatte; aber ich lachte nur dazu. Ich entlasse den Fuhrmann mit harten Worten, und schicke Le Duc weg, um im Gasthofe Postpferde zu bestellen. Der Wirth kam, sagte, es seien keine Pferde da, und er bedürfe des ganzen Morgens, da der Marquis von Prié, welcher um ein Uhr Nachts abgereist sei, seinen ganzen Stall geleert habe. Ich erwiederte, ich würde in Folge dessen in Aix zu Mittag speisen, aber ich rechne auf sein Wort, daß ich um zwei Uhr würde abreisen können.

Als ich mein Zimmer verließ, ging ich in den Stall und fand hier den Fuhrmann, der weinend neben einem seiner auf der Streu liegenden Pferde stand. Da ich dies für einen natürlichen Zufall hielt, so tröstete ich den armen Teufel, bezahlte ihn, als ob er die Fahrt gemacht und sagte, ich be-

dürfe seiner nicht weiter. Von dort begab ich mich nach der Quelle; aber nun werde ich den Leser durch das romantischste Zusammentreffen, welches dennoch der strengsten Wahrheit gemäß ist, in Erstaunen setzen.

Einige Schritte von der Quelle bemerke ich zwei Nonnen, welche von derselben herkamen. Sie waren verschleiert; aber nach ihrem Wuchse und Gange hielt ich die eine für jung, die andere für alt. Hierin war nichts Wunderbares; aber ihre Tracht fiel mir auf, denn es war die meiner theuren M. M., welche ich zum letztenmale vor nun fünf Jahren, am 24. Juli 1755 gesehn hatte. Diese äußere Aehnlichkeit vermochte zwar nicht bei mir den Glauben zu erwecken, daß die junge Nonne M. M. sei, aber sie genügte, meine Neugierde zu erregen. Sie schlugen die Richtung nach dem freien Felde ein; augenblicklich kehre ich um, um ihnen in's Gesicht zu blicken und von ihnen gesehen zu werden. Wie groß war mein Erstaunen, als ich beim Umkehren die junge Nonne erblicke, welche voranging, und welche, als sie ihren Schleier zurückschlug, mir das lebende Bild meiner M. M. zeigte! Ich konnte nicht zweifeln, daß sie es war und ich näherte mich ihr, als sie ihren Schleier wieder fallen ließ und einen andern Weg einschlug, um mir aus dem Wege zu gehen.

Augenblicklich mache ich mir alle Gründe klar, welche sie zu einem solchen Benehmen veranlassen können und kehre wieder um, ohne sie aus den Augen zu verlieren und ihr von Weitem folgend, um zu sehn, wo sie bleiben würde, als ich sie in einer Entfernung von fünfhundert Schritten in ein einzeln stehendes kleines Haus von dürftigem Aussehn treten sehe. Das genügte mir. Ich kehrte zur Quelle zurück, um auf eine geschickte Weise Erkundigungen einzuziehen.

Unterwegs verlor ich mich in Vermuthungen. Die unglückliche und zu reizende M. M., sagte ich zu mir, ist aus Verzweiflung und vielleicht im Wahnsinn aus ihrem Kloster entflohen; denn warum hat sie das Ordensgewand nicht abgelegt? Vielleicht besucht sie den Brunnen mit einer Erlaubniß Roms; wahrscheinlich hat sie deshalb eine Nonne bei sich und legt das Gewand nicht ab. In jedem Falle kann sie diese Reise nur unter einem falschen Vorwande unternommen haben. Sollte sie sich einer verhängnißvollen Leidenschaft überlassen haben, die eine Schwangerschaft herbeigeführt hätte?

Vielleicht ist sie in Verlegenheit und wird sich glücklich schätzen, mich gefunden zu haben. Ich werde ihre Hoffnung nicht täuschen; ich bin bereit, Alles zu thun, um ihr den Beweis zu liefern, daß ich werth war, ihr Herz zu besitzen.

Verloren in diesen Gedanken, gelangte ich, ohne es zu bemerken, an den Brunnen, wo ich die ganze Gesellschaft der Spieler fand. Alle umringen mich und äußern ihre Freude, daß ich nicht abgereist sei. Ich erkundige mich beim Chevalier Zeroli nach dem Befinden seiner Gemahlin, der mir antwortet, sie liege noch im Bette und ich werde gut thun, sie zum Aufstehen zu bewegen. Ich verließ ihn, um zu ihr zu gehen, als der Brunnenarzt mich anredet und sagt, das Brunnentrinken werde meiner Gesundheit sehr förderlich sein. Ganz von dem Gedanken an die Nonne erfüllt, fragte ich ihn ohne Umschweife, ob er der Arzt einer hübschen Nonne sei, welche ich gesehen habe. Sie trinkt den Brunnen, versetzte er, aber sie spricht mit Niemand.

Woher kömmt sie?

Das weiß Niemand; sie wohnt bei einem Bauer.

Ich verließ den Arzt, und anstatt mich nach dem Gasthofe zu begeben, wo die spitzbübische Zeroli mich ohne Zweifel erwartete, ging ich nach dem Bauernhäuschen, welches meine Phantasie schon zum Tempel der süßesten Gottheit umformte, mit dem festen Entschlusse, mir auf eine vorsichtige Weise jede wünschenswerthe Auskunft zu verschaffen. Aber gleichsam als ob die Liebe meinen Wünschen hätte zuvorkommen wollen, sah ich, als ich noch hundert Schritte von dem Bauernhause entfernt war, die Bäurin heraustreten und mir entgegenkommen. Mein Herr, sagte sie mich anredend, die junge Nonne läßt Sie bitten, heute Abend um neun Uhr wieder zu kommen; dann schläft die Laienschwester und sie kann dann ungestört mit Ihnen sprechen.

Es konnte mir kein Zweifel mehr bleiben. Mein Herz sprang vor Freude. Ich schenkte der Bäurin einen Louisd'or und versprach ihr, Punkt neun Uhr da zu sein.

Mit der festen Ueberzeugung, meine angebetete M. M. um neun Uhr wiederzusehen, kehrte ich nach dem Gasthofe zurück, und nachdem ich mir das Zimmer Madame Zeroli's hatte zeigen lassen, trat ich ohne Umstände ein, mit dem Be-

merken, daß ihr Mann mich geschickt habe, um sie zum Aufstehen zu bewegen.

Ich glaubte, Sie wären abgereist.

Ich reise um zwei Uhr.

Ich fand die junge Frau im Bette weit appetitlicher als bei Tisch. Ich war ihr behülflich, ihre Schnürbrust anzulegen und der Anblick ihrer Reize entflammte mich; aber sie setzte mir mehr Widerstand entgegen, als ich erwartet hatte. Ich setzte mich auf das Fußende des Bettes; ich sprach von der Gluth, welche sie in mir entzündet, von dem Unglücke, daß ich ihr nicht vor meiner Abreise sichere Proben meiner Liebe geben könne.

Aber, sagte sie lachend, es hängt ja nur von Ihnen ab, zu bleiben.

Lassen Sie mich hoffen, Ihre Gunst zu erringen, und ich verschiebe meine Abreise bis morgen.

Sie sind zu eilig; ich bitte Sie, sich ruhig zu verhalten.

Ich war ziemlich zufrieden mit dem Wenigen, was sie mir gestattete, obwohl sie, wie es einmal Brauch ist, nur der Gewalt zu weichen schien; ich mußte mich indeß zur Ruhe zwingen, als der Mann erschien, der die Vorsicht beobachtet hatte, Lärm genug zu machen, um gehört zu werden. Als seine Frau ihn erblickte, sagte sie zu ihm mit einer nichts weniger als verlegenen Miene: Ich habe den Herrn überredet, bis übermorgen hier zu bleiben. Das freut mich sehr, meine Liebe, antwortete der Chevalier, um so mehr, als ich ihm eine Revanche schuldig bin.

Dies sagend, nimmt er die Karten, welche offenbar absichtlich so gelegt waren, daß sie bei der Hand waren, und sich seiner Frau gegenüber auf das Bett setzend, dessen er sich als Spieltisch bediente, fängt er an abzuziehen.

Ich konnte nicht zurücktreten; da ich fortwährend zerstreut war, so verlor ich, bis man uns anzeigte, daß aufgetragen sei. Ich habe nicht Zeit, mich anzukleiden, sagte die Schöne; ich werde im Bette speisen, wenn die Herren mir Gesellschaft leisten wollen. Wie ließ sich diese Einladung wohl abschlagen? Der Mann ging hinaus, um das Essen zu bestellen, und ich durch den abermaligen Verlust von einigen zwanzig Louisd'ors dazu berechtigt, sagte zu der Spitzbübin, wenn sie mir nicht

positiv verspreche, mich im Laufe des Nachmittags glücklich zu machen, so würde ich sogleich nach Tische abreisen.

Ich werde Sie morgen um neun Uhr zum Frühstück erwarten; wir werden allein sein.

Da sie mich hierauf ziemlich sichere Unterpfänder ihres Versprechens nehmen ließ, so versprach ich ihr zu bleiben.

Wir speisten an ihrem Bette, und ich ließ Le Duc sagen, ich würde erst morgen Nachmittag reisen, worüber der Mann und die Frau höchlichst erfreut waren. Als wir gegessen hatten und Madame den Wunsch aufzustehen äußerte, entfernte ich mich mit dem Versprechen, wiederzukommen, um eine Partie Piket mit ihr zu spielen. Ich ging, um meine Börse wieder zu füllen und fand Desarmoises, welcher zu mir sagte: Ich bin dahinter gekommen; man hat dem Fuhrmann zwei Louisd'ors gegeben, um sein Pferd durch ein krankes zu ersetzen.

Ich erwiederte: Ich kann nicht auf der einen Seite gewinnen, ohne auf der andern zu verlieren. Ich bin in die Frau des Chevaliers verliebt und werde meine Abreise verschieben, bis ich die Erfüllung aller meiner Wünsche von ihr erlangt haben werde.

Ich fürchte, diese Befriedigung wird Ihnen theuer zu stehen kommen. Uebrigens bin ich zu Ihrer Verfügung.

Ich dankte ihm lächelnd und kehrte zu meiner Schönen zurück, welche ich gegen acht Uhr unter dem Vorwande heftiger Kopfschmerzen verließ, nachdem ich ihr etwa zehn Partieen, welche wir jede zu einem Louisd'or gespielt, ausbezahlt hatte. Als ich mich verabschiedete, erinnerte ich sie an ihr Versprechen in Bezug auf den folgenden Tag um neun Uhr und ließ sie in zahreicher Gesellschaft zurück.

Es war schöner Mondschein, als ich mich allein nach dem Bauerhäuschen aufmachte, wo ich meine göttliche M. M. zu finden hoffte. Mich verlangte ungeduldig nach dem Resultate dieses Besuchs, von welchem mein Geschick abhängen konnte.

Ich hatte mich mit einem Paar guter Pistolen versehn und meinen Degen an der Seite, denn an einem Orte, wo sich so viele Industrieritter aufhielten, war die Furcht vor Nachstellungen nicht ganz von der Hand zu weisen; aber zwanzig Schritte vom Bauernhause sah ich die Bäurin auf mich

zukommen, welche mir sagte, die Nonne könne nicht herunterkommen, ich müsse mich also entschließen, vermittelst einer Leiter, welche sie angelegt hatte, ins Fenster zu steigen. Ich trat heran, und da ich kein Licht sah, würde ich mich nicht zum Hinaufsteigen entschlossen haben, wenn nicht die Stimme, welche ich so gut zu kennen glaubte, mir zugerufen hätte: Kommen Sie und fürchten Sie nichts. Uebrigens war das Fenster nicht sehr hoch, die Gefahr also nicht groß. Ich stieg hinauf und war überzeugt, in den Armen meiner theuren M. M. zu liegen, als ich ihr Gesicht mit meinen glühenden Küssen bedeckte.

Warum, sagte ich in venetianischem Dialekte, haben Sie kein Licht? Ich hoffe, Sie werden mich unverzüglich von einem Ereignisse unterrichten, welches mir als ein Wunder erscheint; mein Herz, befriedigen Sie schnell meine gerechte Ungeduld.

Nun denke sich der Leser mein Erstaunen, als ich ihre Stimme in größerer Nähe vernahm und mich überzeugte, daß es nicht die von M. M. war.

Sie sagte, sie verstehe nicht venetianisch und ich brauche kein Licht, um ihr zu sagen, was Herr de Coudert beschlossen, um sie ihrer peinlichen Lage zu entreißen.

Sie überraschen mich, Madame, ich kenne Herrn de Coudert nicht. Sie sind also nicht Venetianerin, Sie sind also nicht die Nonne, welche ich heute Morgen gesehn habe?

O, ich Unglückliche! Ich habe mich geirrt. Ich bin die Nonne, welche Sie heute Morgen gesehn haben; aber ich bin eine Französin. Im Namen Gottes, mein Herr, seien Sie verschwiegen, ich beschwöre Sie darum und entfernen Sie sich, denn ich habe Ihnen nichts zu sagen. Sprechen Sie leise, denn wenn die Laienschwester erwacht, bin ich verloren.

Zweifeln Sie nicht an meiner Verschwiegenheit, Madame. Was mich getäuscht hat, ist Ihre außerordentliche Aehnlichkeit mit einer Nonne Ihres Ordens, welche mir immer theuer sein wird, und wenn Sie mir nicht Ihre Züge gezeigt hätten, würde ich Ihnen nie gefolgt sein. Verzeihen Sie mir gütigst die Beweise der Zärtlichkeit, welche ich Ihnen gegeben habe, und welche Ihnen haben kühn erscheinen müssen.

Sie haben mich sehr in Erstaunen gesetzt; aber ich fühle mich nicht beleidigt. Warum bin ich nicht die Nonne, welche

Ihre Theilnahme hat. Ich stehe am Rande des schrecklichsten Abgrundes.

Sollten zehn Louisd'ors Ihnen helfen können, Madame, so werden Sie mir eine Ehre erweisen, wenn Sie dieselben annehmen.

Ich danke Ihnen, ich brauche kein Geld. Erlauben Sie auch, daß ich Ihnen den Louisd'or wiedergebe, welchen Sie mir heute morgen geschickt haben.

Madame, ich würde mir nie einen solchen Verstoß gegen Sie gestattet haben. Den Louisd'or habe ich der Bäurin geschenkt; aber Sie vergrößern mein Erstaunen, und ich bitte Sie, mir zu sagen, welchem Unglück das Geld nicht abhelfen könnte.

Vielleicht hat Sie Gott zu meinem Beistande gesendet. Vielleicht können Sie mir einen guten Rath geben. Hören Sie mich also geduldig an.

Ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung und höre Ihnen mit der größten Theilnahme zu. Setzen wir uns.

Leider ist hier weder Stuhl noch Bett.

Sprechen Sie und lassen Sie uns stehn.

Ich bin aus Grenoble. Man hat mich gezwungen, in Chambéry den Schleier zu nehmen. Zwei Jahre, nachdem ich das Gelübde abgelegt, fand Herr de Coudert Gelegenheit mich zu sehn; ich empfing ihn im Klostergarten, in welchen er Nachts durch Ueberklettern der Mauer gelangte, und ich hatte das Unglück, schwanger zu werden. Der Gedanke, im Kloster niederkommen zu müssen, war schrecklich, denn ich würde in einem schrecklichen Gefängnisse dem Tode überliefert worden sein. Herr de Coudert dachte an das Mittel, mich hinauszuschaffen. Ein Arzt, welchen er mit einer hohen Summe bestach, erklärte, ich müsse sterben, wenn ich nicht hier den Brunnen trinke; denn dieser sei das einzige Mittel mich zu heilen. Eine Prinzessin, welche er kannte, wurde in das verhängnißvolle Geheimniß gezogen; sie erwirkte vom Bischofe von Chambéry einen dreimonatlichen Urlaub, und die Aebtissin willigte in meine Abreise.

Nachdem ich meine Maßregeln genommen hatte, hoffte ich vor Ablauf der drei Monate von meiner Last befreit zu werden; aber ich habe mich wahrscheinlich getäuscht; denn die drei Monate nähern sich ihrem Ende und ich fühle noch keine

Zeichen meiner nahen Niederkunft. Ich muß durchaus ins Kloster zurückkehren, und Sie sehen wohl ein, daß ich mich dazu nicht entschließen kann. Die Laienschwester, welche die Aebtissin mir zur Beaufsichtigung gegeben hat, ist das unausstehlichste Geschöpf. Sie hat Befehl, mich mit Niemand sprechen zu lassen und zu verhindern, daß ich mich sehen lasse. Sie hat mir befohlen, umzukehren, als sie bemerkte, daß Sie mir nachgingen. Ich habe den Schleier aufgehoben, damit Sie sie sich überzeugten, daß ich die wäre, die Sie, wie ich glaubte, suchten; glücklicher Weise hat die Grausame es nicht bemerkt. Sie will, daß wir in drei Tagen nach dem Kloster zurückkehren; denn sie hält meine Wassersucht für unheilbar. Sie hat mir nicht gestatten wollen, mit dem Arzte zu sprechen, den ich vielleicht für mich hätte gewinnen können, wenn ich ihm die Wahrheit anvertraut hätte. Ich bin erst einundzwanzig Jahre alt und betrachte den Tod als eine Wohlthat.

Mäßigen Sie Ihre Thränen, theure Schwester und sagen Sie mir, wie Sie hier niederkommen wollen, ohne daß die Laienschwester es bemerkt?

Die gute Frau, bei welcher ich wohne, ist ein wahrer Engel von Güte. Ich habe mich ihr anvertraut und sie hat mir versprochen, sobald die Wehen eintreten würden, solle ein Schlaftrunk, welchen sie sich in Annecy verschafft, uns von der Furcht befreien, von dieser boshaften Person gehört zu werden. Vermöge dieses Mittels schläft sie jetzt im Zimmer, welches sich unter diesem Boden befindet.

Warum hat man mich nicht durch die Thür hereinkommen lassen?

Um Sie dem Bruder der Bäurin zu verbergen, welcher ein roher Mensch ist.

Wie haben Sie aber glauben können, daß ich von Herrn Coudert geschickt sei?

Vor zehn oder zwölf Tagen habe ich ihm die schreckliche Lage, worin ich mich befinde, geschrieben. Ich habe ihm meinen Zustand mit so lebhaften Farben geschildert, daß es mir unmöglich scheint, er sollte nicht alle Mittel aufbieten, mich demselben zu entziehen. Da der Unglückliche auf Alles baut, so glaubte ich, als ich Sie mir folgen sah, Sie seien der mir von ihm gesendete Retter.

Sind Sie sicher, daß er Ihren Brief erhalten hat?

Die Bäurin hat ihn auf die Post nach Annecy gebracht.

Sie mußten an die Prinzessin schreiben.

Ich wagte es nicht.

Ich selbst werde sie aufsuchen, ich werde auch zu Herrn von Coudert gehn. Ich werde überhaupt überall hin gehn, selbst zum Bischofe, um eine Verlängerung des Urlaubs für Sie zu erwirken, denn in dem Zustande worin Sie sind, können Sie nicht ins Kloster zurückkehren. Entschließen Sie sich, denn ohne Ihre Zustimmung kann ich nichts thun. Wollen Sie sich mir anvertrauen? Morgen werde ich Ihnen Männerkleider bringen, Sie nach Italien führen, und so lange ich lebe, ich schwöre es Ihnen zu, mich Ihrer annehmen.

Anstatt der Antwort vernahm ich nur ein starkes Schluchzen, welches mir das Herz zerriß; denn ich fühlte lebhaft die traurige Lage dieser interessanten Unglücklichen, welche der Himmel zu einer guten Familienmutter bestimmt, die Barbarei ihrer Erzeuger aber verurtheilt hatte, nur eine unnütze Nonne zu sein.

Da ich nicht mehr wußte, was ich zu ihr sagen sollte, so faßte ich ihre Hand und versprach ihr, am folgenden Tage wiederzukommen, um zu hören, wozu sie sich entschlossen habe, denn zu etwas mußte sie sich durchaus entschließen. Ich stieg auf der Leiter wieder hinunter, gab der guten Bäurin einen zweiten Louisd'or und sagte, ich würde am folgenden Tage zur selben Stunde wieder hier sein, wünsche aber durch die Thür eingelassen zu werden. Auch bat ich sie, der Laienschwester eine stärkere Dosis Opium zu geben, damit das Erwachen derselben nicht zu fürchten sei, während ich mich mit der jungen Nonne unterhalte.

Als ich mich zu Bett legte, war ich im Grunde sehr befriedigt, daß meine Erwartung, diese Nonne sei meine theure M. M. irrig gewesen war. Ihre außerordentliche Aehnlichkeit ließ mich indeß lebhaft wünschen, sie in größerer Nähe zu sehen, und ich war überzeugt, daß sie mir das Vergnügen, sie am nächsten Tage bei Licht zu sehen, nicht verweigern würde. Ich lachte über die Küsse, welche ich ihr mit solchem Feuer gegeben, aber ich fühlte auch, daß ich sie nicht verlassen könne. Uebrigens wünschte ich mir Glück dazu, weil ich überzeugt war, daß ich nicht durch meine Sinne gestachelt zu werden brauche, um eine gute That zu begehn; denn sobald ich mich überzeugt hatte, daß es nicht meine göttliche M. M. war,

welche meine zärtlichen Küsse empfangen habe, fühlte ich mich gewissermaßen beschämt, daß ich sie geküßt. Als ich von ihr Abschied nahm, hatte ich nicht einmal daran gedacht, sie freundschaftlich zu umarmen.

Am Morgen berichtete mir Desarmoises, die ganze Gesellschaft habe sich, da ich nicht zum Abendessen gekommen sei, in Vermuthungen erschöpft, wo ich wohl sein möchte. Madame Zeroli hatte mich sehr herausgestrichen, den Spöttereien der beiden andern Damen heldenmüthig Stand gehalten und sich gerühmt, mich so lange in Aix fesseln zu können, als sie selbst hier bliebe. Das Wahre ist, daß ich mich nicht in sie verliebt hatte, aber neugierig geworden war, und es würde mir leid gethan haben, wenn ich den Ort hätte verlassen müssen, ohne sie wenigstens einmal vollständig zu besitzen.

Um neun Uhr Morgens stellte ich mich pünktlich in ihrem Zimmer ein; ich fand sie angekleidet, und als ich ihr deshalb Vorwürfe machte, sagte sie, das müsse mir gleichgültig sein. Erzürnt darüber trinke ich eine Tasse Chokolade mit ihr, ohne das Wort an sie zu richten. Als ich gefrühstückt hatte, bot sie mir Revanche im Piket an; aber ich dankte ihr mit dem Bemerken, daß ich in der Laune, worin sie mich versetzt habe, besser als sie spielen würde, und daß ich nicht liebe, den Damen Geld abzunehmen. Dies sagend, stehe ich auf, um zu gehn.

Haben Sie wenigstens die Güte, mich zum Brunnen zu begleiten.

So wenig das Eine wie das Andere. Wenn Sie mich für einen Neuling halten, so täuschen Sie sich, und es liegt mir durchaus nichts daran, befriedigt zu scheinen, wenn ich es nicht bin. Sie können sich von wem Sie wollen, nach dem Brunnen begleiten lassen; ich bin Ihr Diener. Leben Sie wohl, Madame! Dies sagend, ging ich, ohne auf das, was sie, um mich zurückzuhalten, sagte, Rücksicht zu nehmen.

Da ich den Wirth an der Thür fand, so sagte ich, ich wolle unfehlbar um drei Uhr abreisen. Die Schöne, welche am Fenster stand, konnte mich hören. Ich ging geradenwegs nach dem Brunnen, wo sich der Chevalier nach dem Befinden seiner Frau erkundigte; ich erwiederte ihm, ich habe sie auf ihrem Zimmer vollkommen gesund verlassen. Eine halbe Stunde darauf sehen wir sie mit einem Fremden erscheinen,

welchen ein Herr de St. Maurice sehr freundlich empfing. Madame Zeroli verließ ihn und hing sich, als ob nichts vorgefallen wäre, an meinen Arm. Ich konnte sie nicht zurückstoßen, ohne mich den unangenehmsten Folgen auszusetzen; aber ich war kalt. Nachdem sie sich über mein Benehmen beklagt, sagte sie, sie habe mich auf die Probe stellen wollen; wenn ich sie liebe, würde ich meine Abreise noch verschieben, und morgen um acht Uhr bei ihr frühstücken. Ich antwortete ruhig, ich würde es überlegen. Ich war während des ganzen Mittagsessens ernst und sagte zwei- oder dreimal, ich würde ganz unfehlbar um drei Uhr abreisen; da ich im Grunde indeß nur einen Vorwand zu bleiben suchte, um die Nonne am Abend sehen zu können, so ließ ich mich bewegen, eine Pharaobank zu legen.

Ich holte alles Gold, welches ich hatte, und Alle waren sehr erfreut, als sie mich ungefähr vierhundert Louisd'ors und etwa sechshundert Francs in Silber vor mich hinlegen sahen. Meine Herren, sagte ich, Punkt acht Uhr höre ich auf. Der neue Ankömmling sagte lächelnd, vielleicht werde die Bank nicht so lange leben. Ich that so, als ob ich nicht verstanden hätte. Es war drei Uhr. Ich bat Desarmoises, Croupier zu sein, und begann nun mit der nöthigen Langsamkeit abzuziehen, da ich achtzehn bis zwanzig Pointeurs, sämmtlich Spieler von Gewerbe, mir gegenüber hatte. Bei jeder Taille nahm ich neue Karten.

Gegen fünf Uhr war ich im Verlust, als sich das Geräusch eines Wagens vor der Thür vernehmen ließ. Man sagte, es wären drei Engländer, die von Genf kämen, und welche die Pferde wechselten, um nach Chambéry zu reisen. Einen Augenblick darauf traten sie ein, und ich begrüßte sie höflich. Es waren Fox und seine beiden Freunde, welche die Partie Quinze mit mir gespielt hatten. Mein Croupier reichte Jedem ein Buch; sie nahmen es mit Vergnügen, und pointirten zu zehn Louisd'ors auf zwei und drei Karten, bogen Paroli, Sept et le va, so wie Quinze, so daß meine Bank in Gefahr kam, gesprengt zu werden. Ich behielt indeß meine Fassung, und ermuthigte jene sogar, denn, wenn Gott neutral blieb, war die Chance für mich. Er blieb es, und in der dritten Taille waren die Engländer völlig ausgebeutelt, und ihre Pferde waren angespannt.

Während ich ein neues Spiel Karten mischte, zog der Jüngste aus seiner Brieftasche ein Papier; welches er seinen beiden Gefährten zeigte. Es war ein Wechsel. Wollen Sie, fragte er mich, den Werth dieses Wechsels auf eine Karte halten, ohne zu wissen, wie hoch er sich beläuft?

Ja, erwiederte ich, vorausgesetzt, daß Sie mir sagen, auf wen er gezogen ist, und daß die Summe desselben den Werth meiner Bank nicht übersteigt.

Nachdem er einen Blick auf das Geld geworfen, welches ich vor mir hatte, sagte er: mein Wechsel ist nicht so stark, wie Ihre Bank, und ist auf Zappata in Turin, auf Sicht gezogen. Ich nehme den Vorschlag an; er hebt ab und setzt den Wechsel auf das Aß, nachdem seine Freunde sich zur Hälfte dabei betheiligt. Ich ziehe ab und ziehe ab; aber es kommt kein Aß. Ich hatte nur noch etwa zwölf Karten in der Hand. Mein Herr, sage ich zum Pointeur mit der ruhigsten Miene, es steht Ihnen frei zurückzutreten.

Nein, ziehen Sie weiter.

Ich ziehe noch zweimal ab, aber es kommt kein Aß; ich hatte nur noch acht Karten. Mylord, sagte ich, es ist zwei gegen eins zu wetten, daß das Aß hier ist; ich wiederhole Ihnen, daß Sie zurücktreten können.

Nein, Sie sind zu großmüthig, ziehen Sie ab.

Ich ziehe ab, gewinne und stecke den Wechsel in die Tasche, ohne ihn anzusehn. Die Engländer reichen mir die Hand und entfernen sich lachend. Ich freute mich der Wirkung, welche dieser kühne Streich auf die Gesellschaft gemacht hatte, als der junge Fox wiederkommt und mich unter lautem Lachen bittet, ihm fünfzig Louisd'ors zu leihen. Ich gab sie ihm mit dem größten Vergnügen. Drei Jahre später, in London, hat er sie mir wiedergegeben.

Alle waren neugierig, den Werth des Wechsels zu erfahren; aber ich hatte nicht die Gefälligkeit ihre Neugierde zu befriedigen. Er lautete auf achttausend piemontesische Francs, wie ich sah, als ich allein war.

Diese lieben Engländer hatten mir Glück gebracht; denn nach ihrer Entfernung erklärte sich das Glück für meine Bank. Um acht Uhr, wo ich aufhörte, spielten nur noch die drei Damen, welche einige Louisd'ors gewonnen hatten; alle Anderen waren vollständig ausgebeutelt worden. Ich hatte mehr

als tausend Louisd'ors gewonnen, und fünfundzwanzig gab ich Desarmoises, welcher vor Freuden sprang. Ich nahm mir nur die Zeit, das Geld einzuschliessen, und nachdem ich meine Pistolen eingesteckt hatte, begab ich mich nach dem Orte des Stelldichein.

Die gute Bäuerin liess mich zur Thür ein, indem sie bemerkte, daß Alle schliefen, und daß sie nicht nöthig gehabt habe, die Dosis zu erneuern, um die Laienschwester schlafend zu erhalten; denn sie sei nicht aufgewacht.

Ich war erschreckt.

Ich gehe hinauf, und beim Scheine eines Lichtes erblicke ich die arme Nonne, das Gesicht mit einem Schleier bedeckt, sitzend auf einem Strohsacke, den die gute Bäuerin wie ein Canapé, längs der Wand gelegt hatte. Das Licht, welches diesen traurigen Ort erhellte, war auf eine Flasche gesteckt. Was haben Sie beschlossen, Madame? fragte ich.

Nichts, denn es ist ein Zufall eingetreten, der uns in Verzweiflung bringt. Die Laienschwester schläft seit vierundzwanzig Stunden.

Sie wird diese Nacht an Krämpfen oder am Schlagflusse sterben, wenn Sie nicht einen Arzt herbeirufen, der sie vermittelst Bibergeiles vielleicht in's Leben zurückruft.

Wir haben daran gedacht, aber aus Furcht vor den Folgen, diesen Schritt nicht zu thun gewagt; denn, mag er sie nun heilen oder nicht, er wird jedenfalls sagen, wir hätten sie vergiftet.

Großer Gott! Wie sehr beklage ich Sie! Uebrigens glaube ich, daß es schon zu spät ist, um noch etwas für sie zu thun, und daß das Herbeirufen eines Arztes jetzt ganz unnütz sein würde. Alles wohl bedacht, muß man sich den Gesetzen der Klugheit unterwerfen, und sie sterben lassen. In ihrem Alter wird der Tod ganz natürlich erscheinen. Das Uebel ist geschehen, und ich sehe keine Mittel dagegen.

Wir müssen zum wenigsten an ihr Heil denken und einen Priester rufen.

Ein Priester ist ihr vollkommen unnütz, da sie in einem lethargischen Zustande ist, und ihr Heil läuft durchaus keine Gefahr. Uebrigens würde ein unwissender Priester den Klugen spielen wollen und aus Dummheit oder Bosheit Alles enthüllen. Wenn sie nicht mehr athmet, wird es Zeit genug

sein, einen Priester zu rufen. Sie werden demselben sagen, sie sei plötzlich gestorben; Sie werden sehr weinen; Sie werden ihm zu Trinken geben, und er wird nur daran denken, Ihren Schmerz zu lindern, ohne sich mit der Todten zu beschäftigen.

Wir sollen sie also sterben lassen?

Man muß sie der Natur überlassen.

Wenn sie stirbt, sende ich einen Expressen an die Aebtissin, welche mir eine andere Laienschwester schicken wird.

Ja, und damit gewinnen Sie etwa zehn Tage. Während dessen kommen Sie vielleicht nieder, und können dann sagen: Unglück hat auch sein Gutes. Betrüben Sie sich nicht, Madame, und lernen wir, uns dem Willen Gottes zu unterwerfen. Erlauben Sie, daß die Bäuerin heraufkommt; ich muß ihr sagen, wie sie sich in einem so kitzlichen Falle, von dem die Ehre und das Leben unserer aller drei abhängen können, zu benehmen hat; denn erführe man, daß ich hierhergekommen bin, würde man mich für den Giftmischer halten.

Die Bäuerin kam; ich machte ihr begreiflich, wie nothwendig es sei, klug und verschwiegen zu sein. Sie verstand mich sehr gut, fühlte ihre eigene Gefahr und versprach mir, den Priester nicht eher zu holen, als bis sie des Todes der Schwester vollkommen sicher sei. Ich nöthigte sie sodann, zehn Louisd'ors anzunehmen, um sie in der schrecklichen Lage, worin wir uns befanden, vorkommenden Falls zu gebrauchen.

Als sie sich durch meine Freigebigkeit so reich sah, küßte sie mir die Hände, kniete unter Thränen vor mir nieder und versprach, meinem Rathe mit Klugheit nachzukommen.

Als sie uns verlassen hatte, fing die Nonne an, bitterlich zu weinen, machte sich die größten Vorwürfe und klagte sich des Mordes der Laienschwester an; sie sah schon die Hölle sich unter ihren Füßen öffnen. Vergeblich suche ich sie zu beruhigen, ihre Seelenangst nimmt zu; sie wird ohnmächtig und fällt hinter den Strohsack. Ich war in großer Verlegenheit, und da ich nicht wußte, welchem Heiligen ich mich weihen sollte, so rief ich die Bäuerin und sagte zu ihr, sie möchte Weinessig mitbringen, denn ich hatte keine Essenz bei mir. Plötzlich erinnere ich mich des vortrefflichen Nieswurzes, welcher mir bei Frau von *** einen so ausgezeichneten Dienst geleistet hatte; ich nehme die kleine Dose und stecke ihr eine

starke Dosis in die Nasenlöcher. Die Wirkung begann, als die Bäuerin mit dem Weinessig kam. Reiben Sie ihr die Schläfe ein, sagte ich. Sie löste ihre Frisur auf, und ihr schwarzes Haar allein konnte mich überzeugen, daß es nicht meine theure Venetianerin war. Als sie vermittelst des Nieswurzes wieder zu sich gekommen war, öffnete sie ihre schwarzen Augen, und von diesem Augenblicke an wurde ich sterblich in sie verliebt. Als die Bäuerin sah, daß sie sich wieder erholt hatte und außer Gefahr war, ging sie ab, und ich nahm jene in meine Arme und bedeckte sie, trotz ihres unaufhörlichen Niesens, mit flammenden Küssen.

Erlauben Sie, sagte sie, daß ich meinen Schleier wieder vormache, denn sonst werde ich excommunicirt.

Ich lachte über ihre Furcht, und fuhr fort, sie mit meinen glühenden Liebkosungen zu überschütten.

Ich sehe, daß Sie mir nicht glauben; aber ich schwöre Ihnen zu, daß die Aebtissin mich mit der Excommunication bedroht hat, wenn ich mich von irgend einem Manne sehen ließe.

Schöne Freundin, fürchten Sie nicht mehr diese Bannstrahlen; sie sind ohnmächtig. Da das Niesen indeß stärker wurde, und ich fürchtete, daß die starke Bewegung ihre Niederkunft herbeiführen könne, so rief ich wiederum die Bäuerin, deren Pflege ich sie übergab, nachdem ich ihnen versprochen hatte, am folgenden Tage um dieselbe Zeit wiederzukommen.

Es lag nicht in meiner Natur, diese interessante Person zu verlassen; aber es war für mich kein Verdienst mehr, wenn ich ihr ergeben war; denn ich hatte mich in diese neue M. M. mit den schwarzen Augen sterblich verliebt, und die Liebe macht durchaus egoistisch. Es schien mir, als beginge ich durch ihre Rettung eine Gott wohlgefällige Handlung, da Gott allein diese so außerordentliche Aehnlichkeit mit einer mir theuren Person hatte veranlassen können; es schien mir, als ob Gott mich viel Geld habe gewinnen und die Zeroli finden lassen, um die Neugierigen, welche mir nachspürten und die Gründe, die mich so lange an diesem Orte fesselten, zu errathen suchten, auf eine falsche Spur zu lenken. Die Freigeister, vielleicht auch die Mystiker werden mich als einen Narren betrachten; aber was liegt daran! Es hat mir immer ein außerordentliches Vergnügen gemacht, die Ereignisse meines Lebens

auf Gott zurückzuführen, und dennoch wie viele gewöhnliche Denker haben mich des Atheismus beschuldigt!

Am folgenden Tage vergaß ich die liebenswürdige Zeroli nicht; ich ging um acht Uhr zu ihr, und fand sie schlafend. Ihre Kammerfrau bat mich, leise einzutreten, um sie nicht zu wecken, ließ mich allein und verschloß die Thür. Ich sah, wie die Sachen standen, und erinnerte mich auf der Stelle, daß vor zwanzig Jahren eine Venetianerin, deren Schlaf ich geachtet, mich ausgelacht und mir den Abschied gegeben hatte. Ich handelte demgemäß, und nachdem ich sie sanft aufgedeckt hatte, schritt ich auf eine zarte Weise zu den Präliminarien der Liebe, welche den höchsten Genuß so sehr vermehren. Die Zeroli that ihr Möglichstes, um anscheinend zu schlafen; aber besiegt durch die Gewalt des Gefühls, gab sie sich meinen Liebkosungen mit einem Feuer hin, welches das meinige noch übertraf, und welches sie zwang, über ihre Kriegslist zu lachen. Sie sagte, ihr Mann sei nach Genf gereist, wo er ihr eine Repertiruhr kaufen wolle; er werde erst übermorgen zurückkommen, und sie könne die Nacht mit mir zubringen.

Warum die Nacht, meine Theure, da der Tag uns so günstig ist? Die Nacht ist zum Schlafen bestimmt, und der Tag verdoppelt den Genuß, da seine Helle gestattet, alle Sinne zu gleicher Zeit zu beschäftigen. Wenn Sie Niemand erwarten, werde ich den ganzen Morgen bei Ihnen bleiben.

Meinethalben, denn es wird Niemand kommen.

Ich war bald in ihren Armen, und vier Stunden überließen wir uns jeder Wollust, indem wir uns gegenseitig betrogen, um uns unsere Gluth zu beweisen, und vor Vergnügen lachten, wenn wir uns dessen überführen konnten. Nach dem letzten Sturme bat sie mich, zum Danke für ihre Zärtlichkeit, noch drei Tage in Aix zu bleiben.

Ich verspreche Ihnen, entgegnete ich, so lange hier zu bleiben, als Sie mir solche Beweise Ihrer Liebe wie heute Morgen geben werden.

Stehen wir also auf und gehen wir zum Essen?

In Gesellschaft, meine Theure? Wenn Du Deine Augen sähest!

Desto besser; man wird errathen, und die beiden Gräfinnen werden vor Aerger platzen. Ich will, Niemand soll bezweifeln können, daß Du allein meinetwegen in Aix bleibst.

Mein Engel, das lohnt sich nicht der Mühe, aber wie Du willst; ich thue Dir gern den Gefallen, sollte ich auch in diesen drei Tagen all mein Geld verlieren.

Ich würde in Verzweiflung gerathen, wenn Du verlörest; wenn Du aber nicht pointirst, wirst Du nicht verlieren, obwohl Du Dich bestehlen läßt.

Glaube mir, daß ich Alles sehe, und daß ich mich nur von den Damen bestehlen lasse. Auch Du hast einige falsche Parolis gebogen.

Das ist wahr, aber weit weniger als die Gräfinnen, und das thut mir leid, denn sie glauben vermuthlich, Du habest ihr Treiben zugelassen, weil Du sie liebst.

Sie täuschen sich sehr, die theuren Damen, denn weder die eine noch die andere würde mich einen Tag an diesen Ort gefesselt haben.

Das freut mich. Nun will ich Dir aber sagen, was der Marquis de St. Maurice gestern über Dich geäußert hat?

Sage; ich hoffe, daß er sich nichts Beleidigendes gestattet hat.

Nein, er sagte, Du hättest dem Engländer nicht anbieten sollen, bei nur noch acht Karten zurückzutreten, denn die Chance sei für Dich gewesen, und hätte er gewonnen, so hätte er glauben können, Du kenntest die Karten.

Gut, aber sage dem Marquis, ein Mann von Ehre könne nicht in einen solchen Verdacht gerathen, und da ich überdies den Charakter des jungen Lords kannte, so war ich ziemlich sicher, daß er mein Anerbieten nicht annehmen würde.

Als wir in den Speisesaal traten, empfing man uns mit Händeklatschen. Die schöne Zeroli schien mich am Zügel zu führen, und ich that so bescheiden wie irgend möglich. Nach Tische wagte Niemand mir vorzuschlagen, eine Bank zu legen, denn alle Börsen waren geleert; man begnügte sich mit einem Trente-Quarante, welches den ganzen Tag dauerte, und mir einige zwanzig Louisd'ors kostete.

Wie gewöhnlich entschlüpfte ich gegen Abend, und nachdem ich Le Duc anbefohlen, während meines ganzen Aufenthaltes in Aix mein Zimmer nicht einen Augenblick zu verlassen, begab ich mich nach dem Häuschen, wo die unglückliche Nonne meinem Erscheinen mit Ungeduld entgegensehen mußte. Bald glaubte ich, trotz der Dunkelheit zu bemerken, daß man mir folge. Ich bleibe stehen, und man geht mir vorüber.

Zwei Minuten darauf setze ich meinen Weg fort und erblicke dieselben Personen, welche ich nicht wieder hätte treffen können, wenn sie nicht langsamer gegangen wären. Das konnte freilich ganz natürlich zugehen; ich beschloß aber, mich davon zu überzeugen. Ich verließ den Weg, ohne die Richtung aus den Augen zu lassen, denn ich war sicher, ihn wiederzufinden, wenn man mir nicht mehr folgte; bald erlangte ich die Gewißheit, daß man mir nachschlich, denn ich sah dieselben Erscheinungen in geringer Entfernung. Ich verdoppele meine Schritte, verberge mich hinter einem Baume, feure, sobald ich die Spione bemerke, einen Schuß in die Luft und warte dann. Da ich eine Minute darauf Niemand mehr erblickte, begab ich mich zu meinem Stelldichein.

Ich gehe hinauf, und finde die Nonne im Bette; auf einem Tische stehen zwei Lichte.

Sind Sie krank, Madame?

Ich bin es einen Augenblick gewesen; aber Gott sei Dank, befinde ich mich besser, seitdem ich um zwei Uhr Morgens von einem gesunden Knaben entbunden bin.

Und wo ist das Kind?

Leider habe ich nur das Glück gehabt, es einmal zu umarmen, worauf meine gute Wirthin es, ich weiß nicht wohin, gebracht hat. Die heilige Jungfrau hat meine Bitten erhört; ich habe nur einige Augenblicke einen starken Schmerz gefühlt, und eine Viertelstunde nach meiner Niederkunft nieste ich noch. Sagen Sie mir nur, ob Sie ein Engel oder ein Mensch sind, denn ich fürchte zu sündigen, indem ich Sie anbete.

Sie geben mir eine Nachricht, die mich aufs freudigste überrascht. Und die Laienschwester?

Sie athmet noch; aber wir hoffen nicht mehr, daß sie davonkommen wird. Sie ist ganz entstellt. Wir haben ein großes Verbrechen begangen, und Gott wird mich dafür strafen.

Nein, meine Theure, Gott wird Ihnen verzeihen; denn das reinste der Wesen kann nur die Absicht strafen, und Sie haben keine schlechte gehabt. Beten Sie die göttliche Vorsehung an, welche Alles zum Besten ordnet.

Sie sind ein guter Tröster. Die Bäurin behauptet, Sie seien ein Engel, denn Ihr Pulver hat meine Entbindung bewirkt. Ich werde Sie nie vergessen, obwohl ich nicht weiß, wer Sie sind.

Als die Bäurin darauf kam, dankte ich ihr für die Pflege, welche sie der Kranken hätte zu Theil werden lassen, und daß sie derselben behülflich gewesen, sich ihrer schweren Last zu entledigen. Ich empfahl ihr von Neuem Klugheit, besonders aber den Priester, den sie bestellen würde, wenn die Laienschwester ihr Leben ausgehaucht hätte, gut zu behandeln, um ihn abzuhalten, Bemerkungen zu machen, welche gefährlich werden konnten. Alles wird gut gehen, sagte sie, denn Niemand weiß, ob die Laienschwester krank ist, noch warum Madame das Bett nicht verlassen hat.

Was haben Sie mit dem Kinde gemacht?

Ich habe es selbst nach Annecy gebracht und dort Alles, was für den Zustand von Madame und den Tod der Andern nöthig sein kann, eingekauft.

Weiß Ihr Bruder etwas davon?

Gott bewahre mich! Uebrigens ist er gestern abgereist und kommt erst in acht Tagen zurück. Wir haben nichts zu fürchten.

Ich gab ihr noch zehn Louisd'ors und bat sie, einige Meubeln zu kaufen und mir für den folgenden Tag etwas zu essen zu verschaffen. Sie sagte, sie habe noch viel Gold, und ich glaubte sie würde toll werden, als ich zu ihr sagte, Alles was übrig bleibe, gehöre ihr. Da ich glaubte, daß die Kranke der Ruhe bedürfe, so verließ ich sie mit dem Versprechen, mich morgen pünktlich einzufinden.

Ich wünschte, diese häßliche Sache bald vom Halse zu haben, und ich konnte nicht eher Victoria rufen, als bis die arme Laienschwester beerdigt war. Ich war in großer Angst, denn, wenn der Priester nicht ganz einfältig war, mußte er bemerken, daß die Frau an Gift gestorben war.

Am folgenden Morgen besuchte ich meine schöne Zeroli und fand sie in Gesellschaft ihres Mannes, die Uhr betrachtend, welche er ihr gekauft hatte. Er kam auf mich zu, reichte mir die Hand und sagte, er wünsche sich Glück, daß seine Frau die Macht gehabt, mich in Aix zurückzuhalten. Ich erwiederte, das sei ihr nicht schwer geworden, und seine ganze Antwort war ein Bravo.

Dieser Chevalier war einer von jenen Männern, welche lieber für gutmüthig, als für dumm gelten wollen. Da seine Frau meinen Arm nahm, ließen wir ihn in seinem Zimmer,

und begaben uns nach dem Brunnen. Unterwegs sagte sie, sie werde am folgenden Tage allein sein und nicht mehr die Neugierde haben, mir bei meinen nächtlichen Ausflügen auflauern zu lassen.

Sie also haben mich verfolgen lassen?

Nein, ich bin Ihnen gefolgt, aber nur zum Spaße; denn dort sind nur Berge. Indeß hätte ich Sie nicht für so boshaft gehalten. Du hast mir eine schöne Furcht eingejagt! Weißt Du wohl, daß Du mich hättest tödten können. Glücklicher Weise, mein Herr, haben Sie nicht getroffen.

Absichtlich, theure Freundin; denn obwohl ich nicht wußte, daß Du es warst, habe ich doch in die Luft geschossen, da ich sicher war, daß es hinreichen würde, um die Neugierigen zu entfernen.

Es wird Dir Niemand mehr folgen.

Wenn sie mir folgen, lasse ich sie vielleicht gewähren, denn meine Spaziergänge sind sehr unschuldig. Ich bin immer um zehn Uhr zu Hause.

Wir saßen noch bei Tische, als wir eine Berline mit sechs Pferden ankommen sahen. Es war der Marquis de Prié mit einem St. Louis-Ritter und zwei reizenden Damen, von denen die eine, wie meine Schöne mir mitzutheilen sich beeilte, die Maitresse des Marquis war. Man legte vier Couverts auf, und bis für die Neuangekommenen das Essen gebracht war, erzählte man die Geschichte meiner Bank mit den Engländern. Der Marquis wünschte mir Glück und fügte hinzu, er habe nicht erwartet, mich noch in Aix zu finden, worauf Madame Zeroli sogleich das Wort nahm und sagte, ohne sie würde er auch mich nicht mehr gefunden haben. Da ich schon an ihre Unbesonnenheiten gewöhnt war, so konnte ich nichts Besseres thun, als dies mit guter Manier eingestehn, und dadurch bereitete ich ihr eine außerordentliche Freude, obwohl ihr Mann zugegen war; dieser theilte ihren Triumph.

Der Marquis sagte, er werde die Ehre haben, mir nach Tisch eine kleine Bank zu legen, und da ich höflichkeitshalber darauf eingehen mußte, so verlor ich in ganz kurzer Zeit etwa hundert Louisd'ors. Ich kehrte nach Hause zurück, um mehrere Briefe zu schreiben, und als es anfing zu dämmern, begab ich mich zu meiner Nonne.

Was giebt es Neues?

Die Laienschwester ist todt; man wird sie morgen begraben, und morgen war der Tag, wo wir in's Kloster zurückkehren sollten. Hier ist der Brief, den ich an die Aebtissin geschrieben habe. Sie wird mir eine andere Laienschwester schicken, oder mir befehlen, mich durch die Bäurin in's Kloster zurückbringen zu lassen.

Was hat der Priester gesagt?

Er hat gesagt, die Laienschwester sei an einer Gehirnschwäche gestorben, welche einen Schlagfluß zur Folge gehabt habe.

Das ist sehr gut.

Ich möchte fünfzehn Messen für sie lesen lassen; erlauben Sie es?

Sehr gern, meine Theure; sie sollen der Lohn für den Priester, oder vielmehr für seine glückliche Unwissenheit sein. Ich rief die Bäurin und gab ihr den Auftrag, Messen lesen zu lassen, mit dem Hinzufügen, daß sie dem Priester sage, die Messen sollten der Absicht der Person entsprechen, welche die Kosten trage. Sie sagte, die Todte sei schrecklich anzusehn, und sie lasse sie durch zwei Frauen bewachen, welche sie mit Weihwasser besprengten, damit die Hexen, in Gestalt von Katzen, ihr nicht ein Glied raubten. Weit entfernt, über ihre Befürchtungen zu lachen, lobte ich sie vielmehr, und fragte sie sodann, wo sie das Laudanum gekauft habe.

Die, welche es mir verkauft hat, ist eine sehr ehrliche Hebeamme, die ich seit langer Zeit kenne. Wir bedurften desselben, um die unglückliche Laienschwester einzuschläfern, sobald sich die Wehen einstellen würden.

Sind Sie erkannt worden, als Sie das Kind im Findelhause ablieferten?

Niemand hat mich gesehn, als ich das Kind in das Rad legte, und ich habe in meinem Billet bemerkt, daß es nicht getauft sei.

Wer hat das Billet geschrieben?

Ich selbst.

Sorgen Sie dafür, daß das Begräbniß gut bezahlt werde.

Es wird nur sechs Francs kosten, und der Pfarrer wird dieselben von den zwei Louisd'ors nehmen, welche man bei der Todten gefunden hat. Mit dem Reste kann man Messen für sie lesen lassen, damit ihr verziehn werde, daß sie Gold gehabt.

Wie! Konnte sie nicht mit gutem Gewissen zwei Louisd'ors haben?

Nein, sagte die Nonne; ohne Vorwissen der Aebtissin dürfen wir nichts besitzen, wenn wir uns nicht der Exkommunication aussetzen wollen.

Und was hat man Ihnen zur Reise hieher gegeben?

Zehn savoyische Sous täglich. Jetzt werde ich wie eine Prinzessin verpflegt, wie Sie beim Abendessen sehen werden; denn, obwohl die gute Frau weiß, daß das Geld, welches Sie ihr gegeben haben, ihr gehört, so verschwendet sie es doch für mich.

Sie weiß, meine Schwester, daß dies meine Absicht ist, und hier ist wieder Geld, um fortzufahren. Dies sagend, zog ich zehn Louisd'ors aus meiner Börse und forderte die Bäurin auf, für die Pflege der Kranken nichts zu sparen. Ich freute mich des Glücks dieser guten Frau, welche mir die Hände küßte und sagte, ich habe sie glücklich gemacht, und sie könne nun Kühe kaufen.

Als ich allein mit dem reizenden Wesen war, welches mich so lebhaft an die glücklichen, mit meiner göttlichen M. M. verlebten Augenblicke erinnerte, erhitzte sich meine Phantasie, ich trat ihr näher, und das Gespräch auf ihren Verführer bringend, sagte ich, ich sei sehr verwundert, daß er ihr in der grausamen Lage, worin er sie versetzt, nicht alle nöthigen Hülfsleistungen verschafft habe. Sie antwortete, wegen ihres Gelübdes der Armuth und des Gehorsams habe sie kein Geld annehmen dürfen, und sie werde den Louisd'or, der ihr von den Almosen, welche ihr der Bischof verschafft habe, übrig geblieben sei, der Aebtissin zurückgeben. Was aber die Art Verlassenheit betrifft, in welcher ich mich befand, als ich so glücklich war, Ihnen zu begegnen, so muß ich glauben, daß er meinen Brief nicht erhalten hat.

Das ist möglich; aber ist er reich, ist er schön?

Reich, ja; schön, nein. Im Gegentheil ist er sehr häßlich, bucklich und fünfzig Jahre alt.

Wie haben Sie sich aber in einen solchen Menschen verlieben können?

Ich habe ihn nie geliebt; aber er hat mein Mitleid zu erregen verstanden. Er wollte sich tödten; ich glaubte es und versprach ihm, Nachts in den Garten zu kommen, wo er sich,

wie er sagte, einfinden wollte; aber ich wollte ihn nur bitten, daß er sich entfernen möge, und er entfernte sich, aber nicht eher, als bis er seinen schlechten Plan ausgeführt hatte.

Er hat Ihnen also Gewalt angethan?

Nein, es würde ihm nicht gelungen sein; aber er weinte, warf sich mir zu Füßen und bat so inständig, daß ich ihn gewähren ließ, unter der Bedingung, daß er sich nicht tödte und nicht wieder in den Garten komme.

Und haben Sie die Folgen Ihrer Gefälligkeit nicht gefürchtet?

Ich verstand nichts davon; denn ich glaubte, um zu empfangen, seien wenigstens drei Male erforderlich.

Unselige Unwissenheit! wie viel Unglück richtest du in der Welt an! Er hat Sie also nicht mehr wegen neuer Zusammenkunft gequält?

Er hat mich oft darum gebeten; aber ich habe nicht nachgegeben, weil unser Beichtvater mir das Versprechen abnahm, ihm nichts mehr zu bewilligen, wenn ich die Absolution erhalten wolle.

Haben Sie Ihren Verführer genannt?

Nein, gewiß nicht, und der gute Beichtvater würde es mir auch nicht erlaubt haben, denn dadurch hätte ich eine große Sünde begangen.

Haben Sie den Beichtvater mit Ihrem Zustande bekannt gemacht?

Eben so wenig; aber er wird ihn sich gedacht haben. Es ist ein sehr würdiger Greis, der vermuthlich zu Gott für mich gebetet hat, und die Bekanntschaft mit Ihnen ist vielleicht eine Frucht seiner Gebete.

Ich war tief bewegt und schwieg länger als eine viertel Stunde, völlig in Gedanken vertieft. Ich sah, daß das Unglück dieses interessanten Mädchens nur eine Folge ihrer Unwissenheit, ihrer Unbefangenheit, der vollkommensten Unschuld und übelverstandenen Mitleids war, welches sie veranlaßte, diesem geilen Ungeheuer etwas zu bewilligen, was ihr von geringem Belange schien, weil sie nie verliebt gewesen war. Sie hatte Religion, aber es war eine Alltags-Religion, ohne alles Bewußtsein und daher eine sehr schwache. Sie verabscheute die Sünde, weil sie dieselbe beichten mußte, wenn sie sich nicht der ewigen Verdammniß aussetzen wollte, und sie

wollte nicht verdammt sein. Sie hatte vielen gesunden Menschenverstand, wenig Geist, weil sie nie in der Lage gewesen war, denselben zu üben und eine Unwissenheit, wie man sie nur einer Nonne verzeihen kann. Dies Alles erwägend, kam ich zu der Ueberzeugung, daß es mir sehr schwer werden würde, von ihr die Gunstbezeigungen zu erlangen, die sie Coudert nicht verweigert hatte; sie hatte dieselben zu sehr zu bereuen gehabt, um sich derselben Gefahr von Neuem auszusetzen.

Die Bäuerin, welche unterdeß wieder eingetreten war, deckte einen kleinen Tisch für zwei Personen, und brachte dann das Abendessen. Alles war neu: Servietten, Teller, Gläser, Löffel, Messer u. s. w., und Alles war von der größten Sauberkeit. Die Weine waren sehr gut und die Speisen köstlich, weil nichts Raffinirtes darunter war: Wildbraten, Fische, Sahnenkäse, sehr gute Früchte. Ich schwelgte anderthalb Stunden im Essen und trank zwei Flaschen Wein unter fortwährendem Geplauder mit meiner Nonne, welche sehr wenig aß. Ich war in Feuer, und die Bäuerin, welche mein Lob erfreute, versprach, mich alle Abende auf dieselbe Weise zu bewirthen.

Als ich allein mit meiner Nonne war, deren bezaubernde Gestalt so flammende Erinnerungen in mir weckte, sprach ich mit ihr von ihrer Gesundheit, und namentlich von den Beschwerden, welche auf die Befreiung von einer neunmonatlichen Last folgen. Sie sagte, sie fühle sich sehr wohl und könne zu Fuß nach Chambéry zurückkehren. Das Einzige, was mich beschwert, sagte sie, sind meine Brüste; aber die Bäuerin hat mir versichert, daß die Milch morgen verschwinden werde, und dieselben wieder ihre natürliche Form annehmen werden.

Gestatten Sie mir eine Prüfung, ich verstehe mich darauf.

Sehen Sie.

Sie entblößte sich; sie glaubte nicht, daß mir dies angenehm sei, sondern sie wollte nur höflich sein und setzte auch bei mir keine andere Absicht voraus. Ich berührte zwei Rundungen von einer Weiße und Form, daß sie einen Lazarus hätten lebendig machen können. Ich bemühte mich, ihr Schaamgefühl zu schonen, fragte aber mit der ruhigsten Miene, wie sie sich weiter unten befinde, und dies sagend, faßte ich leise

hin; sie hielt mich aber sanft zurück mit dem Bemerken, ich solle dort nicht anfassen, weil sie noch Beschwerden fühle. Ich bat sie um Entschuldigung, und sagte, ich hoffe, sie am nächsten Tage ganz wiederhergestellt zu finden. Die Schönheit Ihres Busens, fügte ich hinzu, vergrößert noch die Theilnahme, welche ich für Sie empfinde. Dies sagend, preßte ich meinen Mund auf den ihrigen, und fühlte, wie ihren Lippen gleichsam unwillkürlich ein Kuß entschlüpfte. Dieser Kuß drang in alle meine Adern; ich kannte mich nicht mehr, ich sah ein, daß ich mich eiligst entfernen müsse, wenn ich nicht ihr ganzes Vertrauen verscherzen wollte. In der That ging ich, nachdem ich sie mit dem zärtlichen Namen einer lieben Tochter begrüßt hatte.

Es regnete fürchterlich, und ich war ganz durchnäßt, als ich nach Hause kam. Uebrigens war dies Bad sehr geeignet, meine Gluth abzukühlen; aber es war die Veranlassung, daß ich sehr spät aufstand.

Ich nahm die beiden Portraits, welche ich von M. M. hatte, als Nonne und als nackte Venus; ich war überzeugt, daß ich sie bei der neuen Nonne würde gebrauchen können.

Da ich die schöne Zeroli nicht zu Hause fand, ging ich nach dem Brunnen, wo sie mir zärtliche Vorwürfe machte, welche ich für baare Münze nahm, und mit einander spazieren gehend, versöhnten wir uns mit einander. Als wir gespeist hatten, legte der Marquis de Prié eine Bank; da ich aber nur etwa hundert Louise'ors sah, so merkte ich wohl, daß er viel gewinnen, aber nicht viel verlieren wollte. Ich legte hundert Louisd'or vor mich hin, und da er sagte, wir spielten nur des Vergnügens wegen, und ich solle daher nicht blos auf eine Karte setzen, erwiederte ich, ich würde auf jede der dreizehn Karten einen Louisd'or setzen.

Sie werden verlieren.

Wir wollen sehen. Hierauf lege ich mein ganzes Buch auf den Tisch und besetze jede Karte mit einem Louisd'or.

Aller Wahrscheinlichkeit nach hätte ich verlieren müssen; aber das Glück fügte es anders, denn ich gewann vierundzwanzig Louisd'ors. Um acht Uhr empfahl ich mich wie gewöhnlich der Gesellschaft und begab mich nach der Wohnung meiner neuen Liebe. Ich fand die Kranke zum Entzücken. Sie sagte, sie habe ein Fieber, von welchem die Bäuerin ihr

gesagt, daß es ein Milchfieber sei, und am folgenden Tage würde sie wieder vollkommen gesund sein und aufstehn. Als ich nun meine Hand ausstreckte, um die Decke aufzuheben, ergriff sie dieselbe und küßte sie mit der Aeußerung, daß es für sie Bedürfniß sei, mir diesen Beweis ihrer kindlichen Liebe zu geben. Sie war einundzwanzig Jahre alt, ich fünfunddreißig. Welche Tochter für einen solchen Vater! Auch glichen meine Gefühle für sie nicht der väterlichen Liebe. Indeß sagte ich zu ihr, das Vertrauen, welches sie mir bezeige, indem sie mich unbekleidet im Bette empfange, könne meine Zärtlichkeit für sie nur vergrößern, und es würde mich betrüben, sie am nächsten Tage im Nonnengewande zu finden. So sollen Sie mich also im Bette finden, entgegnete sie, und ich thue es sehr gern; denn bei der jetzigen Hitze ist mein Wollengewand mir höchst lästig; ich glaubte Ihnen aber besser zu gefallen, wenn ich anständiger angezogen wäre; da es Ihnen gleichgültig ist, so werde ich Ihnen den Willen thun.

In diesem Augenblicke trat die Bäuerin ein und übergab ihr einen Brief der Aebtissin, welchen ihr Neffe von Chambéry mitgebracht hatte. Nachdem sie ihn gelesen, gab sie ihn mir. Die Aebtissin meldete ihr, daß sie ihr zwei Laienschwestern schicken werde, um sie nach dem Kloster zurückzugeleiten, und fügte hinzu, da sie wieder gesund sei, so könne sie die kleine Reise zu Fuße machen, um das Geld zu sparen, von welchem sich ein besserer Gebrauch machen lasse. Sie fügte noch hinzu, der Bischof sei auf dem Lande, und da sie ohne seine Erlaubniß die Laienschwester nicht abschicken könne, so würden noch acht bis zehn Tage darüber hingehen. Sie befahl ihr bei Strafe der großen Excommunication, nie ihr Zimmer zu verlassen, nie mit ihrem Hauswirthe zu sprechen und nur mit der Frau zu verkehren. Sie kündigte ihr endlich an, daß sie für das Seelenheil der Verstorbenen eine Messe lesen lassen werde.

Ich danke Ihnen, Madame, daß Sie mir diesen Brief mitgetheilt haben, aber sagen Sie mir, ob ich Ihnen in diesen acht bis zehn Tagen meine Aufwartung machen darf, ohne Ihr Gewissen zu belästigen, denn ich muß Ihnen bemerklich machen, daß ich Mann bin. Ich bin nur hier geblieben, weil Sie mir eine so lebhafte Theilnahme eingeflößt haben; wenn Sie aber wegen der sonderbaren Excommunication, mit

der Ihre alte Superiorin Ihnen droht, das geringste Widerstreben empfinden, mich ferner zu sehn, so reise ich morgen ab. Sprechen Sie.

Mein Herr, unsere Aebtissin ist verschwenderisch mit ihren Bannstrahlen, und die Excommunication, womit sie mir droht, habe ich schon verdient; aber ich hoffe, Gott wird dieselbe nicht bestätigen, denn anstatt mich unglücklich zu machen, hat sie mich glücklich gemacht. Ich werde Ihnen also aufrichtig sagen, daß Ihre Besuche jetzt das Glück meines Lebens ausmachen, und ich werde mich doppelt glücklich schätzen, wenn Sie mich gern besuchen. Wenn Sie mich aber ohne Indiscretion befriedigen können, so möchte ich Sie bitten, mir zu sagen, für wen Sie mich gehalten haben, als Sie das erstemal im Dunkeln mit mir zusammentrafen; denn Sie können sich weder meine Verwunderung noch meine Furcht vorstellen. Ich hatte keine Idee von solchen Küssen, mit denen Sie mein ganzes Gesicht bedeckten; aber dieselben haben meine Excommunication nicht schärfen können, denn ich nahm keinen Theil daran, und Sie selbst haben mir später gesagt, daß die Küsse einer Andern zugedacht waren.

Madame, ich werde Sie befriedigen. Ich kann es jetzt, da Sie wissen, daß wir Menschen sind, daß das Fleisch schwächer oder oft stärker als der Geist ist und die stärksten Geister verleitet, gegen die Vernunft zu verstoßen. Sie sollen alle Einzelheiten einer zweijährigen Liebschaft mit der schönsten und gebildesten Nonne meines Vaterlandes vernehmen.

Mein Herr, sagen Sie mir Alles. Da ich in denselben Fehler verfallen bin, so würde ich ungerecht und unmenschlich sein, wenn ich an irgend einem Umstande Anstoß nehmen wollte; denn gewiß haben Sie mit ihr nicht mehr gethan als Herr Coudert mit mir.

Ich habe weit mehr gethan, Madame, als Ihr Buckliger, und weit weniger, denn ich habe ihr kein Kind gemacht. Hätte ich dies Unglück gehabt, so würde ich sie entführt haben und wäre mit ihr nach Rom gegangen, um uns zu den Füßen des heiligen Vaters zu werfen, der sie von ihrem Gelübde entbunden haben würde; dann würde meine theure M. M. jetzt meine Frau sein.

Großer Gott! M. M. ist mein Name.

Dieser Umstand, welcher im Grunde wenig zu besagen

hatte, gab nichts destoweniger unserm Zusammentreffen einen wunderbaren Anstrich und setzte mich in nicht geringere Verwunderung als sie. Sonderbarer und leerer Zufall, der nichts destoweniger auf befangene Geister mächtig einwirkt, und oft die größten Resultate hat.

Nach kurzem Schweigen erzählte ich ihr Alles, was zwischen der schönen Venetianerin und mir vorgefallen war. Die Schilderung unserer Liebesentzückungen war lebhaft und natürlich, denn außer der meinem Geiste so gegenwärtigen Erinnerung stand mir auch ihr leibhaftiges Bild vor Augen, und ich konnte auf ihren Zügen die Wirkung verfolgen, welche meine Erzählung hervorbrachte. Zum Schlusse sagte sie: Gleicht Ihre M. M. mir wirklich so sehr, daß eine Verwechselung möglich ist?

Hier zog ich das Portrait, wo sie als Nonne abgebildet war, aus der Tasche und sagte: Urtheilen Sie selbst.

Das ist wahr; es ist mein Portrait bis auf die Augen. Es ist mein Gewand, mein Gesicht; es ist ein Wunder! Welche Fügung! Dieser Aehnlichkeit verdanke ich mein ganzes Glück. Gott sei gelobt, daß Sie mich nicht lieben, wie Sie die geliebt haben, welche ich gern meine Schwester nenne! In der That sehe ich hier die beiden M. M. Unergründliche Vorsehung, alle deine geringsten Wege sind bewunderungswürdig, und wir sind nur gebrechliche, unwissende und vermessene Sterbliche.

Die gute Bäurin kam herauf und brachte uns ein besseres Abendessen, als am vorigen Tage. Die Kranke aß nur eine Suppe, versprach mir aber am nächsten Tage Gesellschaft zu leisten.

Ich blieb noch eine Stunde bei ihr, nachdem die Wirthin den Tisch abgedeckt hatte, und durch mein gemessenes Benehmen bestätigte ich sie in einem Irrthume, dem nämlich, daß ich nur die Liebe eines Vaters für sie fühle. Von freien Stücken zeigte sie mir, daß ihr Busen wieder seine frühere Form annähme. Ich überführte mich weitläufig davon mit meinen Händen, ohne daß sie den geringsten Widerstand leistete, da sie keine Ahnung hatte, daß diese Berührung auf mich den geringsten Eindruck machen könne. Der zärtlichen Freundschaft, welche sie bei mir voraussetzte, schrieb sie alle Küsse zu, mit denen ich ihre Augen und Lippen bedeckte. Sie

sagte lächelnd zu mir, sie danke Gott, daß sie nicht blond wie ihre Schwester sei, und ich lachte über ihre Naivetät.

Dieses Spiel war aber nicht lange durchzuführen, und ich mußte vorsichtig verfahren. Als ich daher sah, daß das Gefühl über die Vernunft die Oberhand gewann, gab ich ihr einen letzten Kuß und entfernte mich schnell. Als ich nach Hause kam, gab mir Le Duc einen Brief von Madame Zeroli, worin sie mir anzeigte, daß wir uns am Brunnen sehen würden, weil sie von der Maitresse des Marquis zum Frühstück eingeladen sei.

Ich schlief gut; aber meine Phantasie führte mir im Schlafe alle die Reize der neuen M. M. vor. Am Morgen sagte Madame Zeroli am Brunnen zu mir, die ganze Gesellschaft behaupte, ich müsse verlieren, wenn ich alle dreizehn Karten zugleich besetze, denn es sei falsch, daß in jeder Taille eine Karte viermal gewinne; der Marquis habe zwar diese Thatsache zugegeben, indeß nichts destoweniger geäußert, er werde mir nicht mehr erlauben, so zu spielen.

Die Sache würde, wenn ich wollte, nur eine kleine Schwierigkeit haben, die nämlich, daß er, ohne sich auf etwas Schlimmes gefaßt zu machen, mich nicht daran hindern könnte.

Seine Maitresse hat sich verpflichtet, Sie zu veranlassen, daß Sie wie gewöhnlich spielen.

Ich lächelte und dankte ihr.

In den Gasthof zurückgekehrt, machte ich ein Quinze mit dem Marquis und verlor fünfzig Louisd'or; darauf ließ ich mich überreden, eine Bank zu legen. Ich holte fünfhundert Louisd'ors und schickte mich an, das Glück herauszufordern. Ich nahm Desarmoises zum Croupier, und zeigte an, daß ich die Karten, die nicht mit ihrem Einsatz belegt seien, nicht halten, und daß ich um halb acht Uhr aufhören würde. Ich saß zwischen den beiden Schönen. Ich legte die fünfhundert Louisd'ors vor mich hin, und ließ mir vom Banquier hundert Sechsfrankenthaler zur Belustigung für die Damen geben. Nun trat aber etwas Störendes ein.

Da ich nur gebrauchte Karten sah, so forderte ich neue. Der Wirth sagte, er habe nach Chambéry geschickt, um hundert neue Spiele holen zu lassen, und der Bote müsse bald zurückkommen. Einstweilen, sagte er, können Sie mit diesen Spielen, welche fast wie neu sind, abziehen.

Ich will nicht fast neue, sondern ganz neue Karten. Ich habe Vorurtheile, mein Freund, und dieselben sind so stark, daß Niemand sie zu überwinden vermag. Bis Ihr Mann zurückkommt, werde ich Zuschauer bleiben, und es thut mir wirklich sehr leid, daß ich die Damen warten lassen muß.

Niemand wagte die geringste Bemerkung zu machen, und nachdem ich mein Geld in die Tasche gesteckt, stand ich von meinem Platze auf. Der Marquis de Prié übernahm die Bank und spielte auf eine höchst anständige Weise. Ich blieb neben Madame Zeroli sitzen, welche mich zum Theilnehmer bei ihrem kleinen Spiele machte, und mir am folgenden Tage fünf bis sechs Louisd'ors einhändigte. Der Bote, welcher unverzüglich von Chambéry hatte zurückkommen sollen, kam erst um Mitternacht, und ich war froh, so gut weggekommen zu sein, denn in diesem Lande, und namentlich unter den Spielern von Gewerbe giebt es Leute, welche schärfere Augen als der Luchs haben. Nachdem ich mein Geld wieder in die Cassette gelegt, machte ich mich auf in's Freie.

Da ich meine schöne Nonne im Bette fand, so fragte ich:

Wie befinden Sie sich heute, Madame?'

Sagen Sie Tochter, denn dieser Name ist so süß, daß ich wünschte, Sie wären mein Vater, um Sie ohne Furcht in meine Arme drücken zu können.

Wolan! theure Tochter, fürchte nichts, und öffne mir Deine Arme.

Ja, umarmen wir uns.

Meine Kinder sind heute hübscher als gestern.

Laß mich daran saugen.

Welche Thorheit! Aber lieber Papa, Du trinkst ja, wie es scheint, die Milch Deiner armen Tochter!

Sie ist so süß, mein Herz, und das Bischen, was ich eingesogen habe, macht mich so glücklich! Es darf Dir nicht leid sein, daß Du mir dieses so unschuldige Vergnügen bewilligt hast.

Nein, gewiß nicht; es thut mir nicht leid, denn Du hast mir ein großes Vergnügen bereitet. Statt Dich Papa zu nennen, werde ich Dich mein Püppchen nennen.

Wie freut es mich, daß Du heute Abend so guter Laune bist!

Weil Du mich glücklich gemacht hast. Ich fürchte nichts

mehr und fühle, daß der Friede wieder in mein Herz eingekehrt ist. Die Bäurin hat mir gesagt, ich würde in wenigen Tagen wieder so sein, wie ich gewesen, ehe ich Coudert kennen lernte.

Das ist nicht ganz wahr, denn der Leib z. B. — —

Sei still. Es ist unmöglich, etwas zu sehen, und ich wundere mich selbst darüber.

Laß mich sehen.

O nein, nicht sehen, mein Freund, aber fühlen.

Es ist wahr.

O, nicht da, ich bitte Dich.

Und warum nicht? Du kannst doch nicht anders gebildet sein, als Deine Schwester, welche jetzt dreißig Jahre alt sein mag. Ich will Dir ihr nacktes Bild zeigen.

Hast Du es? Mit welchem Vergnügen werde ich es sehen!

Ich ziehe es aus meiner Tasche und gebe es ihr. Sie bewundert es, küßt es und fragt, ob Alles nach der Natur sei.

Ganz gewiß, entgegnete ich; sie wußte, daß sie mir einen Gefallen damit that.

Wie schön es ist! Es gleicht mir mehr als das andere. Aber hat ihr der Maler auch Dir zu Gefallen so lange Haare gemalt?

Keineswegs. Die Nonnen bei uns haben nur die Verpflichtung, sie den Männern nicht zu zeigen.

Wir haben dasselbe Vorrecht. Man schneidet sie uns einmal ab; dann lassen wir sie uns wachsen, wie wir wollen.

Du hast also lange Haare?

Wie diese da; aber sie werden Dir nicht gefallen; denn sie sind schwarz.

Was sagst Du? Das ist meine Lieblingsfarbe. Im Namen Gottes, laß sie mich sehen.

Im Namen Gottes verlangst Du von mir ein Verbrechen, denn ich setze mich einer Excommunication aus; indeß Dir kann ich nichts abschlagen. Du wirst sie nach dem Abendessen sehen, denn ich will der Bäurin kein Aergerniß geben.

Du hast Recht, theure Freundin, Du bist ein herrliches Geschöpf. Ich werde vor Schmerz sterben, wenn Du diese Hütte verläßt, um in Dein trauriges Gefängniß zurückzukehren.

Ich muß wohl zurückkehren, um für meine Sünden Buße zu thun.

Ich hoffe, daß Du vernünftig genug sein wirst, um über die albernen Excommunicationen der Aebtissin nur zu lachen.

Ich fange an, sie nicht mehr so sehr zu fürchten.

Ich schwamm in Wonne; denn ich sah voraus, daß ich nach dem Abendessen vollkommen glücklich werden würde.

Die Bäurin kam jetzt, und ich gab ihr noch zehn Louis-d'ors; aber an ihrem außerordentlichen Erstaunen sah ich wohl, daß sie mich wohl für toll halten könne. Um sie zu enttäuschen, sagte ich ihr, ich wäre sehr reich und glaubte nicht genug thun zu können, um ihr wegen der zärtlichen Pflege, die sie der würdigen Nonne angedeihen lasse, meinen Dank zu bezeigen. Sie weinte, küßte mir die Hände und trug uns ein herrliches Abendessen auf. Die Nonne aß tüchtig und trank ziemlich viel; ich aber, der innerlich zu befriedigt war, und dessen Herz ein brennendes Verlangen füllte, ich konnte ihrem Beispiele nicht folgen; ich sehnte mich zu sehr, die schönen schwarzen Haare dieses Opfers seiner Herzensgüte zu sehen. Dieser Appetit ließ für keinen andern Platz.

Als die Bäurin uns von ihrer Gegenwart befreit hatte, nahm sie ihr Häubchen ab, und ließ auf ihre alabasternen Schultern dichtes ebenholzschwarzes Haar fallen, welches deren Weiße noch mehr hervortreten ließ und eine entzückende Wirkung hervorbrachte. Sie stellte das Portrait vor sich hin und ordnete ihre langen Haare wie die meiner ersten M. M.

Du scheinst mir schöner als Deine Schwester, sagte ich; aber ich glaube, sie war zärtlicher als Du.

Zärtlicher, das ist möglich, aber nicht besser.

Ihr Liebesdrang war stärker als Deiner.

Ich glaube es; denn ich habe nie geliebt.

Das ist erstaunlich; aber die Natur, der Antrieb der Sinne?

Im Kloster, mein Freund, besänftigen wir sie leicht. Wir bekennen sie dem Beichtiger, denn wir wissen, daß es eine Sünde ist; aber er betrachtet es als eine Kinderei und absolvirt uns, ohne uns eine Buße aufzuerlegen.

Er kennt die menschliche Natur und würdigt Eure traurige Lage.

Er ist ein alter, gelehrter, sehr vernünftiger und sittenstrenger Priester; aber er ist ganz Nachsicht. Der Tag, wo wir ihn verlieren, wird ein Trauertag für uns sein.

Wenn Du Dir aber mit einer andern Nonne Liebesfreuden bereitest, fühlst Du dann nicht, daß Du sie ungleich mehr lieben würdest, wenn sie sich im Augenblicke des Glücks in einen Mann verwandeln könnte?

Ich muß lachen. Allerdings würde es mir nicht unangenehm sein, wenn meine Freundin ein Mann würde; aber glaube nur nicht, daß wir ein solches Wunder wünschen.

Vielleicht nur aus Mangel an Temperament. Darin übertraf Dich Deine Schwester, denn sie zog mich bei Weitem C. C. vor, und Du würdest mich nicht der Freundin, welche Du im Kloster gelassen hast, vorziehen.

Nein, gewiß nicht, denn mit Dir würde ich mein Gelübde der Keuschheit brechen, und mich Folgen aussetzen, die mich jetzt schon beim bloßen Gedanken daran mit Schrecken erfüllen.

Du liebst mich also nicht?

Was sagst Du? Ich bete Dich an und bedaure sehr, daß Du nicht ein Weib bist.

Auch ich liebe Dich; aber über Deinen Wunsch muß ich lachen, denn ich möchte nicht Weib werden, um Dir zu gefallen, um so weniger, als ich Dich offenbar nicht mehr so schön finden würde, wenn ich es wäre. Setze Dich besser, gefällige Freundin, und laß mich sehen, wie Deine Haare Deinen schönen Körper zur Hälfte bedecken.

Dann muß ich aber mein Hemde fallen lassen.

Gewiß. Wie schön bist Du so! Laß mich an Deinen niedlichen Brüsten saugen, da ich Dein Püppchen bin.

Nachdem sie mir diesen Genuß bewilligt, sah sie mich mit der freundlichsten Miene an und ließ sich nackt in meine Arme drücken, entweder weil sie nicht wußte, welch lebhaftes Vergnügen sie mir verschaffte oder weil sie so that und sagte dann: Wenn man der Freundschaft solche Freuden gewähren kann, so ist sie der Liebe vorzuziehen; denn ich habe nie in meinem Leben einen süßern Genuß gehabt, als den Du mir verschafft hast, als Du Deine Lippen auf meinen Busen preßtest. Erlaube mir, dasselbe mit Dir zu thun.

Sehr gern, mein Herz; aber Du wirst nichts finden.

Gleichviel; wir können wenigstens lachen.

Nachdem sie ihre Lust befriedigt hatte, blieben wir uns eine Viertelstunde in den Armen liegen, und ich war in einem nicht zu ertragenden Zustande.

Sage mir die Wahrheit, äußerte ich zu ihr, fühlst Du während dieser glühenden Küsse, während dieser Verzückungen, welche wir kindisch nennen wollen, nicht weit größere Begierden?

Ja, ich gestehe es; aber sie sind verbrecherisch, und da ich überzeugt bin, daß Deine Begierden nicht weniger lebhaft als die meinigen sind, so werden wir wohl thun, unsern angenehmen Scherz einzustellen; denn, mein lieber Papa, unsere Freundschaft wird zur glühenden Liebe. Nicht wahr?

Ja, meine Tochter, zur Liebe, zur unbezwinglichen Liebe.

Ich fühle es wohl.

Wenn Du fühlst, so lasse uns durch das süßeste Opfer huldigen.

Nein, mein Freund, hören wir vielmehr auf und seien wir in Zukunft vorsichtiger, damit wir nicht Gefahr laufen, die Opfer derselben zu werden. Wenn Du mich liebst, mußt Du wie ich denken.

Mit diesen Worten wand sie sich sanft aus meinen Armen, und steckte ihre schönen Haare wieder unter die Haube; nachdem ich ihr sodann geholfen, ihr Hemde von grober Leinewand, welches für mich ein Gegenstand des Abscheus war, in die Höhe zu ziehn, sagte ich zu ihr, sie könne ruhig sein. Hierauf äußerte ich mein Bedauern, daß ihr schöner Körper durch eine so harte Leinewand zerfleischt werde, worauf sie erwiederte, sie sei daran gewöhnt, und alle Nonnen ihres Klosters trügen eben solche Hemden.

Ich war wie vernichtet; denn der Zwang, welchen ich mir anthat, schien mir bei Weitem größer als der Genuß, welchen mir eine vollkommene Befriedigung gewährt haben würde. Indeß hatte ich weder die Absicht, weiterzugehn, noch die, zu verzichten; aber ich brauchte die Gewißheit, daß ich nicht den geringsten Widerstand finden würde. Ein gefaltetes Rosenblatt verdarb dem berühmten Smyndirides, welcher die Süßigkeit des Bettes liebte, sein Vergnügen. Ich wollte also lieber weggehn, als das Rosenblatt finden, welches den wollüstigen Sybariten gestört hatte. Ich entfernte mich ver-

liebt und unglücklich, und nachdem ich mich um zwei Uhr Nachts zu Bett gelegt hatte, schlief ich bis Mittag.

Als ich erwachte, brachte mir Le Duc ein Billet, welches er mir vor dem Schlafengehn hatte geben sollen. Er hatte es vergessen, und ich war ihm deshalb nicht böse. Das Billet war von Madame Zeroli, welche mich um neun Uhr in ihrem Zimmer erwartete, wo sie allein sein wollte. Sie schrieb, sie wolle ein Abendessen geben, und rechne sicher auf meine Gegenwart, so wie darauf, daß ich mit ihr reisen oder sie wenigstens bis Chambéry begleiten würde. Obwohl ich sie noch liebte, mußte ich doch über ihre Ansprüche lachen. Es war nicht mehr Zeit, sie um neun Uhr zu besuchen, zum Abendessen aber konnte ich mich nicht verpflichten meiner schönen Nonne wegen, die ich in diesem Augenblick nicht gegen den Serail des Sultans vertauscht haben würde; auch war es mir unmöglich mich zu verpflichten, sie nach Chambéry zu begleiten, denn möglicher Weise fand ich dann bei meiner Rückkehr nicht mehr den einzigen Gegenstand, welcher mich an Aix fesselte.

Sobald ich indeß meine Toilette gemacht hatte, ging ich zu ihr und fand sie wüthend. Ich entschuldigte mich damit, daß ich ihren Brief erst vor einer Stunde erhalten habe; aber sie verließ das Zimmer, ohne mich anzuhören, ohne mir Zeit zu lassen, ihr zu sagen, daß ich weder zum Abendessen kommen, noch ihr bis Chambéry den Hof machen könne. Bei Tische schmollte sie mit mir, und als das Essen zu Ende war, sagte der Marquis de Prié, es seien neue Karten angekommen, und die ganze Gesellschaft wünsche mich eine Bank legen zu sehn. Die Gesellschaft war zahlreich, denn am Morgen waren Herren und Damen aus Genf gekommen. Ich holte Geld und legte eine Bank von fünfhundert Louisd'ors. Um sieben Uhr hatte ich mehr als die Hälfte der Summe verloren; aber dadurch ließ ich mich nicht aufhalten, und nachdem ich den Rest in meine Börse gesteckt hatte, ging ich.

Nachdem ich auf Madame Zeroli einen traurigen Blick geworfen, begab ich mich nach der Hütte, wo ich meinen Engel in einem ganz neuen Bette fand, und neben diesem stand noch ein anderes hübsches kleines Bett à la romaine, welches für mich bestimmt war. Ich lachte über den Kontrast zwischen diesen Möbeln und dem schmutzigen Loche, in welchem wir waren; um aber der zuvorkommenden Bäuerin zu danken, zog

ich funfzig Louisd'ors aus meiner Börse, welche ich ihr mit dem Bemerken gab, dies Geld sei für den Rest der Zeit bestimmt, welche Madame noch bei ihr bleibe; zugleich verbot ich ihr, ferner noch die geringste Ausgabe für Möbeln zu machen.

So ist der Charakter der Spieler im Allgemeinen. Ich hatte fast dreihundert Louisd'ors verloren; aber ich hatte mehr als fünfhundert aufs Spiel gesetzt, und was ich wieder nach Hause gebracht hatte, schien mir reiner Gewinnst. Hätte ich so viel gewonnen, wie verloren, so würde ich wahrscheinlich nur zehn Louisd'ors gegeben haben; aber indem ich funfzig gab, bildete ich mir ein, ich verspiele sie auf eine Karte. Ich habe immer gern Geld ausgegeben; aber verschwenderisch bin ich nur gewesen, wenn ich ins Spielen verwickelt war.

Die Dankbarkeit und das Erstaunen, welches sich auf dem Gesichte meiner M. M. ausprägten, machten mich freudetrunken.

Sie müssen sehr reich sein, sagte sie.

Enttäuschen Sie sich, mein Herz; aber ich liebe Sie leidenschaftlich, und da ich Ihnen selbst wegen Ihres unseligen Gelübdes der Armuth nichts anbieten kann, so gebe ich, so viel ich kann, dieser armen Frau, damit sie nichts verabsäume, was zu Ihrer Behaglichkeit während Ihres Aufenthalts bei ihr beitragen kann. Vielleicht hofft mein Herz, ohne sich Rechenschaft davon zu geben, daß Sie mich um so mehr lieben werden.

Wie könnte ich Sie mehr als jetzt lieben! Schon der Gedanke der Rückkehr ins Kloster macht mich unglücklich.

Aber Sie haben mir gestern gesagt, gerade dieser Gedanke mache Sie glücklich.

Aber seit gestern habe ich meine Ansicht geändert. Ich habe eine grausame Nacht verlebt; denn ich habe das Auge nicht schließen können, ohne mich in Ihren Armen zu befinden, und ich bin immer vor Schrecken erwacht, wenn ich das größte der Verbrechen begehen wollte.

Sie haben nicht so lange gekämpft, als Sie es mit einem ungeliebten Manne begingen.

Eben weil ich ihn nicht liebte, beging ich ein Verbrechen, welches mir ohne Bedeutung schien. Begreifen Sie das, mein Freund?

Es ist eine Metaphysik Ihrer unschuldigen und abergläubischen Seele, welche ich ohne Mühe begreife.

Sie überhäufen mich mit Freude und Dankbarkeit, und ich freue mich, wenn ich daran denke, daß Sie in einer der meinigen ähnlichen Lage sind; das giebt mir die Gewißheit des Sieges.

Ich will Ihnen denselben nicht streitig machen, obwohl ich tief betrübt darüber bin.

Weshalb?

Weil Sie glauben, mir Liebkosungen ohne Bedeutung verweigern zu müssen, welche das Glück meines Lebens ausmachen würden.

Ich habe daran gedacht.

Sie weinen?

Ja, und noch mehr, ich liebe diese Thränen..

Das wundert mich.

Ich habe Sie um zweierlei zu bitten.

Sprechen Sie, und seien Sie sicher, daß ich Ihre Wünsche erfüllen werde.

Druck von H. G. Voigt in Wandsbeck.

Druck von H. G. Voigt in Wandsbeck.